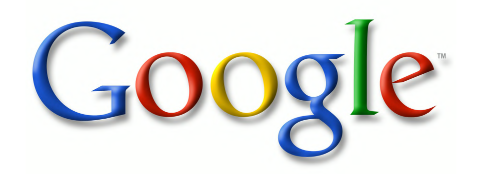
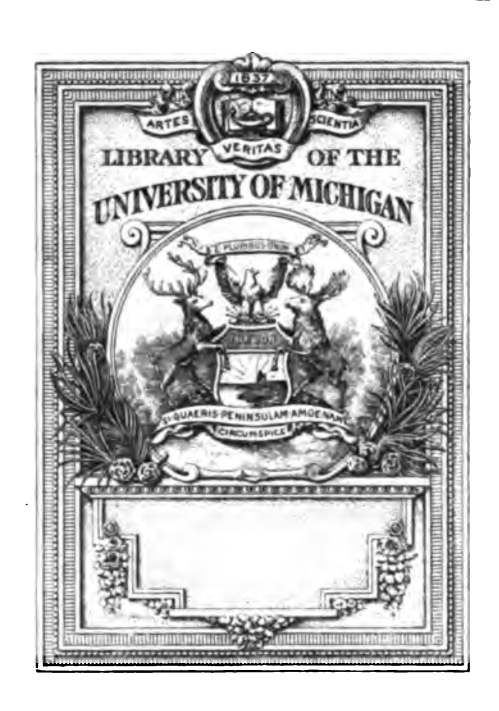





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Neue

Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1896.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1896.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1896.

Gotha, 11. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **A. W. Verrall, Euripides The Rationalist** (A study in the history of art and religion). (Cambridge) London, J. Clay & Sons, 1895. 263 S. 8. geb. 7 sh. 6.

War man bisher der Ansicht, daſs die rationalistische Richtung des Euripides sich in seinen Dramen bloſs in gelegentlichen Äuſserungen der handelnden Personen oder auch des Chores offenbare, so versucht V. nachzuweisen, daſs ganze Dramen, zumal die, in denen Götter auftreten, ihrer gesamten Anlage nach in rationalistischem Sinn aufgebaut sind und nur von diesem Gesichtspunkt aus völlig verstanden werden können.

Zu diesem Zwecke unterwirft der Verfasser zunächst die Alcestis, daneben Jon und die Taur. Iph. einer sorgfältigen Untersuchung. Er geht hierbei von der Betrachtung aus, daſs die Alc. 'eine Fülle von Seltsamkeiten enthält, die man bisher auf verschiedene Weise zu erklären oder zu entschuldigen gesucht hat. Die bekannte Annahme, daſs die Alc. ein Satyrdrama vertrete und hierdurch einen burlesken Anstrich erhalten habe, weist V. von vornherein zurück; denn für eine komische Behandlung — und das muſste dem Dichter klar sein — eignete sich nicht der tiefernste Stoff der Wiedererweckung vom Tode zum Leben. Einer ernsten Auffassung dieses Stoffes steht aber schroff entgegen der seichte

Handel Apollos mit dem Tode zu Beginn des Stückes, der bis zum Lächerlichen egoistische, unsympathische Charakter des Admetus, der trunkene Herakles und der unwürdige Schlufs des Dramas. Es ist unmöglich anzunehmen, meint V., dafs Eur. diese Ungereimtheiten nicht gefühlt habe oder nicht imstande gewesen wäre, dieselben zu beseitigen, wenn er gewollt hätte; so wufste die Legende gewifs nichts von einem „trunkenen“ Herakles: Diese Trunkenheit ist eigene Erfindung des Dichters. War sich aber dieser der unangemessenen Behandlung der ernsten Legende bewufst, so mufste er einen tiefen Grund hierzu haben, und das war sein Antagonismus gegen Mythus und Volksreligion. Nur unter dieser Voraussetzung, dafs Eur. nicht den Mythus von der Wiedererweckung vom Tode zum Leben verherrlichen wollte, wie dies ein Aeschylus gethan hätte, sondern dafs er denselben seinem ganzen Wesen nach als falsch und erlogen zu charakterisieren gedachte, lassen sich die bezeichneten Widersprüche begreifen. Darum also mufste Admetus als lächerlicher Egoist und Lügner (!), Herakles als Trunkenbold erscheinen, der eine unwürdig einer übernatürlichen Belohnung, der andere völlig ungeeignet als Werkzeug der Gottheit für die Errettung vom Tode. Daraus erklären sich die anderen Seltsamkeiten des Dramas, wie der durch nichts als durch die Prophezeiung begründete Tod der Alcestis auf offener Bühne, ihre jedes Gefühl verletzende, überstürzte Bestattung, das auffallende Fehlen der Erzählung von der Besiegung des Todes und der peinliche Schlufs. Dem Dichter lag daran, dem Publikum klar anzudeuten, dafs Alcestis nicht wirklich gestorben, sondern infolge Erschöpfung und Aufregung nur in eine tiefe Ohnmacht gesunken war, und dafs infolge dessen Herakles die zum Leben Wiedererwachte aus dem Grabgewölbe blofs zurückzuführen brauchte. So war die Legende zerstört, wie es denn nach der realistischen Ansicht des Dichters keine Auferstehung vom Tode giebt (Alc. 962 ff.). Konnte auch Euripides, eingeengt von dem religiösen Rahmen der attischen Bühne, diese Ansicht nicht offen aussprechen, sondern nur unter einem Schleier verhüllt andeuten, so war doch der Schleier dünn genug, dafs das aufgeklärte Publikum durch ihn hindurchzublicken vermochte.

War übrigens Euripides in der Alc. noch vorsichtig aufgetreten, so bekämpfte er im Jon in geradezu rücksichtsloser Weise die anthropomorphistische Auffassung der Götter und die Hauptstütze dieses Glaubens, das Priestertum in Delphi. So verspricht Hermes im Prolog, dafs Apollo alles zu einem glücklichen Ende führen und die Erkennung zwischen

Kreusa und Jon in Athen herbeiführen werde, ja Athene selbst hebt im Epilog nochmals nicht ohne Bedeutung die erwähnte Absicht Apollos hervor. In Wirklichkeit aber wird diese wiederholt betonte Absicht des Gottes in grausamer Weise zerstört. Laut hat Kreusa vor dem gesamten Chor Jon als ihren von Apollo gezeugten Sohn bezeichnet, und die Zukunft beider ist demgemäfs nichts weniger als glückverheifsend. Der delphische Gott hat nicht einmal den Verlauf eines einzigen Tages vorhergesehen, und der Glaube an seine Göttlichkeit leidet kläglichen Schiffbruch. Die Bühnengötter, deren sich Euripides bedient, sind eben nicht ernst zu nehmen, sie sind gleichsam nur dazu da, um sich selbst zu diskreditieren und daneben den religiösen Gefühlen der grofsen Menge scheinbar einige Rechnung zu tragen. Als wahr ist nur das zu nehmen, was die handelnden Personen des Dramas selbst sprechen oder thun — alles andere ist Lüge. Im besonderen ist die sogen. Lösung des Knotens durch einen Bühnengott reine Ironie, die sich gar häufig in den gar nicht zur Sache gehörenden Worten des deus ex machina offen zu erkennen giebt. Darum endet auch die Tragödie Jon mit einem vollständigen Bankrott. Doch nicht blofs der Glaube an die Wahrhaftigkeit und Voraussicht Apollos ist zerstört, sondern auch der an das delphische Orakel. Ohne viel Bedenken hatte Pythia dem Xuthus den Jüngling als seinen Sohn bezeichnet, der nach ihrem Wissen sich in der Nähe des Tempels befand, und dem Xuthus beim Austritte zuerst begegnen mufste; hierdurch aber waren dem Orakel ungeahnte Schwierigkeiten entstanden; denn Kreusa, deren Anschlag auf das Leben Jons vereitelt worden, sieht sich vor dem Tempel mit dem Tode bedroht. Um nun den voraussichtlichen Mord, der dem Rufe der Orakelstätte abträglich sein mufste, zu verhindern, greifen die delphischen Priester zu einem verzweifelten Mittel. Sie haben aus den kurz zuvor erhobenen leidenschaftlichen Klagen Kreusas entnommen, dafs sie Apollo, gleichgültig ob wahr oder nicht, für den Vater ihres Kindes hält, das sie gleich nach der Geburt ausgesetzt hatte. Rasch entschlossen schaffen sie eine Wiege herbei, füllen sie — denn auch die näheren Umstände der Aussetzung hatten sie ja gehört — mit frischen (!) Linnen, legen das saisierte Armband Kreusas, das Original des im Erechthiden-Haus gebräuchlichen Halsschmuckes der Kinder, hinein und fügen auf gut Glück noch einen grünen Olivenkranz hinzu. Mit all diesem ausgerüstet tritt Pythia im entscheidenden Augenblick aus dem Tempel heraus und übergiebt Jon diese angeblichen Reliquien seiner

Kindheit. Kreusa begreift den Fingerzeig, sie errät und erschaut den Inhalt der Wiege und ist gerettet. Jon ist beglückt, seine Mutter gefunden zu haben; doch wird seine Freude nur zu bald durch den Gedanken verbittert, dafs Apollo angeblich sein Vater sei. Um seinen furchtbaren Zweifeln ein Ende zu machen, ist er entschlossen, das Orakel zu befragen. Was hätte ihm aber dieses antworten sollen, da es kurz vorher ihn als Sohn des Xuthus erklärt hatte? Konnte es sich widersprechen? So bleibt Jon in Verzweiflung zurück. — Nichts geht, so läfst der Dichter durchblicken, in dem Stücke wunderbar zu, das Orakel aber stürzt über seine eigene Schlauheit.

Der feindseligen Haltung des Dichters gegen das delphische Orakel ist ein besonderes Kapitel gewidmet „Euripides in a hymn“, welches das 3. Stasimon der Taur. Iph. zum Gegenstand hat.

Eine gleich rationalistische Tendenz erkennt V. in der Taur. Iph. — Alles, was mit dem Glauben an das delphische Orakel zusammenhängt, ist Lug und Trug oder verfehlt seine Absicht. Gleich der Traum, den Iph. im Prolog erzählt, dient nicht dazu, ihre Hoffnung zu beleben, sondern nur ihr Herz gegen die Fremdlinge zu verhärten, während Orestes anderseits sich vor eine unmögliche Aufgabe gestellt und von seinem Auftraggeber völlig verlassen sieht. Hatte doch das Orakel ihn nur in das ferne Land gesendet, um endgültig eines lästigen Vorwurfes für den fälschlich geratenen Muttermord loszuwerden. Orestes fühlt auch keinen inneren Beruf zur Ausführung des frommen Auftrages und hofft nicht im geringsten durch den Diebstahl des heil. Bildes Entsühnung zu finden. Durchsichtig genug sind die Erinyen selbst nur als Hallucinationen eines Wahnsinnigen gezeichnet. Daher ist auch Orestes nicht glaubwürdig, wenn er von seinem Kampfe gegen die Erinyen auf dem Areopag erzählt. Nirgends im ganzen Stück zeigt sich die Hilfe Apollos und gerade da, wo sie am dringendsten nötig gewesen wäre, läfst er es zu, dafs unvorhergesehene Stürme die Fliehenden rettungslos dem rachedürstenden König preisgeben. Die Göttin des Epilogs vermag gleichwie in Jon nichts mehr zu ändern; denn der Dichter hat ja V. 1325 ff. deutlich ausgesprochen, dafs die Flüchtigen unter allen Umständen ereilt würden. Wie wenig ernst Athene zu nehmen ist, erhellt daraus, dafs sie Euripides V. 1469 ff. eine humoristische Anspielung auf einen von ihm errungenen oder noch zu erringenden theatralischen Sieg machen läfst. Das Stück enthält aufserdem noch anderweitige Angriffe gegen den Anthropomor-

phismus. So werden Orestes und Pylades wegen ihrer schönen Gestalt anfänglich von den Hirten für die Dioskuren gehalten; nur einer von ihnen, ein roher Geselle, glaubt, daſs es Schiffbrüchige seien, und dieser eine behält recht. Wäre aber, so folgert V., das Stück auf anthropomorphistischer Grundlage geschrieben, so müſste dieser Zug als grober technischer Fehler bezeichnet werden. — Wie ist aber Iph. ins Taurierland gekommen? Ist dies nicht ein von den Göttern bewirktes Wunder? Auch darauf weiſs V. Bescheid: Iph. ist auf den schnellen Schiffen des Thoas bei heiterem Wetter nach Taurien entführt worden; so deutet V. die wiederholte sprachliche Spielerei des Dichters mit dem Namen Thoas.

Im letzten Kapitel behandelt V. die Phönissen, nicht weil sie ihm etwa einen ähnlichen Kampf des Dichters gegen die Volksreligion bedeuten, sondern weil er in der Exodos eine tiefe Allegorie, von einem Nachdichter herrührend, erkennt. Mit groſsem Scharfsinn sucht V. zu beweisen, daſs alle Partieen, welche sich in dem Drama auf Antigone beziehen, spätere Einschübe sind, die ihr Auftreten in der gleichfalls später hinzugefügten Schluſsscene begründen sollen. Daſs die Umdichtung nicht von Euripides selbst herrühren könne, erhellt aus dem Umstand, daſs sich in der fraglichen Schluſsscene mehrfache offenbare Anlehnungen an den Oed. Coloneus vorfinden, dessen Abfassungszeit nach dem Tode des Euripides liegt. Vor allem bekunden dies die direkt aus dem Oed. Col. herübergenommenen Verse 1758, 59, die übrigens nach der Ansicht Verralls keineswegs eine seichte Interpolation, sondern eine bewuſste Ehrung des Sophocles bilden. Was bezweckte aber die von dem unbekannten Nachdichter lose mit dem Drama verbundene Sage von der Verbannung des Oedipus? Unter Oedipus, schlieſst Verrall, haben wir uns Euripides selbst zu denken, der die Sphinx d. i. die Finsternis des Aberglaubens siegreich bekämpfte, schlieſslich aber vom Haſs verfolgt in die Verbannung ziehen muſste, unter Antigone dagegen, seiner Tochter, die mit ihm in die Verbannung zieht und ihn tröstet, die Dichtkunst. Nur bei dieser Auffassung lassen sich nach der Ansicht Verralls die sonst sinnlosen, das nächstliegende Leid unberührt lassenden lyrischen Wechselgesänge verstehen.

Dies in den weitesten Umrissen die überraschenden Ergebnisse der Forschungen Verralls, die sich auf eine eben so fesselnd geschriebene als scharfsinnige Beweisführung stützen. Wie sehr auch die meisten derselben zum Widerspruche reizen, so hat sich doch der Referent sorglich ent-

halten, vereinzelte Kritik zu üben, da es geschmacklos wäre, ein einzelnes Glied aus der grofsen Kette von Beweisen herauszureifsen und anzugreifen. Nur so viel möchte er bemerken, eine Beobachtung, die sich wohl den meisten Lesern von vornherein aufdrängt, dafs der Rationalismus eher auf der Seite des Interpreten als der des Dichters zu liegen scheint. Ob die Untersuchungen Verralls eine neue Epoche für die Kritik und Wertschätzung des Dichters bedeuten, dürfte die Folgezeit lehren. So viel aber steht fest, dafs sie die höchste Beachtung verdienen und zu erneuertem, vertieftem Studium des Euripides anregen werden.

Böhm. Leipa. **Leop. Eysert.**

---

2) **P. Vergili Maronis Aeneis.** Für den Schulgebrauch erklärt von Brosin. 1. Bd. Buch I u. II. 5. Aufl. 2. Bd. Buch III u. IV. 4. Aufl., besorgt von **Ludwig Heitkamp.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1895. Preis 1. u. 2. Bd. je ℳ 1.30. 3. Bd. ℳ 1.80.

Die Virgil-Ausgabe war eine der ersten in der Bibl. Goth., die ganz andere Grundsätze verfolgte als die bis dahin bekannten Ausgaben mit Anmerkungen. Wie gesund und zeitgemäfs diese Grundsätze waren, wie sie geradezu einem dringenden Schulbedürfnisse entgegenkamen, das zeigt der Erfolg. Jetzt weist die Goth. auf eine stattliche Reihe von Ausgaben der Schulschriftsteller hin. Wohl jeder Lehrer des Virgil hat die Brosinsche Ausgabe mit grofser Freude begrüfst, die sich in dem Mafse steigern mufste, als er sah, wie das Interesse am Schriftsteller und die Leistungen wuchsen. Erschien mir auch damals der Kommentar als musterhaft, so nahm der eine oder andere doch gelegentlich an dem Zuviel Anstofs. Dem ist nun meines Erachtens in der Heitkampschen Ausgabe abgeholfen. Vergleichen wir zunächst die „Allgem. Bemerk." von Brosin und Heitkamp, so zeigt sich schon die Vereinfachung in dem Umfange: Br. umfafst 11 S., H. 7 S. Auch ist Abstand davon genommen, im Kommentar durch die Zeichen „A. B." auf die Allg. Bem. obligatorisch zu verweisen. So heifst es z. B. II, 579 statt bei Brosin „*coniugium* s. A. B. 56[b]", bei Heitkamp „*coniugium* im Sinne von *coniugem*" III, 554 *Trinacria* statt bei Brosin „s. A. B. 33" bei Heitkamp „hie Adjektiv". Mag auch ein Hinweis auf die Allg. Bem. in der Theor ganz richtig sein, die Praxis aber lehrt, dafs von unseren Schülern sich wo nur wenige der Mühe unterziehen, die Allg. Bem. nachzuschlagen, zu wenn sie in einem andern Bändchen stehen als in dem, welches er aug-

blicklich benutzt. Ferner sind die Anmerkungen im Kommentar z. T. bedeutend vereinfacht. Vielleicht könnten in einer neuen Auflage noch mehr Realien dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlassen bleiben. Endlich hat H. zum Verständnis des Inhalts den einzelnen Abschnitten in Form eines einfachen Satzes Überschriften gegeben, z. B. I, 1—7. „Der Gegenstand des Gedichtes". 8—33. „Anrufung der Muse; Gründe für den Hafs der Juno gegen die Trojaner". IV, 1—89. „Dido entdeckt ihre Liebe zu Aeneas ihrer Schwester Anna. Da diese ihre Bedenken beschwichtigt, überläfst sie sich ganz ihrer Leidenschaft." — Auch wo der Dichter den Übergang nicht markiert, hilft der Kommentar mit einer Bemerkung, wie I, 106: „Der Dichter geht zu dem Schicksale der andern Schiffe und ihrer Insassen über."

Ganz vortrefflich sind die sachlichen Erklärungen, wie die Beihilfe bei schwierigen Konstruktionen; so I, 109 „Ordne: *Itali saxa* („diese H."), *quae mediis in fluctibus (sunt)*, *vocant aras* (im D. mit d. best. Artikel). Vergleichen läfst sich der Altarstein bei Bacharach im Rhein". I, 421 *miratur molem, magalia:* „Durch die Alliteration ist der Gegensatz zwischen den ehemaligen elenden Hütten und dem emporwachsenden „Riesenbau" der Burg kräftig emporgehoben." Sehr erfreut war ich über die Erklärung von I, 505: *Tum foribus divae, media testudine templi.* Ganz gewifs safs Dido nicht zu Gericht im Innern des Tempels, sondern in der geräumigen, quadratischen, von Säulen getragenen Vorhalle (dem *πρόναος*), vor dem Eingange des Tempels, zu dem man auf Stufen emporstieg. Dort, mitten unter der Wölbung der Decke — mufs man dann mit Brosin ein Tonnengewölbe annehmen? — safs die Königin, gerade so wie der Römer seine Beamten täglich sitzen sehen konnte. Vom tiefen Verständnis des römischen Epikers und feinem ästhetischen Geschmacke zeugen ferner die gegebenen Winke zur Übersetzung. Vier Beispiele! I, 115. *puppim*, „Achterdeck", aber, wo kein Mifsverständnis dadurch entstehen kann, „Stern", „Spiegel"; nur nicht „Schiffshinterteil". II, 513 *veterrima laurus;* im D. bestimmter „tausendjähriger". III, 429 *metas Pachyni* „P.s Kegel". IV, 117 *venatum* = „auf die Birsch". Bisweilen möchte ich in der Übersetzung abweichen, so I, 190: *vulgus* „Volk", im Gegensatz zu *ductores*. Weshalb nicht „Rudel", im Gegensatz zu den „Leittieren"? I, 496 *forma pulcherrima Dido.* Klingt „schöngebildete, schöngestaltete" poetisch und ist der Superl. oder Elativ. damit wiedergegeben? Ich übersetze „die bildschöne D." oder „die

schönste unter den Frauen". In den „Allg. Bem." Nr. 13 übersetzt H. „die holdselige D.". Ist etwa diese Eigenschaft für D. charakteristisch?

I, 502. *Latonae tacitum pertemptant gaudia pectus.* Sind das nicht „Mutterfreuden", die das Herz der Latona „durchzucken"? Könnte man nicht I, 506 *solio alte subnixa* wiedergeben „sich auf dem Throne majestätisch niederlassend"? — Aufserordentlich anregend ist die Heranziehung von Citaten aus anderen Dichtern. Die Erfahrung lehrt, wie eifrig die Schüler zum Zwecke einer geschmackvollen Übersetzung nach einer ihnen bekannten Dichterstelle suchen. Dagegen geht das Anführen einer unbekannten Stelle an den meisten spurlos vorüber. Sollte man daher nicht an dem Grundsatze festhalten, in einer Schulausgabe nur solche Stellen zum Vergleiche heranzuziehen, welche den Schülern der betreffenden Klasse bekannt sind? So passen also trefflich folgende Hinweise auf Schiller: I, 71 *bis septem nymphae.* Kampf mit dem Drachen: „Auf dreimal dreifsig Stufen." I, 464 *animum pascit.* Goethe: „Dafs sich Herz und Auge weide —". II, 330 *portis bipatentibus.* Handschuh: „da speit das doppelt geöffnete Haus —". III, 543 *numina sancta Palladis.* Graf v. Habsburg: „König Rudolfs heilige Macht." Auch wird vielfach darauf hingewiesen, wie Virgil Homer einfach übersetzt hat, so I, 92 *solvuntur frigore* = λύντο. 213 *veribus figunt* = ὀβελοῖσιν ἔπειρον. Wie wenige Sekundaner kennen aber — um einige Beispiele anzuführen — olgende Dichter! I, 129 „Ariosto". II, 154 Shakespeare „Othello", II, 332 Goethes „Faust". I, 66 „Tasso". Oder II, 322 Caes. Bell. civ.? — Was nun schliefslich die Bemerkungen über Sprache und Vers betreffen, so hat Heitkamp, nach dem Vorbilde Brosins, aber in noch knapperer Form alles gegeben, was dem Schüler aus den grammatischen Stunden und der Lektüre des Ovid noch unbekannt ist. — So entspricht diese Heitkampsche Virgil-Ausgabe in jeder Beziehung den Anforderungen, welche an eine gute Schulausgabe gestellt werden; und darum ist wohl nicht zu fürchten, dafs sie von den neuerdings erscheinenden Auszügen aus Virgil, die dem Lehrer die Freiheit eigener Auswahl nehmen und dem begabteren Schüler das Nachlesen der überschlagenen Stellen, und damit das Verständnis der künstlerischen Komposition eines gröfseren Abschnittes unmöglich machen, verdrängt wird.

Hameln. **Walther.**

3) **Hermann Bender, Anthologie aus römischen Dichtern** mit Ausschlufs von Vergil und Horaz. Zum Gebrauch im Gymnasialunterricht ausgewählt und bearbeitet. Zweite verbesserte Auflage. Tübingen, H. Laupp, 1894. 188 S. gr. 8. ℳ 2.

Nach zehn Jahren erscheint Benders Anthologie zum zweitenmal, fast unverändert. Sie mufs sich also in ihrer ursprünglichen Anlage bewährt haben, trotz mancher Einwendungen, die man gegen die Anlage des Ganzen erhoben hat. Über die Auswahl einer Anthologie im einzelnen sowie über den Umfang der Anmerkungen läfst sich mit Erfolg niemals streiten. Genug, wenn eine Anthologie so viel des Charakteristischen bietet, dafs die römischen Dichter auch für den Gymnasiasten, der bei Horaz und Cicero so manchmal ihre Namen hört, Gestalt und Leben gewinnen. Und das ermöglicht Benders geschmackvolle Auswahl im Verein mit den knappen litterargeschichtlichen Einleitungen zu jedem Dichter (Ennius, Lucilius, Lucrez, Catull, Tibull, Properz, Ovid, Lucan, Statius, Martial, Juvenal, Auson und Namatian), vorausgesetzt, dafs der Lateinlehrer der Obersekunda und Prima den herrlichen Lesestoff, den Bender darbietet, planvoll verteilt und den Anlafs zum Gebrauche der Anthologie nicht dem Zufalle überläfst. Sonst bleibt's Nascherei, auch bei einer siebten Lateinstunde! Deutsche Überschriften über den Gedichten, statt der Inhaltsangaben in den Anmerkungen, würden dem Schüler den Gebrauch des handlichen und gut ausgestatteten Buches noch erleichtern.

Siegen i. W. **Gustav Eskuche.**

---

4) **Leop. Winkler, Der Infinitiv bei Livius** in den Büchern I, XXI und XLV. Programm. Brüx, 1895. 24 S. 8.

Livius durchbrach den Bann der ciceronianischen Sprache und begründete durch Aufnahme dichterischer und volkstümlicher Elemente die silberne Latinität. So hat er auch inbezug auf die Verwendung des Infinitivs die Grenzen des klassischen Lateins überschritten und zahlreiche Neuerungen vorgenommen. Der Infinitivus historicus zwar findet sich im 1. Buch 35mal, im 21. nur 22mal und im 45. Buch noch 10mal. Gegenüber dieser allmählichen Einschränkung aber führte Livius mehr und mehr vom klassischen Gebrauch abweichende Verbindungen von Verben mit dem Inf., Acc. c. Inf. und Nom. c. Inf. ein. Der einfache Inf. steht in den genannten Büchern bei 63 Verben und Redensarten, der Acc. c. Inf. bei 141, der Nom. c. Inf. bei 10. Diese 214 Ausdrücke werden

S. 6—19 aufgeführt; bei den seltenern sind sämtliche Stellen aus den drei Büchern citiert. Die Verbindung von *credi* (1, 39, 6) und *cognosci* (21, 14, 3 u. 20, 8) mit Nom. c. Inf. erkenne ich nicht an; es ist der blofse Nominativ ohne *esse*. Das Subjekt des Acc. c. Inf. wird namentlich beim Fut. Act. und Perf. Pass. ohne *esse* gern weggelassen; *esse* fehlt am häufigsten beim Acc. c. Inf. des Gerundivs.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

5) **Vocabularium iurisprudentiae romanae** iussu Instituti Savigniani composuerunt **O. Gradenwitz, B. Kuebler, E. Th. Schulze.** Fasc. I. Berolini apud Georgium Reimerum, 1894. 75 u. 96 S. 4. ℳ 6.40.

Vor zehn Jahren schrieb mir bei anderer Veranlassung Prof. Pernice in Berlin: „Wenn wir nur erst eine Verwertung unseres massenhaften Materials zu einem neuen juristischen Lexikon fänden!" Gemeint war damit der zum Teile bereits damals auf der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrte, in der Handschrift aber noch nicht abgeschlossene Wortindex zu den Digesten, über den v. d. Leyen in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte (IV, IX) s. Zt. berichtet hat. Etwa um das Jahr 1888 betrat Pernices Wunsch den Weg seiner Verwirklichung: die Bearbeitung eines auf jenen Index gegründeten Wörterbuches der klassischen Rechtswissenschaft ward in Angriff genommen und den oben genannten drei Herren übertragen. Mit der Mitteilung dieses Unternehmens im VIII. Bande der Zeitschr. f. Rechtswissenschaft erfolgte zugleich der Abdruck einiger, allerdings auf noch unvollständigem Material beruhender Proben. Seitdem war dem grofsen Publikum nichts mehr von dem Stande der Sache verlautbar geworden, bis vor kurzem das 1. Heft des Werkes, umfassend die Artikel a, ab, abs bis accipio' ans Tageslicht gekommen ist. Fortan soll das Wörterbuch in Lieferungen von je 10 Bogen zum Preise von 8 ℳ erscheinen; berechnet ist sein Umfang auf ungefähr 15 Lieferungen; voraussichtlich kann jedes Jahr eine Lieferung ausgegeben werden. Es wird also noch ziemlich lange dauern, bis man sich des abgeschlossenen das Beste versprechenden Werkes erfreuen darf.

Das Wörterbuch umfafst die Digesten Justinians (die zum gröfsten Teile auch auf klassisch-juristischem Materiale beruhenden Institutionen sind ausgeschlossen), ferner Gai institutiones, Ulpiani regulae, Pauli sententiae als einzeln erhaltene Werke und endlich die Excerpte

aus klassischen Juristen enthaltenden Stellen der Fragmenta Vaticana, der Mos. et Rom. legum collatio und der consultatio (s. Collectio libr. iur. antei. Tom. III).

Den Vorteil, demnächst ein Wörterbuch in Händen zu haben, das alle Stellen enthält, kann in vollem Umfange nur der ermessen, der, wie Referent, bei seinen Arbeiten oft tagelang nach einem Worte in den in Frage kommenden Schriften zu suchen genötigt gewesen ist; denn wie Dirksen in seinem an sich so verdienstlichen Manuale notgedrungen unvollständige Belege gegeben hat, so genügt Elvers' 1824 erschienenes promptuarium Gaianum angesichts der durch Studemund-Krüger erfolgten Textgestaltung des Gaius nicht mehr im entferntesten. Dabei ist das neue Wörterbuch so angelegt, dafs es die Stellen ausführlich ausschreibt und sie in längeren Artikeln nach wissenschaftlichen Grundsätzen übersichtlich gruppiert. Ich glaube am besten zu thun, wenn ich einen (durch die daruntergesetzte Chiffre *K* als Eigentum des Dr. Kuebler bezeichneten) Artikel ausschreibe und, wo es zum Verständnis der Citierweise noch erforderlich ist, durch [ ] erläutere. Ich nehme den Artikel *absumo*. Nach dem Stichworte heifst es:

arboribus . . . vento deiectis vel absumptis igne Pap. 522, 26 [d. h. Papinian in der gröfseren Ausgabe der Mommsenschen Digesten, 1. Bd. S. 522 Zeile 26] ∾ si legata absumant (adsumant F) dodrantem Ulp. (Jul?) 892, 24. ∾ Fructus Pap. 725, 35. 60. $\bar{4}$ [d. h. Digesten 2. Bd. (man beachte den Strich über der kleineren Zahl!), S, 60, Z. 4]. 882, $\overline{15}$. Paul. III, 6, 42 [d. h. Paulus im 3. (erhaltenen!) Buche seiner sententiae, tit. 6, § 42] ∾ non absumitur, quod in corpore patrimonii retinetur Pap. 56, $\overline{13}$ [also 2. Bd. der Digesten!]. non absumptum videtur, quod in corpus patrimonii versum est Pap. 168, $\overline{19}$.

Bemerkt sei noch, zur Erklärung des „(Jul?)“ in obiger Stelle, dafs damit auf die mutmafsliche Vorlage des Ulpian hingedeutet werden soll, während anderseits z. B. in dem Artikel abutor das dort unter c) stehende dotem Ulp. 722, 6 durch Zusatz von „(Trib.)“ als sprachliche Änderung der justinianischen Redaktionskommission hingestellt wird, eines bei der Beurteilung des Digestenlateins nicht zu unterschätzenden Faktors; denn das möge sich jeder zukünftige Benutzer des Wörterbuches nur gesagt sein lassen: der Name, unter dessen Flagge die einzelnen Stellen in den Digesten segeln, ist noch lange nicht

in jedem Falle der des wirklichen Eigentümers (natürlich in sprachlichem Sinne genommen!)

Schliefslich erwähne ich noch, dafs dem eigentlichen Wörterbuche eine 75 Seiten lange Concordanz der Seitenzahlen der Mommsenschen grofsen Ausgabe, nach der, wie erwähnt, citiert wird, mit der gebräuchlichen Einteilung der Digesten vorgedruckt ist, wodurch die Benutzung des Wörterbuches an der Hand jeder Ausgabe möglich gemacht worden ist.

Buchweiler i. Els. **Ed. Grupe.**

---

6) **Leo Bloch, Griechischer Wandschmuck.** Archäologische Untersuchungen zu attischen Reliefen. München, Bruckmann, 1894. 73 S. gr. 8 m. 14 Abb.

Unter dem angeführten Titel verbirgt sich eine Studie über eine kleine berühmte Gruppe griechischer Reliefs, deren eigenartige Schönheit stets ihre zahlreichen Freunde haben wird: die bekannten Darstellungen des Orpheus und der Peliaden, sowie das verschieden gedeutete „Torlonia-Relief"; der Verfasser erweist sich dieses dankbaren Gegenstandes auch würdig. Von den Ergebnissen der feinsinnigen, gut geschriebenen Abhandlung dürfte die Deutung des Torloniareliefs (S. 16 ff.) die meiste Tragweite haben; wäre doch dieses Bildwerk, wenn es wirklich die Befreiung des Theseus und Peirithoos darstellte (so Petersen), eine interessante Urkunde in der Entwickelung der Peirithoossage (vgl. v. Wilamowitz, analecta Euripidea, p. 168 f.). Hier wird nun nachgewiesen, dafs nicht blofs wesentliche Teile des Reliefs ergänzt sind (Abbildung des Antiken S. 16), sondern auch unten am Bein etwas weggearbeitet ist; kurz, wir haben wieder eine Philoktetscene voraus. Nach S. 33 soll gerade die äschyleische Sagenform zugrunde liegen; dafs jedoch Herakles bei dem eleusinischen Dichter als deus ex machina auftrete (S. 29), ist nicht zu erweisen und längst von Nitzsch (Sagenpoesie S. 644 ff.) und Nauck (Einleitung zum Philoktet Abs. 4) bestritten worden.

Im letzten Abschnitte (S. 51 ff.) wird gegen Reisch durchgeführt, dafs auch das Peliadenbild, wie die anderen, Wanddekoration war; wie dagegen Schreibers Ansicht, dafs dieser Wandschmuck eine alexandrinische Mode sei, durch Paus. 8, 37, 1 ff. widerlegt werden soll, ist mir unklar. Offenbar sind in die Rückwand der dort beschriebenen Säulenhalle vier nicht zusammengehörige Platten einmal eingemauert worden, wie dies in

so vielen Kreuzgängen und an so vielen Kirchenwänden zu sehen ist. Entweder mufste der Verf. den „Wandschmuck" oder aber seine Chronologie der Reliefs fahren lassen. Er versetzt aber das Orpheus- und das Torloniarelief in das 5. Jahrhundert, das Peliadenrelief dagegen, das er mit Recht von ihnen absondert, in den Anfang des vierten, weist es jedoch ab — was wohl höflicher hätte geschehen können —, einen bestimmten Künstler zu bezeichnen. Vor den philologischen Lesern dieser Zeitschrift versuchen wir hier die Sachlage kurz anzugeben.

Es handelt sich um Reliefs italischen Fundortes, die ausnahmsweise auch kopiert wurden, was sonst alten Reliefs nicht widerfuhr (S. 3). Das Neapler Exemplar des Orpheusreliefs, welches wahrscheinlich das Original ist, trägt Inschriften, die offenbar archaisieren sollen (*Ορφευς* linksläufig; *HPMHΣ* = *Ἑρμῆς*); Bloch erklärt, wie andere, diese Inschriften für gefälscht, ohne jedoch Robert (archäol. Märchen S. 198) auf S. 61 f. zu widerlegen. Allerdings sind die Vaseninschriften (auch *Ηρμαιος* bei Heydemann, Mitteil. S. 87 steht auf einer korinthischen Vase) nicht mafsgebend, aber gerade attische Inschriften der Kaiserzeit bringen analoge Beispiele von sonderbarem Archaismus, z. B. archaische Buchstabenformen trotz *H* und *Ω* und ohne h (Preger, Athen. Mitteil. 19, 142) oder *ΠΡΑΞΙΤΕΛΗC ΕΠΟΙΕ* (sic) bei Löwy, Künstlerinschr. 1488. Die Sagenform ist nachklassisch, wie schon Zoëga erkannte (S. 9) und wie auch durch die abweichenden Angaben bei Euripides (S. 14) und Plato (S. 12) bestimmt festzustellen ist. Der Stil ist derartig, dafs wir keines der vielen Kunstwerke des 5. Jahrhunderts (auch den in manchem nahestehenden Parthenonfries nicht, wie Bloch S. 71 richtig sagt) unmittelbar vergleichen können. Und nun der Geist, welcher diesen Werken ihren eigenen Zauber verleiht! Petersen betont „die zurückhaltende Beschränkung der äufseren Handlung"; nun, diese ernste, gehaltene Stimmung mufs doch auch in der Litteratur irgendwo ihren Ausdruck gefunden haben. Vergeblich sehe ich mich in der klassischen Zeit danach um; in Walters inhaltsreicher „Geschichte der Ästhetik im Altertum" stöfst man wohl bei Plato auf den Begriff des „Gehaltenen" (S. 197 ff.), aber er hat damit, wie er selbst gesteht, *κόσμιος* nicht sehr glücklich wiedergegeben. Nicht bei den Attikern, sondern bei den Atticisten findet man jene Zurückhaltung; erzählt uns nicht Quintilian (X, 1, 44; vgl. XII, 10, 38), eine Partei der Atticisten halte *„pressa"* und *„tenuia"* für das echt attische Wesen und stellt er nicht jene Eigenschaft in Gegensatz zur Heiterkeit (laetus X,

1, 46)? Der „attische“ Geist, der die Reliefs durchzieht, erscheint uns reflektiert, ebenso wie auch Thorwaldsen im Glauben, den echten Geist der Antike zu haben, die Energie absichtlich zurückdämmte und gleichfalls „gehaltene“ Werke schuf.

Vermögen wir also in Verschiedenem, auch in Grundfragen nicht zuzustimmen, so legen wir doch das Buch mit Dank für den sehr anregenden Inhalt aus der Hand.

Würzburg. **Sittl.**

---

7) **O. Henke, Die Bergrede Jesu** für Schüler höherer Lehranstalten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1895. VIII und 77 S. 8. ℳ 1.

Die Arbeit liegt ganz auf praktischem Gebiet; aus dem Unterricht der I a hervorgegangen, ist sie den alten Primanern gewidmet, die diesen Unterricht genossen. Und sie atmet auch den frischen Geist des lebendigen Unterrichts. Auf solider philologischer Grundlage ruhend und die leitenden Gedanken zunächst in geschichtlichem Rahmen festlegend, bringt sie diese doch in ihrem absoluten Wert zu lebendigem Verständnis durch Heranziehung der verschiedensten, auch ganz moderner Probleme. So verfährt ja doch auch der lebendige Unterricht, und die kleine Schrift kann dem, der diesem Unterrichtszweig ferner steht, zeigen, von welchem Werte die Bergpredigt gerade auch für die höchste Stufe des Unterrichts ist. Jeder aber, der in diesem Unterricht steht, wird mit Interesse von der Schrift Kenntnis nehmen, wenn sie ihm auch sachlich nichts Neues bieten sollte; sie wird ihm jedenfalls manche Anregung geben. Aber die kräftig hervortretende Subjektivität des Buches bedingt es, dafs es auf manchen Widerspruch in Einzelheiten stofsen wird. Manche Polemik gegen bestimmte kirchliche Strömungen verdankt augenscheinlich persönlichen Verhältnissen ihren Ursprung und kann keine allgemeine Geltung beanspruchen, so die Bemerkung S. 23 f., dafs man die Bergpredigt wenig beachte, weil man sich vor ihr fürchte. Stärkeren Widerspruch wird besonders Teil II (Teil I enthält eine selbständige Übersetzung) erfahren, worin die Bergrede in den Zusammenhang des bisherigen Lebens Jesu gestellt wird. Wenn die Erörterung der Bergrede auch, wie es ja sehr lobenswert ist, im Unterricht einen Teil des Lebens Jesu bildete, so ist sie hier doch als ein selbständiges Stück herausgegeben. Die geschichtliche Grundlage des Lebens Jesu kann, soweit sie hier notwendig ist, als

hinreichend bekannt vorausgesetzt werden, alles Weitergehende ist aber, so sehr man persönlich sich auch mit manchem einverstanden erklären kann, noch so umstritten, dafs zu fürchten ist, dafs derartige Ausführungen in manchen Kreisen von vornherein dem Buch Vorurteile erwecken, die es nicht verdient.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

8) **C. E. A. Söderström, Carmina selecta. III.** Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln (Hjalmar Möller) 1895. XVI u. 233 S. 8. 2 Kron., 50 öre.

Wir können das Lob, welches wir früher in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1895, Nr. 15, S. 239—240 über die beiden ersten Hefte von Söderströms Carmina selecta ausgesprochen haben, auch auf das nunmehr vorliegende dritte Heft unbedingt übertragen, müssen sogar gestehen, dafs die gegenwärtig zur Veröffentlichung gelangten lateinischen Übersetzungen von Kirchenliedern noch mehr von einzelnen kleineren Inkorrektheiten frei sind als die früheren und uns daher im allgemeinen noch mehr befriedigt haben. Das Heft enthält 97 weitere, ins Lateinische, jedesmal unter Beibehaltung des ursprünglichen Rhythmus und Versmafses der Gesänge übertragene Kirchenlieder des schwedischen Gesangbuches, darunter viele, bei denen die schwedische Umarbeitung von Wallin, Petri, Spegel, Arrhenius u. a. benutzt wurde, während verhältnismäfsig bei nur wenigen die Fassung des deutschen Originals zugrunde gelegt ist. Man mufs manchmal geradezu staunen über die rhythmisch und metrisch meist ganz tadellose lateinische Form, die man um so mehr anerkennen mufs, je spröder, weil der üblichen lateinischen Ausdrucksweise fast ganz fernliegend, das zu behandelnde Material war. Trefflich gelungen sind dem Übersetzer unter vielen andern „Wach auf, mein Herz und singe“ V. 1:

Mens vigila, dic psalmum!
Collauda Patrem almum!
Nos protegit, qui donum
Dat nobis omne bonum. etc.

„Nun ruhen alle Wälder“ V. 1:

Jam luce caret mundus;
Mox dormit laetabundus
In dulci otio:
Te decet vigilare
Precumque, mens, vacare
Dulcissimo negotio. etc.

Am Schlusse des Heftes ist eine vortreffliche freie lateinische Übersetzung des 47. Psalms in sapphischen Strophen gegeben, die folgendermaſsen anhebt:

1. Psalmus aeternum fidibus canendus
Regis adscensum super astra laudat;
In choris sancto grege praecinente
Corahidarum.

Da nunmehr das neue schwedische Gesangbuch mit Ausnahme weniger Kirchenlieder von Söderströms Hand in lateinischem Gewande vollständig vorliegt, können wir unser Urteil über das ganze Werk dahin zusammenfassen, daſs es geradezu eine Musterleistung ist, welche ihren Platz in der lateinischen Hymnologie stets behaupten wird und in vollstem Maſse die vorzüglichen Empfehlungen verdient, welche der Erzbischof A. N. Sundberg, Primas der schwedischen Kirche, der Oberhofprediger Bischof Billing, der auch als Dichter wohlbewährte frühere schwedische Kultusminister G. Wennerberg, der hervorragende Dichter der Jetztzeit C. D. af Wirsén und nicht wenige andere hohe Kapazitäten ihr haben angedeihen lassen.

Dresden. **K. Löschhorn.**

Vakanzen.

Bremen, Handelsschule (O. R.) Hilfsl. N. Spr. (Turnen). ℳ 1800—2400. Meld. bis 15. 1. Dir. Dr. Kasten.

——— R. S. in d. Altstadt. Hilfsl. N. Spr. ℳ 1800. Meld. bis 1./2. Direktor Dr. Marechal.

Calbe, H. T. wiss. L. ℳ 1500—2100; bis 20./1. Magistr.

Essen, R. S. mehrere Oblst. f. Math. u. N. Spr. Dir. Dr. Welter.

Frankfurt a. M., Klingerschule (O. R.) Obl. Math. Phys. ℳ 3200—6600. Curatorium.

——— Adlerflychtschule. (R. S.) Direktor. ℳ 5600—6800 u. W. Curatorium.

Helmstedt, H. S. Math. Phys. 1800 ℳ. Meld. bis 20./1. Schulvorstand.

Oldenburg i. Gr., G. Hilfsl. N. Spr. u. Relig. ℳ 2000. Meld. bis 10./2. Ev. Oberschulkollegium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 25. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

9) H. Reinhold, Griechische Örtlichkeiten bei Pindaros.

Quedlinburg, Karl Vogel, 1894. 30 S. 4. ℳ 1. 20.

Der Verf. sammelt mit grofsem Fleifs alle griechischen Örtlichkeiten, die bei Pindar erwähnt werden, mit Einschlufs der Gebirge und Flüsse, und stellt sie in den Abschnitten: Mittelgriechenland, der Peloponnes, die Inseln im Agäischen Meer, Sicilien, Italien und Spanien, Afrika, Asien, Nordgriechenland und die Länder im Norden der Balkanhalbinsel übersichtlich zusammen. Dabei kommt es ihm weniger darauf an, alle Stellen, wo der betreffende Name bei Pindar erwähnt wird, vollständig aufzuzählen; sein Hauptbestreben ist vielmehr darauf gerichtet, alle Epitheta, mit denen der Dichter eine Örtlichkeit auszeichnet, sowie das andere, was er von ihr erzählt, anzuführen, und in dieser Beziehung wird man kaum etwas vermissen. Versehen sind selten, wenn sie auch nicht ganz ausgeschlossen sind. So ist z. B. Ol. VII, 29, wo es *ἐκ θαλάμων Μιδέας* heifst, mit *Μιδέας* nicht die argolische Stadt Midea, wie mit *Μιδέαθεν* Ol. XI, 66, gemeint, sondern die Nymphe, die Mutter des Likymnios von Elektryon. Auch ist es nicht richtig, dafs Pindar den Kampf der Dioskuren und Aphariden, der sonst in Sparta gedacht wurde, nach Messenien verlege; denn das Grabmal des Aphareus, wo der Kampf

stattfand, ist nach Pausan. 3, 11, 11 in Sparta, und dafs es auch Pindar hier dachte, zeigt die Erwähnung des Taygetos. Ebenso wenig darf man unter dem Gefilde von Phlegra, wo Herakles mit den Göttern gegen die Giganten kämpfte, die Gegend zwischen Kyme und Kapua in Italien verstehen, sondern nur das thrakische Phlegra auf der Halbinsel Pallene, wohin die ältere Sage den Gigantenkampf verlegt. Von Ägina wird nicht gesagt, dafs es im Winkel von ganz Hellas gelegen sei; denn Nem. VI, 28 ist Korinth gemeint. Akragas wird nicht *ποντία*, sondern *ποταμία* genannt, vgl. Pyth. VI, 6. Thera heifst Pyth. IV, 14 *ἁλιπλάκτου*, nicht *ἁλιπλάγκτου*. Auch von den citierten Stellen sind manche verschrieben oder verdruckt.

Der Verf. hat die Absicht, durch seine auf die erwähnte Weise eingerichtete Sammlung und Darstellung zu zeigen, wie sich die Natur der griechischen Welt dem Auge des Dichters darstellte und in seinem Ausdruck wiederspiegelt. Zugleich hofft er, durch seine Arbeit zur Ermittelung der Frage beitragen zu können, welche Gegenden und Örtlichkeiten Pindar aus eigener Anschauung kennt, obwohl er sich die Schwierigkeiten, die diese Untersuchung bietet, nicht verhehlt. Nach ihm kannte der Dichter „die meisten Orte in Mittelgriechenland und dem Peloponnes, in Nordgriechenland, Thessalien und Epirus, vielleicht Makedonien; ferner Sicilien mit den bedeutendsten Städten der östlichen Hälfte, die meisten der Inseln im Ägäischen Meer, insbesondere Euböa, Ägina, Delos, Rhodos, vielleicht Kreta; schliefslich Kyrene. Von den übrigen Ländern der damaligen Kulturwelt hatte er nur aus Berichten oder von Hörensagen Kunde".

Ich will hier nicht untersuchen, inwieweit diese Aufstellungen des Verf. sachlich begründet sind; es genügt, darauf hinzuweisen, dafs sich diese Folgerungen formell aus den von dem Verf. aufgestellten Prämissen nicht ergeben. Die Schilderungen, die Pindar von den Örtlichkeiten giebt, sind nirgends derart, dafs wir zu der Annahme gezwungen würden, er sei selbst an Ort und Stelle gewesen. Einen solchen Schlufs aber auf die von dem Dichter bei den einzelnen Örtlichkeiten gebrauchten Epitheta gründen zu wollen, erscheint bei der stehenden Gewohnheit der griechischen Dichter, überall ausschmückende Beiwörter anzuwenden, äufserst gewagt, und kann dem Verf. um so weniger gestattet werden, da er die dazu unerläfsliche Vorbedingung nicht erfüllt hat, nämlich zu untersuchen, welche von den betreffenden Epitheta von den früheren Dich-

tern übernommen und welche neu sind, und im letzten Falle, ob sie ganz allgemeiner Natur sind, so daſs sie auf eine ganze Reihe von Örtlichkeiten passen, oder ob sie etwas für einen bestimmten Ort besonders Charakteristisches bezeichnen. So sind wir für unsere Frage auf die wenigen eigenen Angaben des Pindar angewiesen; aber auch hier dürfen wir, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, nicht vergessen, daſs wir es mit einem Dichter zu thun haben, dessen Ausdruck nicht immer wörtlich, sondern oft bildlich zu nehmen ist. Doch wenn sich auch die von dem Verf. aus seinen Zusammenstellungen gezogenen Folgerungen meiner Meinung nach nicht halten lassen, so hat er seine Arbeit doch nicht vergeblich unternommen; seine fleiſsigen Sammlungen und seine übersichtliche Darstellung sichern ihm den Dank aller Leser Pindars.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

10) **Breslauer philologische Abhandlungen.** Herausgegeben von **R. Förster.** VII. Band. 3. Heft. De Callimachi hymnis quaestiones chronologicae scripsit **Br. Ehrlich.** Breslau, W. Koebner, 1894. 69 S. 8. ℳ 3.

Die Abfassungszeit der vier ersten Hymnen des Kallimachos ist schon häufig von Gelehrten zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden, ohne daſs jedoch bis jetzt eine Übereinstimmung erzielt worden wäre. Es sind hauptsächlich zwei Umstände, die hierbei hindernd im Wege stehen, einmal die Unsicherheit darüber, was man als beabsichtigte Anspielung zu betrachten hat, sodann die Mangelhaftigkeit der geschichtlichen Überlieferung jener Zeit, die uns keinen genaueren Einblick in den Gang der damaligen Ereignisse gestattet. Erst wenn einmal hierin Klarheit geschaffen ist, kann man auf eine endgültige Lösung der Frage nach der Chronologie der Hymnen des Kallimachos hoffen. Auch der Verf. der vorliegenden Abhandlung sucht, auf einige neuaufgefundene Inschriften gestützt, seinen Teil dazu beizutragen. Nach ihm fand Philadelphos' Vermählung mit seiner Schwester Arsinoe im Jahre 276 statt. Erst nach dieser waren nach der Ansicht des Verf. die Kämpfe des Philadelphos mit Magas und seinen Brüdern, die von der verstoſsenen ersten Gemahlin des Philadelphos dazu aufgewiegelt wurden. Diese fielen in die Jahre 276—274; Magas, der nur einen Krieg mit Philadelphos führte, schloſs Frieden, als Antiochos von Syrien gegen Ägypten zog, da Philadelphos jetzt bereit war, ihm Kyrene abzutreten. Der Krieg mit Antiochos, der

ebenfalls nur ein einziger war, währte von 274--266/5. Dann folgte der chremonideische Krieg von 265—262/1, in dem Philadelphos von Antigonos bei Kos, etwa um 263/2, entscheidend besiegt wurde. Die Verlobung des Euergetes mit Berenice fand in den Jahren 260—258 statt.

Diese Aufstellungen des Verf. stehen jedoch nicht alle aufser Zweifel. Wer wird z. B. glauben, dafs Magas, der nach des Verf. Ansicht Antiochos zuhilfe rief, gerade in dem Augenblick vom Krieg abgestanden sei und Frieden mit Philadelphos geschlossen habe, als Antiochos zu seiner Unterstützung gegen Ägypten heranzog? Wenn aber die historischen Grundlagen nicht feststehen, so können auch die darauf gebauten Schlüsse über die Abfassungszeit der Hymnen des Kallimachos nicht als endgültige betrachtet werden; denn in demselben Augenblick, wo jene sich verschieben, müssen auch diese eine Änderung erfahren, selbst wenn alle aus dem Hymnus selbst geschöpften Annahmen und Voraussetzungen des Verf. bestehen bleiben.

Der Hymnus auf Zeus ist nach dem Verf. zu einer Zeit gedichtet, wo Philadelphos nicht verheiratet war; denn sonst wäre auch seine Gemahlin in dem Hymnus erwähnt worden. Dies ist insoweit richtig, als es sich auf Arsinoe, die Schwester und Gemahlin des Philadelphos, bezieht; denn zu Philadelphos-Arsinoe bot Zeus-Hera eine vortreffliche Parallele; dagegen lag zu einer Erwähnung der ersten Gemahlin des Philadelphos kein Grund vor. Dies weist auf die Zeit vor 276, des Verf. Ansatz der Verheiratung mit Arsinoe als richtig vorausgesetzt. Auf dieselbe Zeit deutet auch das zweite von dem Verf. angeführte Moment, dafs nämlich die Abfassung vor dem Ausbruch des Bruderstreites stattgefunden haben mufs. Der Verf. wählt das Jahr 283 als Zeit der Abfassung. Dagegen scheint mir, wie ich früher schon ausführte, das Alter des Kallimachos zu sprechen. Auch geht aus dem Gedicht selbst hervor, dafs Philadelphos schon längere Zeit König war, vgl. V. 67 f. und 85 f. Daher scheint mir das Jahr 277/6 passender.

Den Hymnus auf Delos setzt der Verf. in das Jahr 263/2; denn er sei nach der Vernichtung der Gallier, also nach 274 nach des Verf. Ansatz, und vor der Schlacht bei Kos abgefafst. Was der Verf. zum Beweis der letztern Behauptung anführt, ist in keiner Weise ausschlaggebend; ein höfischer Dichter konnte die Macht des Philadelphos zu jeder Zeit so preisen, wie es in dem Hymnus geschieht, und was der Verf. über Euböa, Cypern, Delos u. s. w. sagt, könnte höchstens als Zugabe zu

einem beweiskräftigen Moment in Betracht kommen, an und für sich aber ist es unbedeutend, zumal da der Verf. ja auch die ganze Reihe der andern in dem Gedicht erwähnten Namen nicht erklären kann. Viel wichtiger erscheint es mir, dafs nirgends in dem Gedichte eine Anspielung auf einen bestehenden Krieg vorkommt, was sicher der Fall wäre, wenn Philadelphos damals in einen Krieg verwickelt gewesen wäre. Ich glaube also, dafs der Hymnus nach der Vernichtung der Gallier zu einer Zeit, wo Frieden war, geschrieben wurde, sei es gegen Ende der Regierung des Philadelphos, was mir zu Ton und Inhalt des Gedichtes am besten zu passen scheint, sei es nach Beendigung des syrischen Krieges, was vielleicht mancher aus dem Grunde vorziehen wird, weil dieser Zeitpunkt der Vernichtung der Gallier näher liegt.

Den Hymnus auf Artemis läfst der Verf. zwischen 258—247 entstanden sein; denn mit Artemis sei Berenice, die Tochter des Magas gemeint; da sie aber als Jungfrau gefeiert werde, so habe die Vermählung noch nicht stattgefunden; die Erwähnung des Otos und die Benennung der Artemis als *Τιτυοκτόνος* deute auf die Tötung des schönen Demetrios durch Berenice; ja, in dem Geräusch in den Kyklopenwerkstätten will der Verf. den Waffenlärm des ersten punischen Krieges dargestellt sehen! Ich glaube nicht, dafs irgendjemand einer so willkürlichen und subjektiven Schlufsfolgerung irgendwelche Beweiskraft zusprechen wird.

Der Hymnus auf Apollon, der, wie der Verf. gegen Studniczka nachweist, in Kyrene gesungen wurde, feiert den König Euergetes. Darin stimme ich dem Verfasser bei; ob er aber schon aus dem Jahre 247 stammt, bezweifle ich; ich glaube, er wurde erst gedichtet, als sich Euergetes als König bewährt hatte.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

11) **F. Köster, Die Lieder des Horaz,** in altem Versmafs mit Reimen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1895. 169 S. kl. 8. ℳ 1. 50.

Man darf es stets als eine erfreuliche Erscheinung begrüfsen, wenn Männer, die nicht durch ihren Beruf auf philologische Studien gewiesen sind, sich eingehend mit den Schriften des klassischen Altertums beschäftigen. Der Verf. der vorliegenden Übersetzung der Oden und Epoden des Horaz ist Geheimer Sanitätsrat und zeigt in seinem geschmackvoll ausgestatteten

Büchlein, dafs die Liebe zu dem venusinischen Sänger auch aufserhalb der zünftlerischen Kreise lebendig ist, was gerade in unserer Zeit und ihrer Geistesströmung Anerkennung verdient. Der Versuch, in der Übertragung die antiken Versmafse mit dem Reime unsrer Sprache zu verbinden, ist jedenfalls selten, und wenn Verf., der mit ausreichender Kenntnis der Sprache und mit Verständnis für den Geist des Dichters an seine Aufgabe herangetreten ist, nicht durchweg glatte und klare Übersetzung geliefert hat, so ist das wesentlich der Schwierigkeit zuzuschreiben, die er sich durch die Vereinigung jener Kunstformen selbst geschaffen hat; denn offenbar sind manche Härten des Ausdrucks nur dadurch entstanden, dafs der Reim einen Zwang auferlegte. Bei manchen Metren auch, wo die Länge der Verszeilen gar zu ungleich ist, will der Reim nicht recht zu Gehör; wirksam erscheint er dagegen z. B. bei der ersten sapphischen und der alcäischen Strophe. Liest sich die Übersetzung auch nicht immer leicht, so wird das Buch doch manchem, der dem Horaz und dem Altertum ferner steht, für diese Interesse abgewinnen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

12) **Aug. Döring, Die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem.** Neuer Versuch zur Lösung des Problems der sokratischen Philosophie von A. D. München, C. H. Becksche Buchhandlung, 1895. 614 S. 8. ℳ 11. 50.

Eine Lösung des Problems der sokratischen Philosophie will Döring aus der Betrachtung der Xenophontischen Memorabilien gewinnen, und an hingebendem Fleifs hat er es nicht fehlen lassen; ob die Lösung, die er bietet, befriedigt, ist eine andere Frage. In der That, angesichts der schriftstellerischen Eigenart des Xenophon der Memorabilien ist es zu verwundern, wie Döring, der so entschieden, als es nur immer geschehen kann, die philosophische und — diesem Gegenstand gegenüber auch — schriftstellerische Unterwertigkeit Xenophons betont (vgl. z. B. S. 339, 350, 360, 414, 574), doch den Mut findet, ausschliefslich aus dem Bereiche dieses Xenophon den geschichtlichen Sokrates rekonstruieren zu wollen. Döring schafft sich die Grundlage dafür durch eine erklärende Analyse der Memorabilien. Dafs diese Erklärung des einzelnen schon bestimmt ist von der das Ganze beherrschenden Auffassung, und diese letztere sich dann wieder auf die Einzelerklärung beruft, könnte vielleicht bei der Beschaffenheit der Quelle, aus der geschöpft werden soll, überhaupt nicht vermieden

werden; aber erträglich wäre diese petitio principii doch nur dann, wenn keine der Einzelerklärungen an sich Bedenken erweckte.

Döring glaubt, eine streng durchgeführte Disposition der Memorabilien nachweisen zu können: I. Widerlegung der Anklage A betreffs der Religion (Mem. I, 1), B betreffs des Einflusses auf die Jugend (Mem. II, § 1—5 und 62—64), II. positiver Erweis des Gegenteils A betreffs der Religion, B betreffs des Einflusses auf die Jugend, aber so, dafs sich hier der Unterschied zwischen vorbildlicher und dialektischer Einwirkung des Sokrates auf seine Schüler als anderer Einleitungsgrund in den Vordergrund drängt und man also vielmehr für den zweiten Hauptteil die Einteilung bekäme: AA günstiger Einflufs der Persönlichkeit des Sokrates (Mem. I, 3) und BB günstiger Einflufs seiner dialektischen Erörterungen (Mem. I, 4 — II, 1 und ganz III und IV). Der Einwand, den Joel aus der so ganz ungleichen Verteilung des Stoffs gegen diese Disposition entnommen hat, wird sich doch nicht so einfach damit erledigen lassen, dafs Döring sagt, zu den Abschnitten IA und B und IIAA habe eben Xenophon nicht weiter zu sagen gehabt; denn mindestens über IIAA hätte offenbar ein persönlicher Bekannter des Sokrates sehr viel mehr sagen können, zumal da Döring zu dem Einflufs, den Sokrates durch sein Vorbild oder, wie Xenophon I, 3, 1 sagt, *ἔργῳ* übte, auch alle diejenigen R e d e n des Sokrates rechnet, die kein *διαλέγεσθαι* waren. Döring mufs das thun, wenn seine Disposition nicht schon durch I, 3 umgestofsen werden soll; aber die Reden, die I, 7 und besonders III, 12—14 berichtet werden, sind auch nicht dialektischer, sondern paränetischer Natur, würden also nach Döring zum vorbildlichen Wirken des Sokrates, d. h. nicht in IIBB, sondern in IIAA gehören; sie fügen sich seiner Disposition nicht. In Wirklichkeit hat Xenophon nicht daran gedacht, diese Unterscheidung durchzuführen, wie schon das *λέγων* I, 4, 1 zeigt; denn hier in der Einleitung zu dem Abschnitt, der speziell vom *διαλέγεσθαι* handeln soll, durfte er doch wenigstens nicht beide Ausdrücke miteinander verwechseln.

Mit dieser Betonung des *διαλέγεσθαι* hängt es zusammen, dafs Döring zwischen einem exoterischen und esoterischen Sokrates unterscheidet und eben die Schilderung des esoterischen in dem ganzen Abschnitt IIBB findet; aber abgesehen davon, dafs Xenophon die Öffentlichkeit des Wirkens des Sokrates aufs nachdrücklichste und ohne jede Einschränkung behauptet (I, 1, 10), was gingen den esoterischen Sokrates die III, 10 f.

erwähnten Personen an? Auch diese Kapitel fügen sich der Disposition Dörings nicht; denn zu der Einwirkung auf den engern Kreis der Genossen liefern sie keinen Beitrag. Ferner faſst Döring III, 8 und 9 zu einer Gruppe zusammen, die zeigen soll, wie Sokrates durch sein Verhalten verfänglichen Fragen gegenüber τοὺς συνόντας ὠφέλει; aber III, 9 berichtet nicht von verfänglichen Fragen, mindestens von § 4 an überhaupt nicht mehr von Fragen, die an Sokrates gerichtet wurden, vielmehr von zusammenhängenden Sokratischen Darlegungen, die eher zum λέγειν als zum διαλέγεσθαι zu rechnen wären, wenn man diese Unterscheidung streng durchführen wollte. III, 9 läſst sich auch nicht gut mit der Annahme Dörings vereinigen, daſs Buch IV von Anfang an einen integrierenden Bestandteil der von Xenophon entworfenen Disposition seiner Schrift gebildet habe; wenn das der Fall war, warum hat dann Xenophon die Begriffe, von denen in Buch IV ausschlieſslich die Rede ist, auch schon III, 9 abgehandelt, obgleich ihre Erwähnung an letzterer Stelle sich nur ganz äuſserlich an das vorhergehende Kapitel anschlieſst, ohne jede Beziehung auf den III, 8 vorangestellten Gesichtspunkt? Der Hauptgrund freilich, der dagegen spricht, daſs Buch IV einfach als weitere Gruppe den von Döring unterschiedenen fünf übrigen Gruppen seines Teils II BB angereiht wird, ist die lange und gewundene Einleitung zu Buch IV, die deutlich zeigt, daſs Xenophon sich bewuſst ist, hier zu etwas Neuem anzusetzen, und daſs es ihm Mühe macht, dieses Neue an das Bisherige anzuschlieſsen, während es ihm bei den anderen Gruppen Dörings an den einfachsten Übergängen, zweimal (III, 8, 1 und III, 12, 1) an einem bloſsen δὲ, genügt. Angesichts der nachdrücklichen und ausführlichen Einleitungsformeln, die Xenophon an verschiedenen Stellen, z. B. eben IV, 1, in. gebraucht und auf die auch Döring zum Teil seine Disposition stützt, versagt doch die Wendung, die Döring einmal gebraucht, es scheine fast, Xenophon habe sein Dispositionsgerüste verstecken wollen. Ehe man zu dieser verzweifelten Auskunft greift, wird man doch lieber annehmen, daſs da, wo Xenophon eine Einleitungs- oder Übergangsformel gebraucht, er etwas Neues bringen will, wo nicht, nicht — mag auch dabei das schönste Dispositionsgerüste in die Brüche gehen.

Um sein Dispositionsschema durchführen zu können, muſs Döring eine Umstellung und eine Ausscheidung vornehmen. Die Umstellung besteht darin, daſs er I, 5, 6 mit II, 1 zu einer die ἐγκράτεια behandelnden Gruppe zusammen nimmt und wieder I, 7 mit III, 1 ff. zu einer Gruppe,

in der von den Erfordernissen für die Bekleidung öffentlicher Ämter die Rede ist. Aber die Regel, die Sokrates I, 7, 1 aufstellt, wird durch das, was Sokrates nach III, 1, 1 that, nicht etwa ergänzt, vielmehr fällt die Anleitung zur ἐπιμέλεια III, 1, 1 mit der I, 7, 1 gegebenen Lehre, dafs man sich in dem, worin man etwas gelten wolle, tüchtig machen solle, inhaltlich zusammen: die Zusammenstellung beider ergäbe eine Tautologie; und jedenfalls hat I, 6 von § 11 an nichts mehr mit der ἐγκράτεια zu thun. Die Umstellung leistet also nicht, was sie soll. Andere Bedenken erheben sich gegen die Ausscheidung von I, 2, § 9—61, und II, 2—10, die Döring als Nachtrag einer zweiten Redaktion zuweist. Wenn I, 2, 9 der κατήγορος überraschend eingeführt wird, so zeigt doch schon das τινας in § 1, dafs das zweite Kapitel andere widerlegen soll als Kap. 1; und die wiederholte Wendung θαυμάζω ὅπως ποτε ἐπείσθησαν besagt uns, dafs Xenophon nicht verstehe, wie sich die Athener weismachen lassen konnten, dafs Sokrates schuldig sei, da sie doch, wie das jedesmal ausgeführt wird, wissen oder mit einigem guten Willen erfahren konnten, dafs das Gegenteil von dem, was die Anklage behauptete, wahr sei. Also ist es kein Widerspruch, wenn Sokrates nach jener wiederholten Erklärung sich nun doch mit dem κατήγορος auseinandersetzt, den er übrigens von ὁ γραψάμενος (I, 2, 64) unterscheidet. Dafs Xenophon beim ersten Entwurf seiner Schrift den Polykrates schon als κατήγορος im Auge gehabt haben kann, dafs es also auch deshalb nicht nötig ist, an ein späteres Einschiebsel zu denken, ist zweifellos, da Xenophon, der noch im Herbst 394 die Schlacht bei Koronea mitmachte, nicht vor 393 an die Abfassung der Memorabilien gegangen sein kann. Gegen die von Döring versuchte Ausscheidung der § 9—61 aus I, 2 spricht nun aber positiv, dafs § 9 an 8 und wiederum 62 an 61 vortrefflich anschliefst, nicht aber 62 an 8. § 6—8 führt aus, dafs und warum Sokrates von seinen Schülern kein Geld genommen habe, und schliefst triumphierend mit einer rhetorischen Frage, auf die nichts mehr zu sagen ist, wenn man nicht weifs schwarz heifsen will; der Punkt wäre erledigt, wenn nicht spezielle Vorwürfe gemacht worden wären, deren Nichtigkeit nun § 9—61 nachgewiesen wird. Ebenso gut pafst die Erklärung des § 62 ἐμοὶ μὲν δὴ τοιοῦτος ὢν ἐδόκει τιμῆς ἄξιος εἶναι τῇ πόλει zu der in § 61 vorangegangenen Vergleichung des Sokrates mit Liches hinsichtlich dessen, was jeder dieser beiden für seine Stadt gethan habe; nicht aber pafst sie zu dem § 1—8 über Sokrates Gesagten; denn dafs Sokrates die

Tugend der *ἐγκράτεια* übte und empfahl, steht damit, daſs er seitens der Stadt eine besondere Ehre verdient habe, in keinem direkten Zusammenhang. Wenn es unnötig oder vielmehr unthunlich erscheint, I, 2, § 9—61 als späteres Einschiebsel Xenophons aus dem ursprünglichen Text der Memorabilien auszuscheiden, so wird damit auch die Ausscheidung von II, 2—10 hinfällig, da diese Kapitel nach Döring den positiven Teil der Auseinandersetzung mit dem *κατήγορος* enthalten sollen. An sich enthalten sie lediglich nichts, was ihre jetzige Stellung verdächtig machen könnte: denn sie enthalten alle Beweise dafür, daſs Sokrates *οἷός τε ἦν προτρέπειν* oder *βελτίους ποιεῖν* (I, 4, 1) und *ὠφελεῖν* (I, 3, 1) *τοὺς συνόντας*, viel direktere als z. B. das von Döring nicht ausgeschiedene Kap. I, 6. Auch erwähnt Xenophon das *ὠφελεῖν* in dem fraglichen Abschnitt nicht bloſs beiläufig, wie Döring meint, sondern hebt es wiederholt und nachdrücklich hervor, vgl. II, 4, 1; 5, 1; 6, 1; 7, 1; 8, 6; 9, 8; 10, 6.

Döring wäre vielleicht nicht auf den Gedanken gekommen, I, 2, 9—61 auszuscheiden, wenn nicht der Fall des Kritias und Alkibiades vor die Zeit fiele, über die Xenophon als Augen- und Ohrenzeuge berichten kann; denn für die ursprüngliche Gestalt der Memorabilien spricht Döring dem Zeugnis des Xenophon durchweg Authentie, mindestens seiner Gewährsmänner, zu. Wo Xenophon ausdrücklich diese Authentie für seinen Bericht in Anspruch nimmt, gewiſs mit Recht; aber für die Gespräche, wo Xenophon dies nicht thut, ist Zweifel berechtigt und Vorsicht geboten, und auch für die erste Klasse bleibt die Frage offen, ob Xenophon das Gehörte richtig wiedergiebt. Daſs Gespräche, wie die mit Theodote, weder dem Wortlaut noch dem Sinn nach richtig sein können, glaube ich in meiner Programmabhandlung (Cannstatt 1893) mindestens höchst wahrscheinlich gemacht zu haben; doch bleibt hier, der Natur der Sache nach, immer ein subjektives Element zurück, und deshalb verfolge ich die Sache hier nicht weiter. Aber wenn Döring das Gespräch mit dem jüngeren Perikles (III, 5) in die Zeit des dekeleischen Kriegs setzt, ausgesprochenermaſsen, weil sonst Xenophon es nicht mit angehört haben könnte, so ist dem gegenüber zu sagen, daſs die in dem Gespräch vorausgesetzte Lage zu einer Zeit, wo man die Spartaner im Lande selbst hatte; schlechterdings nicht paſst: damals hätte ein athenischer Feldherr eine näherliegende Sorge gehabt als die, einen möglichen thebanischen Einfall an der Nordgrenze Attikas (mit dem von den Spartanern besetzten Dekelea Rücken!) abzuwehren.

Eben das Gespräch mit Perikles wird von Döring als ein Beweis dafür verwertet, dafs Sokrates seinen Unterredungen wo möglich eine Wendung gegeben habe, durch die die Pflichten und Aufgaben der leitenden Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt wurden; auch dem Perikles gegenüber habe Sokrates hier den Hebel ansetzen wollen, um eine allgemeine Besserung herbeizuführen. Aber die Pointe des Gesprächs liegt nach § 24 vielmehr darin, dafs Sokrates es verstanden habe, den Perikles in seiner Weise auf das hinzuweisen, was Perikles für seine spezielle Aufgabe als Feldherr unter den gegebenen Verhältnissen zu wissen und zu thun nötig habe, und so schliefst denn das Gespräch mit der Empfehlung ganz bestimmter militärischer Mafsregeln. Die allgemeine Besserung, von der im Verlauf des Gesprächs allerdings die Rede ist, erwartet Sokrates hier nicht sowohl einseitig von einer Änderung der leitenden Persönlichkeiten, als vielmehr davon, dafs die im ganzen athenischen Volk noch vorhandenen guten Eigenschaften wieder belebt und auf jedem Gebiet richtig verwertet werden; dies letztere ist freilich nur bei guter Leitung möglich, aber das entscheidende ist hier dem Sokrates die Rückkehr der Gesamtheit zu den *ἀγαθὰ ἐπιτηδεύματα* (§ 14) und der Nachweis, dafs kein Grund sei, in dieser Beziehung zu verzweifeln (§ 18). Auch sonst läfst sich nicht verkennen, dafs durch die Gesamtauffassung, die Döring von der Wirksamkeit des Sokrates hat, seine Erklärung einzelner Stellen in unrichtiger Weise beeinflufst wird, während dann diese Stellen wieder als Stütze der Gesamt-Auffassung verwertet werden. Als Beispiel führe ich die Behandlung des Begriffs der Weisheit an: als Hauptstellen für die Sokratische Auffassung der Weisheit im ethischen Sinn wird S. 432 die Stelle IV, 5, 11 f. bezeichnet; Döring sagt: „Zwar kommt hier der Name Weisheit nicht ausdrücklich vor, wenn aber von der Enthaltsamkeit die Befähigung abhängig gemacht wird, die wahrhaft guten Handlungen zu erkennen (*σκοπεῖν τὰ κράτιστα τῶν πραγμάτων*)..." aber, wenn es schon dem Xenophon zuzutrauen sein soll, dafs er den Begriff an der Stelle, die für dessen Fassung grundlegend sein soll, nicht einmal nennt, so heifst doch *τὰ κράτιστα* nicht „das wahrhaft Gute", sondern „das jedesmal Beste", und *σκοπεῖν* nicht „erkennen", sondern „sein Augenmerk auf etwas richten"; und nichts anderes steht auch in dem Xenophontischen Zusammenhang; denn § 11 zieht mit seinem *τὰ κράτιστα* das Facit aus § 10, wo ausgeführt ist, dafs nur der *ἐγκρατής* sich nicht durch die Genüsse des Augenblicks vom

zweckvollen Handeln, z. B. *τὸ σῶμα καλῶς διοικεῖν* und *ἐχθροὺς κρατεῖν*, abhalten lasse. So wird S. 431 das *ἐπίστασθαι τὰ δέοντα* I, 2, 50 als Weisheit im ethischen Sinn gefafst, während der Zusammenhang zeigt, dafs es sich um das Wissen des Rechten auf beliebigen Gebieten handelt; Xenophon sagt nämlich, Sokrates, weit entfernt, zu sagen, dafs der Unkundigere von dem Verständigeren gebunden werden dürfe, habe vielmehr geglaubt, wer einen andern wegen Unwissenheit fesseln wollte, müfste sich dann auch von jedem, der etwas wisse, was er selbst nicht wisse, fesseln lassen.

So kann ich die Grundlage, die Döring für die Rekonstruktion der geschichtlichen Gestalt des Sokrates sich aus Xenophon schafft, nicht für eine ausreichende und haltbare halten. Aber auch das Bild des geschichtlichen Sokrates, zu dem er kommt, unterliegt schweren Bedenken. Döring findet die wahre Bedeutung des Sokrates darin, dafs er eine Gesellschaftsreform angestrebt habe, die darin bestehen sollte, dafs die Tüchtigsten in Staat und Haus herrschen zum Wohle aller, und dafs zu diesem ihrem Herrscherberuf die dafür Begabtesten durch persönliche Einwirkung und spezielle Belehrung erzogen werden. Döring selbst gesteht zu (S. 397 u. 510), dafs einzelne von Xenophon überlieferte Züge in diesem Bild des sozialen Reformators keine Stelle finden. Und was ist das Ziel dieser Reform? Die Antwort lautet: die Eudämonie aller (S. 392); fragt man aber nach dem spezifischen Wesen dieser Eudämonie, so wird man S. 501 belehrt, dafs das immer nur den Leitenden zuteil werden kann. Dieser Widerspruch hat seinen tieferen Grund darin, dafs es unmöglich ist, in Xenophons Memorabilien etwas zu finden, was bei Sokrates auf den Versuch, das höchste Gut oder die höchste sittliche Norm inhaltlich zu bestimmen, oder auch nur auf das Bedürfnis, über den rein formalen Begriff der inhaltlich nicht bestimmten Eudämonie hinaus einen beherrschenden Einheitspunkt für seine Aufstellungen zu besitzen, hinweisen würde. So kommt man aus dem Zirkel nicht hinaus, dafs die *καλοὶ κἀγαθοὶ* zum Herrschen berufen seien, und dafs *καλοὶ κἀγαθοὶ* diejenigen seien, welche die königliche Kunst, alle auf die richtige Weise zu behandeln, d. h. die Herrscherkunst besitzen. Einen Inhalt bekommt die Ethik des Xenophontischen Sokrates nur, so weit es sich um die Bestimmung des Werts einzelner Eigenschaften und Thätigkeiten für einzelne durch konkrete Verhältnisse gegebene Zwecke, also um die Frage der Zweckmäfsigkeit im einzelnen Fall, handelt. Wie bescheiden freilich auch in diesem Punkt

die Leistungen des Xenophontischen Sokrates sind, zeigt, um von vielen Beispielen nur eines anzuführen, die ihm in den Mund gelegte Darlegung, dafs der beste Feldherr der sei, der am besten für das Wohl aller seiner Untergebenen sorge; gerade da, wo es interessant würde, bei der Frage, wie, bezw. ob der Feldherr im Krieg die Sorge für das Wohl aller seiner Untergebenen mit der Sorge für die Gesamtheit vereinigen könne, ist Sokrates mit seiner Weisheit zu Ende. — Dafs auf die Gespräche, die Xenophon überliefert, es pafst, wenn Döring sagt, die Methode des Sokrates sei nur auf die Bestimmung des Umfangs der Begriffe, auf ihre gegenseitige Abgrenzung, gegangen, halte ich demnach für ganz richtig; es stimmt zu der Unzulänglichkeit des sokratischen Philosophierens, wie es Xenophon schildert, dafs die sekundäre Aufgabe, so gut es eben gehen will, zu lösen versucht wird, ohne dafs die primäre auch nur in Angriff genommen wird. Ob aber Xenophon bei dem wiederholten *σκοπεῖν, τί ἕκαστον εἴη*, nicht doch an wirkliche Definitionen mit Inhaltsbestimmung gedacht habe und nur nicht imstande gewesen sei, das, was ihm vorschwebte, richtig zu veranschaulichen, wäre noch die Frage. Zwar da, wo Xenophon ausdrücklich von der dialektischen Methode des Sokrates berichten will, kommt er nicht über Beispiele von Umfangsbestimmungen hinaus; aber an anderer Stelle (III, 9, 8) berichtet er wenigstens von einer inhaltlichen Definition, deren Gegenstand freilich den philosophischen Fragen zu fern liegt, um uns einen weiteren Aufschlufs über Sokrates als Philosophen erwarten zu lassen.

Alles in allem fasse ich mein Urteil dahin zusammen, dafs es auch Döring nicht gelungen ist, aus dem Bericht Xenophons ein Bild des Sokrates zu konstruieren, indem einerseits alle von Xenophon berichteten Züge zu einer harmonischen Einheit sich vereinigen liefsen, und das anderseits der wirklichen Bedeutung des geschichtlichen Sokrates gerecht würde; denn diese Sozialreform, die von dem einen Gedanken, dafs die Tüchtigsten herrschen sollen, gezehrt hätte, erklärt den Einflufs, den Sokrates thatsächlich geübt hat, um so weniger, als von ihr doch nicht die Richtungen ausgehen konnten, die gerade mit Verzicht auf jedes Wirken in der Gesellschaft und für die Gesellschaft, das Individuum zum ausschliefslichen Gegenstand des philosophischen Interesses machten. Die Schuld liegt nicht an Döring; man kann eher sagen: wenn es auch dem Fleifs und Scharfsinn Dörings nicht gelungen ist, aus den Memorabilien ein innerlich wahrscheinliches Bild des geschichtlichen Sokrates zu gewinnen,

obgleich er in dem Bemühen, die Anstände durch seine Zergliederung und Erklärung zu beseitigen, über die einer einwandfreien Methode gezogenen Grenzen mehrfach hinausgegangen ist, so beweist das, dafs die Memorabilien wohl als ein sekundäres Hilfsmittel, aber nicht als primäre oder gar ausschliefsliche Quelle für unsere Kenntnis des geschichtlichen Sokrates in Betracht kommen können.

Cannstatt. **Th. Klett.**

---

13) **P. Albert Kuhn, O. S. B. Allgemeine Kunstgeschichte.** Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, der Ästhetik und Technik. Einsiedeln und Waldshut, Druck und Verlag von Benziger u. Co., 1891—1895. Lief. 1—7.

Jede Lief. 2 ℳ.

Es liegen hier die sieben ersten Lieferungen eines auf den Umfang von rund 25 Lieferungen berechneten neuen Werks über das Gesamtgebiet der Kunstgeschichte vor. Obwohl es immer mifslich ist, über ein erst unvollständig vorliegendes Werk ein Urteil abzugeben, so läfst sich doch schon jetzt Verschiedenes zu seiner Empfehlung sagen. In erster Linie zeichnet es sich durch eine vornehme, reiche Ausstattung und reichlichen Schmuck sehr zahlreicher und meist vorzüglicher Abbildungen aus. Sodann vertritt es nicht, wie das heutzutage beliebt ist, den ausschliefslichen objektiv-historischen Standpunkt, sondern es läfst neben diesem den ästhetischen und technischen zu ihrem vollen Rechte kommen. Darum ist dem Ganzen eine ästhetische Vorschule vorausgeschickt, die gewifs vielen, die sich an das Studium einer allgemeinen Kunstgeschichte heranwagen, sehr willkommen sein wird. Die Anordnung ist überall vollkommen klar und durchsichtig, die Übersichtlichkeit erleichtert durch häufige Absätze im Druck, durch kurze Inhaltsangaben der Absätze am Rand, überhaupt durch eine streng und gründlich durchgeführte Disposition. Der Verfasser verfügt über eine umfassende Quellenkenntnis und Denkmälerkunde, besitzt offenbar einen feingebildeten Geschmack und ein richtiges Verständnis für die wahren und höchsten Aufgaben der Kunst, so dafs man sich auch von den weiteren Lieferungen etwas Tüchtiges versprechen darf.

Auf der anderen Seite stehen diesen Vorzügen freilich auch manche Mängel gegenüber. Es wird z. B. nicht ungeteilten Beifall finden, dafs die drei Künste Baukunst, Plastik, Malerei jede für sich von den ersten

Anfängen bis auf die neueste Zeit durchgeführt sind und dafs innerhalb jedes dieser Gebiete die Behandlung von Volk zu Volk, ich möchte sagen, in mehr geographischer als historischer Reihenfolge fortschreitet. Das bringt nicht nur viele Wiederholungen mit sich, sondern es giebt auch kein rechtes Bild von den Wechselwirkungen zwischen der Kunst der verschiedenen Völker, die denn auch, wenigstens was das Verhältnis zwischen Orient und Hellas betrifft, von dem Verfasser offenbar zu gering angeschlagen wird (Baukunst S. 67; Plastik S. 110). Sodann steht der Verfasser auf einem spezifisch kirchlichen Standpunkt, der z. B. bei der Frage nach der Berechtigung und Bedeutung des Nackten für die Kunst und bei der Auswahl der Abbildungen den objektiven Blick des Kunstgeschichtsschreibers einigermafsen trübt. Das Werk ist dem heiligen Vater gewidmet, und die Widmung von diesem in einem schmeichelhaften Schreiben angenommen worden. Wem der dadurch gebotene Standpunkt dieses Werkes nicht pafst, dem können wir freilich das Werk nicht empfehlen, denn eine gewisse Einseitigkeit bleibt ihm anhaften; wer aber jenen Standpunkt teilt, wird in diesem Werk ein vortreffliches Hilfsmittel kunstgeschichtlicher Belehrung finden.

Die Baukunst ist jetzt bis zum Abschlufs der römischen vorgeschritten, die Plastik bis zu den letzten Vorstufen der Blütezeit der griechischen Bildhauerkunst; die Malerei bis zu Chinesen und Japanern; jedem Teil ist noch eine besondere Einleitung über Technik und ästhetische Grundbedingungen der betreffenden Kunst vorausgeschickt. Wir sehen dem weiteren Fortschreiten des Werkes mit Spannung entgegen; eine mehr ins einzelne gehende Beurteilung kann erst gegeben werden, wenn einmal wenigstens e i n Teil vollständig abgeschlossen vorliegt.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

14) **Franz Fröhlich, Lebensbilder berühmter Feldherren des Altertums.** I. Römer. 3. Heft: 1) Publius Cornelius Scipio Africanus. 2) Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus Numantinus. Zürich, F. Schulthefs, 1895. 68 S. 8. ℳ 1.20.

Was über die früheren Hefte von Fröhlichs Lebensbildern in dieser Zeitschrift gesagt worden ist, gilt auch vom dritten Hefte. Die Vitae sind zu lang und nicht tief genug angelegt. Die hohe Bedeutung der Scipionen für das gesamte geistige Leben der Römer ist von Fröhlich nur gestreift. Sie zu erkennen ist auch für Schüler der oberen Gymnasial-

klassen viel wichtiger als die Darstellung der Kriegszüge bis ins kleinste. Was wir bei Fröhlich lesen, ist eine Verwässerung von dem, was Paulys Realencyklopädie an den betreffenden Stellen bietet. An stilistischen Sonderbarkeiten erwähnen wir nur von S. 37 die Wendung: „das von den Tribunen angefragte Volk“. Übel angebrachte Schulmeisterweisheit scheint es mir, stets von der Schlacht bei Nazaggara statt von Zama zu sprechen. So ganz ausgemacht ist die Sache doch noch nicht.

Wolfenbüttel. **Brunecke.**

---

15) **Anmerkungen zur Odyssee.** Für den Gebrauch der Schüler von **Paul Cauer.** II. Heft η—μ. Berlin, G. Grote, 1895. 115 S. 8. ℳ 1. 20.

Was über das erste Heft dieses Kommentars zur Odyssee in dieser Zeitschrift 1895, Nr. 6 gesagt ist, gilt in vollem Umfange auch von dem jetzt vorliegenden zweiten Hefte. Ref. hat auch hier mit Vergnügen die Anmerkungen gemustert, die knapp und sachgemäfs bieten, was dem Schüler wissenswert ist, und er kann nur die am a. O. ausgesprochene Empfehlung wiederholen.

Cöthen. **H. Kluge.**

Vakanzen.

Bremen, R. S. in d. Altstadt. Hilfsl. N. Spr. ℳ 1800. Meld. bis 1./2. Direktor Dr. Maréchal.

Essen, R. G. Hilfsl. Math. u. Chemie. ℳ 1800. Meld. bis 1./2. Curatorium.

Frankfurt a. M., Klingerschule (O. R.) Obl. Math. Phys. ℳ 3200—6600. Meld. bis 1./2. Curatorium d. höh. Schulen.

——— Adlerflychtschule. (R. S.) Direktor. ℳ 5600—6800 u. W. (Höherer Etat in Vorbereitung). Curatorium.

Hattingen (Ruhr), Stadtschule. N. Spr. 1800 ℳ. Rektor Träger.

Hornburg (b. Halberstadt), Stadtschule. Rektor (Lat. u. Franz. f. unt. Kl.) ℳ 2000. Magistrat.

Oldenburg i. Gr., Gymn. Hilfsl. N. Spr. u. Relig. ℳ 2000. Meld. bis 10./2. Ev. Oberschulkollegium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 8. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

16) **A. F. R. Knötel, Homeros, der Blinde von Chios und seine Werke.** II. Teil. Leipzig, F. W. Grunow, 1895. XVI. und 396 S. 8.

Auch der hier vorliegende zweite Teil dieser eigenartigen Schrift zerfällt wie der erste in drei Bücher (vgl. über den ersten Teil N. Phil. Rundschau 1895, Nr. 13), deren erstes den Zweck hat, nachzuweisen, dafs Homer am Hofe eines troischen Fürsten zu Skepsis die Ilias gedichtet habe. Das zweite Buch giebt einen Überblick über den Inhalt der Ilias, um daran die widerspruchlose Einheit dieses Epos zu zeigen. Das dritte Buch beschäftigt sich dann in den drei ersten Kapiteln mit der Odyssee, während die vier letzten noch einmal zusammenfassen, was an den verschiedensten Stellen der ganzen Schrift schon vorgeführt ist: ein Charakterbild des Dichters Homer, wie es vor dem Auge des Verfassers schwebt. — Dieses Bild ist vermutlich überhaupt der Entstehungsgrund

der ganzen Schrift gewesen; denn es ist nur Selbsttäuschung des Verfassers, wenn er glaubt, dafs die Schilderung der dichterischen Persönlichkeit Homers aus den Untersuchungen dieser Schrift abgeleitet sei. Wer das Buch aufmerksam und ohne Vorurteil durchliest, findet nämlich sehr bald, dafs im Gegenteil der Gang der Untersuchung gerade an den entscheidenden Stellen durch die Begeisterung für Homer beeinflufst wird, wie ihn sich der Verf. vorstellt. Die Wärme der Überzeugung, dafs diese Vorstellung richtig sei, hat den Verf. zu einem durchaus unkritischen Verfahren veranlafst: was mit seinem Phantasiebilde übereinstimmt, wird als zweifellos richtig angenommen, was nicht dazu pafst, wird beseitigt oder so umgeformt, dafs es für seine Ansicht spricht. Wie der Verf. seine Beweise führt, dafür mögen zwei Beispiele genügen. S. 15 f. spricht er von der *Κάμινος*, die er natürlich als echt homerisch ansieht; er sagt (S. 16): „Man sieht es dem Gedichte an, dafs es aus dem Stegreif gesprochen ist und kann daraus abnehmen, dafs Homer eine ungeheure Fertigkeit hatte, in Versen zu sprechen.“ Und S. 60, wo er eben behauptet, Homer habe die Ilias in Skepsis am Hofe von Aeneiaden und Hektoriden gedichtet, sagt er: „Man wird sich wundern, wie man so etwas behaupten könne, da keine Spur einer Nachricht darüber vorhanden ist. Das ist richtig, aber es läfst sich leicht einsehen, weshalb keine vorhanden ist.“ Es ist nicht nötig, zur Würdigung solcher Beweise auch nur ein Wort hinzuzusetzen. Der Verf., der vor einigen Monaten aus dem Leben geschieden ist, hat bis zuletzt an der Meinung festgehalten, dafs die Kritik sein Buch totschweigen wolle, weil es den Nachtretern Wolfs unbequem sei. Eine solche Wichtigkeit vermag aber die Kritik dieser Schrift keineswegs beizumessen; denn so interessant manche Partieen zu lesen sind, die einem Romane täuschend ähnlich sehen, so anerkennenswert auch die Wärme ist, mit der der Verf. seinen Homer verteidigt und schildert, so wenig Bedeutung hat das Buch für die Wissenschaft, da die gänzlich kritiklose Behandlung aller Beweismittel den wissenschaftlichen Wert der Schrift tief herabdrückt.

Cöthen. **H. Kluge.**

17) **Dissertationes philologicae Halenses.** Vol. XII, pars II. Halle, M. Niemeyer, 1894. S. 179—387. 8. ℳ 5.20.

Der vorliegende Halbband der philologischen Dissertationen der Universität Halle enthält zwei Abhandlungen. Die erste, S. 179—257, ist

von A. Gerstenhauer und führt den Titel: „De Alcaei et Sapphonis copia vocabulorum“. Der Verfasser untersucht darin den Wortschatz des Alkäos und der Sappho, soweit er uns noch vorliegt, indem er die Fragen stellt, welche epischen Wörter sich bei diesen Dichtern finden, welche Wörter von ihnen anders als von Homer gebraucht wurden, und welche Wörter bei ihnen zum erstenmal vorkommen.

Das Material ist von dem Verfasser fleifsig gesammelt und übersichtlich geordnet. Um so mehr mufs man es bedauern, dafs er es für überflüssig hielt, auch die Verbindungen vollständig aufzuzählen, in welchen Adjektive zu andern Substantiven als bei Homer hinzutreten. So zeigt seine Arbeit eine unangenehme Lücke, die man bei der Benutzung seiner Arbeit selbst ausfüllen mufs. Auch an einzelnen Ungenauigkeiten fehlt es nicht. So verweist er zu κελαδέω auf R. Holsten, De Stesichori et Ibyci dialecto et copia verborum, Greifswalde 1884, ohne zu bemerken, dafs dieser die älteste Stelle, wo sich κελαδέω in dieser Bedeutung findet, nämlich Terpander frgm. 5, übersehen hat, worauf ich schon in meiner in der Festschrift der badischen Gymnasien zur 500jährigen Jubiläumsfeier der Universität Heidelberg abgedruckten Abhandlung über die Lyriker Eumelus, Terpander und Alkman in ihrem Verhältnis zu Homer S. 39 hinwies. Auch bei σάμβαλα hat er vergessen zu erwähnen, dafs sich dieses Wort schon bei Eumelos im Prosodion findet.

Selbstverständlich ist es, dafs der Verfasser im Laufe seiner Untersuchung auch auf Kritik und Exegese der Fragmente des Alkäos und der Sappho zu sprechen kommt; allein er ist darin nicht glücklich. Sappho 4, 3 glaubt er Ahrens' Vermutung κῶμα καρρέει dadurch widerlegen zu können, dafs er sagt, diese Worte müfsten einen Adonius bilden, da den Worten ἀμφὶ δὲ ψῦχρον κτλ. etwas vorhergegangen sein müsse. Dies ist allerdings richtig, aber kann das Vorhergegangene nicht auch in der vorausgehenden Strophe gestanden haben? Alk. 39, 5 vermutet er: θέος ὄπποτα | φλογίαν ἐπὶ γᾶν πεπταμέναν θῇ καματώδεα, indem er zu ἐπὶ γᾶν Hom. ψ 371 vergleicht; mir scheinen weder die Wörter noch der Sinn haltbar, trotzdem schon Göller φλογίαν vorschlug. Sappho 69 erklärt der Verfasser ἐκπεποταμένα dadurch, dafs er τὸν νοῦν oder τὴν ψυχὴν ergänzt; ἐκπεποταμένα τὴν ψυχὴν soll dasselbe sein wie ἐστερημένη τὴν ψυχὴν = vecors. Ich bezweifle, dafs jemand dem Verfasser dies glauben wird. Zu θάλαμος Sapph. 119 bemerkt er, es stehe per euphemismum für „Unterwelt“; er übersieht dabei, dafs es bei Sappho Φερ-

σεφόνας κυάνεος θάλαμος heifst und dafs von einer Jungfrau die Rede ist, die, vor der Hochzeit gestorben, statt in das irdische in das unterirdische Brautgemach kam. Wie kann man also behaupten, dafs *θάλαμος* hier „Unterwelt" bedeute? Auch der von dem Verfasser versuchten Deutung von *ὄρπετον* Sapph. 40, das hier „Schlange" bedeuten soll, kann ich nicht beistimmen; denn ich erinnere mich nicht, dafs Eros von den Griechen je als Schlange gedacht worden wäre, und wenn der Verfasser zur Empfehlung dieser Übertragung schreibt: „*ita describit poetria aptissime naturam Cupidinis, qui clam in amantium animos inrepit*", so ist dagegen zu bemerken, dafs eine solche Bedeutung in *ἕρπειν* nicht liegt.

Das Resultat seiner Untersuchung stellt der Verfasser S. 229 f. zusammen. Der epischen Sprache haben die Äolier nur wenige Wörter entnommen, viele haben sie in anderer Weise als die Epiker gebraucht, und die Zahl der Wörter, die bei ihnen zum erstenmal oder auch allein vorkommen, ist sehr grofs. Wenn der Verfasser aber hieraus folgern will, dafs der Einflufs der Epiker auf die Poesie und Sprache der lesbischen Dichter nur gering gewesen sei, so hätte ihn schon die Vergleichung von Alk. 39 mit Hesiod *ἔργα καὶ ἡ.* 582 f. und *ἀσπίς* 393 f. eines bessern belehren können, und eine genaue Betrachtung der Ausdrucks- und Darstellungsweise der Lesbier an der Hand der Epiker hätte ihm gezeigt, dafs sich der Einflufs der epischen Poesie auch bei diesen Dichtern trotz der Verschiedenheit ihrer Dichtungen überall zu erkennen giebt. Auch den Einflufs der lesbischen Dichter auf die folgende Zeit schlägt der Verfasser zu gering an.

Zum Schlufs giebt der Verfasser einen recht dankenswerten „Index vocabulorum ab Alcaeo et Sapphone usurpatorum.

Die zweite Abhandlung, S. 258—387, von H. Anz hat die Überschrift: „Subsidia ad cognoscendum Graecorum sermonem vulgarem e Pentateuchi versione Alexandrina repetita." Der Verfasser ist mit andern der Ansicht, dafs die Sprache der alexandrinischen Übersetzung des Pentateuchs im grofsen und ganzen der entspreche, die man mit dem Namen *κοινή* bezeichne. Um nun diese ihrem Ursprung und Charakter nach kennen zu lernen, nahm er sich vor, jene eingehend zu untersuchen; da dies aber auf dem Gebiet der Formenlehre wegen der schlechten Überlieferung, auf dem der Syntax wegen der Hebraismen unmöglich ist, so blieb ihm nur die sogen. copia verborum zu diesem Zwecke übrig. Daher wählt er von den 1003 Wörtern, die sich

in der Genesis und in der Exodos finden, die 289 aus, die mehr oder weniger von dem Gebrauch der besten attischen Prosaiker abweichen, und verfolgt ihre Geschichte in der griechischen Litteratur. Dabei zeigt es sich, dafs sich diese in drei Klassen gruppieren, in poetische, ionische und spätere Wörter. Alle drei Arten können nach dem Verfasser nur vermittels der attischen Vulgärsprache in den alexandrinischen Dialekt eingedrungen sein, und daraus zieht er den Schlufs, dafs die *κοινή* aus dem Vulgärattisch erwachsen ist, eine Ansicht, die auch sonst schon ausgesprochen worden ist.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

18) **Des Horatius schönste Lieder.** Dichtungen von **Hermann Stegemann.** 2. Auflage. Basel 1895. 8°.

Wer den Titel nicht genau ansieht, denkt bei sich: „Schon wieder eine neue poetische Übersetzung des Horaz“ und legt das Buch beiseite. Deren haben wir allerdings genug und unter den vielen einige gute. Das Buch von Stegemann ist aber etwas ganz anderes, etwas Eigenartiges. Es ist ein Versuch, einen m o d e r n e n Horaz zu schaffen. Stegemann bleibt dabei nicht auf halbem Wege stehen, wie so viele vor ihm. Alle mythologischen und persönlichen Anspielungen sind unterdrückt oder aufgelöst, alles Heidnische ist in christlich-moderne Anschauung umgewandelt und der Rhythmenfall in deutsche Weisen, die sich dem Inhalt anschmiegen, übertragen. Der Verfasser sagt von sich: „Ich habe den Geist des Altertums vertrieben um des Geistes der Poesie willen.“ Das scheint mir mehr geistreich als richtig gesagt. Den S t a u b des Altertums, das weniger Humane hat er vertrieben: die klassisch-gesunde L u f t des Altertums spüren wir auch in diesen modernen, durch und durch poetischen Ergüssen des Verfassers, der wohl das Recht hat, am Ende der Einleitung zu sagen: „Denn auch ich bin ein Dichter“. Ja, ich glaube, als D i c h t e r ist er gröfser als Horaz, Geist und Phantasie hat er m e h r als der Venusiner, freilich wird er in der Litteratur niemals, auch nur entfernt, die Rolle spielen können und dürfen, die Horaz spielte; denn zwei Jahrtausende haben nicht umsonst an der Entfesselung der Phantasie und an ihrer Bereicherung gearbeitet. Unser Verfasser hätte seine Dichtungen „Variationen über Themen aus Horaz“ nennen sollen. Das sind sie, und als solche sind sie willkommen für jetzt und für die Zukunft.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

19) **Carl Ganzenmüller, Beiträge zur Ciris.** Besonderer Abdruck aus dem XX. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie. Leipzig, B. G. Teubner. 104 S. gr. 8. geh. ℳ 3.20

Ovids sämtliche Werke hat der Ciris-Dichter gekannt und vielfach bewufst oder unbewufst nachgeahmt. So lautet das ganz neue, unanfechtbare Ergebnis der Arbeit Ganzenmüllers. Die Ciris ist also nach Ovids Tode geschrieben, nach 17 n. Chr. Damit stimmt ihr Versbau, wie G. an der Behandlung des Spondiacus, der Elision, des Hiatus und des jonischen Versschlufswortes des genaueren zeigt. Und vor dem Jahre 23 n. Chr. Denn? Hier ist Ganzenmüllers Beweis lückenhaft. Dafs nämlich die Ciris-Anklänge an Ovid Nachahmungen, jedoch die Ciris-Anklänge an Lucanus, Valerius und Silius Vorbilder sein sollen, dafür bürgt trotz Ganzenmüllers bedeutsamer Worte (S. 637) „in Berücksichtigung aller übrigen Umstände“ doch nur der eine Umstand, dafs der Spondiacus bald nach dem Zeitalter des Augustus abzukommen anfing“, jedoch in der Ciris noch 15mal begegnet. Übrigens findet sich der Spondiacus bei Juvenal nicht blofs 30mal, wie G. S. 627 sagt, sondern 33mal; vgl. meine Juvenalmetrik in Friedländers Juvenalausgabe S. 71. Sein strenges, aber gerechtes Urteil über den Kunstwert der als Cento erkannten Ciris stützt G. noch auf seine Beobachtungen des Wortschatzes und der Wortstellung. Wenn dabei (S. 642 Anm. 2) meine Ansicht, dafs die Ausdrücke *dicere longum est* und *haec quoque praetereo* in den Dirae-Lydia *signa antiquioris aetatis* seien, verworfen wird, so erwidere ich, dafs sie nicht „schlechthin“, sehr wohl aber bei Hinzutritt noch anderer Merkmale als *signa antiquioris aetatis* zu fassen sind und dafs sie, wie Beispiele aus einer Stilistik klingend, zur Urheberschaft gerade des Magisters und Grammatikers Cato sehr gut stimmen; vgl. über diese Frage, die Ganzenmüller S. 555 anders als ich beantwortet, meine Anzeige der Reitzensteinschen Vermutung N. Ph. R. 1894, S. 332. Sein Hauptziel, auch den Ovid als Vorbild des Cirisdichters nachzuweisen, hat G. in seiner durch Sorgfalt und Urteil ausgezeichneten Schrift erreicht.

Siegen i. W. **Gustav Eskuche.**

---

20) **Adolfus Buchholz, Quaestiones de Persarum satrapis satrapiisque.** (Diss. inaug.) Leipzig, E. Graefe, 1894. 59 S. 8°. ℳ 1.50

Die Abhandlung, leider lateinisch geschrieben — der Inhalt ist nämlich viel besser als die Form — bespricht das Verhältnis der Satrapen

und der *στρατηγοί* oder *κάρανοι* im persischem Reiche, speziell in Lydien. Nach einer Untersuchung der Mitteilungen Xenophons im Oeconomicus und in der Cyropädie über die persischen Beamten — zu erwähnen ist daraus besonders die ansprechende Vermutung C. Wachsmuths, Oec. 4, 7 zu lesen: *οἱ μὲν ἂν φαίνωνται τῶν φρουρῶν* (cod. *φρουράρχων*) *καὶ τῶν χιλιάρχων καὶ τῶν στρατιωτῶν* (cod. *σατραπῶν*) — beweist er mit ausreichender Sicherheit, dafs die Ämter des *σατράπης* und des *κάρανος* als des Verwaltungs- und des militärischen Beamten seit Darius I. geschieden gewesen sind; der einzige, der nachweisbar beide Ämter bekleidete, war Cyrus der Jüngere. Für das Jahrzehnt nach Cyrus lassen Xenophons „Hellenica" manchem Zweifel Raum wegen ihrer Unklarheiten; wenn man auch nicht in allen Einzelheiten dem Verf. beistimmen kann, so ist das Gesamtergebnis doch wohl richtig; danach war Tissaphernes von 400 bis 395 *στρατηγός*, nicht zugleich *σατράπης*; Pharnabazus war 400—395 Satrap von Lydien; für dessen Nachfolger in der Satrapie von Dascylium hält B. den Asidates, dem der letzte Zug Xenophons an der Spitze der Zehntausend galt; ihm läfst B. dann den Spithridates folgen nach Hell. III, 4 und Ages. 3. Beides ist möglich, aber nicht zu beweisen.

Über die Ausdehnung der *ἀρχή* des Cyrus stellt B. eine neue Hypothese auf, er bezweifelt, dafs Cappadocien zu seinem Gebiete gehört habe. Das argumentum e silentio, die Nichterwähnung der Provinz bei Diodor und Plutarch, möchte ich nicht hoch anschlagen; mehr könnte gelten, dafs Cyrus I, 2. 19 Lycaonien, welches sonst mit Cappadocien verbunden war, als *πολεμίαν οὖσαν* plündern läfst und zwei angesehene Leute in Tyana, den Megaphernes und *ἕτερόν τινα τῶν ὑπάρχων δυνάστην* (wofür vielleicht mit v. Gutschmid *Ἀϋστάνην* zu lesen ist) aus dem Wege räumt. Dies **kann** ein Beweis sein, läfst aber auch doch die Erklärung zu, dafs sich in Tyana, wo der Zweck der Unternehmung des Cyrus ebenso gut bekannt sein mufste wie beim Syennesis von Cilicien, Männer fanden, die insgeheim mit dem König in Verbindung standen, weil sie nicht an einen Erfolg des Cyrus glaubten. Ein Teil von Lycaonien war nach der Anab. III, 2. 23 so gut wie unabhängig, und daher mag Cyrus dessen Plünderung befohlen haben. Wenn auch Xenophon geraume Zeit nach dem Feldzuge die Anabasis abgefafst hat und ihm manche Einzelheiten im Gedächtnisse verschwommen gewesen sind, so müssen doch triftigere Beweisgründe für seine Unzuverlässigkeit in diesem Punkte vorliegen. — Mit mehr Recht behauptet B., dafs Anab. I, 1, 6 ein Irrtum Xeno-

phons anzusetzen sei: die Städte Joniens waren nicht, wie Xenophon angiebt, von Tissaphernes zu Cyrus abgefallen, sondern vor der Ankunft des Cyrus zu Athen übergetreten und dann Unterthanen des Cyrus geworden. Nach Thucydides haben die Milesier ebenfalls die Besatzung des Tissaphernes verjagt; dafs er die Stadt wiedergewonnen habe, wird sonst nicht berichtet, nur aus der erwähnten Stelle der Anabasis ist es zu schliefsen. B. meint nun, dafs dies ein Irrtum Xenophons sei und nicht zwischen Tissaphernes und einem Teil der Milesier Zwiespalt bestanden, sondern vielmehr unter den Bürgern selbst Uneinigkeit geherrscht habe, ob sie wie die anderen Städte unter die Botmäfsigkeit des Cyrus treten sollten. Dafür scheint Anab. I, 9, 9 zu sprechen, doch liegt die Vermutung nahe, dafs die dem Cyrus abgeneigte Partei der Milesier sich mit Tissaphernes in Verbindung gesetzt und eine Besatzung von ihm aufgenommen habe, die dann veranlafste, dafs die Gegner zu Cyrus flohen. Die Dürftigkeit der Überlieferung macht eine sichere Entscheidung der Frage unmöglich.

Oldesloe. **Reimer Hansen.**

---

21) **Gaston Boissier** (de l'académie française et de l'académie des inscriptions et belles-lettres), **L'Afrique Romaine.** Promenades archéologiques en Algérie et en Tunisie. Avec quatre plans. Paris, Librairie Hachette & Cie., 1895. 321 8⁰.

Diese Schilderungen des geistreichen Akademikers umfassen die Geschichte und die Zivilisation von „Afrika" unter den Phönikern und Römern; Land und Leute sind nach Autopsie geschildert, wie in den „Promenades archéologiques: Rome et Pompéi" (5e édition) und in den „Nouvelles promenades archéologiques: Horace et Vergile" (3e édition) desselben Autors. Von den Städten ist aufser Karthago und Lambaesis besonders Thamugadi, jetzt Timgad, eingehend behandelt; am Fufse des Mons Auresius gelegen ist diese Stadt im 6. Jahrhundert n. Chr., wie wir aus Prokops „Vandalenkrieg" erfahren, von den Eingeborenen überfallen und seitdem nicht mehr bevölkert worden: so ist uns das alte Thamugadi erhalten geblieben, wie manche andere Stadt in Afrika (auch das nahe Lambaesis), da weder „Berbern" noch Araber gewohnt waren, sich innerhalb ummauerter Orte einzusperren. Das mit Zeichnungen und Plänen reich ausgestattete Werk von Boeswillwald und Cagnat: „Timgad, une cité africaine sous l'empire Romain" (Paris 1893 f.) konnte dem Verfasser als Leitfaden dienen. So wird uns die Stadt vorgeführt mit

ihrem Triumphbogen, ihrem Forum, der Basilica, der Kurie, dem Theater, ihren Statuen und Altären, und daran über die Einrichtung der Städte, deren Typus hier vorliegt, allerlei Räsonnement geknüpft.

Die Einleitung des Buches spricht von der Bedeutung dieser afrikanischen Landschaften für das gegenwärtige Frankreich und was dafür aus der Geschichte zu lernen wäre. Das erste Kapitel handelt über die Eingebornen; dabei über Syphax, Masinissa, Sophonisbe, Jugurtha, Juba I., Juba II. und das Ende ihrer Dynastie. Das zweite Kapitel ist Karthago gewidmet: über die Phönicier und ihre Ansiedlungen überhaupt, über die Byrsa, die karthagischen Gräber (nach den Plänen bei Ch. Tissot und den Ausgrabungen des P. Delattre), über das vierte Buch von Vergils „Aeneide", über die Belagerung und Einnahme Karthagos durch den zweiten Scipio. Das dritte Kapitel behandelt die Administration und die Militärverhältnisse unter den Römern (hauptsächlich nach Cagnat); das vierte „les campagnes": die grofsen Domänen und den Kleinbesitz in der Provinz. Das fünfte Kapitel: Les oilles. — Timgad. Das sechste Kapitel: La littérature Africaine. Das siebente Kapitel: La conquête des Indigènes; worin über die Verbreitung römischen Wesens in Afrika, über das Verhältnis der Eingeborenen dazu, über die unabhängigen Stämme derselben gehandelt ist. Zuletzt die „Conclusion": De ce qu'on vient de voir il résulte que les Romains avaient mieux réussi que nous dans la conquête des indigènes. Zugleich Bedauern, dafs es nicht zur Bildung einer romanisch-afrikanischen Nationalität gekommen ist, analog der Entwickelung, welche in Spanien und Gallien die Dinge genommen haben. Der Verfasser findet den Grund davon in dem Umstande, dafs die Eingeborenen, mochten sie nun punisch oder römisch (später arabisch) reden gelernt haben, doch nach wie vor Afrikaner waren; wie denn das Leben der Wüstenstämme seit dem Altertum keinerlei Änderungen unterlag, Masinissa und Jugurtha die wahren Typen ihrer Häuptlinge für alle Zeiten geblieben sind, und von der „Falschheit" der Afrikaner bei Salvian ebenso die Rede ist wie bei den Früheren von der „punischen Treue". — Das mit voller Sachkenntnis leicht und interessant geschriebene Buch Boissiers gewährt einen guten Einblick in den gegenwärtigen Stand der mit so viel Energie und Erfolg betriebenen Forschung über das französische Afrika, wofür E. Renans Ausspruch gilt: „l'exploration scientifique de l'Algérie serait l'un des titres de gloire de la France, au XIX esiècle".

Prag. J. Jung.

---

22) **F. P. Garofalo, Gli Allobroges.** Parigi, H. Welter, 1895. 102 S. 8.

G. (in Catania) stellt die sich vorfindenden Notizen über die Allobrogen zusammen bis in die Kaiserzeit, da ihre Selbständigkeit aufhört.

Bis S. 30 handelt er über Gallien in der früheren Zeit. Er glaubt, dafs viele gallische Namen (Rhodan, Leman, Arar, Isara) Überbleibsel einer ligurischen Bevölkerung seien, welche durch die Celten verdrängt wurde, da diese nach langen Wanderungen feste Wohnsitze einnahmen. Um 400 v. Chr. ist das Rhonethal von Celten oder Galliern besetzt, und um 300 hatten wohl die Allobrogen schon die Wohnsitze eingenommen, welche sie bei ihrer Unterwerfung unter die Römer besafsen. Ihr Name scheint sie als *alienigenae* zu bezeichnen; doch waren die andern gallischen Stämme auch „eingewandert“. Über die Saône kam Zinn aus Britannien, von Helvetien her Bernstein aus der Nord- und Ostsee zu den Allobrogen, um nach Massilia gebracht zu werden.

Unter Benutzung einer reichen Litteratur und mit sorgfältiger Interpretation des Polybius erörtert G. die Frage, wo Hannibal die Alpen überschritten habe. Er stellt fest, dafs H. Italien im Lande der Tauriner betrat. Nun bezeugt aber Strabo (IV extr.), dafs Polybius den Pafs im Taurinerland und denjenigen im Salasserland bestimmt voneinander unterschied und den Hannibal auf dem ersteren Wege nach Italien kommen liefs, also über den Mont Cenis oder Mont Genèvre.

Nach Livius traf Hannibal die Allobrogen auf der Insula. Polybius scheint dies nicht zu meinen; aber seine Beschreibung der Nesos (3, 49, 7) pafst gut auf das spätere Allobrogenland. Er nennt dagegen das Alpenvolk, mit welchem Hannibal zuerst zu kämpfen hat, Allobrogen; Livius kann es nicht so nennen, weil er den Hannibal bereits über die Druentia hat gehen lassen. G. behandelt diesen wichtigen Gegenstand zu kurz.

122 und 121 wurden die Allobrogen von den Römern unterjocht. Während der Wanderungen der Cimbern durchzogen wahrscheinlich die Tiguriner ihr Land. G. nimmt an, dafs die Tiguriner ihren Sieg über Cassius *in finibus Allobrogum* davontrugen. Diese Lesung bei Liv. Per. 65 hat nur geringe diplomatische Gewähr. Die besser verbürgte Lesart *in finibus Nitiobrogum* stimmt zu Oros. V, 15 *in Gallia Tigurinos usque ad Oceanum persecutus*. Die Tiguriner waren unstät in Südfrankreich herumgezogen, bis dieser Sieg ihnen reiche Beute brachte. — Es folgt eine Darstellung der allobrogischen Aufstände und der Unterwerfung Galliens durch Cäsar.

Als Marschroute für Cäsar 1, 10, 4 wird wohl richtig angenommen: Mont Genèvre, Briançon, Col de Lauteret, Thal der Romanche und des Drac. Vielleicht hatte schon Hannibal diesen Weg genommen (nach Rauchenstein). — 43 v. Chr. wurde Lyon gegründet. G. meint, bei den Allobrogen habe ein Parteikampf stattgefunden, und die besiegte Partei sei ausgezogen und habe nach Beschlufs des römischen Senates die neue Stadt angelegt. Zum Schlufs werden die bekannten Ortschaften der Allobrogen aufgezählt und die staatlichen Einrichtungen, religiösen Anschauungen und Charakterzüge dieses Volkes kurz erörtert.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

23) **W. Wattenbach, Anleitung zur griechischen Palaeographie.** 3. Aufl. Leipzig, S. Hirzel, 1895. 128 S. 8°.

Die Anlage des Buches ist im ganzen die gleiche geblieben wie in den beiden vorausgehenden Auflagen. Der Verfasser beginnt mit der Geschichte und Litteratur der griechischen Paläographie und bespricht dann die Hauptgattungen der griechischen Schrift, die Uncialschrift S. 9 ff., die Kursivschrift S. 43 ff., hierauf die Tachygraphie und die Minuskel. Hierauf werden von S. 61 an die Schriftarten der einzelnen Jahrhunderte, vom 9. bis zum 15. einschliefslich, behandelt, ebenso in einem dritten Hauptabschnitt die wesentlichsten Veränderungen der griechischen Buchstaben, in einem vierten die Abkürzungen und Kürzungszeichen, endlich auch die Interpunktions- und andere Zeichen.

Diese einzelnen Hauptabteilungen sind wieder unter sich gegliedert, so jene über die Uncialschrift in die Schrift auf Papyrus, auf Wachstafeln, die Volumina Herculanensia, und die Pergamenthandschriften. In ähnlicher Einteilung wird zuerst bei der Minuskelschrift die Frage behandelt, wie sie sich entwickelt hat, dann die Eigentümlichkeit derselben, die einzelnen Schriftarten, Spiritus und Accente, Verbindung der Wörter, Trennung und Brechung derselben u. s. w. Auch die gerade für die griechische Paläographie so wichtige Frage der kritischen Zeichen wird bei gegebener Gelegenheit besprochen.

Der in einer Anleitung zur griechischen Paläographie zu behandelnde Stoff wächst naturgemäfs von Jahr zu Jahr bedeutend, so dafs sich W. genötigt sieht, manches, was er in den früheren Auflagen angeführt hat, wegzulassen, so namentlich bei der Besprechung der Kursive und der Minuskel. Doch werden auch in der vorliegenden Auflage überall zuerst

in kurzen, treffenden Worten allgemeine Charakteristiken gegeben und die wichtigeren Muster in grofser Anzahl angereiht. Auf diese Weise bietet W. dem Benützer seiner Anleitung eine Fülle von Material für jede Schriftart und für jede Zeit, ebenso bietet er für denjenigen, der sich mit irgendeiner Art näher zu beschäftigen hat, durch die allenthalben angebrachten Litteraturnachweise die Hilfsmittel zu weiterer Orientierung oder zu eingehenderen Studien. Namentlich über die neuesten Erscheinungen auf dem einschlägigen Gebiete kann man sich aus der Anleitung trefflich unterrichten.

Einzelne Abschnitte mufsten natürlich in der Neubearbeitung bedeutend umfangreicher werden. So behandelt, um hier nur auf einen einzigen näher einzugehen, der Verf. in der ersten Auflage die Tachygraphie auf kaum einer Seite, in der dritten ist sie auf S. 49—55 besprochen. Wir finden hier vor allem eine grofse Anzahl von Stellen aus der griechischen und römischen Litteratur, in welcher von der Geschwindschreibekunst und den Schnellschreibern die Rede ist. Ebenso werden die in der letzten Zeit zahlreichen und bedeutenden Abhandlungen über die Tachygraphie, so besonders das Werk Gitlbauers über die drei Systeme derselben, besprochen. Dafs die Griechen eine Schnellschrift gehabt haben, steht auch für W. fest. Wenn aber Gitlbauer in dem 1884 aufgefundenen Inschriftenstein ein Schriftsystem Xenophons erkennen will, so scheint er dem Verf. mit Recht zu weit zu gehen. Auch bezüglich der mittleren, kursiven Tachygraphie scheint der Verf. mit Gitlbauer nicht ganz derselben Ansicht zu sein, wenn er von diesem System S. 54 sagt: „Es mufs, wie das tironische, die Wörter stark abgekürzt haben.“ Gewifs wurden einzelne Wörter auch in der kursiven Tachygraphie schon stark gekürzt. Aber es waren dies keine Kürzungen nach Art der tironischen Noten, sondern vielmehr Siglen. Derartige Siglen, namentlich Formen von dem Hilfszeitworte, lassen sich ja auch in nichttachygraphischen Schriften bis ins 1. Jahrhundert zurück nachweisen. Vgl. die Form 8, S. 106 für *ἐστί* oder noch besser S. 17 die drei Formen für *εἶναι*, *ἐστί* und *εἰσί* aus dem Papyrus CXXXI des britischen Museums, welche schon den Hauptbestandteil der Abkürzung aufweisen, wie er sich auch noch in der Minuskeltachygraphie erhalten hat. Die gleiche Grundform für *ἐστί*, aber schon mit den zwei diakritischen Punkten versehen, ist auch S. 108 aus dem 7. Jahrhundert nachgewiesen.

Zum Schlusse wollen wir noch hervorheben, dafs die Anleitung durch

Einführung des Oktavformats handlicher geworden und dadurch, dafs statt der Autographie in der zweiten Hälfte lithographische Zeichnungen benutzt wurden, auch an Deutlichkeit und Übersichtlichkeit beträchtlich gewonnen hat. Das am Schlusse angefügte Register trägt wesentlich zur bequemen Handhabung des Buches bei.

München. **Ruess.**

---

24) **Gymnasialbibliothek.** Herausgegeben von **E. Pohlmey** und **Hugo Hoffmann.** Gütersloh, C. Bertelsmann, 1894—1895. Heft 19—23. 8.

Lief. 20: ℳ 2; Lief. 21: ℳ 1; Lief. 22: ℳ 1.20; Lief. 23: ℳ 1.50.

Von diesem rüstig fortschreitenden Unternehmen liegen wieder fünf neue Hefte vor, über welche ein kurzer Bericht genügen möge.

Heft 19) Paul Brandt, Von Athen bis zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Mit 24 Abbildungen. 1 Mk. 80 Pf. Die in anziehender Form beschriebene Reise berührt eine Reihe historisch und kulturhistorisch wichtiger Punkte, wie Eleusis, Platää, Theben, Orchomenos, Chäronea, Delphi, die Thermopylen, das Tempethal, Chalkis und Marathon; zahlreiche Ansichten veranschaulichen die denkwürdigen Stätten. Heft 20) Ernst Ziegeler (Aus Pompeji, mit 38 Abbildungen, 1 Farbendruck und 1 Plan. 2 Mk.) führt uns in das alte Pompeji, das er in anschaulicher und lebendiger Darstellung uns zu beleben weifs, so dafs dieses Heft auf besonderen Beifall rechnen darf. Ob 21) Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern, von Dr. Hans Bohatta (1 Mk.) sich besondern Anklangs der Gymnasialjugend zu erfreuen haben wird und ob die Wahl dieses Gegenstandes für diese Sammlung überhaupt eine glückliche war, wage ich nicht zu bejahen. Nach meinem Dafürhalten ist das Interesse der lernenden Jugend gerade für diesen Gegenstand nicht besonders grofs. Damit soll nicht gesagt sein, dafs der Verfasser sich seiner Aufgabe nicht in geeigneter und lobenswerter Weise entledigt hätte. Vollberechtigten Anspruch auf die Aufnahme in die Gymnasialbibliothek hat 22) das Lebensbild des Demosthenes von A. Höck (1 Mk. 20 Pf.), denn allezeit fühlt sich die Jugend lebhaft angezogen von den Lebensbeschreibungen berühmter Männer, deren ich in dieser Sammlung gern viel mehr aufgenommen sehen möchte. Zumal Demosthenes, der ja im Gymnasium allenthalben gelesen wird, ist eine Persönlichkeit, deren Lebensbild in dieser Darstellung vielen Schulen als

Ergänzung der Bekanntschaft, die sie mit ihm in seinen Reden machen dürfen, hochwillkommen sein wird. Mit Nr. 21 endlich: Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes, von Ernst Schulze (mit 11 Abbildungen 1 Mk. 50 Pf.) haben die Herausgeber gewifs einen besonders glücklichen Griff gethan. So führen uns diese fünf Hefte wieder eine Reihe von fesselnden Bildern aus der Natur und dem Leben der beiden ersten Kulturvölker des Altertums vor Augen, an denen man seine Freude haben mufs, und wir wünschen daher der Gymnasialbibliothek ein fröhliches Gedeihen zu Nutz und Frommen derer, für die sie in erster Linie bestimmt ist, und damit auch eine segensreiche Wirkung in dem Sinne, in welchem sie unternommen worden ist.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

25|26) **Homers Ilias.** Für den Schulgebrauch erklärt von **K. F. Ameis.** 4. Aufl. besorgt von C. Hentze. 1. Bd., 3. Heft. Ges. VII—IX. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. 130 S. 8. ℳ 1. 50.

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von **K. F. Ameis.** 8. Aufl. besorgt von C. Hentze. II. Bd., 2. Heft, Ges. XIX—XXIV. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. 176 S. 8. ℳ 1. 35.

Die beiden obengenannten Fortsetzungen schreiten durchaus auf der Bahn weiter, die mit dem Beginn der neuen Auflagen der altbewährten Schulausgabe von Ameis eingeschlagen ist, und deren Ziel es ist, durch zeitgemäfse Berichtigungen die Brauchbarkeit dieser Homerausgabe auch für die Forderungen und den Wissensstand der neuen Zeit zu erhalten.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

27) **A. Kaegi, Griechisches Übungsbuch.** 1. Teil: Das Nomen und das regelmäfsige Verbum auf ω. 2. verb. Auflage. Berlin, Weidmann, 1894. VIII u. 150 S. 8. geb. ℳ 1. 80.

2. Teil: Das Verbum auf -$\mu\iota$ und das unregelmäfsige Verbum. Die Hauptregeln der Syntax. Ebenda 1895. VI u. 139 S. 8. geb. ℳ 1. 30.

Vorliegende Lehrbücher Kaegis, dessen Verdienste um Vereinfachung des Lehrstoffes allseitig anerkannt sind, bauen sich natürlich auf den bekannten Grundsätzen des Verfassers auf und müssen als recht gelungen bezeichnet werden. Sie schliefsen sich an des Verfassers Grammatiken an und enthalten den Lehrstoff nach den preufsischen Lehrplänen bis zur IIb

einschliefslich. Einzelsätze überwiegen bedeutend, sind aber nur selten trivialen Inhalts und vermeiden durchaus ungewöhnliche Vokabeln. Zusammenhängende Stücke, welche von S. 15 an hier und da eingestreut sind, überwiegen gegen das Ende. Dieselben sind sprachlich und inhaltlich recht gelungen. Ein Versehen (Tl. II, S. 126) unter „mitteilen" dürfte der Verfasser mittlerweile wohl selbst entdeckt haben. Wir erklären die Kaegischen Bücher für sehr empfehlenswert.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

28) **E. Koch, Griechisches Elementarbuch** zur Vorbereitung auf die Anabasislektüre. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. VI u. 218 S. 8. geb. ℳ 2.

Das Buch übt die Elemente bis zur Anabasislektüre in 161 griechischen Stücken ein, denen meist je ein deutsches folgt. Die Stücke bestehen überwiegend aus Einzelsätzen, deren Inhalt hier und da wohl gedankenreicher sein könnte. Erst gegen das Ende kommen längere und inhaltreichere Sätze. Die zusammenhängenden Stücke sind recht ansprechend. Der Vokabelschatz bietet noch manche Seltenheiten und könnte wohl noch eine Sichtung vertragen. Die Hineinziehung von 14 zweiten Aoristen gleich von Anfang an und die späte Behandlung der Perfektformen halten wir nicht für so erheblich wie der Verfasser selbst in seinem Vorworte. Beachtens- und lobenswert erscheinen uns die Stoffe zu Formenextemporalien am Ende jedes gröfseren Abschnittes. Wir halten solche Übungen, trotzdem sie in gewissen Kreisen schon seit Jahren verpönt sind, für aufserordentlich fruchtbringend, namentlich auch in der Form, dafs der Lehrer nur die deutsche Form giebt und (der Zeitersparnis halber auf Oktavblätter) gleich griechisch nachschreiben läfst, und würden sogar eine gröfsere Ausdehnung derselben je nach dem Bedürfnis befürworten. Wenn nach Erledigung eines Pensums die Probe für das Gelernte jedesmal in dieser Weise gemacht würde, könnte man recht gut auf die Hälfte aller Einzelsätze zugunsten von zusammenhängenden Stücken verzichten. Die von Koch beliebte Reihenfolge des a-verbo: *θύω*, *ἔθυσα*, *ἐτύθην*, *θύσω* halten wir für weniger empfehlenswert als die früher übliche. Im ganzen ist das Lehrbuch brauchbar und wohl zu empfehlen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

29) **H. Knauth, Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten.** 1. Teil. Deutscher Text. 46 S. — 2. Teil. Lat. Übersetzung. 29 S. Leipzig, G. Freytag (Wien und Prag, F. Tempsky), 1896. 8°. ℳ 1.50 = 90 Kr. ö. W.

Abweichend von anderen Übungsbüchern giebt das vorliegende — gesondert vom Text der Aufgaben — eine lateinische Übersetzung, wodurch dem Schüler die Möglichkeit geboten ist, seine Übersetzung selbst zu vergleichen oder zu berichtigen; der Schüler kann somit dies Buch benutzen, um sich durch eigenen Fleifs für Grammatik und Stilistik weiter zu bilden und Lücken auszufüllen. So ist es wohl auch gemeint, wenn auf dem Titel die Bestimmung angegeben wird „für Abiturienten“. Duen Verfasser möchte sein Buch auch für den Unterricht in Prima angewandt sehen, und deshalb sind eben beide Teile gesondert gedruckt. Die 60 Übersetzungsaufgaben sind nach Inhalt, Umfang und Schwierigkeit als schriftliche Klassenarbeiten oder mündliche Übungen dem Standpunkte der Prima entsprechend; in Fufsnoten sind die nötigen Hilfen (vielleicht eher etwas zu viel) durch Vokabeln und Hinweise auf Stilistik und Grammatik gegeben. Inhaltlich schliefsen sich die Stücke an Tacitus, Sallust, Cicero und Horaz an, einige behandeln Homerisches, einige allgemeine Themata. Die lateinische Übersetzung ist geschickt und vermag den Schüler zu richtiger Übertragung, ản color latinus zu gewöhnen, ohne der Willkür Spielraum zu geben. Das Buch ist daher zum Privatgebrauch für Abiturienten wie zum Schulgebrauch in Prima nicht ungeeignet.

Hanau. **O. Wackermann.**

Vakanzen.

Stettin, Städt. R. G. Hilfsl., Physik, Chemie, Naturw. ℳ 1800. Magistrat.

M. Gladbach, G., Obl. Klass. Phil. u. Deutsch oder Franz. N. E. Dir. Dr. Schweickert.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 22. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

30) **Thukydides.** Die Geschichte des Peloponnesischen Krieges zum Gebrauch für Schüler. Herausgegeben von **Fr. Müller.** Zweiter Teil: Bch. V, 25 bis VIII. Text mit einer Karte. VIII u. 150 S. 8. Kommentar. 179 S. 8. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1894. 1. 50 *M* u. 1. 80.

Der 1. Teil des von dem Verf. zum Gebrauch für Schüler herausgegebenen „Thukydides“ umfafst Bch. I bis V, 24; daran reiht sich jetzt der 2. Teil, der Bch. V, 25 bis VIII enthält, also die Ereignisse vom Frieden des Nikias bis 411 v. Chr. Von dem 5. Buch sind nur die Kap. 25 und 26 aufgenommen; auch das 8. Buch ist nur schwach vertreten, nämlich nur mit den Kapiteln, welche die Wirkung der sicilischen Niederlage der Athener in Griechenland und die Herrschaft der Vierhundert in Athen schildern. Die Bücher VI und VII sind fast vollständig in der Auswahl vorhanden, und ich hätte gewünscht, dafs der Verf., von VI, 2—5. 7. 95; VII, 9 und vielleicht 57—58 abgesehen, auch die Abschnitte, die er ausgeschlossen hat, mit aufgenommen hätte; denn Thukydides' Bericht über die sicilische Expedition der Athener ist anerkanntermafsen ein so festgefügtes und abgerundetes Ganze, dafs man jede Weglassung als Störung empfindet. Sicherlich wird mancher Lehrer die Schick-

sale des Alkibiades, die Überfahrt der Athener nach Sicilien, die Verhandlungen in Kamarina und die Fahrt der Hilfsflotte unter Demosthenes und Eurymedon ungern vermissen. Am Schlusse ist ein Verzeichnis der Eigennamen beigegeben.

Der Kommentar ist dem Zwecke des Buches entsprechend für Schüler eingerichtet, denen er die Präparation erleichtern und die Hilfe bieten will, die sie brauchen, um sich das Verständnis des Textes zu erschliefsen. Er betont demnach an erster Stelle die sprachliche Seite. Am besten ist er im 6. und 7. Buche gelungen, wo er den Schüler kaum bei irgendeiner Schwierigkeit im Stiche lassen wird; öfter ist dies dagegen im 5. und 8. Buche der Fall. So wird z. B. kein Schüler imstande sein, V, 26, 3 ohne Nachhilfe zu konstruieren, auch wenn der Druckfehler *ἔτη. λογιζόμενος* statt *ἔτη, λογιζόμενος* beseitigt ist; auch V, 26, 5 fehlt eine Bemerkung zu *τι αὐτῶν*, ebenso VIII, 1, 4 zu *πρὸς τὸ παραχρῆμα περιδεές* u. s. w. Wertlos erscheinen mir die Verweisungen auf den 1. Teil, da wohl nur selten ein Schüler beide Teile besitzen, und wenn er sie auch besitzt, sich die Mühe machen wird, die angezogene Stelle nachzuschlagen.

Der „Thukydides" des Verf. gehört der von H. J. Müller und O. Jäger herausgegebenen Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben an. Was diese betrifft, so bin ich der, wie ich höre, von vielen Kollegen geteilten Ansicht, dafs sie in unzulässiger Weise in den Klassenunterricht eingreifen. Gewifs mufs man wünschen, dafs die Lektüre rasch und frisch vorschreite, und daher kann man es nur begrüfsen, wenn dem Schüler schon bei der Präparation die sprachlichen und grammatischen Schwierigkeiten erklärt und so beseitigt werden; denn es macht einen schlimmen Eindruck, wenn die Lektüre immer und immer wieder durch derartige Auseinandersetzungen unterbrochen werden mufs oder unterbrochen wird. Aber mit derselben Entschiedenheit, mit der man möglichste Verbannung der Grammatik aus den Lektürestunden verlangen mufs, mufs man auch fordern, dafs der Inhalt der Schriftsteller nach allen Seiten hin voll und ganz der gemeinsamen Arbeit der Lehrer und Schüler in der Klasse vorbehalten bleibe; hier mufs die Besprechung und Disponierung des Gelesenen vorgenommen werden. Diese wichtige und fruchtbare Arbeit wird aber durch manche Ausgabe der Müller-Jägerschen Sammlung in empfindlicher Weise gestört oder ganz unmöglich gemacht, da sie am Rande eine so genaue und ins einzelne gehende Disposition

bieten, dafs dem Lehrer jede Freiheit benommen, dem Schüler jedes Nachdenken erspart wird. Es ist wünschenswert, dafs die Herausgeber in dieser Beziehung Abhilfe schaffen. Übrigens kann ich sagen, dass der „Thukydides" des Verf. in dieser Beziehung den besseren Ausgaben der Sammlung angehört, obwohl er meiner Ansicht nach auch noch zu viel an Dispositionsanmerkungen giebt.

Durlach. **J. Sitzler.**

31) **William Ham. Kirk, Demosthenic style in the private orations.** Thesis. Baltimore 1895. 43 S. 8.

Im Anschlufs an Blafs hält Verf. vierzehn von den Privatreden des Dem. für echt (or. 26—31, 36—39, 41, 45, 54, 55, 57). Aus diesen verzeichnet er im 1. Teil seiner Abhandlung die besonders charakteristischen Redefiguren — denunciation, repetition, asyndeton, irony, apostrophe, interrogation, rhetorical answer, deistic expressions, transitions — nach der Häufigkeit des Gebrauches und nach ihrer rhetorischen Funktion. Die ganze Untersuchung bekundet sorgfältige Beobachtung und gutes Verständnis für Zweck und Tragweite der einzelnen Kunstmittel des Redners.

In einem 2. Abschnitt werden nach gleichen Gesichtspunkten die zwei älteren Gerichtsredner Lysias und Isaios besprochen. Der Vergleich mit diesen soll die rednerische Individualität des Dem. schärfer beleuchten und möglichst zuverlässige Kriterien liefern wie für die Echtheit der erwähnten 14 Reden, so auch für die Unechtheit der übrigen Privatreden, deren rhetorischer Charakter im 3. Abschnitt erörtert wird. Freilich verhehlt sich Kirk nicht, dafs die von ihm erörterten inneren Kriterien für die Entscheidung der Autorenfrage nicht ausreichen, und er beobachtet darum in der Anwendung seiner Grundsätze eine anerkennenswerte Mäfsigung und Zurückhaltung. Die Benutzung von Volkmanns Rhetorik und von anderen einschlägigen Schriften, welche dem Verf. wohl nicht zu Gebote standen, würde es ihm leicht gemacht haben, seine interessante Studie zu erweitern und zu vertiefen.

Feldkirch. **W. Fox.**

32) **M. Tullii Ciceronis de divinatione libri,** udgivne og fortolkede ved **Valdemar Thoresen.** København, Rud. Kleins eftf. Th. Sørensen, 1894. III und 228 S. 8. *M* 3.75

Thoresens Ausgabe ist in erster Linie bestimmt „für Schüler, die sich auf das sprachlich-historische Abgangsexamen vorbereiten", wendet

sich aber auch an „Philologen, denen sonst nur veraltete und in vielen Punkten wenig zufriedenstellende Kommentare zur Verfügung stehen", will also einen Platz einnehmen, wie etwa die meisten Teubnerschen oder Weidmannschen kommentierten Ausgaben.

In der Konstituierung des Textes schliefst sich Thoresen den Ausgaben von Baiter und C. F. W. Müller im wesentlichen an, eigene Konjekturen scheint er nirgends in den Text aufgenommen, sondern nur mit vorsichtigem „vielleicht" in den Anmerkungen erwähnt zu haben. Offenbar mit Recht, denn unter ihnen ist keine, die eines besseren Schicksals würdig wäre, möchte uns der Herausgeber doch I, 24 sogar einen trochäischen Septenar folgenden Wortlautes darbieten:

intuerentur néc tuendi cápere satietás posset.

Gleiche Zurückhaltung beobachtet er auch gegen die Vorschläge anderer. So wird I, 2 Hottingers Konjektur *quid quoque significaretur* für sehr wahrscheinlich erklärt, aber doch nicht aufgenommen, II, 94 *quod non certe pertinet* im Text gelassen, obwohl es mit der erklärenden Anmerkung in Widerspruch steht. Viel leichter erklärt Thoresen eine Stelle für verdorben, als dafs er eine Heilung versucht. In der Stelle II, 91: *Etenim cum, ut ipsi dicunt [sc. Chaldaei], ortus nascentium luna moderetur, eaque animadvertant et notent sidera natalicia Chaldaei, quaecunque lunae iuncta videantur, oculorum fallacissimo sensu iudicant ea, quae ratione atque animo videre debebant* scheint ihm der Satz *eaque — Chaldaei* so unglücklich gebildet, dafs er ihn für korrupt erklärt. Ich meine, dafs, wenn man das nach dem Zusammenhang überflüssige *Chaldaei* streicht, sich nicht viel gegen den Satz einwenden läfst, aber auch diese Streichung wird manchem überflüssig erscheinen. Selbst die Worte II, 143: *visum est enim tale obiectum dormienti, ut id, quod evenit, naturae vis, non opinio erroris effecerit,* die Thoresen für verdorben erklärt, lassen sich vielleicht ohne Annahme einer Verderbnis erklären: das, was geschah, wurde durch die Kraft der Natur, nicht durch eine irrtümliche Meinung hervorgerufen. Wenn der *complexus Venerius* nämlich nicht Traum, sondern Wirklichkeit gewesen wäre, hätte sich dasselbe Resultat ergeben, also ist dies von der Täuschung unabhängig.

Das sachliche Verständnis wird, wo es nötig ist, durch Anführung des betreffenden Materials aus Geographie, Mythologie, Philosophie, Geschichte und den Altertümern gefördert. In grammatischen Dingen beruft der

Herausgeber sich, was ja begreiflich ist, gern auf Madvig, doch sind ihm auch deutsche Grammatiker und Stilistiker wie Hand, Matthiae, Seyffert, Zumpt und Nägelsbach wohl bekannt, wie er denn überhaupt in der deutschen philologischen Litteratur bewandert ist.

In der sprachlichen Erklärung findet sich manche gute und feine Bemerkung, wie einige Beispiele zeigen mögen.

I, 3 *Cumque magna vis videretur esse et inpetriendis consulendisque rebus et monstris interpretandis ac procurandis in haruspicum disciplina, omnem hanc ex Etruria scientiam adhibebant, ne genus esset ullum divinationis, quod neglectum ab iis videretur.* Die Frage, warum hier *ab iis* und nicht *a se* gesagt ist, wird damit beantwortet, daſs im Lateinischen wie in anderen Sprachen die notwendige Folge oft in der Form eines Absichtssatzes erscheint. So ist hier das Pronomen des Folgesatzes sinnentsprechend gewählt. — I, 18 *quae magnum ad columen flammato ardore volabat. ad columen* wird erklärt in Form einer Säule. — II, 20 *nulla igitur est divinatio.* Unter Zurückweisung der Erklärungsversuche anderer wird der unlogische Schluſs auf Ciceros Eilfertigkeit zurückgeführt, wie denn der Herausgeber von Überschätzung Ciceros durchaus frei ist. Vgl. seine Anmerkungen zu I, 71, I, 72, II, 82. — II, 74 *in iure legum* = *in iubendis legibus.* — II, 80 *Placet igitur humanitatis expertis habere divinitatis auctores!* Um des Wortspieles willen ist hier *divinitatis* für *divinationis* gebraucht.

Freilich ist es für den, dem nicht die ganze Litteratur über unsere Schrift zur Verfügung steht, schwer zu sagen, wie viel Thoresens geistiges Eigentum ist und wie viel er von anderen entlehnt hat. So ist die ganze Auseinandersetzung über I, 82 (in der Beilage S. 222) im wesentlichen schon in Christs wenigen Worten zu dieser Stelle in der zweiten Ausgabe des Orellischen Cicero enthalten. Und nicht anders steht es mit der Bemerkung zu I, 132 (Beilage S. 223), die fast wörtlich ohne Quellenangabe derselben Ausgabe entlehnt ist.

Neben mancherlei Gutem bietet aber die sprachliche Erklärung auch an mehreren Stellen Verkehrtes oder wenig Wahrscheinliches. Auch davon mögen einige Beispiele folgen.

I, 2. *Principio Assyrii, ut ab ultumis auctoritatem repetam.* „*Auctoritatem* beinahe = *originem*, zurückgehen zu den ältesten Quellen“. Vielmehr bedeutet *auctoritas* auch hier Beglaubigung und was Thoresen mit *originem* bezeichnet, liegt in *ab ultumis.* — I, 8. *Cotta sic dis-*

putat, ut Stoicorum magis argumenta confutet quam hominum deleat religionem. Thoresen wird nicht viel Anklang mit der Bemerkung finden, dafs der *ut*-Satz nicht ein Folge-, sondern ein Absichtssatz sei. — I, 14. Dafs unter *acredula* eine Cikade zu verstehen sei, ist angesichts der Worte *de pectore carmen* und *matutinis vocibus* ebenso wenig glaublich, wie dafs sie darüber klagen soll, dafs die Morgensonne ihr ihre Nahrung, den Tau, entzieht. Wer satt ist, pflegt nicht über Nahrungsentziehung zu klagen. — I, 22. Ebenso wenig Beifall verdient die von Thoresen empfohlene Messung:

Inque Acădēmĭă ūmbrifera nitidoque Lyceo. — I, 77. In dem Satz *Itaque signa convelli et se sequi iussit* wird *signa* als Subjekt auch von *sequi* erklärt. „Eine andere Auffassung der Stelle ist vielleicht nicht unmöglich —, aber doch wenig natürlich.“ — I, 125. *Fieri igitur omnia fato, ratio cogit fateri, fatum autem id appello, quod Graeci εἱμαρμένην id est ordinem seriemque causarum, cum causae causa nexa rem ex se gignat.* Hierzu wird zunächst richtig bemerkt, dafs εἱμαρμένη ja Part. Perf. von μείρομαι sei, dafs es aber Cicero offenbar von εἱρμός Kette, Reihe ableite, aber falsch ist schon, wenn die gleiche Ableitung auch den (griechischen) Stoikern zugeschrieben wird, die sich sicher der richtigen Ableitung bewufst waren und den zufälligen Gleichklang nur in spielerischer Weise zur Veranschaulichung ihrer Lehren benutzten. Verkehrt ist aber ferner, wenn Thoresen die Worte *fatum autem — seriemque causarum* als Parenthese auffafst und den Satz *cum causae causa nexa rem ex se gignat* mit *fieri igitur omnia fato, ratio cogit fateri* verbindet, da die Worte *causae causa nexa* ja gerade die Erklärung von *ordinem seriemque causarum* enthalten. — II, 118. *Demosthenes quidem, qui abhinc annos prope trecentos fuit iam tum φιλιππίζειν Pythiam dicebat id est quasi cum Philippo facere; hoc autem eo spectabat, ut eam a Philippo corruptam diceret.* Schwerlich wird der Herausgeber viele Leser überzeugen, dafs die Worte *id est quasi cum Philippo facere,* „obwohl der Bruder natürlich genau wufste, was das Wort bedeutet“ nicht überflüssig seien. — II, 148. *Quod et in iis libris dictum est, qui sunt de natura deorum, et hac disputatione id maxime egimus.* Thoresen macht auf den Übergang vom Relativsatz zum beigeordneten demonstrativen Ausdruck aufmerksam und sucht die „Unregelmäfsigkeit“ durch den stehenden Gebrauch von *id agere* zu erklären. Nun ist aber das, was hier für unregelmäfsig erklärt wird, durchaus die Regel. Oder

glaubt Thoresen, daſs Cicero hätte sagen können *quod et in iis libris dictum est — et hac disputatione maxime egimus* oder daſs es besonders gutes Latein wäre zu sagen *quod — dictum est — et quod — egimus?*

Auffälliger aber als mancherlei Unrichtigkeiten in einem Werk, das sich aus mehr als tausend einzelnen Bemerkungen zusammensetzt, ist es, an wie zahlreichen Stellen der Herausgeber zu einer bestimmten Ansicht nicht gelangt ist; es kann geradezu behauptet werden, daſs vielleicht (måské) sein Lieblingswort ist. Daſs er seine (wenn ich nichts übersehen habe) sämtlichen eigenen Konjekturen mit diesem Worte einführt, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, da einerseits eine Konjektur fast immer etwas Zweifelhaftes enthält, anderseits speziell die Thoresens den Zweifel an ihrer Richtigkeit rechtfertigen. Aber auch in der Erklärung findet sich das Wort und dazu noch Ausdrücke wie „es ist unsicher", „es ist zweifelhaft" u. dergl. sehr häufig an Stellen, wo ein tieferes Eindringen zu einem bestimmten Ergebnis hätte führen können. Auch davon einige Beispiele. S. 18 kommt in den Anmerkungen folgendes vor: 1) es scheint, daſs Cicero in jedem der drei Bücher über sein Konsulat eine Muse das Wort führen läſst; 2) die Stelle, in der von der Einwirkung Jupiters auf das Weltall gesprochen wird, ist dunkel; 3) ob *penitus* vollständig bedeutet, ist nicht klar; 4) *sensus hominum* wird wohl den menschlichen Geist bedeuten (må vel vaere den menneskelige ånd); 5) ob die Worte *saepta atque inclusa* feminina oder neutra sind, ist nicht auszumachen; 6) es ist unsicher, welche astronomische oder meteorologische Erscheinung mit den Worten *astrorum volucris motus* angedeutet wird.

Sollte man nicht fast meinen, daſs wer sich über so viele Pnnktn innerhalb weniger Zeilen kein Urteil gebildet hat, besser darauf verzichtet hätte, andere in das Verständnis dieser Schrift einzuführen? Doch betrachten wir das Einzelne: 1) die Vermutung, daſs jedes der drei Bücher über das Konsulat einer Muse in den Mund gelegt wird, stützt sich nur darauf, daſs an unserer Stelle Urania und in einem Fragment aus dem dritten Buch Calliope spricht, aus zwei weiteren, schwer verdorbenen Fragmenten läſst sich gar nichts schlieſsen, und auſserdem ist nur noch der Vers erhalten:

In montes patrios et ad incunabula nostra
Pergam.

Diesen einer Muse in den Mund zu legen, ist doch rein unmöglich, und an ihm allein muſs Thoresens Vermutung scheitern, ganz abgesehen

von der Schwierigkeit, ein ganzes Epos mit den zahllosen Einzelheiten, die sich Ciceros Eitelkeit nicht wird haben entgehen lassen, in eine so gekünstelte Form zu bringen. Augenscheinlich liebt es Cicero gerade im Bewufstsein seiner Unzulänglichkeit als Dichter die Darstellung durch das Auftreten von Gottheiten aufzuputzen, wie er auch im zweiten Buch des Epos „de temporibus meis“ den Apollo in der Versammlung der Götter auftreten lassen will (Cic. ad Att. III, 1, 24), aber von dieser Liebhaberei bis zu der vollendeten Geschmacklosigkeit, die ihm Thoresen zumutet, ist doch noch ein grofser Schritt; 2) die Stelle enthält, wie auch Thoresen bemerkt, die stoische Lehre von dem göttlichen Urfeuer, hier als Jupiter bezeichnet, von dem alles Leben und alle Bewegung, damit auch alles Denken und Empfinden ausgeht. Der Ausdruck *vertitur* erklärt sich aus

Σοὶ δὴ πᾶς ὅδε κόσμος ἑλισσόμενος περὶ γαῖαν
Πείθεται

im Hymnus des Kleanthes auf Zeus. *Petessit* und *retentat* wird von Thoresen richtig erklärt: „läfst seine Kraft wirken auf“ und „erhält aufrecht“. Was bleibt da noch dunkel? 3) und 4) *quae penitus sensus hominum vitasque retentat* bedeutet: Das menschliche Leben und Empfinden ist gänzlich (oder allein) ein Ausflufs des göttlichen Geistes. So scheint den Vers auch Thoresen verstanden zu haben, so dafs sein Bedenken über die Bedeutung von *penitus* hinfällig wird; 5) *saepta atque inclusa* bezieht sich auf den göttlichen Geist, nicht auf das menschliche Leben und Empfinden, wie die Verbindung mit *aetheris aeterni cavernis* beweist, der Äther wird der Erde, das ätherische dem irdischen Feuer entgegengesetzt, wie es im ersten Vers *aetherio flammatus Iuppiter igni* oder ‚de nat. deor.‘ II, 64 *caelestem enim, altissimam aetheriamque naturam id est igneam* heifst. Vgl. auch Cleanthes Hymnus:

Οὐδέ τι γίγνεται ἔργον ἐπὶ χθονὶ σοῦ δίχα, δαῖμον,
Οὔτε κατ᾽ αἰθέριον θεῖον πόλον οὔτ᾽ ἐπὶ πόντῳ.

Danach sind also *saepta* und *inclusa* Feminina; 6) mit Vers 6 wird auf die Bewegung und den Lauf der Sterne übergegangen, auf ihre regelmäfsigen *(certo lapsu spatioque feruntur)* von göttlichem Geiste bestimmten Bahnen *(divina mente notata)*. Da bezeichnet *astrorum volucris motus* (Vers 11) die gewöhnlichen, normalen Erscheinungen, während die aufsergewöhnlichen erst Vers 15 f. erwähnt werden. Am wenigsten kann mit Thoresen schon Vers 11 an die Kometen gedacht werden, die Vers 15 speziell genannt werden. — I, 44. Hier wird aus dem „Brutus“ des

Accius ein Traum des Tarquinius Superbus erzählt: von einem Widder gestofsen, fällt er auf den Rücken und sieht nun ein gewaltiges Wunder: nach rechts entschwindet der von Flammen umstrahlte Kreis der Sonne in neuem Lauf. Im folgenden Paragraphen wird dann das Wunder gedeutet: was dir von der Sonne gezeigt ist, bedeutet eine ganz nahe bevorstehende politische Umgestaltung, dafs aber die Sonne ihren Weg von links nach rechts genommen hat, zeigt an, dafs die Veränderung fürs römische Volk sehr heilsam sein werde. Dem gegenüber erklärt Thoresen in der Anmerkung wie in der Beilage, nicht einzusehen, worin das Wunder bestehe. Um es zu erkennen, braucht er sich blofs auf den Rücken zu legen und in die Sonne zu sehen: es ist zu wetten, dafs nicht die Sonne vor seinen Augen entschwindet, sondern er früher den Platz räumen wird. — I, 104. Zu Caeciliam Metelli wird angemerkt, es sei unsicher, ob des Metellus Gattin oder Tochter gemeint sei. Das wäre unsicher? Heifst denn auch die Gattin des Metellus Caecilia und Ciceros Gattin Tullia? Ist es auch zweifelhaft, ob Julia die Tochter oder die Gattin Cäsars ist? Dazu kommt noch gegen Ende des Paragraphen der Satz: *virgo autem nupsit, cui Caecilia nupta fuerat.* Wäre Caecilia die Gattin des Metellus gewesen, so hätte Cicero gesagt: *virgo autem nupsit Metello.* — II, 94. *si haec non vis et natura gignentium efficeret, sed temperatio lunae caelique moderatio.* Dazu wird bemerkt: *caeli* wird vielleicht am besten aufgefafst als objektiver Genetiv, also „des Mondes Einflufs (auf das Kind) und seine Einwirkung auf den Himmel!" Da nun aber bei *temperatio* kein objektiver Genetiv steht, müfste man *caeli* auch hierzu ziehen, und es würde die Hauptsache, die Beeinflussung des Neugeborenen durch den Mond, ganz ausgelassen sein und nur gesprochen werden von dem Einflufs und der Einwirkung des Mondes auf den Himmel.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, an Druckfehlern ist mir nur ein falscher Iktus aufgefallen S. 43, Z. 1: *duós consanguineos* statt *duos cónsanguineos.*

Aus diesen Ausführungen ergiebt sich das Endurteil, dafs Thoresens Ausgabe im einzelnen manches Gute enthält, dem Philologen jedoch wenig bietet und vom Schüler vorläufig nur mit Vorsicht gebraucht werden kann. Es läfst sich jedoch hoffen, dafs bei einer etwaigen neuen Auflage ein brauchbares Buch daraus wird.

Oels i. Schles. **Leopold Reinhardt.**

---

33) **Walther Amelung, Die Basis des Praxiteles aus Mantinea.** Archäologische Studien. München, Bruckmann, 1895. 82 S. gr. 8 m. 1 Tafel und 29 Abbildungen im Text.

Bekanntlich gruben die Franzosen in Mantinea 1887 drei Reliefplatten aus, auf welche sofort eine Stelle des Pausanias (8, 9) bezogen wurde, wo derselbe von der Basis einer praxitelischen Gruppe sagt: *Τούτων πεποιημένα ἐστὶν ἐπὶ τῷ βάθρῳ Μοῦσα καὶ Μαρσύας αὐλῶν.* Thatsächlich stellen aber die Reliefs den Wettstreit des Apollo und Marsyas und zweimal drei Musen dar. Somit mufste nicht blofs *Μοῦσα* in *Μοῦσαι* geändert, sondern des weiteren noch angenommen werden, dafs Pausanias oder sein Gewährsmann erstens die triviale Marsyas-Scene nicht erkannt, zweitens Apollo für eine Muse gehalten und drittens den in der Mitte stehenden Skythen übersehen habe. Soviel Zwang wurde der Überlieferung und der Wahrscheinlichkeit angethan, um Praxiteles ein Werk zu vindizieren, das, an einem anderen Orte gefunden, niemand für ein Originalwerk des Meisters angesehen hätte! Fehlt doch auch ein zweites altes Beispiel für das Auftreten des skythischen Henkers. Anfangs war noch das Bedenken dazu gekommen, wie man sich die drei Reliefs angebracht zu denken habe; diese Frage schien durch Waldstein (American Journal of archaeology 1891, 1 ff.) so glücklich gelöst, dafs Overbeck daraufhin seinen Widerspruch zurückzog. Allein nun stellt sich nach Amelungs und Dörpfelds Beobachtungen (S. 9 ff.) heraus, dafs die Musen sich an den Nebenseiten befanden, während der Wettkampf die Vorderseite schmückte. Da dadurch die Unwahrscheinlichkeit eines Mifsverständnisses so ziemlich zur Unmöglichkeit gemacht ist, freue ich mich, meinen Zweifeln in den „Parerga“ S. 27, wo auch mit dem unveränderten Texte des Pausanias die Berliner Vase Nr. 3185 verglichen ist, Ausdruck gegeben zu haben.

Der Verfasser dieser Schrift, welcher von der „allgemeinen“ Ansicht ausgeht, errang durch seine Erstlingsarbeit den Beifall Brunns, wie es seit dem Tode des vor 25 Jahren vor St. Privat gefallenen Strube meines Wissens keinem jüngeren Schüler gelungen war; in neuester Zeit wandte sich Amelung einem bestimmten Gebiete zu, welches seine Schönheiten, aber auch seine Fährlichkeiten hat. Die „Florentiner Antiken“ (1893 im gleichen Verlage erschienen) haben das unbestreitbare Verdienst, uns mit einer grofsen Anzahl schöner Kunstwerke, die bisher wenig oder kaum beachtet waren, bekannt zu machen — ein Anzeichen wiederum, wie

verhältnismäfsig eng der Kreis der zünftigen Archäologie ist; wenn aber nach Ähnlichkeiten dieser und bekannter Werke gesucht wird, so ergiebt sich Gelegenheit und Berechtigung zum Widerspruch, ebenso gut wie wenn von der Ähnlichkeit lebender Personen die Rede ist. Das Gleiche dürfte auf die jetzt veröffentlichte Schrift anzuwenden sein. Man hat sofort erkannt, dafs die meisten Figuren der drei Reliefs Atelier-Inventarstücke sind. Nehmen wir nun an, dafs die Reliefs und ihre Erfindung praxitelisch seien, so eröffnet sich damit eine weite Perspektive auf „praxitelische" Motive und eine Menge von gefälligen aber nur in Nebensachen selbständigen Zierfiguren fällt unter den Begriff praxitelischer Schule, wie man ja schon früher die „tanagräischen" Terrakottafiguren von derselben abgeleitet hat. Soll dies eine Geschmacksrichtung bedeuten, so wird sich im allgemeinen nichts dagegen sagen lassen. Indes versucht Amelung am Schlusse seiner Schrift (S. 73—77), eine bestimmte Individualität des Praxiteles gegenüber Skopas zu schildern. Dafs die Kopieen für eine Feststellung stilistischer Einzelheiten unbrauchbar sind, zeigen wieder bei Praxiteles die Exemplare des Sauroktonos zur Genüge; bleibt der Hermes, welcher nach Brunn nicht einmal die volle Eigenart des Meisters darstellen würde. Der Hermes unterscheidet sich von den Skopas-Fragmenten am deutlichsten durch die Schädelform, doch mufs hier erst die Kraniologie uns belehren, ob nicht etwa Stammesunterschiede mitsprechen. Der Darstellung des Auges und seiner Umgebung wird mit Recht genauer nachgeforscht, aber wir vermissen eine Berücksichtigung der positivistischen Untersuchungen, die gerade diesen wichtigen Teil der künstlerischen Anatomie geklärt haben; Conzes belehrungsvoller Aufsatz „Über Darstellung des menschlichen Auges in der antiken Skulptur" (Sitzungsber. d. k. preufs. Akademie 1892, 4. Februar) konnte auf das Technische hinweisen und besonders in Erinnerung bringen, dafs wir an dem praxitelischen Auge zu der Marmorarbeit auch Bemalung hinzudenken müssen, wie Greeff (Archiv f. Anatomie und Physiologie 1892, anatom. Abt. S. 113ff.) und Magnus (Die Darstellung des Auges in der antiken Plastik, Leipzig 1892) über die anatomischen Grundlagen eingehend belehren. Archäolog und Anatom zeigen einhellig, dafs es in der Kunst weniger auf das Auge selbst als auf seine Umgebung ankommt und dafs jedenfalls nicht Praxiteles, wohl aber Skopas (dessen Originale allerdings sehr abgestofsen sind) der Neuerer war.

Würzburg. Sittl.

---

34) **A. Körte, Die sidonischen Sarkophage** des kaiserlich ottomannischen Museums zu Konstantinopel. Vortrag, gehalten in der „Teutonia“ am 4. Januar 1895. Konstantinopel, Otto Keil (Leipzig, Franz Wagner). 27 S. 8°.

Der Verfasser hat diesen Vortrag vor einer Gesellschaft gehalten, deren Mitglieder wohl alle die sidonischen Sarkophage in Konstantinopel schon gesehen hatten. Dem Leser geht, wenn er sich nicht schon vorher über diese Sarkophage orientiert und dabei wenigstens die Hauptstücke gesehen hat, die für das volle Verständnis notwendige Anschauung ab; denn das kleine Heft enthält keine Abbildungen. Also hätte der Druck unterbleiben können? Ich möchte diese Frage doch verneinen. Denn ich habe den Vortrag mit vielem Vergnügen und nur so viel Unterbrechung gelesen, als nötig war, um dazwischen wieder einen Blick auf die Abbildungen zu werfen, und ich bedauerte, als ich die Seite 26 umschlug, dafs es auf Seite 27 schon aus war. Die Darstellung ist siche und klar, die Charakterisierung der verschiedenen Stile scharf und treffend, das Urteil besonnen und sicher; dafs in einem populären Vortrag die Vermutungen über die ursprünglichen Besteller und späteren Besitzer bezw. Benützer der Särge nicht aufgenommen sind, ist nur zu loben. Die Thatsache, dafs alle nicht ursprünglich für die Gruft bestimmt waren, in der sie gefunden wurden, ist als feststehend zu betrachten und dementsprechend behandelt. So wird das kleine Heft doch manchem auch ohne die Bilder nicht unnützlich sein.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

35) **Georg Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia.** Bd. II: Die ältere attische Geschichte und die Perserkriege. Zweite vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1895. XVIII und 814 S. ℳ 13.

Busolt bezeichnet den vorliegenden Band seiner Geschichte im Vorwort als fast vollständig verändert; in der That erhält man ein an Umfang und Inhalt beinahe ganz neues Buch. Während früher der zweite Band die Perserkriege und die Pentekontaetie enthielt, konnte diesmal, da bei der neuen Auflage die ältere attische Geschichte aus dem ersten Band herüber genommen werden mufste, die Pentekontaetie in ihm nicht mehr Platz finden. Das Kap. 4 (Der attische Staat bis zu den Perserkriegen, S. 1—449) wurde im Hinblick auf die neu aufgefundene aristotelische Politie der Athener und die sich an letztere anschliefsende

Litteratur gründlich umgearbeitet und bringt eine Reihe von neuen und wichtigen Aufstellungen, welche B. zum Teil schon früher durch seine Abhandlung in der Festschrift zu L. Friedländers fünfzigjährigem Doktorjubiläum bekannt gemacht hatte.

Auch die einleitende Übersicht zu diesem Kapitel über die Quellen beschäftigt sich vorwiegend mit der Ἀθηναίων πολιτεία; es ist interessant zu sehen, wie Busolts Auffassung dieser Schrift, die er schon in der zweiten Auflage seiner „Griechischen Staatsaltertümer" (1892) herangezogen hatte, sich seitdem vertiefte. In seinen Ausführungen über den Charakter des Buchs und die Art der Forschung des Aristoteles stimmt er vielfach mit Wilamowitz überein, dessen Werk er erst während des Drucks berücksichtigen konnte. Wichtig ist, dafs Busolt, der früher eifrig die Echtheit der drakontischen Verfassung verteidigte, dieselbe jetzt fallen läfst; als den Verfasser der Atthis, welche Aristoteles als Quelle benützte, nimmt er mit voller Bestimmtheit Androtion in Anspruch. Dagegen verhält er sich gegen die Ansicht, dafs die von Aristoteles herangezogene oligarchische Parteischrift von Theramenes herrühre, mit Recht abwehrend; ganz einleuchtend wird auf die Beeinflussung hingewiesen, welche die Darstellung der Peisistratidenzeit und besonders ihres Ausgangs durch diese Quelle erfuhr. Von den sonstigen Ausführungen in dieser Übersicht ist noch auf die Erörterungen über die Quellen Diodors für die Geschichte Solons hinzuweisen.

Gerade in den einleitenden Abschnitten zur attischen Geschichte bringt der Verfasser eine Reihe von neuen und wichtigen Ansichten; die Aufstellungen anderer, wie über das Pelargikon, die Enneakrunos-Frage u. a. werden von ihm mit ruhiger und sachgemäfser Kritik geprüft. Die Entwickelung über die vier ursprünglichen Phylen, welche Busolt als gentilicische Einteilung der alten Iavones auffafst, d. h. desjenigen Stammes, welcher den Kern der geschichtlichen Bevölkerung Attikas und den Hauptbestandteil unter den verschiedenen Volkselementen bildete, aus deren Verschmelzung das asiatische Ionertum hervorging, ist sehr interessant, aber durchaus nicht einwandfrei, da dabei die Thatsache aufser acht gelassen wird, dafs Attika allmählich aus getrennten örtlichen Bestandteilen zu einer Einheit erwuchs. Es ist nicht minder fraglich, ob die drei „Stände", wie Busolt will, von allem Anfang an existierten. In einem anderen Punkte wirkt dagegen die Argumentation des Verfassers ganz überzeugend: dafs die aus den Hektemoriern und den gewerblichen Lohn-

arbeitern bestehende Menge der Gemeinfreien durch Solon keine bürgerlichen Rechte erhielt, sondern erst Kleisthenes sie unter die Vollbürger einreihte, nachdem sie durch Peisistratos, der die grofsen Güter seiner geflüchteten adeligen Gegner parzelliert hatte, auch in den Besitz von Land gelangt waren. Die zusammenhängende Begründung dieser Ansicht, die auch eine richtigere Auffassung der attischen Parteien, besonders der Paralier und Diakrier, zur Folge hat, enthält die bereits erwähnte Abhandlung in der Festschrift für L Friedländer; ich habe an ihr nur das eine auszusetzen, dafs Busolt bei der unmöglichen, von Gomperz zur Genüge widerlegten Anschauung beharrt, die Hektemorier hätten blofs ein Sechstel des Ernteertrages erhalten. Andere Aufstellungen Busolts erscheinen dagegen als zweifelhaft: so soll die Angabe, dafs der Areopag vor Solon auch Verwaltungsbehörde war, blofs einer irrtümlichen Auffassung von Aristoteles' Quelle entstammen. Als Aufgabe der Thesmotheten bezeichnet der Verfasser die schriftliche Aufzeichnung der Rechtssatzungen; dadurch wird aber die Bedeutung von Drakons Gesetzgebung dazu herabgedrückt, dafs sie die erste zusammenhängende Aufzeichnung des Stadtrechts gewesen sei, was mit der Überlieferung in Widerspruch steht und der Bedeutung dieses Ereignisses durchaus nicht gerecht wird. Gut ist die Widerlegung (S. 154) von Aristoteles' Angabe, das ursprüngliche Amtslokal des Königs sei das Bukoleion gewesen; auch der Annahme, dafs die Schatzungsklassen bereits vor Solon bestanden und der Polemik gegen Ed. Meyer über den Zweck derselben ist durchaus beizupflichten. Die Chronologie des Unternehmens gegen Sigeion sowie die Frage nach der Erwerbung von Salamis finden eine gründliche und überzeugende Behandlung; nur die Ansetzung des Volksbeschlusses über die salaminische Kleruchie auf das letzte Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts ist sicherlich zu jung. Wichtig ist die Feststellung dessen, was nicht in den Solonischen Gesetzen stand (S. 47 ff.); auch dafs Busolt inbezug auf Hipparchs Ermordung Thucydides' Erzählung den Vorzug giebt, wird Zustimmung finden. Dafs dagegen Myron und das Gericht der 300 aus der Zeit nach Kylons Attentat in das Jahr 507 versetzt werden, ist eine willkürliche Annahme, zu welcher sich der Verfasser durch Beloch verleiten liefs; auch die von Aristoteles abweichende Chronologie von Kleisthenes' Reform und den mit ihr zusammenhängenden Ereignissen ist nicht überzeugend.

Kap. 5 (Die Perserkriege) ist ebenfalls vielfach verbessert, wenn auch nicht eine so gründliche Umarbeitung notwendig war, wie bei dem vorher-

gehenden. Ich weise darauf hin, dafs Busolt jetzt die Einnahme von Sardes und Kroisos' Sturz in das Jahr 541/0 setzt; dafs die Datierung von Dareios' Zug gegen die Skythen sorgfältig begründet wird; die Darstellung der Marathonschlacht ist im Anschlufs an H. Delbrück umgestaltet. Auch die Auffahrten der persischen Flotte vor der Schlacht von Salamis werden jetzt richtiger beurteilt. Ich mache noch aufmerksam auf die ausführliche Zusammenfassung der neueren Untersuchungen über den Krieg Athens mit Ägina (S. 644 ff.) und auf die Erörterung über die verschiedenen Annahmen für die Entstehung und den Abschlufs des Herodoteischen Geschichtswerkes; dafs Busolt der Ansicht Ungers über die makedonische Jahresepoche des Ephoros folgt, nimmt mich wunder.

Busolts Buch, das schon in der ersten Auflage unentbehrlich für die Fachgenossen war, ist (dieses Urteil gilt auch für den ersten, hier nicht besprochenen Band) in der verbesserten Gestalt um so mehr zu einem ausgezeichneten Hilfsmittel geworden, als die Anschauungen des Verfassers sich in vielen Fragen geklärt haben und er zu der erschöpfenden und kritischen Zusammenfassung der Ergebnisse anderer wertvolle Einzeluntersuchungen beisteuerte. Allerdings ist das Werk dadurch nicht einer nahe liegenden Gefahr entgangen und beträchtlich in die Breite gewachsen; es erscheint als fraglich, ob es dem Verfasser gelingen wird, die noch übrige Zeit, zu welcher die versprochene allgemeine Bücher- und Quellenkunde kommen soll, im Rahmen eines, des dritten Bandes, zu bewältigen. Angesichts dessen möchte ich die Frage aufwerfen, ob es nicht besser und dem Zweck eines Handbuches angemessener wäre, wenn der Verfasser Untersuchungen über einzelne Fragen ausscheiden und etwa in einem besonderen Werk veröffentlichen würde, auf welches dann in der allgemeinen Darstellung kurz Bezug genommen werden könnte.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

36) **Lateinisches Lehr- und Lesebuch** für Sexta von **O. Lutsch.** 2. Aufl. Vokabularium dazu von **W. Sternkopf.** 2. Aufl. — Dasselbe für Quinta nebst Vokab. 2. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1892 und 1893. 8°.

Die geschickt gearbeiteten Lehrbücher von Lutsch, die auf Perthesschen methodischen Grundlagen fufsen, müssen wir gegen die Lattmannschen Vorwürfe in Schutz nehmen. Wir ziehen dieselben den Lattmannschen entschieden vor. Der Inhalt der Lesestücke entspricht den Forderungen der Lehrpläne. Die poetischen Stücke halten wir auch hier für

zu schwierig. Die Sprache ist gut, wo der vorgeschrittene Standpunkt der Schüler dies ermöglicht. Dies ist freilich keine Kunst, wenn das Vokabularium so zahlreiche Hilfen für die Übersetzung giebt, wie dies geschieht. Letzteres halten wir für einen Fehler der Lutschschen Bücher. Übungsstücke sollten nur ausnahmsweise Vokabeln enthalten, auf deren Erlernung verzichtet wird, noch weniger Redewendungen und ganze Sätze, die im Vokabular erklärt werden müssen. — Den 118 lateinischen Lesestücken des Sexta-Teiles entsprechen 30 deutsche und 84 lateinischen für Quinta 24 deutsche. Dies Verhältnis mag ja der Forderung der Lehrpläne entsprechen, wir sähen trotz derselben lieber eine gröfsere Zahl deutscher Stücke. Die Leistungen der Schüler in den späteren Klassen werden nach unserer Überzeugung bald die Rückkehr zu vermehrten Übungen im Übersetzen ins Lateinische erzwingen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 7. März. Nr. 5, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

37) **Thucydides book I.** Edited with introduction and notes by **W. H. Forbes.** With maps. Part I: introduction and Text. CXXXIII u. 91 S. Part II: notes. 183 S. 8. Oxford, Clarendon Press, 1895. 8 s. 6 d.

W. H. Forbes' Ausgabe des 1. Buches des Thukydides besteht aus zwei Teilen. Der erste enthält die Vorrede, die Einleitung, den griechischen Text und ein Verzeichnis der Eigennamen, der zweite den Kommentar, einen Anhang zum Kommentar, ein Verzeichnis verschiedener grammatischer Eigentümlichkeiten des Thukydides und ein Glossar, das eine Anzahl Thukydideischer Wörter des 1. Buches nach ihren verschiedenen Bedeutungen in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet.

Was den Text betrifft, so hat ihn der Herausgeber nicht selbständig bearbeitet; er hat sich vielmehr damit begnügt, den Bekkerschen Text mit wenigen Abänderungen zum Abdruck zu bringen und zuweilen am Fuſse der Seiten eine abweichende hds. Lesart oder eine wichtigere Konjektur mitzuteilen. Man kann daher nicht sagen, daſs der von dem Herausgeber gegebene Text den Anforderungen entspreche, die man nach dem

heutigen Stand der Thukydideischen Textkritik an eine neue Ausgabe zu stellen berechtigt ist.

Viel besser ist der Kommentar gearbeitet, der von Fleifs und Verständnis für Thukydides zeugt. Er erstreckt sich in gleicher Weise auf Sprache und Inhalt. Das sprachliche Verständnis wird noch durch die Zusammenstellung der grammatischen Eigentümlichkeiten des Thukydides und durch das Glossar gefördert, das sachliche durch den Anhang zu dem Kommentar. In letzterer Hinsicht beschränkt sich der Herausgeber nicht darauf, nur das anzuführen und beizubringen, was zum unmittelbaren Verständnis der Stelle notwendig ist, sondern er zeigt dem Leser auch, welche wissenschaftlichen Fragen sich an die und jene Stelle knüpfen, und giebt eine kurze Übersicht über dieselben. Wo der Text verschiedene Auffassungen zuläfst, entscheidet sich der Herausgeber in der Regel für eine; nur wo es von Interesse ist, fügt er noch eine zweite bei, häufig erst im Anhang. Auch an neuen Erklärungen fehlt es nicht ganz.

Das Wertvollste an der W. H. Forbesschen Thukydidesausgabe ist die Einleitung, die auf 122 Seiten das Leben und den Charakter des Thukydides, seine Stellung zu den vor- und gleichzeitigen Schriftstellern und seine Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber behandelt. Alle hier in Betracht kommenden Fragen erörtert der Verfasser klar, umsichtig und besonnen; er zeigt überall, was man von der Überlieferung für wahr halten darf, was nur wahrscheinlich ist, und was nicht einmal diese Bezeichnung verdient. Auch der Persönlichkeit des Thukydides wird der Verfasser gerecht; er weist auf die grofsen Vorzüge hin, die ihn als Geschichtschreiber schmücken, verschweigt aber auch die Fehler und Mängel nicht, die ihm wie jedem Menschen anhaften. Daher kann man das Studium dieser Abhandlung jedem, der sich mit Thukydides beschäftigt, warm empfehlen; er findet hier alle Fragen eingehend, vorurteilsfrei und überzeugend besprochen. Nur selten wird man in die Lage kommen, anderer Ansicht als der Verfasser zu sein. So kann ich ihm z. B. nicht beistimmen, wenn er behauptet, der Angabe des Dionysios, Thukydides habe nach seiner Verbannung aus Athen den Rest des Krieges hindurch in Thrakien gelebt, widersprächen Thukydides' eigene Worte: *γενομένῳ παρ' ἀμφοτέροις τοῖς πράγμασι* (V, 26, 5). So lassen sich diese Worte nicht pressen; sie bleiben richtig, auch wenn wir annehmen, Thukydides habe von Skapte Hyle aus wiederholt Reisen da- und dorthin gemacht. Auch in der Auffassung von Thuk. IV, 105: *κτῆσιν ἔχειν τῶν χρυσείων μετάλ-*

λων ἐργασίας ἐν τῇ περὶ ταῦτα Θρᾴκῃ scheint mir der Verfasser zu weit zu gehen, wenn er meint, diese Worte könne man auch so verstehen, daſs Thukydides das Recht, die Goldbergwerke in Thrakien auszubeuten, z. B. von dem athenischen Staat gepachtet habe. Ich halte dies für unvereinbar mit κτῆσιν ἔχειν; Thukydides sagt hier ausdrücklich, der Goldbergbau gehöre ihm, und dies wird eben dem Sinne nach auf dasselbe herauskommen, wie wenn er sagen würde, die Goldbergwerke seien sein Eigentum.

Durlach. **J. Sitzler.**

38) **H. Schefczik, Die erste philippische Rede des Demosthenes ist zweifellos ein Ganzes.** Troppau, Zenker, 1895. 27. S. 8.

Die in dieser Rundschau (1884, S. 838—846) besprochene Arbeit von E. Eichler, „Demosthenes' erste Philippica doch eine Doppelrede?" rief bald, wie wir damals hofften, eine eingehende Verteidigung der Einheit hervor in A. Barans Abhandlung: „Die einheitliche Komposition in der ersten Phil. d. Dem." (Wiener Studien VI, 1884, 173—205). Baran behandelt das Thema gründlicher als vor ihm A. Schäfer (Dem. II, 62 ff.)*) und nach ihm Muther (Festschr. des herzogl. Gymn. in Coburg, 1887). Immerhin durfte Schefczik noch jetzt behaupten, „daſs diejenigen Stellen der Rede, aus denen Seebeck seine Bedenken abgeleitet hat, auch von den eben Genannten nicht in einer den Worten des Redners adäquaten Weise gedeutet und verwertet worden sind, und daſs somit von einer endgültigen „Lösung des Einheitsproblems" — durch die Genannten — „keine Rede sein kann". Er hat nun einen neuen Versuch gemacht, eine solche Lösung zu geben, und Ref. muſs gestehen, daſs der Versuch recht gut gelungen ist.

Verf. legt kurz Veranlassung und Zweck, dann ziemlich ausführlich (S. 11—23) Gliederung und Gedankengang der Rede dar und erbringt damit den Beweis, „daſs diese Rede ein widerspruchsfreies, in allen ihren Teilen harmonierendes und innig zusammenhängendes Ganzes ist". Das gröſsere der beiden Heere, die Demosthenes verlangt, ist auch im zweiten Teil der Rede, zum wenigsten in § 31 und 33 mit berücksichtigt; das kleinere Operationscorps aber, das im ersten Teil verlangt wird, ist durch-

*) „Muſsten, wie der Revisor des Schäferschen Werkes 1885 sagte, die seit der 1. Ausgabe erschienenen Werke und Abhandlungen, welche die Demosthenische Zeit betreffen, beachtet und benutzt werden", so haben wir allen Grund zu bedauern, daſs er hier so wenig wie an hundert anderen Stellen dieses gethan hat.

aus identisch mit der *συνεχὴς δύναμις* des zweiten. Die vorderhand kleine, bei besserer Finanzlage aber zu verstärkende Streitmacht, die sich beständig in der Nähe der makedonischen Küsten aufhalten und den Krieg anfangs nach Art der Freibeuter führen soll, kann kleinere Angriffe vonseiten Philipps zu jeder Zeit, je nach den Umständen, direkt abwehren, oder doch durch Einfälle ins makedonische Gebiet hemmen. Zur günstigen Jahreszeit kann die in steter Bereitschaft gehaltene Flotte mit dem gröfseren Bürgerheer allemal Hilfe leisten, so oft es sich um Abwehr eines stärkeren Angriffs des Feindes oder um eine Gelegenheit handelt, für erlittene Kränkungen an ihm Rache zu nehmen, sein Gebiet zu schädigen, Erobertes oder Erbeutetes ihm wieder zu entreifsen, bis man ihn schliefslich dazu bringt, dafs er Frieden schliefst oder wenigstens alle Feindseligkeiten gegen Athen und Athens Gebiet einstellt. Von Hilfszügen aber mit urplötzlich und ohne alle Vorbereitung zusammengerafften und noch gar in ungünstiger Jahreszeit und lediglich zur Abwehr von Athen aus abgesandten Heeren will Demosthenes so gut im ersten wie im zweiten Teil der Rede nichts wissen. — Was sonst noch von Eichler gegen die Einheit vorgebracht worden, ist bereits von Baran u. a. genugsam entkräftet, weshalb Schefczik sich hier mit einigen kurzen Bemerkungen begnügen durfte.

Καίτοι καὶ τοῦτο. Ich habe oben den Satz des Verfassers, „dafs von einer endgültigen Lösung des Einheitsproblems keine Rede sein kann“, durch ein Einschiebsel eingeschränkt. Von allen Gelehrten, welche sich seit 46 Jahren an der Diskussion über jenes Problem beteiligt haben, hat keiner, so weit ich sehe, Schönings Göttinger Programmabhandlung „Über die rednerische Kunst in der ersten Philipp. Rede des Demosth.“ beachtet. Auch Ref. hatte sie vor 11 Jahren, als er Eichlers Arbeit besprach, noch nicht zu sehen bekommen, und ebenso wenig scheint Herr Schefczik dieselbe zu kennen. Und doch ist bereits in Schönings geist- und gehaltvoller Analyse das Einheitsproblem, wenigstens den Einwürfen von Seebeck gegenüber, fast ebenso gelöst, wie jetzt in der vorliegenden Abhandlung.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

39) **Arthur Schildt, Die Giebelgruppen von Aegina.** Archäologische Inauguraldissertation. Mit 2 Tafeln. Leipzig, Hiersemann, 1895. 148 S. 8⁰. ℳ 4.—

Die äginetischen Giebelgruppen haben bis jetzt in der archäologischen Litteratur verhältnismäfsig wenig Berücksichtigung gefunden. In neuerer

Zeit ist die Frage nach der Verwertung und Bedeutung der bei der Restauration unverwendet gebliebenen zahlreichen Fragmente namentlich durch A. Prachow und Konrad Lange in förderlicher Weise behandelt, und durch jenen zur Gewifsheit erhoben worden, dafs in beiden Giebelhälften je noch zwei Statuen von Männern einzufügen sind, die sich der Gefallenen in der Mitte zu bemächtigen suchen. Lange wollte auch beiderseits je noch einen weiteren stehenden Vorkämpfer einfügen. Letzterer Versuch ist jedoch wenig glücklich, da hierdurch zu beiden Seiten der Mitte eine gewisse Überfüllung eintritt. Eine erneute Durchprüfung sämtlicher Fragmente und überhaupt des ganzen Problems darf daher als ein zeitgemäfses Unternehmen bezeichnet werden, und Arthur Schildt hat sich durch seine Dissertation über diesen Gegenstand ein entschiedenes Verdienst erworben. Dafs seine Ausführungen eine fortlaufende Polemik gegen diejenigen Langes bilden, kann nicht befremden. Seine Ergebnisse verdienen vor denen seines Gegners dadurch entschieden den Vorzug, dafs sie aus dem Bestreben gewonnen sind, unter beständiger Berücksichtigung der bisherigen Litteratur, aber ohne vorgefafste Meinung, auf Grund sorgfältiger Prüfung jener Fragmente festzustellen, was irgend festzustellen ist, alle auf blofse Hypothesen aufgebauten Kombinationen aber fernzuhalten. So hat er meines Erachtens zur Gewifsheit erhoben, dafs im Ostgiebel Herakles in die rechte Giebelhälfte gehört, diese somit hier die Seite der Griechen ist; dafs ferner der Gefallene, um den gekämpft wird, ein Grieche sein mufs, und dafs es sich beim Gebückten, der von der rechten Seite nach ihm greift, nicht um eine spoliatio handeln kann, da der in dem Fragment seiner rechten Hand sichtbare Gegenstand keine Backenklappe ist. Dafs eine der Bedeutung dieser Giebelgruppen würdige Publikation noch nicht vorhanden ist, erklärt sich wohl aus der schon frühzeitig von Thorwaldsens Meisterhand ausgeführten Restauration, wodurch ein Thatbestand geschaffen wurde, an dem ohne die mühsamsten Untersuchungen der Restauration und der Fragmente nicht zu rütteln war. Nachdem sich nun aber sichere Anhaltspunkte für die Einfügung weiterer Figuren, sogenannter Zugreifender, und auch für die Umstellung der Bogenschützen und der knieenden Lanzenkämpfer ergeben haben, wäre es an der Zeit, dafs einmal die von dem Verfasser gewünschte Publikation unternommen würde. Wir empfehlen die Schrift allen, die sich für die Ägineten näher interessieren und bedauern nur, dafs der Verfasser nicht aufser der dankenswerten Abbildung der Fragmente auch eine Skizze der Westgiebelgruppe in der

Münchener und in der von ihm festgestellten Anordnung, sowie eine Skizze der Anordnung der erhaltenen oder nachweislichen Figuren des Ostgiebels beigegeben hat.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

40) **Th. Reinach, Mithradates Eupator, König von Pontos.** Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übertragen von **A. Goetz.** Mit 3 Karten und 4 Heliogravüren. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XVIII u. 488 S. gr. 8. ℳ 12.

Das vortreffliche Buch von Th. Reinach verdiente eine Übertragung ins Deutsche, die denn auch unter den Auspicien des Verfassers in gelungener Weise zustande gebracht ist. Über den grofsen Mithradates ein neues Buch zu schreiben, verlohnte sich wegen der mancherlei Aufschlüsse, welche die numismatischen und mehrfach auch die inschriftlichen Quellen ergeben haben, ferner die geographische Durchforschung der in Betracht kommenden Landschaften und der daselbst vorwaltenden Zustände; was alles zugleich die Kritik und die Deutung der litterarischen Überlieferung beeinflussen mufste. Diese Quellen sind vom Verfasser im Anhange des Buches sorgfältig analysiert: zuerst die Schriftsteller (Geschichtschreiber, Redner, Dichter u. s. w.), wobei die poetischen und die römischen Berichte voneinander geschieden und die einzelnen Autoren (bes. Posidonius, Strabo, Theophanes von Mitylene, Metrodorus von Skepsis, Sallust und Livius, der berühmte Klient Ciceros Archias, Cicero selbst) charakterisiert werden; dann die Inschriften und die Münzen, die man dankenswerterweise in extenso wiedergegeben findet. Durch die Münzen sind die Verhältnisse der kleinasiatischen Königreiche zuerst in ein klareres Licht gestellt worden, während die Inschriften die Verwaltungspolitik der Römer, z. B. Sullas, illustrieren oder Persönlichkeiten nennen, die in dem mithradatischen Kriege sich hervorgethan haben, Bürger griechischer Städte und römische Magistrate; auch solche von denen wir sonst keine Kunde haben, wie den leg(atus) pro pr(aetore) C. Sall(u)vius C. F. Naso, dem im Dianaheiligtum zu Nemi eine Denksäule gewidmet wird von den „Mysei Ab[b]aitae et Epict[ete]s, quod eos bello Mitrhida[ti]s *(sic!)* conservavit, virtutis ergo“. Mommsen, der diese 1856 aufgefundene Inschrift im „Hermes“ Bd. VI, S. 13 (vgl. Corp. insc. Lat. XIV, 2218) besprochen hat, glaubte, dafs dieser Naso die Verwaltung der Provinz Asia während einer im Laufe des mithradatischen Krieges sich ergebenden Vakanz des

Statthalterpostens innegehabt habe. Reinach bemerkt bezüglich der Zeit: nach 72 v. Chr. „Der Legatus propraetor Gaius Salvius Naso, der die Verwaltung der Provinz Asien geführt zu haben scheint, verteidigte siegreich das epiktetische Phrygien und die Bergdistrikte der abbaitischen Mysier" (S. 325). Zu welchen Geographica dann allerdings die beigegebene Karte nicht genügt, vielmehr auf Kiepert „Formae orbis antiqui" rekurriert werden mufs. Im übrigen sind aber gerade die Geographica mit grofser Sorgfalt behandelt, woraus sich ein besseres Verständnis der kriegerischen Ereignisse ergiebt als frühere Darstellungen zu bieten vermochten.

Das erste Buch Reinachs behandelt die Vorgeschichte des mithradatischen Geschlechts, das zweite die Jugend des Mithradates und die kleinasiatischen Verwickelungen, das dritte den ersten Römerkrieg: den Bruch mit Rom, die Zeit der Erfolge, die Zeit der Niederlagen, den Frieden von Dardanos. Im 4. Buch ist das Reich des Mithradates: die Beherrschten, die Regierung, die Herrscher, im 5. Buch sind die letzten Kämpfe und das Ende des Mithradates dargestellt. Das Gesamturteil lautet: „Trotz seiner Vielseitigkeit, seiner rastlosen Thätigkeit und seines heldenhaften Endes hat dem Mithradates zur wirklichen Gröfse ein gewisses Etwas gefehlt, namentlich ein höheres Ideal, das offen ins Auge gefafst und unentwegt hätte verfolgt werden müssen."

Beigegeben sind drei Karten: das Reich Mithradates Eupators, Athen und der Piraeus, Plan der Schlacht von Chaeronea. Dann vier Heliogravüren: Mithradates Eupator nach einer Münze der Waddingtonschen Sammlung, Tigranes nach einer Münze des British Museum, Eupatoristenvase (Rom, Capitolinisches Museum), Pompeius (Marmorbüste aus der Jacobsenschen Sammlung, Kopenhagen).

Prag. **J. Jung.**

---

41) **Ed. Margalits, Florilegium proverbiorum universae latinitatis.** Budapestini in Hungaria, L. Kókai, 1895. 548 S. gr. 8. ℳ 5.

Die auf dem Titelblatte befindliche Angabe collegit et in novum ordinem redegit läfst erkennen, dafs der Verfasser sein Augenmerk hauptsächlich auf zwei Punkte gerichtet hat, nämlich auf die Sammlung und auf die Anordnung des Stoffes. Sein Sammelfleifs ist entschieden zu loben; hat er doch die 3—4000 *adagia Erasmi,* die in den Ausgaben von 1500 (Venetiis) und 1612 (Coloniae) zusammengestellt sind, bis zur

Höhe von 13458 proverbia und sententiae vermehrt! Was aber die Anordnung betrifft, so unterscheidet sich das vorliegende Buch von dem 1890 erschienenen Ottoschen (die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer) darin, dafs Otto nach sachlichen Gesichtspunkten zusammenfafst, M. dagegen so gruppiert, dafs unter alphabetisch geordneten Stichwörtern die einschlägigen Sprüche in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet sind. Hat diese Gliederung den Vorzug, dafs man schnell und leicht den einschlägigen Stoff findet, so trägt sie anderseits die Schuld daran, dafs das Buch so dickleibig geworden ist. Denn aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Lesers hat der Verfasser nicht nur öfter denselben Spruch innerhalb der einzelnen Artikel (bei den verschiedenen Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte) wiederholt z. B. *asello surdo fabellam narrare*, sondern auch fast jede Sentenz in verschiedenen Artikeln (bei den einzelnen Begriffen) gebucht. Das Horazische *curvo dignoscere rectum* (ep. 2, 2, 44) finden wir dreimal (unter *curvum, rectum* und *dignoscere*), das andere Wort desselben Dichters *optat ephippia bos, piger optat arare caballus* (ep. 1, 14, 43) viermal (unter *optare, arare, bos* und *caballus*) verzeichnet. Und so geht es fort; dabei ist aber keineswegs folgerichtig verfahren worden. Denn vergeblich fragt man sich, warum der Ausspruch nicht unter *ephippia* angegeben ist, ebenso wenig läfst sich ergründen, warum die Sentenz *alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur* unter *alba* und *nigra*, aber nicht unter *ligustra* und *vaccinia*, ferner unter *cadere*, aber nicht unter *legere* angeführt wird. Dieser Ungenauigkeit in der Wiederholung entspricht die Willkür in der Angabe der Belegstellen. Reichlich die Hälfte aller Sprüche ist ohne jegliche Quellenbezeichnung abgedruckt, bei andern steht blofs der Name des Gewährsmannes, aber keine Zahl; die wenigsten sind ordnungsmäfsig citiert. Mehrfach sind griechische Schriftsteller wie Theokrit und Aristoteles angegeben (z. B. bei *alere luporum catulos* und bei *fur furem cognoscit, lupus lupum*), als ob deren Werke in lateinischer Sprache abgefafst wären. Ja, dasselbe Wort wird bald genau, bald ungenau citiert: für *perfer et obdura* findet sich unter *perfer* angegeben Ov. am. 3, 11, 7, unter *obdura* gar nichts u. s. w.

Nach alledem kann man auch sonst auf Ungenauigkeiten gefafst sein; und in der That ist selbst der Wortlaut der Sprüche nicht selten wenig sorgfältig wiedergegeben: Die Plautinische Stelle *nuculeum amisi, retinui pigneri putamina* wird an vier Stellen abgedruckt: *nucleum amisi, reli-*

quit pignori putamina (Capt. 655); unter *nihil* steht *ex nihilo nihil fit*, aber die andere Fassung dieses Wortes bei Lucrez (1, 205; 2, 287) und Persius (3, 84) *de nihilo nihil fit, gignitur* wird nicht erwähnt. Sinnentstellende Interpunktionsfehler finden sich öfter, so S. 53 Z. 2 und S. 353 Z. 2. Selbst die Vollständigkeit läfst trotz des grofsen Umfangs noch zu wünschen übrig: z. B. vermissen wir neben *lupo agnum eripere* und *lupo ovem committere* das Ovidianische *credere ovile lupo* (art am. 2, 364), neben *amens amansque* (Plaut. Merc. 82) *inceptio est amentium, haud amantium* (Terenz Andr. 1, 3).

Unser Urteil lautet also dahin, dafs das Buch zwar von Fachmännern nicht ohne Vorteil verwendet werden kann, dafs es aber wesentlich bessere Dienste thun würde, wenn es mit gröfserer Gewissenhaftigkeit verfafst worden wäre.

Eisenberg, S. A. **O. Weise.**

---

42) **Gustav Herbig, Aktionsart und Zeitstufe.** Beiträge zur Funktionenlehre des indog. Verbums. Münchener Inaug.-Diss. Strafsburg, K. J. Trübner, 1895. S.-A. a. d. Indog. Forsch. von K. Brugmann & W. Streitberg. VI, 157—269.

Seitdem G. Curtius in der 1852 erschienenen ersten Auflage seiner griechischen Schulgrammatik die beiden neuen Termini Zeitart, wofür Brugmann die zutreffendere Bezeichnung Aktionsart aufgebracht hat (vgl. z. B. Griech. Gramm. ², § 154), und Zeitstufe in die griechische Grammatik eingeführt und durch diese beiden Schlagworte diese schon von früheren Grammatikern wenigstens zum Teil gefühlte Unterscheidung sozusagen codifiziert hat, ist durch die nachfolgenden Forscher, welche sich mit den wichtigen, in dieses Gebiet einschlägigen Fragen beschäftigt haben, mit stets zunehmender Schärfe dargethan worden, dafs in der richtigen Erfassung dieser beiden wesentlichen Merkmale des Verbums der Schlüssel zum richtigen Verständnis der indogermanischen Verballehre überhaupt zu suchen sei. Zu dieser Frage enthält die vorliegende Schrift einen recht schätzenswerten Beitrag, der ebenso sehr von scharfsinniger Erfassung des Problems als vortrefflicher methodischer Durchführung der Untersuchung Zeugnis ablegt. Es sei hier an erster Stelle hingewiesen auf die sorgfältige „Geschichte des grammatischen Begriffes Aktionsart“, wobei der Verfasser, wie überhaupt in der ganzen Abhandlung, das Griechische zum Mittelpunkte der Darstellung gemacht hat und das Altindische,

Slavische und Germanische nach den Vorarbeiten von Miklosich, Leskien, Delbrück, Streitberg in zweiter Linie zur Vervollständigung des Verständnisses heranzieht. Im Anschlusse an diesen historischen Exkurs werden sodann die Aktionsarten des slavischen Verbums dargestellt (imperfektiv, perfektiv und durativ-perfektiv), ein Vorgang, der mit Rücksicht auf die hier obwaltenden thatsächlichen Verhältnisse sich methodisch sehr empfiehlt. Die hierauf folgenden, teils auf Methodologisches, teils auf die Umgrenzung der termini sich beziehenden Erörterungen beschäftigen sich mit folgenden Fragen: Psychologische und grammatische Kategorie, die sprachvergleichende Methode, die „natürliche" Bedeutung des Verbums, der „Verbalbegriff" und die Aktionsart, die actio perfectiva und das tempus praesens, actio resultativa, actio perfectiva und actio resultativa. Nach diesen prinzipiellen Erörterungen wendet sich der Verf. der vergleichend syntaktischen Betrachtung zu (S. 206), die sich zunächst mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, ob im Griechischen eine eigene morphologische Bezeichnung für die actio perfectiva bestehe: sie wird vorerst kurz dahin beantwortet, dafs diese Bezeichnung in dem griechischen Aoriste vorliegt. Der ausführliche Nachweis für diese Ansicht, die bereits Streitberg in Paul-Braunes B. XV, 139 aufgestellt und kurz begründet hatte, wird S. 245 ff. erbracht. Nach den eingehenden und allseitigen Erörterungen der Frage mit Berücksichtigung der gesamten früheren Ansichten über die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Aorists, insbesondere des Indikativs in allen seinen Verwendungsweisen (vgl. auch schon S. 208), hat als sicher zu gelten, dafs er von Hause aus perfektive Funktion hatte. Die eingehende Untersuchung über „die actio perfectiva und die verschiedenen tempora" (§ 52—67) bietet auch Gelegenheit, das Wesen des Perfektums zu untersuchen, als dessen Grundbedeutung die iterativ-intensive zu gelten hat, aus welch' letzterer sehr leicht der Begriff der Perfektivierung sich entwickelt. Die Erwähnung der iterativen Bedeutung des Perfekts veranlafst den Verfasser, die Mittel zum Ausdruck der iterierten (warum nicht „wiederholten"?) Handlung des Griechischen überhaupt in ausführlicher Weise zu erörtern. Ausdrücklich sei dann noch auf die beiden Abschnitte „Perfektivierung durch Zusammensetzung mit Präpositionen" und „Indogermanische Präsensklassen als Trägerinnen perfektiver Bedeutung" hingewiesen, auf deren belehrenden Inhalt ich hier nicht näher eingehen kann.

Im Vorstehenden habe ich sozusagen die greifbarsten Abschnitte dieser

interessanten Abhandlung herausgegriffen, um den Leser davon zu unterrichten, was er von ihr zu erwarten hat. Absichtlich vermieden habe ich es, auf die nach dem eigenen Urteil des Verfassers (S. 268) „in das glottogonische Nebelreich" hineinragenden Schlüsse über Aktionsart und Zeitstufe des indogermanischen Verbums einzugehen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

43) **Rudolf Hirzel, Der Dialog.** Ein litterarhistorischer Versuch. Leipzig, S. Hirzel, 1895. 2 Bde. VI, 565 und 473 S. 8. ℳ 18.

In neuerer Zeit hat die Methode, einen einzelnen begrenzten Litteraturzweig durch die gesamte Litteratur zu verfolgen, mehrere Bearbeiter gefunden und schöne Früchte gebracht. Das Werk, welches wir zu besprechen haben, vereinigt damit eine andere Richtung, welche innerhalb der klassischen Philologie bisher wenig Beachtung gefunden hat, wenn man von der homerischen Frage absieht; es ist die „vergleichende Litteraturgeschichte". Zu dieser mufs der Beurteiler zunächst Stellung nehmen. Unmittelbare Einzelergebnisse im strengen Sinne des Wortes wird man, unseres Erachtens, von der Vergleichung antiker und mittelalterlicher oder moderner Litteratur so wenig erwarten dürfen als von einer Nebeneinanderstellung antiker und moderner Politik oder Wirtschaft; beweiskräftig kann eine solche nicht sein, wohl aber vermag sie einen Beweis zu stützen, eine Vermutung plausibler zu machen. Was sie jedoch dem Verständigen gewährt, ist gewifs höher zu schätzen; sie giebt einen freieren Blick, sie entfernt Vorurteile, und so eröffnet sie eine tiefere Einsicht in das Wesen und den Kausalnexus. Dies bekundet das treffliche Buch, welches auf einer so ausgebreiteten Lektüre sich aufbaut, dafs wir die Klage des Vorwortes über die Jenaer Bibliothek nicht voll würdigen können.

Das erste Kapitel führt von der ersten Erscheinung des litterarischen Gespräches bis zu den Sophisten. Die Entwicklung in der sokratischen Schule wird natürlich sehr eingehend geschildert; hierbei verdient besondere Erwähnung, dafs H. die Möglichkeit annimmt, es seien schon zu Lebzeiten des Sokrates Dialoge abgefafst worden (S. 86) und gegen diejenigen Front macht, welche nach dem Vorgange des Panaitios nur Dialoge des Platon, Xenophon, Antisthenes und Aischines und etwa noch des Phaidon und Eukleides für echt anerkennen. Ich habe auch allmählich die Überzeugung gewonnen, dafs die Verdammungsurteile der alten Kritiker überhaupt kein mafsgebendes Urteil, sondern einfach die Ansicht von Männern, welche

irren konnten und oft irrten, darstellen. Die Kleinmeister der Sokratik sind folglich in ihre Rechte eingesetzt. Vielleicht ist dies dem Aristoteles zum Schaden ausgeschlagen. Die scharfe Sonderung von „Blüte“ und „Verfall“ (1. Aristoteles, 2. die Zeitgenossen des Aristoteles) mag das Richtige treffen, allein es besteht doch eine Unklarheit, weil wir über beide Gruppen (abgesehen von Plato und Xenophon) viel zu wenig wissen, um ihren litterarischen Wert abwägen zu können. Die alexandrinische Zeit kultiviert die Symposien weiter, pflegt sonst aber lieber die noch nicht verbrauchten Formen, wie Brief, Diatribe, poetische Dialoge und menippeische Satiren. Die „Wiederbelebung des Dialogs“ wird an die Erneuerung der Sokratik geknüpft. Dann lenkt die Darstellung etwas zurück zu den altrömischen Dialogspuren, welche den alexandrinischen parallel laufen. Es folgen Varro und Cicero, dessen Dialoge in technischer Hinsicht sehr günstig beurteilt werden. Der gröfsere Teil des zweiten Bandes ist dem Dialog der Kaiserzeit gewidmet. Als einen Ausflufs der wahren vergleichenden Litteraturgeschichte begrüfsen wir die innige Verbindung der zusammengehörigen Dialoge ohne Rücksicht auf die Sprache, in der sie abgefafst wurden; denn die römische, schöne Litteratur und Stilistik der Kaiserzeit wird erst durch die gleichzeitige griechische voll verstanden. Gellius erfährt infolge dessen eine neuartige Beurteilung (II S. 260). Unterabteilungen gewinnt der Verf. aus der politischen Geschichte, indem er Trajans Regierung in die Mitte von je zwei Perioden stellt. Es liefse sich dagegen manches erinnern, aber den Vorzug der Übersichtlichkeit hat diese Einteilung jedenfalls. Hingegen vermissen wir eine Begründung, warum „der Dialog in der altchristlichen Litteratur“ (von den Evangelien bis auf Augustin) abgesondert und hinter die „Ausläufer des antiken Dialogs“ (welches Kapitel mit Boëthius und den Katechismen schliefst) verwiesen ist. Die jenen Abschnitt eröffnende Parallele „Sokrates und Jesus“ ist ein philosophisches Inventarstück, das uns in der Litteraturgeschichte keinen Platz zu verdienen scheint. Sehen wir auf die Form, so wird der mündliche, „sokratische“ Dialog der Evangelien eben in diesen selbst augenscheinlich an die Disputationen der jüdischen Schriftgelehrten angeknüpft und die noch immer gelehrteste Ausgabe der griechischen Evangelien (von dem Amsterdamer Wetstenius besorgt) giebt auch im einzelnen talmudische Parallelen. In diesem Punkte erscheint ein Hiatus, der freilich dem Verf. nicht zu verargen ist; denn z. B. Disputationen über das Thema, ob und unter welchen Bedingungen

ein weifser Hahn einem Hellenen verkauft werden dürfe, sind nicht nach jedermanns Geschmack. Gegenüber der eigentlichen Disputation aber hat der christliche Buchdialog nichts Christliches an sich als den Inhalt, sondern schliefst sich — wie Bd. II S. 375 treffend steht — bei den Griechen an Plato, bei den Römern an Cicero an. War also eine Scheidung notwendig?

Schon dieses Kapitel ist etwas kürzer gehalten; die Darstellung schreitet nun rascher vorwärts, indem sie den Dialog durch die späteren Jahrhunderte bis auf die Gegenwart verfolgt und dabei aufser den 4 modernen Weltkultursprachen auch die spanische, ja sogar die portugiesische Litteratur berücksichtigt. Ein Epilog zieht sozusagen die Summe der verschiedenen Erscheinungsformen hinsichtlich der Individuen, Nationen und Zeiten; er entbehrt auch nicht einer sehr richtigen Lehre, die „das Volk der Denker“ aus der Betrachtung der lebendigen Redegabe seiner Nachbarn ziehen könne.

Der antike Dialog ist mit liebevollem Eingehen auf jede Einzelheit geschildert, bis in jeden Winkel verfolgt. Vermifst haben wir nur eine eigentliche Behandlung des Secundus, der blofs in einer Anmerkung erwähnt wird (II 262 A. 2); auch die Gruppe von Litteraturwerken in der Art des Syntipas schlägt eigentlich hier ein. Sonst wollen wir einige Kleinigkeiten notieren: S. 2, 1. Die mittelalterliche Schreibung *dyalogus* ist bedeutungslos, da man im 14. und 15. Jahrhundert überhaupt sehr gerne y statt i schrieb (z. B. hyems, ymago, laycus). S. 11 fehlt in der Vorgeschichte des griechischen Dialogs die Erwähnung der Leschen. Zur Bemerkung über Hierons Hof S. 27 dürfte an den xenophontischen Dialog zu erinnern sein. Zu S. 33 könnten die rotfigurigen Schalen zahlreiche Illustrationen liefern. S. 55 A. 3: Zu den „man“ gehört Rezensent nicht (Litteraturgesch. 3, 23 f.). S. 72 f.: Sokrates brauchte kaum über die engen Schranken seines Standes hinausgehoben zu werden, denn er war Vollbürger einer radikalen Demokratie. Die Darstellung Aspasias S. 79—81 erscheint etwas geschmeichelt; Xenoph. Mem. 2, 6, 36 besagt nur, dafs sie den Heiratsvermittlerinnen riet, nicht zu lügen. S. 115 A. 1: Die Vermutung über Sokrates' physiognomische Charakteristik läfst sich zur Gewifsheit erheben; denn neben der citierten Stelle, welche zweimal griechisch (I S. 327, 2 ff. Förster mit Anm.), aufserdem lateinisch (II S. 49, 9 ff.) und arabisch (I S. 142, 18 ff.) überliefert ist, giebt es eine zweite, welche den Sokrates direkt als Beispiel eines λάγνος anführt (Ps. Polemo I S. 427, 11 ff.).

S. 553, 3: Dafs die Ziffern 288 und 81 bei Varro wirklich Spielereien sind, ergiebt die Division: 81=3×3×3×3; 288=2×3×3×4×4.

Bd. II S. 120, 3 ist richtig gesagt, dafs Polemon von Favorinus eine unglaubwürdige Karikatur entwarf; die arabische Übersetzung steht bei Förster, Physiogn. I S. 1 60, 11 ff. S. 201: Zu den *Πυθικοὶ λόγοι* des Plutarch verdient eine Stelle des Heliodor erwogen zu werden, wo philosophische Gespräche zu Delphi vorkommen (2, 27 S. 66, 32). S. 256, 2 freue ich mich, meine von Susemihl verworfene Ansicht über das „Gemälde“ des Kebes bestätigt zu finden. S. 366 ff: Die prinzipielle Stellung zum Kapitel über den altchristlichen Dialog ist oben auseinandergesetzt; im einzelnen hätte das oft bewunderte Gespräch mit der Samaritanerin Erwähnung und Würdigung verdient; die alten Homilien liefern zu einer formellen Beurteilung der evangelischen Dialoge manchen guten Gedanken.

Zur mittelalterlichen und neueren Litteratur liefsen sich natürlich viele Nachträge machen, aber es war auch von vornherein keine Vollständigkeit beabsichtigt. Das sogenannte Mittelalter, das H. nach G. Voigt mit Dante schliefst, ist auf etwa 4 Seiten doch zu kurz weggekommen. Es fehlt die humoristische und satirische Gattung (Geschichten vom Bauer Morolf und dgl.); Dantes Epos ist im Grunde doch zum grofsen Teil ein Dialog und zwar philosophischer Dialog! Der Dialog hatte überhaupt im Mittelalter viele Vertreter; Conrad von Hirschau z. B. wendete gerne die Dialogform an und erwarb sich den Ruhm eines Ciceronianers (opus dialogorum insigne sub nomine Peregrini presbyteri et Theodorae deo sacratae virginis; altercatio Pauli et Gamalielis; dialogus super auctores, wo der „Discipulus“ frägt und der „Magister“ antwortet). Unter den Neueren hätte Leopardi mit seinen eigenartigen Gesprächen einige Zeilen verdient; auch den humoristischen Gesprächen stehender Figuren (um nur ein älteres Beispiel zu nennen, den politischen Unterhaltungen von Dr. Eisele und Dr. Beiselen) gebührt in einem so weitaus greifenden Werke ein Plätzchen.

Gelehrsamkeit vereinigt sich hier mit Eigenschaften, welche jetzt selten geworden sind: Weite des Blicks und ruhiger Erwägung aller Möglichkeiten.

Würzburg. **Sittl.**

44) **Urbis Romae viri illustres** a Romulo ad Augustum von Lhomond - Holzer. Mit sachlichen Anmerkungen und einem Wörterbuch. Neu bearbeitet von **H. Planck** und **C. Minner.** 11. Auflage. 'Neue Ausgabe ohne Abbildungen. Stuttgart, Paul Neffs Verlag, 1895. XI u. 211 S. 8⁰.

In der „Sammlung von Lehrmitteln für höhere Unterrichtsanstalten" bildet das vorliegende Buch den ersten Band. Es ist die in alter wohlbekannter Ausstattung erschienene Ausgabe der altbewährten viri illustres, doch ist diese bedeutend billiger, da ihr die Abbildungen fehlen.

Im einzelnen und kleinen hat Planck viel verbessert; dafs er auch die Rechtschreibung genügend berücksichtigt hat, wird man ihm nur danken können. Ebenso verdient der Bearbeiter des Wörterbuches, C. Minner, für seine wackere Leistung volle Anerkennung.

Möge denn der Wunsch des Herausgebers, das Werk nicht nur zur Belebung und Ergänzung des Geschichtsunterrichts, sondern zugleich zur zwanglosen, aber grundlegenden Einführung des Gymnasialschülers in die Welt des klassischen Altertums benutzt zu sehen, recht reichlich in Erfüllung gehen!

Saalfeld.

---

45) **Lateinisches Übungsbuch** für die untern Klassen von **F. Schultz.** 15. Auflage, vollständig umgearbeitet von **J. Weisweiler.** 1. u 2. Teil. Paderborn, Schöningh, 1893. S. 1—115 u. S. 116—236. 8⁰. je ℳ 0.80

Weisweiler hat die „alte Methode" der lateinischen Übungsbücher, das System der Einzelsätze, beibehalten, bietet aber auch nach jedem Abschnitte zusammenhängende Übungsstücke. Dadurch ist der Inhalt überreich geworden und nicht mehr zu bewältigen, insbesondere der Vokabelschatz viel zu grofs. Die zusammenhängenden Übungsstücke dürften an sich ein recht brauchbares Lehrbuch geben, wenn das Vokabular danach eingerichtet würde. Der in das VI-Pensum hineingezogene grammatische Lehrstoff ist viel zu umfangreich, so dafs der V-Teil, abgesehen von der aufserordentlich grofsen Zahl von Vokabeln, wenig Neues bietet. Lobenswert ist, dafs den zusammenhängenden lateinischen Stücken ebenso lange deutsche folgen. In diesem Punkt dürfte des Verfassers Verteidigung der alten Methode in dem Vorwort recht haben. Das Übersetzen ins

Lateinische darf nicht vernachlässigt werden, wenn man nicht die Leistungen bald so herabdrücken will, dafs auch die wärmsten Freunde des Unterrichtes in den klassischen Sprachen erklären müssen: Lieber gar nicht, als so!

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

46) **Lateinisches Lesebuch** für die Quinta der Gymnasien und Realgymnasien von **H. Perthes.** 4. verbesserte Auflage von **W. Gillhausen.** — Grammatisch-etymologisches Vokabularium im Anschlufs an Perthes' lat. Lesebuch für Quinta. Bearbeitet von H. Perthes, 4. Auflage von W. Gillhausen. Berlin, Weidmann, 1893. ℳ 2.—

Das vorliegende Lehrbuch, eine weitere vervollkommnete Arbeit aus der Reihe der Perthesschen Lehrbücher, deren grofse methodische Verdienste und vorzügliche Sprache wir rückhaltlos anerkennen, leidet nach unserem Standpunkt an dem Fehler, dafs es immer noch viel mehr Einzelsätze als zusammenhängende Übungsstücke bietet und es ganz verschmäht, Übungen zum Übersetzen ins Lateinische zu geben. Der Forderung der Lehrpläne (S. 42), die eigentlichen Sagen des klassischen Altertums zu bringen, wird das Buch nur für wenige Stoffe aus der Vorgeschichte Roms gerecht, freilich behauptet es auch nicht, den Lehrplänen gemäfs umgearbeitet zu sein. Poetische Stücke, wie sie am Schlusse des Buches erscheinen, halten wir für Quinta noch nicht für passend.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Vakanzen.

Grofs-Lichterfelde, G. Hilfsl. u. Oberl. Alte Spr. u. Deutsch, oder N. Spr. N. E. Gemeinde-Vorstand Schulz.

Halberstadt, O.-R.-S. Hilfsl. N. Spr. Bis 7./3. Dir. Dr. Perle.

Hanau, R.-S. Hilfsl. Deutsch, Gesch., Geogr. Meld. bis 10./3. Curatorium.

Helmstädt, R.-S. N. Sp. oder Math. 1800 ℳ.

Höchst a. M., R.-G., Obl. N. Spr. 2100 ℳ u. 480 ℳ Wg. Meld. bis 10./3. Bürgermeister.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 21. März. Nr. 6, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

47) **Joseph Poppelreuter, De comoediae Atticae primordiis particulae duae.** Dissert. Berlin, Richard Heinrich, 1895. 45 S. 8°. ℳ 1. 20

Wie es mit den Nachrichten der Alten über den Ursprung des Drama, speziell der Komödie steht, ist bekannt. Und was das Altertum selbst noch an Kunde davon gesammelt hatte, ist ja für uns auch nicht erhalten, sondern nur in immer dürrer und dürftiger werdenden Auszügen erhalten, die wahrscheinlich noch durch Fälschungen und Mifsverständnisse entstellt sind. So schwer es nun ist, einiges Licht in dieses Dunkel zu bringen, ist es doch immer wieder angestellten Versuchen gelungen, wenigstens hier und da eine Grundlage zu finden, auf der man weiter bauen kann. Dies versucht auch der Herr Verf. unserer Dissertation, indem er fufsend auf einen Aufsatz Cecil Smiths, der im „Journ. of Helleni studies“ vol. II. die scenischen Darstellungen auf antiken Gefäfsen behandelt hatte, neben den von Smith betrachteten noch eine Amphora des Berliner Museums zu dem Zwecke untersucht, aus den Figuren derselben Schlüsse auf die früheste Zeit der Komödie zu ziehen. Die Amphora zeigt einen Flötenbläser im Festgewand und bekränzt, und vor ihm stehen hintereinander drei Männer in gebückter Stellung, die die Hände auf die Kniee stützen,

Über Hals und Kopf sind Pferdehälse und -köpfe gezogen, ausserdem sind sie noch mit Pferdeschweifen verziert und auf jedes Rücken sitzt ein behelmter und geharnischter Reiter, der mit erhobener Hand sein Pferd antreibt. — Diese Gruppe bringt H. P. mit dem Epirrhema der Ritter des Arist. 595 ff. zusammen, nicht so, dafs er sie für eine Abbildung dieser Scene hielte (denn er setzt die Herstellung der Amphora in die Jahre 520—480), sondern er sagt nur, ähnlich würden die Ritter und ihre Pferde in der Parodos der Ritter eingezogen sein.

Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels polemisiert der Verf. gegen Aristoteles Poet. cap. IV. und schiebt die Entwickelung der Komödie höher hinauf. Der dritte Abschnitt ist gegen Zielinskis Märchenkomödie gerichtet und weist schon der ältesten Komödie, auch der des Magnes politischen Charakter zu. Über letzteres bin ich mit P. ganz einverstanden (s. meine Besprechung von Z.'s Programm, Jahrg. 1885. Nr. 11 dieser Zeitschrift). Auch sonst würde ich dem Herrn Verf., wenn auch mit Bedenken in manchen Einzelheiten als Führer folgen. Das zweite Kapitel aber erregt mir ernste Zweifel.

Darin will der Herr Verf. zuerst nachweisen, dafs die Scenen, welche den zweiten Teil von Arist. Acharnern, Frieden, Vögel und Reichtum bilden, und in denen immer neue Personen eingeführt werden, Reste von den ältesten Bestandteilen der Komödie seien, und dafs deren *ἀταξία* (cf. Anonym. V. Dübner.) darin bestanden habe, dafs diese neuen Personen ohne Beschränkung der Zahl der Schauspieler nacheinander aufgetreten wären. Wenn er dabei die Worte des Anonym. *ἦσαν δὲ οἱ περὶ Σουσαρίωνα* als Glossem herauswerfen und sie erklären will „S. mit seinen Schauspielern", so ist das eine ganz willkürliche Annahme.

Zweitens verteidigt H. P. die Parabase und Exodos gegen Zielinski als Bestandteile der ursprünglichen Komödie und behauptet, der Chor sei regelmäfsig t a n z e n d mit einem konventionellen, vielleicht einem Volksliede abgezogen. Die Beweisführung für letzteres ist freilich nicht überzeugend, wie auch die Erklärung von Wespen 1535 ff. nicht glücklich ist.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, wie die Entwickelung der attischen Komödie vor sich gegangen sei. Die Summe ist: *Parabases et stasima scoptica non sunt interludia, sed actorum est actiones chori suis interludiis interrumpere ac comoediae originalis vestigia non ante parabasim, sed inde a parabasis initio comoediae Aristophaneae impressa sunt.*

Der Verf. bringt zur Bekräftigung noch eine neue Erklärung von Metagenes 14. I, 708 K: *κατ᾽ ἐπεισόδιον μεταβάλλω τὸν λόγον, ὡς ἂν καιναῖσι παροψίσι καὶ πολλαῖς εὐωχήσω τὸ θέατρον. Κατ᾽ ἐπεισόδιον* soll heifsen: *eo loco quo comoedia episodica esse incipit; μεταβάλλω τὸν λόγον = argumentum antea exultum omitto, ut varias personas inducam.* Er meint nicht, dafs die Komödie, wie Aristoteles glaubt, sich nach Art der Tragödie ausgebildet habe, sondern dafs die Zahl der Schauspieler von Kratin und Aristophanes beschränkt worden sei, während anfangs zu den attischen Chorgesängen aus den dorischen Possenspielen eine beliebige Zahl nacheinander auftretender Personen *γέλωτος χάριν* und *ἔξω τῆς ὑποθέσεως* hinzugefügt worden wäre.

Manche von den Ausstellungen des H. Verf. sind recht bestechend; nur hat er sich insofern die Sache leicht gemacht, dafs er im wesentlichen alle die betreffenden Stellen aus Lexikographen und Grammatikern auf dieselbe Weise erläutert und ausspricht, dafs eine andere Interpretation unzulässig sei. Es genügt aber doch nicht, eine Behauptung aufzustellen, wenn man sie nicht nach allen Seiten erhärtet. Die Beispiele aus mittelalterlichen und modernen Spielen bis auf das „Kasperle" unserer Volksfeste herab genügen nicht zum Beweis, dafs solche Possen allen Völkern gemein und der Ursprung der Komödie bei den Griechen gewesen sei. Auch die oben erwähnte Stelle aus Metagenes ist gewaltsam erklärt und, wie mir scheint, nicht einmal geschickt. Denn wenn dies das Ursprüngliche in der Komödie war und noch bei Kratinos, ja selbst bei Aristophanes so häufig, so war sein Verdienst, dessen er sich rühmte, nicht grofs. Besser scheint die Erläuterung bei Kock: in jedem Epeisodion bringe ich etwas Neues, oder auch: gewinne ich dem Thema eine neue Seite ab und bringe durch immer neue Überraschungen dem Volke immer neues Vergnügen.

Weimar. **O. Kaehler.**

---

48) **Mythographi Graeci.** Vol. I. Apollodori bibliotheca. Pediasimi libellus de duodecim Herculis laboribus. Edidit **Ricardus Wagner.** Adiecta est tabula phototypa. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. LXXV u. 323 S. 8. ℳ 8. 60.

Eine neue Ausgabe der Bibliothek des falschen Apollodor war um so zeitgemäfser, als einerseits in den letzten Jahren durch die Entdeckung der vatikanischen Epitome und des codex Sabbaiticus neues handschrift-

liches Material von Bedeutung zutage getreten, anderseits die vorher bekannten Handschriften und sonstige Texteszeugen in den früheren Ausgaben weder vollständig herangezogen noch ihre gegenseitigen Beziehungen klar erkannt worden waren. Der dankbaren Aufgabe, den Text des Apollodor herzustellen, hat sich der glückliche Finder der vatikanischen Epitome, Richard Wagner, unterzogen: er hat sie an dem richtigen Ende angefafst und der Hauptsache nach mit glücklichem Gelingen durchgeführt.

Eine umfangreiche Praefatio giebt Auskunft über die bisherigen Editionen und die Handschriften. Die originale Fassung des Apollodor ist in zahlreichen codices erhalten: alle aber sind geflossen aus dem Parisinus gr. 2722, s. XIV (R), von dem am Schlufs zwei Proben in Lichtdruck-Faksimile beigegeben sind. Dies Verhältnis wird von Wagner in einer genauen, umsichtigen Darlegung zur Gewifsheit erhoben. Aber die Apographa sind nicht ganz zu entbehren: in R ist nicht nur die Ordnung der Blätter jetzt ganz verwirrt, von den 29 ursprünglich vorhandenen Blättern sind auch 14 verloren gegangen und nur mit Hilfe der Apographa zu rekonstruieren, Unter diesen unterscheidet W. drei Klassen, soweit man nach dem von ihm vorgelegten Material urteilen kann, wohl mit Recht, nur mufs man, wie so oft den Scheidungen von Handschriftenclassen gegenüber, den Vorbehalt machen, dafs die Grenzen für die einzelnen Handschriften fliefsende sind, und mancher Codex der einen Klasse gelegentlich in die anderen übergreift.

Der vollständigen Fassung der Bibliothek treten zwei untereinander und von R. unabhängige Auszüge zur Seite, die Epitome Vaticana (E) und der Jerusalemer Codex (S): nach Wagner ist E von Tzetzes verfafst, eine Ansicht, die bei näherer Prüfung nicht Stich hält.

Zu diesen handschriftlichen Zeugen treten als Textesquellen die Benutzer der Bibliothek, die aus ihr umfangreichere Stücke bewahrt haben. Das sind zunächst die Homerscholien: Wagner nennt nur die Venetusscholien, es sind aber die in den Veneti A und B benutzten Vulgatscholien, die früher sogenannten Scholia Didymi, darüber vgl. Panzer, De mythographc. Homerico restituendo, Greifsw. Don. 1892, S. 51 ff., von Wagner leider nicht benutzt; ferner die Scholien zu Platon und Sophokles, byzantinische Scholien zu Aristophanes, der Pariser Interpolator der Sprichwörtersammlung des Zenobios, Tzetzes und Pediasimus. Subsidiär kommen für die Emendation noch in Betracht die Scholiencorpora und mytho-

graphischen Schriftsteller, die dieselben Quellen wie Pseudoapollodor benutzen.

Auf Grund dieser Hilfsmittel hat Wagner, der noch in einem besonderen Kapitel der praefatio mehrere die Sprache seines Autors betreffende Fragen behandelt, den Text in der Weise hergestellt, dafs er R, E und S zu Grunde legte und im übrigen die Benutzer der Bibliothek in ausgedehntem Mafse heranzog. Mit Recht hat Wagner sich hierauf beschränkt und darauf verzichtet, statt des Apollodor ein aus diesem, Diodor, Hygin, den mythographischen Scholien etc. rekonstruiertes Handbuch zu geben. Denn so gewifs auch nach meiner Meinung Apollodor dasselbe mythographische Handbuch des ersten Jahrh. v. Chr. benutzt, wie die genannten Autoren, so wenig ist er mit ihm identisch. Er ist, wenn auch keine Persönlichkeit mit individuellen Zügen, so doch unter den Ausschreibern des Handbuches ein einzelner, selbständiger Schriftsteller, der als solcher geschrieben hat und um seiner selbst willen immer wieder gelesen worden ist: und ehe man die nicht erhaltenen Quellen rekonstruiert und ediert, gilt es, die erhaltenen Zeugen, jeden für sich, sauber und lesbar vorzulegen; ohne dieses Instrument ist jeder Rekonstruktionsversuch des „Handbuches“ unmöglich. Auch darin hat Wagner recht gethan, dafs er Zeugen, wie Tzetzes und die Homerscholien, nur im Apparat in Varianten verwertete: ihre genauere Analyse zeigt, dafs sie keinen wesentlich ausführlicheren Text als R gehabt haben. Es versteht sich von selbst, dafs man in der Gestaltung des Textes an einzelnen Stellen mit dem Herausgeber über die ausgewählte Lesart wird rechten können, namentlich von gelegentlicher Überschätzung der vatikanischen Epitome ist Wagner nicht frei. Aber im wesentlichen hat er in diesen Fragen richtigen Takt bewiesen und auch dort, wo er irrt, wenigstens das Material angeführt, auf Grund dessen man sich das Urteil bilden kann. Vieles ist durch die sorgfältige Ausnutzung der von der Bibliothek abhängigen Autoren erreicht. Einzelnes bleibt freilich noch übrig zu thun, namentlich bei dem Lykophronkommentar des Tzetzes. Es ist dringend zu wünschen, dafs dieser Wust von Notizen und Erklärungen einmal auf seine Quellen gründlich analysiert werde. Dafs Wagner es ad hoc nicht gethan hat, verüble ich ihm nicht. Denn die Aufgabe, so reichen Ertrag sie auch verspricht, ist bei der eigentümlichen Art des Tzetzes, bis in die kleinsten Dinge hinein zu kontaminieren, sehr langwierig, und für den Text des Apollodor würde der Erfolg vorläufig nicht der Mühe entsprochen haben,

da eine zuverlässige Ausgabe des Tzetzes immer noch nicht vorliegt. Hoffentlich aber wird Wagner bei einer zweiten Auflage, die bei einem so vielgelesenen Autor nicht ausbleiben wird, in der Lage sein, Scheers Ausgabe des Tzetzes und von anderen für die Quellenanalyse gemachte Vorarbeiten auszunutzen. Ein zweites Desiderium für spätere Auflagen betrifft die Entlastung des kritischen Apparates. Es wird notwendig werden, dort, wo R erhalten ist, jede Variante der Apographa, oft auch demnach die von Wagner für den consensus omnium codicum eingeführte Kollektivsigle A, zu tilgen. Das Verhältnis der übrigen Handschriften zu R ist von Wagner selbst ja in der Vorrede endgültig festgestellt, und kommt es ihm darauf an, das Verhältnis der Apographa zu einander vor Augen zu führen, so gehört eine solche Auseinandersetzung entweder in die Praefatio, wo jetzt schon Einiges dieses Inhalts steht, oder noch besser in eine unserer Zeitschriften, aber nicht in einen Apparat, der die Grundlagen des Textes geben soll. Ferner wird es sich bei einem Neudruck empfehlen, rücksichtslos alle rein orthographischen Varianten, als da sind Spiritus, Accente, Worttrennung, Verdoppelung von Konsonanten, Itacismen u. dergl. verschwinden zu lassen: bei so jungen Handschriften, wie E, S, R und Genossen, haben derartige Notizen keinen wissenschaftlichen Wert. Zur Vereinfachung endlich würde es beitragen, wenn Wagner sich entschlösse, auch die Lesarten der gedruckten Ausgaben nur dann anzuführen, wenn es sich um richtige oder erwägenswerte Konjekturen handelt.

Dem Apollodor-Text hat Wagner zum Vergleiche die Excerpte aus der Chrestomathie des Proklos angefügt, praktisch und dankenswert, ferner den Pediasimus, über dessen Handschriften ein besonderes Kapitel der Praefatio handelt. Reichhaltige Indices bilden den Beschlufs des Buches, das in Druck und Papier gut ausgestattet ist. Der Preis ist diesmal so gestellt, dafs sich nicht nur Bibliotheken oder ein Krösus, sondern auch ein Philologe mit dem in diesem Berufe durchschnittlichen Einkommen das Buch kaufen kann.

Göttingen. **Georg Wentzel.**

---

49) **Simon, Zur Anordnung der Oden des Horaz.** Leipzig, Gustav Fock 1895. 10 S. 8°. ℳ 1.

Durch die Forschungen von Elter und Walther war auf die Frage der Anordnung der Oden neues Licht gefallen. Man glaubt durchschaut

zu haben, dafs der Dichter metrische Rücksichten hat walten lassen. Der Verfasser der vorliegenden sehr besonnenen Arbeit will sich dabei nicht beruhigen, sondern will auch das sachliche Prinzip der Anordnung entdecken. Er fand heraus, dafs man im ersten Buche viermal in derselben Aufeinanderfolge dieselben Töne, dieselben Saiten menschlichen Fühlens anschlagen höre. Die drei letzten Serien würden durch drei Götteroden (12 auf Juppiter, 21 auf Diana, 30 auf Venus) eingeleitet. Der Abstand lasse sie als Enneaden erkennen. Bei der ersten Serie ist durch die Hinzufügung der Widmungsode an Mäcen und durch die elfte Ode das Verhältnis etwas gestört. Er versucht es, je vier Gedichte an entsprechender Stelle der vier Serien auf denselben Faden zu reihen und unterscheidet 1) Götteroden (12. 10. 21. 30), 2) vom Scheiden und Meiden (3. 14. 23. 32), 3) vom Sterben und Verderben (4. 15. 24. 33), 4) Weiber- und Männerherzen (5. 16. 25. 34), 5) Dichterwünsche (6. 17. 26. 35), 6) Weines- und Zecherlust (7. 18. 27. 36+37), 7) Weiberfesseln (8. 19. 27. 37), 8) Symbolischer und anderer Luxus (9. 20. 29. 38). Man wird beim besten Willen nicht behaupten können, dafs diese Scheidung eine ausschliefsliche wäre, oder dafs die Oden dadurch eine bessere Charakterisierung erhielten. 35 sollen „Dichterwünsche“ sein! 9 soll nicht zu Klasse 6 gehören! u. s. w. Auch das, was der Verf. über die Korresponsion in der ersten und zweiten Serie sagt, ist doch nicht einwandsfrei und teilweise recht gezwungen. Man vergleiche 2: Aufruhr der Elemente; Wendung zum Besseren (der zorngeschwollene Flufs). 13. Aufruhr der Eifersucht; Wendung zum Besseren (die zorngeschwollene Leber), oder 6: Antwort auf eine Einladung: Ich besinge nur Friedliches. 17. Einladung: Bei mir findest du ländlichen Frieden. Viel einleuchtender ist das, was Simon über I, 12 lehrt. Sie war gewifs als Anfangsode einer ganzen Sammlung in Aussicht genommen, wenigstens ähnelt sie typischen Anfängen. — Der Verfasser findet aber nicht blofs ein metrisches und ein sachlich-parallelistisches Prinzip, sondern auch in der dritten und vierten Serie neben diesem letzten ein räumlich symmetrisches. Was er dafür aus dem zweiten Buche anführt, ist so ansprechend, dafs ich es anerkennen würde, wenn es sich von den 20 Oden und nicht blofs von 13 behaupten liefse. — In Ode II, 4 hat der Verfasser ein Akrostichon und Telestichon entdeckt. Was herauskommt, ist sehr lustig und wohl auch dem Horaz zuzutrauen. — Es sind eine Fülle guter und gelehrter Bemerkungen in dem kleinen Schriftchen, aber alle Bedenken hat der Verfasser mir nicht

behoben. Ich bezweifle überhaupt, ob man je bei dem Stande der Überlieferung ein Prinzip in der augenscheinlichen Ordnungslosigkeit entdecken wird.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

50) **P. Cornelii Taciti annalium** ab excessu Divi Augusti libri. Erklärt von **Karl Tücking.** Buch I u. II, zweite, verbesserte Auflage, Paderborn, F. Schöningh, 1895. 106 und 86 S. 8°. ℳ. 0, 80 u. 0, 70.

Als T. vor 14 Jahren die Annalen des Tacitus für den Schulgebrauch kommentiert herauszugeben begann, wurden die ersten Proben seiner Arbeit nicht gerade günstig kritisiert, u. a. in der „Philol. Wochenschrift“ 1882 S. 491 f., und „Philol. Rundschau“ 1882 S. 619 f. Aus diesen und anderen Besprechungen der ersten Ausgabe hat der Verf. vielfache Belehrung entnommen, zahlreichen Irrtümern und Mängeln abgeholfen, auch von einem grofsen Teil der seitdem stark gewachsenen Tacituslitteratur zum Besten des Kommentars Kenntnis genommen. Die vorliegende zweite Ausgabe von B. I u. II darf darum mit Fug eine „verbesserte“ genannt werden, wenn auch noch lange nicht genug in dieser Hinsicht geschehen ist. Die Abhängigkeit von Nipperdey springt nicht mehr so stark in die Augen — choix est invention! — freilich fehlt es nicht an mitunter wenig geschickten Anlehnungen; z. B. 2, 38, 1 *inclinatio senatus sqq.*, wo N. die psychologisch richtige Bemerkung macht: „Böswillige und hochmütige Naturen pflegen das Gegenteil von dem zu thun, was gewünscht wird, um andern eine Freude zu verderben und ihre Entschliefsung als unabhängig erscheinen zu lassen.“ Tücking schreibt, wohl nicht ganz unbeeinflufst durch diese Bemerkung, folgendes: „Den Wünschen Anderer nicht zu entsprechen, ist in der Regel das Zeichen eines herrschsüchtigen oder böswilligen Charakters.“ — — Auch wenn solche Wünsche töricht oder unerfüllbar sind? wird der Schüler fragen, wenn er die kuriose Anmerkung überhaupt beachten sollte.

In sprachlicher Hinsicht bietet T., insbesondere wo er sich auf Dräger, Wölfflin, Gerber und Greef u. a. stützt, eher noch zu viel als zu wenig, während die Entwickelung des Zusammenhangs oft zu kurz kommt und manche recht schwierige Stelle mit grofser Vorsicht umgangen wird. Die im Komm. den einzelnen Abschnitten vorangestellten kurzen Inhaltsangaben (Text und Komm. sind getrennt gedruckt) können nur als eine geringe Bei-

hilfe für das leichtere Verständnis betrachtet werden. — Auch was die Einleitung betrifft, so ist ja Kürze im allgemeinen eine lobenswerte Eigenschaft der Schulausgabe; T. beschränkt sich auf 7 Seiten, indem er über das Leben des Tac. auf seine „Einleitung zur Germania, 8. Aufl. S. 6“ verweist, mithin als Regel annimmt, dafs die Germ. als erste der tacit. Schriften in der Schule gelesen werde und dafs seine Bearbeitung der G. sich in den Händen aller Schüler befinde. Aber dafür dafs die Germania vielmehr die Abschlufslektüre der Prima bilden sollte, lassen sich doch gute Gründe anführen. Jedenfalls hätte der kurze Abschnitt über die Lebensumstände des Autors in der Einl. zu den Ann. wohl nochmals abgedruckt werden dürfen.

Der Kommentar läfst, wie gesagt, auch in seiner Umgestaltung noch vieles zu wünschen übrig. Auf dem grammatischen und lexikalischen Gebiete hätten zahlreiche Bemerkungen vereinfacht und unter gemeinsamen Gesichtspunkten erörtert werden sollen, so die Hinweise auf den von Adjektiven und Partizipien abhängigen Genetiv: 1, 7, 10; 27, 11, 2, 40, 7; 75, 7 u. ö. Die Analogie im Gebrauche von *dubius*, *ambiguus*, *certus*, *incertus*, *anxius* einerseits und *ingens*, *validus*, *modicus*, *immodicus*, *atrox*, *ferox* anderseits läfst sich doch unschwer zum deutlichen Bewufstsein bringen.

Eine beträchtliche Anzahl unrichtiger oder überflüssiger Erklärungen, die an der ersten Ausgabe gerügt wurden, sind verbessert oder beseitigt worden, so, um nur wenige Stellen des ersten Buches anzuführen: 2, 1 *publica arma;* 4, 12; 5, 3; 7, 8; 10, 20; 18, 6; 24, 10; 25, 6; 34, 2; 34, 11; 35, 10; 39, 9. — Aber noch begegnen uns wiederholt solche, die für den Standpunkt eines Primaners jedenfalls entbehrlich genannt werden müssen: 1, 1, 15 *cetera* „nämlich *Gai et Cl. ac Neronis res.* Die folgende Zeit bildet den Gegenstand der Historien“. 17, 2 *centurionibus*: „60 in einer Legion zu 60 Centurien; *tribuni* gab es in einer Legion (immer?) 6.“ — 21, 7 *centuriam*, „deren 2 zu einem Manipel gehörten. Drei Manipel bildeten eine Kohorte, 10 Kohorten eine Legion“. Diese Noten hatte Pfitzner (Phil. Rdsch. s. oben) mit Recht als überflüssig bezeichnet. Nicht anders steht es mit folgenden: 19, 15 *publica causa*, „eine Staatsangelegenheit“; 20, 7 *praef. castrorum* „Lagerkommandant, je einer in den *castra stativa*“; 20, 12 *tolerare* „aushalten“; 47, 2 *caput rerum* „Rom“; 48, 10 *postquam* mit dem historischen Präsens bes. von *videre* u. *intellegere* ist aus Cäsar, Sallust und Livius

bekannt, ebenso 56, 13 *tormenta* „Wurfmaschinen". 60, 12 *missu* „im Auftrage" (s. 2, 43, 7 u. ö.); 70, 4 *iuvabant* „halfen, nützten", 75, 6 *publica via* „öffentliche (städtische) Strafse". Selbstverständlich ist auch, 59, 9 *totidem legatos* die Beziehung auf „die Unterfeldherren des Varus, welche die drei Legionen führten".

Dagegen vermifst man eine Bemerkung zu 3, 12 *remeantem*, zu 3, 18 *palam hortatu* (vgl. auch 2, 20, 8 *superne* ... *comminus ictibus*) 23, 12 *cedo alteram*! 64, 14 *parendi aut imperandi* und manchen andern Stellen. Nicht ausreichend heifst es zu 10 21: „mit *abducta* beginnt die direkte Wiedergabe der tadelnden Äufserungen"; denn es fehlt die Begründung der tadelnden Reden, indem der Entführungsgeschichte mit keinem Worte gedacht ist. — Zu 3, 10 *vita concedere* bemerkt T.: „dafür auch blofs *concedere* wie 2, 71, 3". An der citierten Stelle aber läfst er (freilich mit Unrecht) im Zweifel, ob in der Verbindung *fato concessit, fato* als Dativ oder Ablativ aufzufassen sei; mithin hätte er sich besser auf die seiner Meinung nach zweifellosen Beispiele für absolutes *concedere* berufen: 4, 38, 3 u. 13, 30, 4. — 3, 27 *abolendae infamiae* „entweder Dativ des Zwecks; vgl. 15, 44, oder Genetiv". Freilich kommt der Gen. ger. dem Dat. ger. an Bedeutung oft sehr nahe, namentlich bei Tacitus; doch wird man an dieser Stelle sich über den Genetiv entscheiden müssen, mag nun mehr die qualitative oder die kausale Bedeutung hervorgehoben werden. Eine Anzahl geeigneter Parallelstellen würde hier am zweckentsprechendsten gewesen sein. — 4, 8 *rumoribus differre* „oder auch blofs *differre* (3, 12 und 4, 25) Gerüchte ausstreuen". Damit ist zur Erklärung des Gebrauches von *differre* mit persönlichem Objekt nichts gesagt. Mit Recht weist Furneaux auf die ähnliche Metapher hin: *distrahere fama* 3, 10, 5 = *diffamare*; auch Pfitzner erklärt: „nach der schlechten Seite hin jemanden durchhecheln" mit „allerlei Gerede". — 4, 5 *aegro et*. „*et* = *etiam*, wobei *aegro* mit Nachdruck vorangestellt ist". Nein! *corpore* ist als besonderer Gegensatz zu der allgemeinen *aegritudo*, „Schwäche, die das Alter mitbringt", nachgestellt, oder, anders ausgedrückt (Pfitzner): „*et* hat seine Stellung vor dem betonten Worte". — Nicht ausreichend finde ich T.s Erläuterungen zu folgenden Stellen: 18, 10 *leviore flagitio* ... *interficietis*; wenigstens waren treffendere Beispiele ähnlichen Gebrauchs anzuführen (aus Nipperdeys oder Furneaux' Komm. leicht zu entnehmen) als die T. giebt, *melius peribimus* und hic *optime manebimus*. — 19, 3 zu *multa arte*

genügt doch nicht die Bemerk. „Abl. qual."; vielmehr die Besonderheit dieses attributiven Gebrauchs war hervorzuheben, vielleicht auch auf die ähnliche Anwendung des Gen. qual. bei Cäsar hinzudeuten: 5, 6 *quod eum magni animi ... cognoverat.* — 25, 14 *quam ... esset,* „den wie der Gnade so der Strenge zugänglich zu halten sich gezieme". So nach Nipperdeys Auffassung, der gegenüber jedoch Furneaux mit Recht auf die Antithese 36, 6 *periculosa severitas, flagitiosa largitio* (=*gratia*) hinweist. Fast komisch wirkt die Anmerkung Tückings zu 33, 3: *plures* „mehr als eines; es hat bei Tac. in der Regel eine komparative Bedeutung". — Aber gerade hier tritt diese doch ganz zurück; weshalb auch Andresen (zu d. St.), der sonst Knokes Ausführungen (über *plures* bei Tac.) sich völlig anschliefst, hinzufügt: „hier soviel als mehrere. Ähnlich nur noch 4, 55 u. 6, 13 *plures per dies*". Jedenfalls war die Gelegenheit, um zu zeigen, dafs der Herausg. mit der Tacitusforschung wohl vertraut sei, recht ungeschickt gewählt. — 35, 10 wird nach Pfitzners Vorgang gut erklärt: „*mederetur* u. *neu mortem,* zwei Nebensätze neben *requiem* als Objekte zu *orabant* (vgl. 15, 10 *pecunia utque ... uterentur*). Der Acc. *mortem* ohne ein bes. Verbum (etwa *obirent*) giebt der Forderung ein energisches Gepräge". — 42, 9 f. hätte der Gegensatz „*milites — cives*" eine kurze Hindeutung erfordert. Prammer erinnerte an Liv. 28, 27, 3. — Die zu 56, 18 *cedere* gegebene Erklärung ist unnötig; wohl aber konnte zweckmäfsig auf Germ. 6, 18 u. 30, 15 *cito cedere* verwiesen werden. — 60, 16 giebt T. die verschiedenen Hypothesen über den Ort der Teutoburger Schlacht, ohne sich für eine bestimmte Ansicht zu erklären. Und gerade hier haben die sorgfältigen Forschungen Knokes den begründetsten Anspruch auf Anerkennung ihrer Resultate. Was die tacit. Berichte über die Kämpfe des Germanikus in Norddeutschland, besonders über die Schicksale der Flotte an der Küste betrifft, so tragen sie bekanntlich eine stark rhetorisch-poetische Färbung, und es ist oft eitles Bemühen, an einzelnen Ausdrücken herumzudeuten und zu raten, welche bestimmte Örtlichkeiten mit diesem oder jenem Ausdruck gemeint sein könnten. Deshalb mifsbillige ich auch T.s Deutungsversuch zu 2, 24, 10 *scopulos* „nicht im gewöhnlichen Sinne Felsbänke, die sich an jener Küste nicht finden, sondern etwa (so!) Sandbänke". — Diese *scopuli* brauchen in der That ebenso wenig wirklich gewesen zu sein, wie die im Folgenden erwähnten *inauditae volucres, monstra maris sqq.*

Das Angeführte mag genügen, um zu zeigen, dafs der Herausg. bei der weiteren Bearbeitung der Ann. noch viel zu verbessern hat. — Der Druck beider Heftchen ist sehr sorgfältig überwacht worden; als unbedeutende Versehen notiere ich im Komm. 1, 4, 19 l. XIV 41 (st. 14); zu 2, 15, 4 l. *Variani;* 2, 18, 3 l. 1, 35, 23 (st. 21); im Text 1, 19, 10 l. *disciplinae.*

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

51) **Römische Geschichte** von **Wilh. Ihne.** Erster Band. Von der Gründung Roms bis zum ersten Punischen Kriege. 2. umgearb. Auflage. Leipzig, Engelmann 1893. 541 S. 8. ℳ 5.

Das Erscheinen einer neuen Auflage von Ihnes Römischer Geschichte wird besonders in den Kreisen der Gymnasiallehrer mit lebhafter Freude begrüfst werden. Ist es doch von allen Darstellungen dieser Materie diejenige, die für den Lehrer der alten Geschichte am geeignetsten zur Vorbereitung erscheint, um so mehr, als es bei der durch die neuen Lehrpläne bedingten Zusammendrängung des Lehrstoffes auf ein Semester immer schwieriger wird „ein Bad in den Quellen“ zu nehmen.

Die Vorzüge des Ihneschen Werkes sind allbekannt und längst gewürdigt; sie beruhen im wesentlichen auf der klaren und anschaulichen Darstellung der Thatsachen, deren gründliche Kenntnis nun doch einmal die unentbehrliche Basis für jedes Urteil bildet; ferner auf einer unbefangenen und mafsvollen Kritik. Freilich fehlt der Ihneschen Darstellung der prickelnde Esprit, der die Lektüre Mommsens zu einem solchen Genufs macht; dafür beschränkt sich Ihnes verständiges und ruhig abwägendes Urteil auf das Erreichbare und hält sich nach Möglichkeit frei von mehr glänzenden als haltbaren Hypothesen.

Steht die zweite Auflage hierin der ersten gleich, so unterscheidet sie sich von ihr nicht nur durch Äufserlichkeiten, wie Annahme der lateinischen Lettern und erhöhte Übersichtlichkeit des Inhalts, die dadurch erreicht ist, dafs die einzelnen Abschnitte jedes Kapitels mit gesonderten seitlichen Überschriften ausgestattet sind, sondern vornehmlich durch die Vermehrung der Seitenzahl von 483 auf 541. Bedingt ist diese Vermehrung durch die Umarbeitung, die am stärksten im ersten Buche hervortritt, das von 13 Kapiteln auf 10 reduziert worden ist, derart, dafs

die Nrn. 9—12 zu einer einzigen zusammengezogen sind, während Kap. 13 eine völlige Umgestaltung erfahren hat. Neu sind hier die Ausführungen des Verfassers über die beiden letzten Stufen der Monarchie, über das priesterliche Königtum und die militärische Monarchie; Ausführungen, die sich auf die Analogieen aus der Geschichte anderer Völker stützen; neu ist die Hervorhebung der Bedeutung, welche dem religiösen Elemente bei der Bildung des Staates zukommt; neu die Auffassung von dem Wesen der Klientel und der Entstehung der Plebs. Danach wäre die letztere durch Einreihung der Klienten in die Centurien des Heeres entstanden.

Anderseits hat I. sich nicht gescheut, eine Reihe von Räsonnements zu streichen; wegzuräumen, was ihm von der Überlieferung als „alter Schutt" erschien, während die kritischen Anmerkungen, mehrfach gegen Mommsen polemisch gehalten, eine erfreuliche Erweiterung und Vermehrung erfahren haben. Dafs die Ergebnisse der neueren Forschung nicht unbeachtet geblieben sind, versteht sich von selbst, wenn Ref. auch wünschte, dafs sich I. zu eigen gemacht hätte, was Nitzsch über die eminente Bedeutung der Einführung der Soldzahlung an das Heer, über die zerrüttende Wirkung des Reislaufens namentlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gallier gesagt hat; was Neumann bemerkt über den innigen Zusammenhang zwischen dem Erlöschen des Ständekampfes und dem äufsern Aufschwung Roms, oder über die Einwirkung der gallischen Raubkriege auf die Ausbildung der Einheit Italiens, Kämpfe, ohne die Italien ebenso wenig zu einem einheitlichen Staatswesen zusammengewachsen wäre, wie die österreichische Monarchie ohne die Türkenkriege.

Es hängt das letztere offenbar mit dem empfindlichsten Mangel des Buches zusammen, dem Abhilfe zu schaffen leider auch die zweite Auflage versäumt hat: mit der Vernachlässigung der Geographie und Ethnographie Italiens. Bei einer sorgsamen Berücksichtigung der geographischen Bedingungen würde I. auch zu einer gerechtern Würdigung der Samniterkriege z. B. gekommen sein, in denen sich schliefslich doch der Kampf zweier Kulturstufen wiederspiegelt und in denen das bessere Recht ebenso auf der Seite der Römer ist, wie in dem Tarentinischen Kriege, in welchem das wohlbegründete Streben der Italiker nach dem Besitze ihrer eigenen Küsten zum Ausdruck kommt.

Bernburg. **Paul Stein.**

---

52) **Fr. Prellers des Jüngeren Kartons zu den Wandgemälden altgriechischer Landschaften** im Albertinum zu Dresden. Herausgegeben und beschrieben von **Ludwig Weniger.** Berlin, Ernst Wasmuth, 1895. 4 Tafeln und 21 Seiten Text in Grofsfolio.

Die Kartons zu den vier grofsen Wandgemälden, mit welchen Friedrich Preller der Jüngere das Museum Albertinum in Dresden geschmückt hat, darstellend die Altis von Olympia, den Athenetempel auf Aigina, die Akropolis von Athen, den Burgberg von Pergamos, hat der Künstler dem Gymnasium seiner Heimatstadt Weimar zum Geschenk gemacht. Sie sind daselbst als eine prächtige Zierde des Treppenhauses teils im Mittel-, teils im Oberstock in entsprechenden Rahmen aufgehängt worden. Da die Landschaften nach Natur aufgenommen und „danach auf Grund der neuesten Forschungen mit dem kunstgeweihten Inhalt der klassischen Zeit des Griechentums ausgefüllt worden sind", so bieten sie anschauliche Bilder des einstigen Aussehens jener hochberühmten Stätten. Diese wollte der Direktor des weimarischen Gymnasiums, Ludwig Weniger, auch anderen Schulen als Unterrichtsmittel zugänglich machen. Deshalb hat er sie in stattlicher Wiedergabe durch Lichtdruck mit beschreibendem Text veröffentlicht. Die halbmondförmigen Kartons haben im Original eine Länge von 3,40 m bei 2 m Radius, die Nachbildungen sind in einem Mafsstab von $^1/_{10}$ der natürlichen Gröfse gehalten, so dafs sie zwar nicht als Wandschmuck für Schulklassen brauchbar sind, aber bei der sorgfältigen und feinen Ausführung klare und anschauliche Bilder bieten. Je mehr man sich in sie vertieft, um so mehr offenbaren sie dem forschenden Auge, und nicht leicht reifst man sich von ihnen los.

Solche Bilder sind natürlich teilweise Dichtungen. Es kommt darauf an, dafs des Dichters Phantasie die rechte Bahn eingeschlagen hat, um die dürftigen Reste der Gegenwart zu einem Bilde umzuzaubern, das dem der Vergangenheit im wesentlichen ähnlich ist. Denn es handelt sich ja nicht nur um Wiedergabe von Natur, sondern um Wiederaufbau von Erzeugnissen menschlicher Kunstthätigkeit. Die Bilder von Pergamos, Olympia, Athen treten uns rasch wie liebe Bekannte entgegen. Das sind nicht nur die charakteristischen Gebirgslinien, welche diese geweihten Stätten unvergefslich machen, das sind auch die Umrisse der herrlichen Bauwerke. Freilich kann man sich den Burgberg von Pergamos nicht wohl ohne Unterstadt denken, die hier fehlt, und der Fels der

Akropolis sondert sich hinten nach rechts hin nicht genügend vom Hymettus ab, aber das sieht man erst nach der Wiedererkennung. Nicht so rasch wird man sich klar über die Bedeutung des vierten Bildes, denn solch klüftiges Gebirge erhebt sich an vielen Orten Griechenlands unmittelbar vom Strande empor, solch hügelige Landschaft umrahmt gar manches Meer, und solche Tempel thronen nicht selten auf hohen Bergen. Aber sobald man die Unterschrift gelesen hat: Athenetempel auf Aigina, da sagt man sich gleich: „Ja, so ist es dort, so war es dort."

Die von Weniger gebotene Beschreibung umfafst 21 Seiten. Er giebt nicht blofs eine Erläuterung des Sichtbaren, sondern kleine, selbständige, abgerundete Abhandlungen; und wenn ihm auch die Veranschaulichung der Bilder Hauptzweck bleibt, so flechten sich doch auch allerlei weitere Erörterungen hinein, die teilweise auf eigenen Studien beruhen. Die Beschreibung ist in einem edlen Deutsch abgefafst, in das sich nur wenige Fremdwörter, wie Atelier, Staffage, eingeschlichen haben. Eine falsche Vorstellung erregen leicht die Worte, dafs die Figuren der Metopen des Zeustempels von Olympia zum grofsen Teil wiederaufgefunden seien (S. 3), und dafs der Niketempel auf jeder Seite eine Vorhalle mit vier jonischen Säulen gehabt habe (S. 14). Aber das ist ja nicht von Belang. Es ist ein Vergnügen, das Werk zu besitzen, die inhaltsreichen, schönen Bilder zu betrachten und sich beim Lesen des gefälligen Textes immer mehr in ihren Anblick zu versenken.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

53) **Lateinisches Übungsbuch.** Teil I. Für Quarta der Gymnasien und Realgymnasien. Erste Einführung in die lateinische Syntax nach dem induktiven Unterrichtsverfahren von **W. Herz.** Leipzig, J. Klinkhardt, 1894. 8. ℳ 1.60

Das Buch verbindet Grammatik und Übungsbuch. Liefse sich auch gegen die Gruppierung und Fassung mehrerer Regeln manches einwenden, so wollen wir doch hiervon ganz schweigen gegenüber der für den Übersetzungsstoff befolgten Methode. Vor jeder Regel geht eine grofse Zahl lateinischer Sätze aus Nepos und allerlei anderen Schriftstellern vorher, aus denen die Regel induktiv abgeleitet werden soll. — Dazu ist in diesem Umfang neben der Neposlektüre keine Zeit. — Dann folgt die Regel in meist klarer, wenn auch etwas breiter Fassung, und hierauf eine grofse Anzahl deutscher Sätze vorwiegend aus Nepos, aber auch aus anderen

Schriftstellern, besonders Cäsar in oft buntem Gemisch. Zusammenhängend ist kein Lesestück. Das Buch entspricht also den Lehrplänen nur sehr oberflächlich, am allerwenigsten ist es in ihrem Geiste gehalten.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

54) **Lateinisches Lesebuch** von **O. Richter.** I. Teil Sexta, 7. Auflage. II. Teil Quinta, 7. Auflage neu bearbeitet von O. Richter und H. Belling. Berlin, Nicolai, 1893. ℳ 1.— bezw. ℳ 2.—

Die Umarbeitung der Richterschen Lehrbücher nach den Lehrplänen von 1892 kann in der Hauptsache als recht gelungen bezeichnet werden, namentlich hinsichtlich des zusammenhängenden lateinischen Übungsstoffes. Die deutschen Übungssätze sind leider nicht zusammenhängend und schliefsen sich auch inhaltlich nicht an die lateinischen an. Hinsichtlich der Menge des deutschen Übersetzungsstoffes gilt für uns auch hier die für die Lutschschen Lehrbücher gemachte Bemerkung. Für die alte Mythologie giebt der V. Teil nur schwache Ausbeute, die meisten Stücke sind der alten Geschichte entnommen. Abschnitt 3 beider Lehrbücher enthält ein nach den Lesestücken geordnetes Vokabelverzeichnis, Abschnitt 4 dieselben Vokabeln noch einmal grammatisch zusammengestellt. Die Beschränkung auf das Regelmäfsige im VI-Teile ist streng durchgeführt.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Vakanzen.

Erfurt, R. S. Obl. N. Spr. (noch zum 1./4.). 2100 und 660 ℳ Wg. Magistrat.

Frankfurt a. M., Musterschule (Rg.). Obl. 3200—6600 ℳ. N. Spr. Curatorium f. höh. Schulen.

Kerpen, höhere Sch. L. f. Deutsch u. Latein. Dr. Schneider.

Lüneburg, H. T. S. Dir. 4500—5400 ℳ. Magistrat.

Neumünster, Prg. u. Rpg. Hilfsl. Math. u. Franz. Dir. Dr. Spangenberg.

Sondershausen, H. T. S. Obl. Rel., Deutsch, Gesch. 2400—3300 ℳ. Dir. Dr. Kunze.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: **Fünfzehnter Bericht über die Schulausgaben griechischer und lateinischer Klassiker mit deutschen erklärenden Anmerkungen (Bibliotheca Gothana) und andere Lehr- und Schulbücher** aus dem Verlage von **Friedrich Andreas Perthes in Gotha.**

Gotha, 4. April. Nr. 7, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

55) **Le odi di Pindaro** dichiarate e tradotte da **Gius. Fraccaroli.** Verona, G. Franchini, 1894. XV u. 732 S. 8. 20 L.

Das Buch Gius. Fraccarolis ist die Frucht langjähriger hingebender und eingehender Beschäftigung mit Pindar. Der Verfasser hat so ziemlich die ganze Pindarlitteratur durchstudiert und stellt nun hier unter fortwährender Berücksichtigung und Verwertung derselben nicht nur alles zusammen, was sich auf Pindars Leben, Charakter und Kunst bezieht, sondern bespricht auch jedes Gedicht bis ins einzelne und fügt dessen Übersetzung bei. So bildet das Buch für jeden Pindarforscher eine willkommene Gabe, woraus er Belehrung und Anregung im reichsten Maſse schöpfen wird.

Die Prolegomena handeln im ersten Kapitel über das Leben Pindars. Der Verfasser unterzieht hier die Überlieferung einer sorgfältigen Kritik, jedoch zeigt er sich ihr gegenüber zu leichtgläubig. Neue Resultate haben sich dabei nicht ergeben. Das zweite Kapitel bespricht das Verhältnis der Pindarischen Technik zur Dorischen Poesie. Dabei kommt der Verfasser auch auf die in die Epinikien eingelegten Mythen zu sprechen; diese sind ein nach dem Herkommen notwendiger Bestandteil der Siegeslieder, die er nicht unpassend mit den der Mythe entnommenen bildlichen Darstellungen an den Tempeln vergleicht; wie diese

zum Tempel in mehr oder weniger enger Beziehung stehen, so auch die Mythen zum Thema des Liedes. Die Nomostheorie dagegen hätte der Verfasser nicht einmal mit der von ihm gegebenen Einschränkung annehmen sollen. Der Gegenstand des dritten Kapitels ist die Kunst Pindars, die der Verfasser in vier Abschnitten erörtert; im ersten spricht er über Kunstschöpfung im allgemeinen und bei Pindar, im zweiten über die Association der einzelnen Gedanken, im dritten über Gedankengruppen und im vierten über die Einheit des Pindarischen Epinikions. Er weist darauf hin, dafs alle wahre Poesie Nachahmung der Natur sei, dafs sie also die Erscheinungen selber in ihrem Werden und in ihrer Entwickelung darzustellen habe, nicht die Reflexion und das Urteil über die Erscheinungen. Pindar folge als wahrer Dichter überall der Natur. Man dürfe seine Kunst nicht als eine Entartung, sondern müsse sie als eine weitere und höhere Entwickelung der früheren Kunst auffassen; denn er habe sich aus dieser alles wirklich Gesunde angeeignet, während er sich von dem Ungesunden, Gekünstelten und Spitzfindigen ferngehalten habe. Aber als wahrer Dichter handle er nicht bewufst, sondern unbewufst; er lasse sich nicht von der Logik, sondern von der poetischen Begeisterung leiten, was der Verfasser im grofsen und im kleinen nachzuweisen sucht. Pindar verfahre also beim Dichten nicht so, dafs er Stück für Stück nach logischen Gesetzen zu einer Einheit zusammenfüge, sondern er schaue gleich von vornherein infolge der poetischen Inspiration das Ganze samt allen seinen Teilen fertig in seinem Geiste und bringe dies dann unbewufst zur Darstellung. Daher könne ein Pindarisches Gedicht aber auch nicht in eine logische Formel gefafst werden, sondern lasse sich nur mit dem Gefühl empfinden, und gerade der Accord der Gefühle sei es, der die Einheit und das Leben des Gedichtes begründe. Darin wird man dem Verfasser der Hauptsache nach beistimmen müssen; dagegen hätte ich gewünscht, dafs er Mezgers Responsionstheorie ebenso, wie Burys Wortechotheorie, gänzlich abgewiesen hätte; sie läfst sich weder theoretisch noch praktisch halten.

Der zweite Teil des Buches enthält die italienische Übersetzung der erhaltenen Oden Pindars. Von der Beigabe des griechischen Textes hat der Verfasser abgesehen, und er konnte dies leicht, da er in der Textkritik äufserst konservativ ist und sich nur selten zu einer Änderung der Überlieferung entschliefst. Der Übersetzung legte er den Text T. Mommsens zugrunde. Viel wichtiger als die Textkritik sind die

Erklärungen, die der Verfasser jedem Gedichte vorausschickt und die Aufschlufs über Veranlassung, Gedankengang, Mythus und Zweck desselben geben. Hier findet sich manches gute Neue; aber immer kann man dem Verfasser nicht beistimmen. So meint er z. B., Ol. I sei gegen ein früheres Gedicht des Bakchylides gerichtet, eine Vermutung, die durch das vom Verfasser Beigebrachte nicht bewiesen wird und gegen die auch der Umstand spricht, dafs man dann annehmen müfste, die Zuhörer hätten jenes Gedicht des Bakchylides noch genau und bis ins einzelne in Erinnerung gehabt. Auf dieser vorgefafsten Meinung beruht auch des Verfassers Widerspruch gegen die gewöhnliche Erklärung der Verse 25 ff., nach der die Worte: *ἐπεί νιν καθαρὸν λέβητος ἔξελε Κλωθώ* die Bedeutung: „seit seiner Geburt" haben. Er fafst sie in dem Sinne: „seit seiner Wiederbelebung". Aber dann würde ja Pindar die Tötung und Wiederbelebung des Pelops zugestehen, gegen die er im Folgenden energischen Protest einlegt. Und welchen Zweck hat dann die Erdichtung des Raubes des Pelops durch Poseidon? Die Nachbarn haben ja mit ihrer Vermutung ganz recht. Die Elfenbeinschulter des Pelops, die dem Verfasser so viel Mühe macht, läfst Pindar ihm angeboren sein, um eben die Sage von einer Tötung und Zubereitung zum Mahle nicht annehmen zu müssen.

Durlach. **J. Sitzler.**

56) **C. Plinii Secundi librorum dubii sermonis VIII reliquiae.** Coll. et ill. **J. W. Beck.** Leipzig, Teubner, 1894. XXVII u. 96. 8.

Das vorstehend genannte Buch dürfte den Höhepunkt einer Bewegung bezeichnen, die anhebend mit der Dissertation Neumanns und fortgeleitet durch mehrere Arbeiten von Beck, darauf ausgeht, den Plinius als die Hauptquelle der späteren lateinischen Grammatiker für die Abschnitte zu erweisen, welche Kenntnis der älteren Litteratur und Sprachwissenschaft bekunden.

In der Einleitung giebt Verfasser 1) einen kurzen Überblick über die Geschichte der Grammatik bis auf Plinius (S. V—XVIII), *ut ea quae sequuntur non solum harum rerum peritis, sed etiam iis qui haec studia primis digitis attigerunt probabiliora videantur* (S. VI), 2) S. XIX—XXII werden die Schriftsteller besprochen, bei denen sich Pliniusfragmente finden, 3) S. XXII—XXVI die neueren Untersuchungen, die sich auf Plinius

beziehen. Dann folgen S. 1—81 die Fragmente; gelegentliche Fufsnoten suchen inhaltliche Schwierigkeiten zu erhellen oder die Zuweisung einer Stelle an Plin. zu begründen. Den Schlufs (S. 82—94) bilden Anmerkungen, in denen einzelne Punkte der Plinianischen Lehre behandelt sind.

81 Seiten Pliniusfragmente, das ist gewifs eine erfreuliche Überraschung! Ein Blick in die Sammlung belehrt, dafs die grofse Masse aus Charisius stammt. In der That sind die vielbehandelten Kapitel Ch. I 15 zum grofsen Teil, I 17 fast ganz zum Abdruck gekommen. Umfangreiche Ausbeute haben aufserdem De nomine excerpta, GL IV, 277 sqq.; Fragm. Bob. de nom. et pron., GL V, 555 sqq.; De dubiis nom., GL V, 571 sqq. geliefert. Eine Darlegung der Methode, nach der das Eigentum des Plinius auch an den Stellnn erkannt werden kann, wo er nicht citiert ist, vermissen wir zu unserem Bedauern. Die verschiedenen Aufsätze, in denen Beck früher diese Frage behandelt hat, bieten keinen Ersatz. Bei zahlreichen Stellen fragt sich der Benutzer des Buches ratlos, warum denn nur Plinius als Quelle anzunehmen ist. M. E. müfste zunächst an den sicher bezeugten Fragmenten festgestellt werden, welche Eigentümlichkeiten Plinius inbezug auf grammatische Lehre und sprachlichen Ausdruck hat, welche Schriftsteller er anführt. Erst dann dürfte man weitergehen zu den Stellen, die vermutlich auf Plin. zurückgehen, um aus ihnen die bezeichnenden Züge zu ergänzen. Die Ergebnisse müfsten in einem Index zusammengefafst werden, der die Abstufungen der Sicherheit zum Ausdruck brächte.

Das Hauptkriterium, um eine so ausgedehnte Benutzung des Plin. nachzuweisen, liefern dem Verfasser die citierten Autoren. Wie sehr er dazu neigt, dies an sich schon bedenkliche Beweismittel durch vorschnelles Generalisieren zu mifsbrauchen, dafür ein Beispiel. Schottmüller hatte behauptet, alle Citate aus Cäsar, De analogia bei Charisius stammten aus Plinius; Verfasser erweitert den Satz dahin (S. XV): *posteriores grammatici fere omnia (Caesaris fragmenta) Plinii libris debent,* um gleich darauf (S. XX) aus der Nennung Cäsars zu schliefsen, auch Quintilian habe an dieser Stelle (I, 5, 63) den Plinius benutzt. Quintilian kannte aber den Cäsar unmittelbar, vgl. I, 7, 34. So kommt Verfasser beinahe schon selber zu der Konsequenz, zu der sein ganzes Verfahren unweigerlich führt, dafs den späteren Grammatikern alle Kenntnis der älteren Litteratur, ja selbst der früheren Gelehrten wie Varro und Verrius,

einzig durch Plinius übermittelt ist. Eine Methode, die zu solchen Konsequenzen führt, verurteilt sich selbst. Verfasser hat sich durch die stoffliche Verwandtschaft über die Verschiedenheit der Behandlungsweise und des Ausdruckes täuschen lassen. Man erkennt das so recht an der Neigung, ganze Kapitel auf Plinius zurückzuführen, in denen seine Benutzung feststeht. Wo dagegen Plinius nur eine Quelle neben vielen sein kann, da ist Verfasser ratlos. Man vgl. seine Stellung zu Priscian S. 17, 18 Anm.; zu Gellius S. 18, 29 Anm.; allgemein S. 17 Anm. So ist es auch wohl zu erklären, dafs Verfasser dem Kapitel des Romanus de adverbiis ganz aus dem Wege gegangen ist und nicht einmal die Kongruenz von Ch. 109, 10 = 211, 27 (S. 43) und Ch. 101, 1 = 204, 22 — 184, 5 (S. 69) anmerkt. Ich komme deshalb zu dem Ergebnis, dafs Verfasser bei der Sammlung der Fragmente nicht mit der nötigen Kritik verfahren ist. Ein ganz bedeutender Teil der abgedruckten Stellen ist dem Plinius abzusprechen.

Bei der Anordnung der Fragmente hat Verfasser ein ganz rätselhaftes Verfahren eingeschlagen. Die Spuren der plinianischen Disposition hat er ganz unbeachtet gelassen. Und doch scheint mir die Aufgabe, den Stoff an der Hand der erhaltenen Citate nach Büchern zu verteilen, nicht so ganz hoffnungslos wie dem Verfasser (S. XXV). Merkwürdiger ist es, dafs er Schottmüllers schöne Entdeckung, dafs das VI. Buch nach Kasus geordnet war, anerkennt (S. 10 Anm.) und doch nicht verwendet. Denn die Disposition, die er dem Kapitel De declinatione giebt, entbehrt aller Folgerichtigkeit und bietet überhaupt keine Rubrik für die zweifelhaften Fälle des Nominativs. Die Anordnung der ganzen Sammlung ist weder übersichtlich noch logisch. Sogar ein Abschnitt XII Observationes de variis rebus findet sich mitten drin und zusammengehörige Bestandteile sind weit auseinandergerissen. Das wiederholt sich in den einzelnen Abschnitten. S. 15 sind die Lemmata über *rudis* durch *Rure* getrennt; S. 19/20 mufsten Ch. 131, 10; 123, 3; 140, 5 (?) zusammenstehen; S. 23 Ch. 122, 8 und S. 24 Ch 138, 9 gehören eng zusammen; S. 29 Ch. 93, 3 mufste, wenn aufgenommen, an den Anfang des Abschnittes gestellt, nach Ch. 93, 18 mufste Ch. 135, 7 abgedruckt werden, das nun S. 24 ganz verkehrterweise steht. Ganz besonders störend ist die alphabetische Anordnung des letzten Abschnittes. Mehrfach ist dieselbe Stelle an verschiedenen Orten im Text und den Anmerkungen abgedruckt worden, ohne entsprechende Verweisung: Ch. 135, 13 steht S. 1 u. 51;

Ch. 118, 33 S. 2 u. 52; K. V, 185, 18 S. 2 u. 32 u. s. w. Ch. 140, 14 steht gar S. 19, 55 u. 73.

Alle Spuren der ursprünglichen Disposition sorgsam zu konservieren, war eine unerläßliche Aufgabe, weil sich aus ihnen wichtige Aufschlüsse über den Charakter des Werkes und den grammatischen Standpunkt seines Verfassers ergeben hätten. Jetzt ist eine Form entstanden, die trotz aller Abweichungen an die Artes grammaticae erinnert, also eine vollständige Verschiebung des Thatbestandes enthält.

Eine Rekonstruktion oder wenigstens eine Annäherung an den ursprünglichen Wortlaut hat Verfasser nicht versucht. Es hätte dazu neben anderem einer Operation bedurft, die Verfasser geflissentlich meidet, die Feststellung und Charakterisierung der Mittelquellen, durch welche die plinianischen Abschnitte den späteren Grammatikern zugeflossen sind. Infolge dieses Überspringens der Mittelquelle (Papirianus) hat Verfasser z. B. beim Ausheben der vier ersten Fragmente aus Priscian (GL. II, 26, 10 sqq.) ganz eklatante Mißgriffe begangen.

Diese schweren methodischen Mängel, an denen die vorliegende Sammlung der Plinianischen Fragmente leidet, hervorzuheben, schien mir für eine Anzeige das Wichtigste zu sein, um so mehr als dieselben auch sonst in neueren Arbeiten über die lateinischen Grammatiker hervorgetreten sind. Gesunde Resultate können damit nicht erzielt werden. Und so ist auch das vorliegende Buch nicht geeignet, als Grundlage für weitere Arbeiten zu dienen; wer es benutzt, wird überall scharf nachprüfen müssen, um nicht in Irrtümer zu geraten.

Frankfurt a. M. **Felix Bölte.**

57|59) **Otto Schilling, De legionibus Romanorum I. Minervia et XXX Ulpia.** Leipziger Studien zur klass. Philol. Bd. XV. 1. Heft. Leipzig, S. Hirzel 1893. 128 S. 8.

Otto Fiebiger, De classium Italicarum historia et institutis. Mit 3 Plänen und 4 Abbildungen von Steindenkmälern. Ebenda 1894. 2. Heft. 277—467 S. 8.

August Jünemann, De legione Romanorum Prima Adiutrice. Ebenda Bd. XVI. 1. Heft. 140 S. 8.

Von Jahr zu Jahr wächst, namentlich im Rhein- und Donaugebiete, die Zahl der Funde römischer Inschriften, Ziegelstempel, Militärdiplome, Münzen und anderer Gegenstände, welche dem Forscher manches Inter-

essante von Schicksalen und Thaten der Legionen und Auxiliaren zu erzählen wissen. Die grofsenteils auf solchen Zeugnissen beruhende Geschichte römischer Heerkörper ist ja bekanntlich, trotz ihrer fragmentarischen Gestalt, von höchster Bedeutung nicht nur für die Kenntnis des Heerwesens und der Kaisergeschichte überhaupt, sondern sie gewährt auch oft überraschende Einblicke in die Kulturzustände einer sonst dunkeln Vergangenheit, insbesondere des provinzialen Lebens. — Die früheren Arbeiten auf diesem Felde, z. B. die Monographieen von Wiener, H. Meyer, Klein, Aschbach, kamen in Ermangelung eines ausreichenden, kritisch wohlgesichteten Inschriftenmaterials zu keinem recht befriedigenden Resultate; auch in den zusammenfassenden Darstellungen und den mit Sammelwerken verbundenen Erörterungen nehmen die Hypothesen, besonders wo die litterarischen Quellen versagen oder sich widersprechen, einen grofsen Raum ein. — An kühnen Kombinationen fehlt es zwar auch nicht in den Arbeiten des letzten Decenniums, die unter günstigeren Bedingungen geschaffen wurden; aber ein grofser Fortschritt ist unverkennbar: manche Fragen der Legionsgeschichte sind auf Grund des vermehrten Inschriftenmaterials befriedigend gelöst oder doch der Lösung näher gebracht worden. So handelt E. Ritterling über die leg. X Gemina, Met. Meyer über XIV Gem., E. Schultze über XIII Gem., Vaglieri über Adi. I und II, F. Gündel über Adi. II.

Die neuesten, oben angeführten, Abhandlungen, welchen mehrfach die sachkundige Unterstützung des jungen Prof. Cichorius, eines Experten auf dem Gebiete der Epigraphik, zuteil geworden ist, dürfen als tüchtige Bausteine zu dem künftigen Gebäude einer Gesamtgeschichte der röm. Legionen betrachtet werden. Die Verfasser haben sämtliche zugängliche Inschriften und sonstige Zeugnisse des Altertums über den betr. Gegenstand genau gesammelt, nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet und viele einer eingehenden Kritik unterworfen.

O. Schillings Arbeit bringt manche Berichtigungen bisheriger Angaben, wenn auch keine epochemachenden Entdeckungen, zumal die Zahl der die Anfänge der leg. Minervia betreffenden Inschriften nur gering ist. — Kap. 1 handelt von dem Ursprung und dem Namen dieser Legion. Sie wurde von Domitian, dem besonderen Verehrer der Minerva, in Untergermanien errichtet. Über die Zeit gehen die Ansichten auseinander: Roth sagt: 92 n. Chr., Ritterling: 83 oder 84, Schilling dagegen: nicht nach 88; denn die Legion gehörte (so möchte Sch. mit

Roulez u. Ritterling annehmen) zu den untergermanischen Truppen, die bei Gelegenheit des saturninischen Aufstandes dem Kaiser treu blieben und dafür, eine damals noch seltene und sehr aparte Auszeichnung, den Beinamen P. F. erhielten. Jenes verunglückte Pronunciamiento des Apulejus Saturninus bildet überhaupt in der Legionsgeschichte einen wichtigen Punkt, über den die Gelehrten sehr uneinig sind. So steht zu Schillings Annahme im Gegensatz auch Jünemann (S. 54). — In der Auslegung der Inschr. des L. Magius Dubius (S. 12) weicht S. von Ritterling ab; er liest die Namen der Legion: I. Flavia Minervia Pia Fidelis Domitiana — wie mir scheint, ganz richtig. — Über die Frage, welche Lücke auszufüllen die neue Legion bestimmt gewesen, urteilt Schilling: Die Minervia wurde errichtet als Ersatz für eine der zwei in den Daker- und Sarmatenkriegen vernichteten Legionen, nicht etwa infolge von Verlusten im ersten Chattenkriege (83), denn dieser kam den damaligen Kämpfen im Donaugebiete an Schwere nicht gleich. Mit Recht heifst es bei Cassius Dio: *μέγιστος Δακικὸς πόλεμος*. — Die berüchtigten Niederlagen des Opp. Sabinus und Corn. Fuscus fallen (soweit die Zeit der Dakerkriege bestimmbar ist) in die Jahre 86 und 87. Damals mufs die V Alaudae (nicht Alauda, wie S. und Jünemann schreiben) vernichtet und dafür die Minervia errichtet worden sein, die zunächst nach Bonn gelegt wurde. Die Beinamen Flavia und Domitiana fielen nach Domitians Tode fort, die Bezeichnung P. F., obwohl nicht auf allen Inschriften zu finden, blieb ihr noch Jahrhunderte hindurch.

Die Herkunft der Soldaten der Min. ist durch nur wenige Steine bezeugt. Da nämlich, wie Mommsen gezeigt hat, seit Hadrian die Legionen sich vorwiegend aus den betr. Provinzen rekrutierten, unterblieb gewöhnlich die Angabe der Heimat solcher, die „nicht weit her waren". Einzelne Zeugnisse lassen den Schlufs zu, dafs in der Min. auch Leute aus den gallischen Provinzen, selbst aus Norikum und Oberitalien gedient haben.

Die XXX Ulpia wurde gleich zu Anfang von Trajans Regierung, an Stelle der wahrscheinlich im Kampfe gegen die sarmatischen Jazygen (um 92, nach Asbach) untergegangenen leg. XXI Rapax gebildet und erhielt ihr Standquartier an der Donaugrenze. Dafs die Rapax nicht über Domitian hinaus bestanden, wie Aschbach und Mowat behaupten, scheint ausgemacht zu sein; sie hat aber noch 88 bei dem obergermanischen Aufstande eine Rolle gespielt (Jünemann S. 50). Da nun die Vernichtung

zweier Legionen unter Domitian durch verschiedene Schriftsteller bezeugt ist, so mufs die zweite eben jene Rapax gewesen sein. — Ich übergehe die durch die Bezeichnung der Ulpia als XXX angeregte und bereits ziemlich erledigte Frage nach der unter Domitian und Nerva nicht mehr nachweisbaren „29.“ Legion, als welche Sch die von Vespasian wegen ihrer Haltung im Bataverkrieg aufgelöste I. Germanica annimmt. Die minderschuldige XV. Primigenia, führt Sch. im Gegensatz zu den meisten andern Gelehrten aus, sei damals begnadigt und nach dem Orient geschickt worden, um dort ihre Schuld zu sühnen. Dafs man im Orient gar keine Monumente von ihr gefunden, erkläre sich aus den späteren, besonders von den Juden verübten Zerstörungen röm. Bauwerke.

Auf die Frage nach den Garnisonen der Ulpia ist keine sichere Antwort zu geben; nach den Dakerkriegen scheint sie zu Carnuntum, Vindobona und Brigetio in Oberpannonien gelegen zu haben. Häufiger als andere Legionen wird sie mit der blofsen Nummer bezeichnet, was zur Unterscheidung ausreichte, da es keine weitere XXX. gab. — Für die Bildung der Legion hat die III. Augusta Mannschaften abgegeben. Seit die Ulpia (120) nach Untergermanien (Bonn) verlegt war, bestand sie hauptsächlich aus Rheinländern von Köln und von der Moselgegend; auch einzelne Bataver und Britannier haben ihr angehört.

Kap. 3 handelt von den Leistungen beider Legionen bis zum Jahre 120. — Die Minervia nahm unter Hadrians Führung rühmlichen Anteil am zweiten (nach Domaszewski auch am ersten) dakischen Kriege. Von Belohnungen, welche dem Führer sowie einigen Hauptleuten und Gemeinen gewährt wurden, geben Inschriften Nachricht. Darauf kehrte die Min. nach Bonn zurück. — Was die Ulpia betrifft, so weist Sch. deren, von Renier behauptete, Teilnahme am Partherkriege Trajans als unbeweisbar zurück. Die Legion stand nach beendigtem Dakerkriege eine Zeit lang in Pannonien, von wo sie später, ungewifs wann? nach Untergermanien, Hauptquartier Vetera, übersiedelte.

Die verschiedenen Standlager und Kastelle beider Legionen (Kap. 4) seit 120 n. Chr. waren: Bonn, Aachen, Düren, Köln, Deutz, Cleve, Geldern, Nymwegen, Utrecht, Katwijk u. a. Hier ist Inschriftenmaterial (Brambach) fast überreichlich vorhanden. Dafs mitunter eine Legion in den Bereich der andern einzudringen scheint, erklärt sich daraus, dafs gelegentlich beiderseits Detachements zu gemeinsamer friedlicher Arbeit abgeordnet wurden. Hadrian sorgte, weil zu Kriegsthaten lange kein

Anlaſs vorlag, gern für nützliche Beschäftigung der Mannschaft, ohne daſs die kriegerischen Übungen vernachlässigt wurden. 40 Jahre blieb es ruhig am Rhein; während der Zeit entsandte die Min. einmal ein Vexillum nach Afrika. Dann kamen die stürmischen Zeiten des Marc Aurel. Wie eine freilich nur bei Ligorius aufbewahrte, viel bezweifelte Inschrift sagt, wurde die Min. unter dem Legaten Fronto abgerufen, um gegen die Parther zu streiten; dies hat einen Einbruch der Germanen in die Provinz zur Folge. Verwüstende Züge der Chauken bis nach Belgien haben damals stattgefunden. Auch unter Commodus herrschte am Unterrhein keine Ruhe. Ausführlich handelt Sch. S. 64f. über die Frage der Beteiligung der vier germanischen Legionen an der Schlacht bei Lyon zur Zeit des Sept. Severus. Auf Grund der zahlreichen Grabschriften von Offizieren und Mannschaften (aktiven und ausgedienten) der Minervia und der Ulpia nimmt er an, daſs die ganzen Legionen, nicht nur Detachements, beteiligt gewesen. Einzelne Abteilungen seien wahrscheinlich für längere Zeit in Lyon zum Schutze der Provinz stationiert gewesen, wo Ende des 2. Jahrhunderts die bisherige Garnison, coh. III urbana, aufgelöst wurde; auch seien Veteranen beider Legionen dort angesiedelt worden. — Gegenüber einzelnen übereilten Schlüssen betont Sch. mit Recht, daſs aus Veteraneninschriften nicht ohne weiteres das Garnisonieren einer Legion an dem betreffenden Fundorte gefolgert werden dürfe; auch sei die häufige Abtrennung der Vexillen zu längerem Aufenthalte an bestimmten Plätzen zu berücksichtigen.

Den Schluſs dieses tüchtigen Beitrags „zur Geschichte der Rheinlande in römischer Zeit“ bilden (S. 75--128) die auf Grund der Steininschriften aufgestellten Verzeichnisse von Offizieren und Soldaten beider Legionen, mit allerhand sonstigen Nachweisen. Endlich ist das gesamte benutzte inschriftliche Material wohlgeordnet aufgeführt.

Der Druck ist ordnungsmäſsig; Versehen sind mir nur in den griechischen Texten der Anm. S. 7, 15 und 21 begegnet. — Unrichtig ist, auſser dem erwähnten *leg. Alauda*, die Schreibung *Fulminatrix* (S. 37 Anm. 1) statt *Fulminata*. — Das Latein ist ziemlich korrekt.

Jünemanns Schrift ist ähnlich angelegt wie die S.s, auf welche der Verf. mehrfach Bezug nimmt.

Die legio *Adiutrix* bei Tacit. auch *classica, classicorum, prima, prima Adiutrix* genannt, wurde im Jahre 68 von Nero aus Seeleuten, also Peregrinen, gebildet, die bald nach dem Eintritt in die Legion römisches Bürgerrecht

erhielten (Mommsen). Die „Streitfrage", ob Galba in Spanien, oder Nero in Rom, die Legion errichtet habe, berührt der Verfasser nur kurz; sie kann in der That durch des Tacitus Autorität als erledigt betrachtet werden, ebenso die „schwierige" Frage, welches die von Tac. Hist. 1, 6 „*Hispana*" genannte Legion Galbas gewesen. Es war natürlich die „*septuma a Galba conscripta*", später auch „*Gemina*" genannt, die bald nach Galbas Einzug in Rom nach Pannonien verlegt wurde. Mommsen, R. G. V, 199 Anm. Marquardt, R. Staatsv. II², 435.

Wie bei Schilling, so finden sich auch in Jünemanns Ausführungen, und hier in höherem Grade als dort, manche Weitschweifigkeiten und Wiederholungen; z. B. macht J. inbezug auf die Identität der Adiutrix und der Classica unnötig viele Worte: S. 5 heifst es ganz richtig: *Atque id quidem inter omnes constat hanc legionem (adi.) anno 68 e classiariis militibus conscriptam esse,* und S. 9, nachdem die verschiedenen Benennungen der Legionen bei Tac. angeführt sind: *classicam igitur leg. fuisse primam Adiutricem certissime affirmari potest,* und zum Schlufs S. 10: *qua de causa equidem mihi persuasi leg., quam Nero e classe conscripserat, fuisse primam Adiutricem!* — Auch wird Grotefends, auf Dio gestützte, aber ganz verkehrte Behauptung, die Adi. sei in Spanien von Galba errichtet worden, S. 11 in der Anm. genauer besprochen, als nötig gewesen wäre. Mit Recht stellt J. in diesen Fragen das Zeugnis Plutarchs hinter dem des Tac. zurück. Pl. hatte wohl von einer durch Nero gebildeten Flottenlegion gehört; mit dieser „*classica*" identifiziert er ohne weiteres die dem Galba entgegenziehenden „*classiarii*" (für ihn οἱ ἐρέται); ebenso Sueton. Galba 12. Für uns aber ist Tac. mafsgebend, der ja Hist. 1, 31 die „*commilitones*" jener Legion gegenüberstellt. — Bei der ungemein behaglichen Breite, welche J.s Darstellung eigen ist, gelangen wir bis S. 18 nicht weiter als bis zu dem vielfach (S. 5, 9, 10, 17, 18) variierten Resultate: *maneat illud atque fixum sit, leg. Adi. a Nerone anno 68 esse constitutam.* Vgl. auch S. 25 unten *Classis igitur Ravenn.,* u. 26 oben: *Vesp. igitur temp.,* S. 60 oben die überflüssige Rechnung: $4 + 2 - 1 = 5$. (Fortsetzung folgt.)

60) **W. Deecke, Lateinische Schulgrammatik.** Berlin, S. Calvary & C., 1893. VIII u. 300 S. 8. ℳ 2.40. Dazu Erläuterungen. Ebenda 1893. IV u. 478 S. ℳ 4.80.

Es mag vielleicht auf den ersten Blick auffallend erscheinen, dafs zu einer Zeit, da nachhaltige geistige Impulse immer mehr einem entgeistigten

Realismus zu weichen drohen und der so verhängnisvolle Ruf nach Vereinfachung der Gymnasialbildung sich immer lauter und wirkungsvoller erhebt, die auf Vertiefung und Ausweitung der Bildungsstoffe gerichteten Bestrebungen immer gründlicher werden. In der That könnte man sich fragen: wie pafst in den Rahmen eines mehr und mehr dem Schematismus der Verwaltungsbeamten und der Schablone der kurzen Lernbücher verfallenden Unterrichts ein mit der Last so seltener Gelehrsamkeit beschwertes Buch wie das vorliegende?

Und doch dürfte in dem Erscheinen derartiger vorzüglicher Lehrmittel ein natürlicher Rückschlag gegen die Versuche einer Vergewaltigung der alten Gymnasialbildung sich äufsern; solche Bücher, wie die lateinischen Grammatiken von Schmalz-Wagener und von Deecke, bezeichnen schlechterdings einen lauten Protest gegen mechanische Dressur im Unterricht und gegen Schund und Mittelmäfsigkeit auf dem Gebiete der Schulbücherproduktion. Der entscheidende Fehler, den sie haben, besteht nur darin, dafs sie für unsere Zeit und unsere Verhältnisse eben — zu gut sind.

Auch Deeckes Lateinische Schulgrammatik ist, dem Zuge der Zeit folgend, eine kurze Grammatik. Wenn sie 300 Seiten stark geworden, so mufs man in Anrechnung bringen, dafs sie bei wirklich gediegener Ausstattung gröfser und übersichtlicher gedruckt ist als fast alle andern ähnlichen Bücher. Aufserdem findet man bei Deecke manches, was in der Regel in Schulgrammatiken übergangen ist, eine orientierende Einleitung über Latium, lateinische Sprache und Litteratur, Bemerkungen über Motio u. ä. Eine Wortbildungslehre geben die Erläuterungen. Wenn Abschnitte über Prosodie und Metrik fehlen, so sind diese thatsächlich durch die meist überaus sorgfältigen, wenn auch nicht immer überzeugenden Bezeichnungen der Quantität in den einzelnen Fällen überflüssig gemacht. Leider herrscht auf dem Gebiete der Aussprache des Lateinischen jetzt eine Verwirrung, die dringend der Abhilfe bedarf. Wie es scheint, kümmern sich ernsthaft weder Universität noch Schulverwaltung darum oder machen sie durch einseitiges Eingreifen nur noch ärger. So bekämpfen ja auch die neuen preufsischen Lehrpläne § 23 die „Beschwerung des Unterrichts durch Feinheiten der Aussprache“. Und was Feinheiten sind, entscheidet jeder Schulmonarch anders. Eine abschliefsende Untersuchung über die positionslangen Silben wäre ein Bedürfnis. Deecke sieht die Positionslänge vor *nf, ns, gm* nur als mittelzeitig an und wesent-

lich auf vornehmer Geziertheit beruhend, hält das Ganze für zweifelhaft und setzt dann meist kein Zeichen. Erläuterungen S. 9. Gegenüber den von Seelmann, Marx und Christiansen beigebrachten Zeugnissen verschlägt Deeckes Annahme mittelzeitiger Länge für die Praxis nicht viel; vornehme Geziertheit ist es auch, wenn jemand im modernen Unterhaltungs-Deutsch alle Einzelheiten der als mustergültig vorgeschriebenen Bühnensprache wiedergeben wollte. Deecke redet wie Osthoff einer Prüfung von Fall zu Fall das Wort: wenn diese Prüfung doch nun endlich einmal auf genügend gesicherter Grundlage unternommen würde! Bis dahin dürfte es für Verfasser von Schulbüchern sich empfehlen, in der Bezeichnung zweifelhafter Fälle zurückhaltend zu sein, ohne aber gesicherte Resultate preiszugeben, die von der Bequemlichkeit herkömmlich als „Feinheiten“ abgelehnt werden.

Die Entlastung des grammatischen Lehrbuches wird durch Beigabe eines besonderen stattlichen Bandes Erläuterungen wieder aufgewogen. Im allgemeinen kann man über die Notwendigkeit und Zweckmäfsigkeit eines solchen Verfahrens bei Schulbüchern verschiedener Meinung sein. Deecke giebt für die Erläuterungen einen doppelten Zweck an, den sie erfüllen sollen. Erstens sollen sie die Abweichungen von den bisherigen Grammatiken rechtfertigen und für die Handhabung der vom Verfasser gewählten Form und Ordnung pädagogischer Winke geben, zweitens sollen sie dem Lehrer einen tieferen und weiteren Blick in die lateinische Sprache, auch wohl über dieselbe hinaus in die verwandten Sprachen gewähren und seinen Unterricht reicher, gründlicher, interessanter gestalten, indem sie ihm mannigfaches Material zu freier mündlicher Belehrung und Anregung der Schüler bieten, je nachdem der Standpunkt der Klassen es gestattet. Erläuterungen, Vorwort s. III. Dagegen läfst sich bei aller Anerkennung der löblichen Absicht doch auch geltend machen, dafs in der Sache begründete Änderungen sich selbst rechtfertigen und dafs der Lehrer von heutzutage derartiger Kommentare im allgemeinen nicht bedürfen sollte. Man findet in Deeckes Erläuterungen ungefähr das, was man sonst im Kolleg über lateinische Grammatik zu hören bekommt. Immerhin aber wollen wir Deecke für das Gebotene dankbar sein, weil er mit eigenem Urteil alle Einzelheiten des Stoffes wieder durchgemustert hat. Möchten nur so umfangreiche und kostspielige Erläuterungen zu Lehrbüchern nicht Mode werden! Denn *si duo faciunt idem, non est idem.*

Deecke sieht im Lateinischen ein unübertroffenes Bildungsmittel des Verstandes und der Urteilskraft, hält aber, nach Charakterisierung der verschiedenen Ansichten, über die Vermittelung des dem Lateinischen innewohnenden Bildungsgehaltes S. 3 f. „die Erlernung eines neuzeitlich umgestalteten Lateins als lebender Sprache zum Sprechen und Schreiben für verfehlt“. Die zur Schulgrammatik verwertete Prosa beschränkt er auf die gefeilteren Schriften Ciceros und ergänzt sie durch Cäsar und Livius, da dem Cicero gewisse Gebiete, wie Kriegswesen, Geschichte, Erdbeschreibung, Völkerkunde u. a. fehlen. Neben Betonung möglichster Weckung der Selbstthätigkeit des Schülers, wünscht er eine allmähliche tiefgehende Umgestaltung der inneren Ordnung und Darstellung durch Einführung der Ergebnisse der neueren Sprachforschung. „Diese kann aber nicht auf einmal geschehen und mufs ein weises Mafsbeobachten, wie Georg Curtius und seine Bearbeiter es für das Griechische gethan haben. So werde auch ich hier zu der bevorstehenden Umgestaltung nur den Anfang machen.“ Erläuterungen S. 4—5. Vgl. unten.

Die Grammatik zeichnet sich vor allem durch grofse Selbständigkeit aus. Um die Selbstthätigkeit der Schüler zu fördern, sind die Paradigmata meist nicht ausgeführt Das Pronomen *is* wird nicht mit Unrecht zu den Pronomina personalia gestellt. Die Reihenfolge der Konjugationen ist die alte. Die Deponentia sind in der Darstellung gleich der betreffenden Konjugation angeschlossen, was sicher das Verständnis fördert, während die Einübung der Deponentia jetzt durchgängig von der Erlernung der regelmäfsigen Konjugationen getrennt wird. In Laut- und Flexionslehre sind die Bildungsgesetze in ausgezeichneter, nur für ein Schulbuch etwas zu ausführlicher Weise hervorgehoben; manches davon könnte wohl auch dem mündlichen Unterrichte vorbehalten bleiben, ohne dafs es in dem Lehrbuche mit abgedruckt wäre. Die Syntax zerfällt nach einer allgemeinen Einleitung in syntaxis convenientiae, casuum, verbi, sententiarum. Eine im Vorwort gegebene Verteilung des Lehrstoffes nach Tertialen berücksichtigt besonders die Reichslande, beobachtet aber auch Übereinstimmung mit den preufsischen Lehrplänen.

Die Abfassung eines an die Grammatik sich anschliefsenden Übungsbuches macht der Verfasser von der Aufnahme der Grammatik abhängig. In dem Streben nach umfassenderer Behandlung geht der Verfasser hin und wieder etwas zu weit. Eine Menge von längst aus praktischen Gründen ausgeschiedenen Wörtern erscheint wieder in den grammatischen Bei-

spielen: *puls, lanx, lien, ador, unguen, later, acer, anas, far, aper* der Wildeber, *verres* der zahme Eber, *sus* die Wildsau, die zahme Sau, *ilignus, merenda*. Vieles Treffliche verrät, wenn es auch zum grofsen Teil in der Praxis nicht neu ist, den gewiegten Pädagogen. So streicht er die Formen *deabus* und *filiabus*, tadelt die übermäfsige Verwendung griechischer Lehnwörter in Paradigmen und Übungssätzen, läfst die Gruppe der Pronomina determinativa ganz fallen, verlangt bei der Bestimmung einer Verbalform im Unterricht den Weg vom Allgemeineren zum Besonderen. Casus recti nennt er treffend unabhängige, Casus obliqui abhängige Kasus. Kurz, die Darstellung der Spracherscheinungen zeugt von zielbewufster pädagogischer Kunst.

Was der Einführung des überaus gründlichen Buches in Norddeutschland wohl entgegensteht, das ist die Verwendung einer von den andern dort gebrauchten Grammatiken abweichenden deutschen Terminologie. Bekanntlich wird mit gutem Grund eine möglichst übereinstimmende Bezeichnung in allen Fächern gefordert. Diese Terminologie ist bis zu einem gewissen Grade international und entzieht sich einseitiger Änderung. Es wird nicht leicht sein, Bezeichnungen durchzusetzen wie: denkwissenschaftlich = philosophisch, Kleinwörter = Partikeln, Höherstufe = Komparativ, Zeitnennwörter, nicht hinbezügliche Zeitwörter = intransitiva, Mitvergangenheit = Imperfektum, Dingform der Zukunft der Leidensart = infinitivus fut. pass., eigenschaftlich = fürwörtliches Aussagenennwort, gegenwirkliche Möglichkeitsform, Halbtöner, Vorzukunft u. a.

Die Erläuterungen bieten eine Fülle sprachwissenschaftlicher Bemerkungen, die besonders der Etymologie und der historischen Grammatik zugute kommen: Tausende von Einzelheiten, die zu erörtern ein ebenso dickes Buch erfordern würde als das des Verfassers. Jeder, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, wird Deeckes Resultate eingehend zu berücksichtigen haben. Hier können nur einige besondere Punkte angedeutet werden. Wenn Deecke (Erläuterungen S. 5) den Anfang damit gemacht haben will, zum Zweck einer allmählichen tiefgehenden Umgestaltung des Unterrichts die Ergebnisse der neueren Sprachforschung einzuführen, so wird er einigen verdienten Vorgängern nicht gerecht; ich nenne nur Lattmann. Gegen manche Darstellungen der Lautphysiologie verhält sich der Verfasser ziemlich ablehnend; z. B. in der Behandlung des *i* in *conicere* S. 8 (vgl. Seelmann S. 233ff.), wenn er bei der Endrundung *ae* >*e* von Entartung redet S. 11, S. 15 génie, jour durch „scheni, schur (mit

weichem sch)“ umschreibt, oder bei Behandlung von *ubus* und *ibus* S. 49. Man wird auch bei Ausdrücken, wie „jemandem das Ohr leihen“, bei denen im Lateinischen der Pluralis steht, nicht wie Deecke S. 54, von Mifsbrauch sprechen können; in diesem Falle ist z. B. Ohr für Gehör gebraucht. Lexer im DWB 7, 1233. Deecke verbietet auch ohne hinreichenden Grund deutsche Ausdrücke wie „der tapferste von beiden“. S. 62. Der Ablativus absolutus ist leichter als instrumentaler Ablativ zu erklären. Den „vielumstrittenen“ selbständigen und bezogenen Gebrauch der Tempora führt er nicht durch. In der Schätzung der Verdienste Karl Ferdinand Beckers stimmt Deecke S. 313 mit Scherer überein, der diesem Grammatiker einen belehrenden, viel zu wenig beachteten Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie gewidmet hat. Die Natur des deutschen Praeteritums kommt dem lateinischen Imperfektum und Perfektum gegenüber nicht ganz zu ihrem Rechte. Übrigens sind die „Erläuterungen“ fast unerschöpflich reich an Belehrung und Anregung; nur scheint die Vorliebe für Rekonstruktion früherer Lautgestaltung den Verfasser bisweilen weiter geführt zu haben, als die Verwendbarkeit für die Schule bedingt.

Jedenfalls ist den Gymnasiallehrern das Studium des Deeckeschen Unterrichtswerkes, dem niemand den Ruhm streitig machen wird, die gelehrteste lateinische Schulgrammatik zu sein, aufs dringendste zu empfehlen.

y.

Eingesandte Schriften.

Aristotle's Poetics. C. XXV, in the light of the Homeric scholia, by M. Carroll. Baltimore: John Murphy & Co. 1895. 66 S. 8.

Fifty selections from Valerius Maximus. Ed. by Chr. Sidney Smith. Boston, New-York, Chicago: Leach, Shewell and Sanborn. 1895. 56 S. 8.

P. Terenti Phormio. With notes and introductions by H. Chr. Elmer, ebenda 1895. L. u. 182 S. 8.

P. Rasi, Di una data nel „Chronica Eusebi“ di S. Girolamo. Torino, E. Loescher, 1895 (S. A.). 13 S. 8.

Diophanti Alexandrini opera omnia cum graecis commentariis ed. Paulus Tannery vol. II. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri MDCCCXCV. XLVII S. 8. ℳ 5.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. April. Nr. 8, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

61|63) 1. **Xenophons Hellenica,** Auswahl. Für den Schulgebrauch von C. **Bünger.** — Schulkommentar dazu. Leipzig, G. Freytag, 1893. 128 u. 46 S. 8. 80 u. 40 ₰.

2. **Xenophons Hellenica,** in ausgewählten Abschnitten mit ergänzenden Inhaltsangaben und Anmerkungen für den Schulgebrauch, von **Karl Saegert.** Paderborn, Ferd. Schöningh, 1894. 196 S. 8. ℳ 1.40

3. **Xenophons Hellenica,** Auswahl für den Schulgebrauch von **W. Vollbrecht.** Text und Kommentar. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1894. 224 u. 94 S. 8. ℳ 1,80 u. ℳ 1.

Die Beschränkung der Zeit, die sonst dem Unterricht in den alten Sprachen zur Verfügung stand, führte seit Einführung der neuen Lehrpläne natürlich zu einer sorgfältigen Sichtung der für die Lektüre geeigneten Abschnitte. Ob nun diese Sichtung so weit gehen soll, dafs dem Schüler nur ein Auszug aus dem Schriftsteller vorgelegt wird, oder ob dieser wie früher ungekürzt benutzt und dem Lehrer die Auswahl überlassen bleibt, darüber adhuc sub iudice lis est. Einer grofsen Zahl Schüler ist es recht gleichgültig, ob sie eine Auswahl oder einen vollständigen

Text vor sich haben, sie betrachten die Schule doch nur als Mittel zum Zweck — daran ändern auch die neuen Lehrpläne nichts, nur für die, welche die auf der Schule betriebenen Sprachstudien fortsetzen, hat das vollständige Buch mehr Wert. Daher scheinen die Auswahlen jetzt „Mode“ zu werden. Bei Xenophons Hellenica hat eine solche Auswahl noch verhältnismäfsig mit am meisten Berechtigung, da vieles in der That für die Schullektüre in der Untersecunda entbehrlich ist und weggelassen werden mufs. Doch könnte man meines Erachtens auch hier den Text gern unverkürzt lassen und event. im Kommentar die minder wichtigen Teile nicht berücksichtigen oder nur den Inhalt andeuten.

Die drei vorliegenden Auswahlen umfassen so ziemlich dieselben Abschnitte, und diese Übereinstimmung scheint mir dafür zu sprechen, dafs auch sonst bei der Auswahl durch die Lehrer diese meistens die betreffenden Stücke herausgegriffen haben, eine sie zwingende Auswahl also kaum nötig ist. Bei Saegert werden einige vielleicht den Passus über das erste Auftreten des Cyrus vermissen — des Mannes, der die endgültige Niederlage der Athener herbeigeführt hat —, ebenso die Besetzung Thebens durch Phöbidas.

Für den Text haben alle drei Bearbeiter die Ausgabe von Keller zugrunde gelegt, von einigen Abänderungen abgesehen, und folgen ihr auch in der von der früheren Weise abweichenden Schreibung mehrerer Wörter, wie sie durch Inschriften beglaubigt ist, wie *ἀϑρόος*, *ἀϑροίζω*, doch schreibt Vollbrecht wie bisher *Μουνυχία* statt *Μουνιχία* und *Φλιοῦς* statt *Φλειοῦς*.

Die Erleichterung der Übersicht des Textes beschränkt Saegert auf Überschriften der Abschnitte, wie die anderen Ausgaben der Schöninghschen Sammlung; im Anhang giebt er den Inhalt des Weggelassenen; die übrigen verhältnismäfsig wenigen Anmerkungen enthalten grammatische und sachliche Erläuterungen.

Bünger fügt den Überschriften der Abschnitte noch ziemlich eingehende Inhaltsangaben kleinerer Teile, oft der einzelnen Paragraphen hinzu, so dafs der Schüler sich das Gelesene sehr leicht wieder vergegenwärtigen kann. Es scheint mir das des Guten reichlich viel zu sein, und praktischer, wenn der Schüler sich selbst ein solches Verzeichnis anlegt. Der „Schulkommentar“ enthält zur Hauptsache Übersetzungen von Vokabeln und Phrasen, zum Teil so, dafs der Schüler sich leicht mit der Übersetzung begnügen wird, ohne die Wortformen zu beachten. Bei

προσβολὰς ποιεῖσθαι heifst es z. B. „berennen"; was aber προσβολή bedeutet, findet der Schüler nicht dabei; vgl. τὸ εὐμετάβολος εἶναι „Wankelmut"; ἐσκεμμένα: „im Gegensatz zu Erdachtem = Wahres". Worthilfen schaden m. E. nicht, doch darf die wörtliche Bedeutung nicht fehlen. — ἐκεχειρία: „Gottesfriede": diesen Terminus technicus kann man doch wohl kaum in generellem Sinne auf das Altertum übertragen.

Vollbrecht steht in der Angabe des Inhalts zwischen den beiden anderen, so dafs die Notizen den Schüler im Zusammenhange erhalten, aber doch meistens die Bekanntschaft mit dem Texte fordern. Der Kommentar giebt wenig Worthilfen, meistens grammatische Fingerzeige. Vielleicht geht er in der Verwendung der grammatischen Termini etwas zu weit; eine treffende Übersetzung ist bei dem Zwecke der Lektüre oft besser angebracht als grammatische Andeutung, und beim Beginne könnte gern beides zugleich angewandt werden. Sonst möchte ich Vollbrechts Ausgabe für die empfehlenswerteste der drei halten, wenn man zu einer Auswahl greifen will.

Oldesloe. **R. Hansen.**

64) **Ovids Metamorphosen in Auswahl.** Von **Hugo Magnus.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1896. Bd. I, Text. XIV u. 117 S. 8. Bd. II, Kommentar. IV u. 115 S. 8. Geb. zusammen ℳ 2. 80.

Endlich ist der von verschiedenen Seiten dringend gewünschte Auszug aus der vollständigen Ausgabe der Metamorphosen von Magnus erschienen und dadurch unsere Schullitteratur um ein ganz vorzügliches Hilfsmittel bereichert. Die 1. Abteilung enthält den Text und eine Einleitung. In dieser folgt auf einen gedrängten Abrifs des Lebens des Dichters und eine Aufzählung seiner Hauptwerke — beides mit zwei kleineren Auslassungen wörtlich aus dem Anhange zur gröfseren Ausgabe herübergenommen — eine musterhafte Zusammenstellung des Wichtigsten aus der lateinischen Verslehre. Auf die Vorbemerkungen, in denen der Schüler mit Silbenmessung, Synizese, Hiat, Elision und den gebräuchlichsten Versfüfsen bekannt gemacht wird, folgt eine Analyse des Hexameters und Pentameters; denn „der Obertertianer mufs etwas vom Distichon wissen, schon dem deutschen Unterrichte zuliebe". Daran reihen sich 35 Beispiele, an denen gleich im Beginne der Lektüre die Regeln eingeübt werden sollen. Sie sind vorzüglich ausgewählt — auch gute Bekannte aus Virgil, Horaz und Juvenal begegnen darunter; die letzten bringen Belege zu Ovids

Lebensgeschichte — und wohlgeordnet: 1) elisionlose Verse; 2) solche mit Elision von est; 3) mit andern Elisionen; 4) mit allerhand Besonderheiten; 5) Beispiele von Versmalerei; 6) Pentameter; 7) Distichen.

Der Lesestoff ist reichlich bemessen, er umfaſst noch etwa 200 Verse mehr als die im vorigen Jahrgange dies. Zeitschr. besprochene Hardersche Schulausgabe. An der Auswahl, die M. unter den Lesestücken getroffen hat, dürfte kaum etwas auszusetzen sein; höchstens könnte man bedauern, daſs keine der wirkungsvollen Scenen aus der Geschichte Jasons und Medeas Aufnahme gefunden hat, zumal doch in der Einleitung die verloren gegangene Tragödie Medea erwähnt wird. Dagegen erscheint es dem Rez. durchaus beifallswert, daſs in den Nr. 16—18 der trojanische Sagenkreis mehr Berücksichtigung gefunden hat als gewöhnlich, weil die betr. Abschnitte „formal sehr schöne Proben Ovidischer Erzählungskunst und eine Vorschule zu Homer und Virgil sind". Die Einführungen in den Zusammenhang sind auf das knappeste Maſs beschränkt; die Hinweise auf die Gliederung am Rande des Textes zweckentsprechend.

Für die Gestaltung des Textes und seine Erklärung sind natürlich die in Fleckeisens Jahrb. veröffentlichten Studien des Herausg. „zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids" fruchtbar gemacht; daher weicht der Text der Auswahl, trotzdem auf die Bedürfnisse des Schülers gebührende Rücksicht genommen ist, von dem der gröſseren Ausgabe an etwa 40 Stellen ab. Die vorgenommenen Änderungen erscheinen fast ausnahmslos wohlbegründet und gröſstenteils evident. Nur bin ich, bei aller Anerkennung der sorgsamen Abwägung der Überlieferung, noch nicht ganz überzeugt von der XII, 17 aus ς N² aufgenommenen Lesart *avidaque recondidit alvo* (statt *ore*). Wenigstens der Vorwurf, daſs *ore* bei *abs (re)condidit* dem Sinne nicht gerecht wird, scheint mir nicht recht begründet; was ist denn gegen die Anschauung einzuwenden, daſs der Drache die jungen Vögel in seinem Rachen „verschwinden läſst"? — Noch mehr Zweifel erregt mir die Herstellung des Textes XIII, 225 ff.

„quid facitis? quae vos dementia", dixi,
„concitat, o socii? Captam dimittite Troiam —,
quidque domum fertis decimo, nisi dedecus, anno?"

(*dimittite MN. dimittere* ς vulg. *quidve* codd. vulg. Die gegen die Vulgata vorgebrachten Gründe wollen mir nicht stichhaltig erscheinen. Daſs *concitare* nur an dieser einen Stelle mit dem Inf. konstruiert wird,

macht angesichts so vieler Analogieen nichts aus; auch *oro, precor, posco, impello, sollicito* finde ich bei Dräger nur je einmal aus Ovid belegt. Die Verwendung von *ve* ist vollends einwandsfrei, da sogar *aut* zur Anknüpfung einer zweiten Frage dient, die denselben Gedanken in andrer Form zum Ausdruck bringt. Dagegen gilt mir der Gebrauch von *que* zur Anknüpfung einer Folgerung an einen eine Bedingung vertretenden Imperativsatz so lange als unbewiesen, als keine andre Stelle dafür angeführt werden kann als XIII, 254 *arma negate mihi fueritque benignior Aiax;* denn diese Stelle läfst eine andere und, wie mir scheint, natürlichere Erklärung zu: „Versagt mir die Waffen und möge Aiax freigebiger (gewesen) sein“, zu der Verwendung der III p. pf. als Iussivus vgl. man Liv. IX, 9, 9 *nec a me nunc quisquam quaesierit:* Sall. Iug. 85, 47 *adnitimini mecum et capessite rempublicam neque quemquam ex aliorum calamitate metus ceperit.*

Der Kommentar lehnt sich an den der gröfseren Ausgabe möglichst an, aber durch die Rücksicht auf den elementaren Zweck des Buches sind zahlreiche Änderungen, Auslassungen und Zusätze veranlafst worden. Parallelen aus deutschen Dichtern sind weit sparsamer beigesetzt als in der gröfseren Ausgabe; betreffs der Übersetzungshilfen hält Magnus einen weisen Mittelweg inne, indem er den einzig gesunden Grundsatz befolgt, dafs der Kommentar den Gebrauch eines Lexikons erleichtern und verringern, aber nicht ganz ersparen soll. Auch das Verfahren darf auf Beifall rechnen, dafs die seltneren Eigennamen gleich in den Anmerkungen erklärt werden, so dafs ein besonderes Verzeichnis derselben überflüssig geworden ist. Überall spürt man in dem Kommentar die Arbeit des gelehrten Ovidkenners und feinsinnigen Interpreten einerseits und die Hand des erfahrenen und geschickten Schulmannes anderseits. Und so wird gewifs der Wunsch des Herausg. sich erfüllen, dafs sein Buch sich neben den bereits vorhandenen tüchtigen und achtbaren Leistungen dieser Art einen Platz im Schulgebrauche erobern möge, so gewifs, als das Bessere noch stets der Feind des Guten gewesen ist. Dafs auch die äufsere Ausstattung des Buches gut ist, braucht wohl bei einer so bewährten Verlagsbuchhandlung wie die Perthessche nicht erst hervorgehoben zu werden.

Dortmund. **K. Guttmann.**

65|67) **Otto Schilling, De legionibus Romanorum I. Minervia et XXX Ulpia.** Leipziger Studien zur klass. Philol. Bd. XV. 1. Heft. Leipzig, S. Hirzel 1893. 128 S. 8.

Otto Fiebiger, De classium Italicarum historia et institutis. Mit 3 Plänen und 4 Abbildungen von Steindenkmälern. Ebenda 1894. 2. Heft. 277—467 S. 8.

August Jünemann, De legione Romanorum Prima Adiutrice. Ebenda Bd. XVI. 1. Heft. 140 S. 8.

(Fortsetzung).

Weiterhin erfahren wir, dafs (wie sehr naheliegend) die Station Misenum das „Menschenmaterial" für die neue Legion geliefert, und dafs diese den Adler und die Feldzeichen wahrscheinlich gleich von Nero, nicht von Galba (so Mommsen), empfangen habe.

Der Name leg. Adiutrix bedeutet „Aushilfslegion" oder „Reservelegion", die *„tumultuosis temporibus subsidii causa ceteris legionibus addita est"*. Die Ehrenbezeichnung P. F. (auf einigen Inschriften vorkommend) hat sie in Trajans Dakerkriegen erworben.

In dem Abschnitt über die Herkunft der Mannschaft der Adi. bringt J. verschiedene Ergänzungen und Berichtigungen zu Mommsen und v. Domaszewski. Mainzer Grabschriften nennen als Angehörige der I. Adi. einen Italiker, 4 Pannonier und 5 Dalmatier. Dalmatien lieferte der Flotte überhaupt, namentlich aber der ravennatischen (Tac. H. 3, 12) einen starken Prozentsatz der Mannschaft, wie den Venetianern des Mittelalters und den österreichischen Kriegs- und Handelsschiffen der Gegenwart. Näheres über die Heimatländer der Mannschaften beider Hauptstationen stellt J. S. 26 f. zusammen.

Kap. 2 wird zunächst von dem Aufenthalt und der Verwendung der Adi. in Italien, von ihrem rühmlichen Anteil am Kampfe Othos gegen die Vitellianer, im ganzen nach Tac. Hist. II, berichtet (*„nondum in aciem deducta, sed ferox et novi decoris avida"*). Vitellius hatte bald nach gefallener Entscheidung die Legion nach Spanien geschickt, wo sie mit den beiden übrigen dort stehenden zur flavischen Partei übertrat, weniger wohl *„magno erga Vespasianum studio"* (Jünem. S. 34 Anm.) als weil diesem offenbar die Zukunft gehörte. Tac. Hist. II, 97 spricht keineswegs von grofser Beliebtheit V.s bei der Armee oder den Provinzialen. In Afrika hatte dieser vielmehr kein gutes Andenken an sein Prokonsulat hinterlassen, er zeigte sich freilich später besser als sein Ruf.

Vgl. auch Auson. Vesp. 270 *olim qui* (Vesp.) *dubiam privato in tempore famam, rarum aliis, princeps transtulit in melius.* Tac. Hist. 3, 12, 9 heifst es von der Flotte von Ravenna: *vulgus rerum novarum studio in Vespasianum inclinabat.*

Anfang des Jahres 70 wurden die leg. VI. u. X. Gemina aus Spanien für den Bataverkrieg herangezogen, die I. Adi. blieb höchst wahrscheinlich dort. Tac. Hist. IV, 68 ist nicht etwa zu lesen *sexta ac prima* wie Aschbach, Mommsen (Hermes XIX), Ritterling u. a. wollen, sondern *s. ac decuma.* — Hierbei bemerkt J. nebenher ganz richtig, dafs Tac. (und er nicht allein) bei solchen Aufzählungen die kleinere Zahlen voranzustellen pflege. Natürlich sind auch andere z. B. euphonische Rücksichten oft mitbestimmend. — Mommsen läfst (R. G. V, 59 Anm. 1 und 145 Anm. 1) die Adi. nach dem Kriege wieder nach Spanien zurückkehren, andere weisen sie seit 70 Obergermanien zu; nach J. hat sie Spanien bis 88 überhaupt nicht verlassen; die Provinzen der Pyrenäenhalbinsel sind schwerlich ganz ohne Besatzung geblieben, und zu einem Tausch der Adi. mit einer andern Legion ist keine Veranlassung bekannt.

Kap. 3 handelt von der Thätigkeit der I. Adi. in Obergermanien, wohin sie 88 von Trajan (ihrem damaligen Legaten) geführt wurde, um Ant. Saturninus zu bekämpfen. Mit ihr marschierte die VII. Galbiana (Plin. Paneg. 14 *„legiones“* ist buchstäblich zu nehmen), die, sobald der Aufstand niedergeworfen war, nach Spanien zurückkehrte, während die Adi. mit Trajan in Germanien verblieb. — Die saturninische Erhebung wird S. 43—59 nach Ort, Zeit und Verlauf geschildert, wobei J. in einzelnen Fragen gegen Mommsen, Th. Bergk, Asbach, Ritterling, auch gegen Schilling polemisiert, gegen diesen meines Erachtens am wenigsten glücklich. Dafs der entscheidende Kampf unweit Mainz stattgefunden haben müsse, dafs namentlich Mommsens Vermutung inbetreff Vindonissas zu verwerfen sei, darüber stimmen Sch. und J. mit Hübner u. a. überein. Wie sollte auch Saturninus darauf gekommen sein, eine Vereinigung mit der chattischen Streitmacht durch einen Marsch rheinaufwärts, mitten im Winter, zu bewerkstelligen? — Hinsichtlich der Verteilung der Legionen in den germanischen Provinzen (seit 70) erhebt J. Widerspruch gegen Mommsen (auch Ritterling), welcher die XXI. Rap. zunächst Untergermanien zuteilt, sie dann nach Obergermanien und an ihre Stelle die Minervia nachrücken läfst. Er meint, es sei nicht wahrscheinlich, dafs die obere Provinz, wo so viele dringende Arbeiten vorzunehmen waren, eine Zeit lang nur mit

drei Legionen belegt gewesen sei. Vgl. übrigens Marquardt II², 446 Anm. 8. Nach J. standen gleich zu Anfang der flavischen Ära in Obergermanien: leg. VIII. Aug., XI. Claudia, XIV. Gem., XXI. Rap. (diese zwei in Mainz, wo sie Saturninus als Imperator begrüfsten); in Untergermanien: II. Adi. (bald nach Britannien geschickt und durch die Minervia ersetzt), VI. Victrix., X. Gem., XXII. Primigenia.

Aus welcher Provinz der Besieger des Aufstandes, L. Appius Norbanus, herbeigeeilt sei, läfst sich nicht sicher erweisen; denn vereinzelte Ziegelstempel lassen keine bestimmte Folgerungen zu. J. verwirft alle bisher aufgestellten Vermutungen; gegen Mommsen macht er geltend, dafs die Erhebung, welche im Nov. oder Dez. 88 begann, bereits Mitte Januar 89 unterdrückt gewesen sein mufs; in diesem Zeitraum (zumal im Winter) sei ein Marsch der Legionen aus Pannonien bis zum Rhein, den Mommsen annimmt, undenkbar. Zwar möchte ich nicht die Möglichkeit leugnen, dafs tüchtige Mannschaften eine Strecke von etwa 600 Kilometer in 3 bis 4 Wochen, selbst im Winter, zurücklegen konnten, da die Strafsenanlagen von der Donaulinie zum Rheinthal herüber damals schon ziemlich fortgeschritten waren. Aber man fragt mit gröfserem Rechte: warum sollten gerade die pannonischen Legionen aufgeboten worden sein in einer Zeit, wo sie jedenfalls gegen Daker und Sarmaten an der Donau zur Verfügung stehen mufsten? — Was J. gegen Th. Bergk (Rätien) und Asbach (Gallia Lugd.) vorbringt, läfst sich hören, namentlich dafs die Ämterlaufbahn des Norbanus, soweit sie uns bekannt ist, der Annahme, er könne 88 etwa Prokurator von Rätien gewesen sein, widerstreitet. Mit weniger Glück bekämpft der Verfasser in den „Addenda" S. 134 Ritterlings Vermutung, dafs der entscheidende Kampf zwischen Bonn und Mainz, etwa bei Remagen, stattgefunden habe Mit der raschen Dämpfung des Putsches wenigstens denke ich, stimmt diese Annahme recht wohl überein — J. neigt zu der Ansicht, die er durch gewisse Ziegelstempel (aus der Gegend von Dijon) stützt, der siegreiche Norbanus sei Legat der VIII. Aug. gewesen, die immer in Strafsburg stand. Vielleicht nur mit dieser einen Legion und ihren Hilfsvölkern habe er den Saturninus in oder bei Mainz überrumpelt, ehe dieser stärkeren Widerstand organisiert hatte.

Nachdem die leg. VII nach Spanien zurückgeschickt, die XIV. und XXI. nach Pannonien versetzt waren, um dort gegen die Sarmaten zu kämpfen, blieb die I. Adi. in Obergermanien und war, wie aus Inschriften hervorgeht, nebst der XI. Claudia mit Strafsenanlagen am rechten Rhein-

ufer und mit dem Limesbau beschäftigt. Das ständige Hauptquartier, von wo aus auch viele Kastelle der Umgegend besetzt wurden, blieb Mainz, bis Trajan die Legion zugleich mit der Minervia (aus Untergermanien) zum dakischen Feldzuge entbot.

In Dakien erhielt die Legion (vielleicht auch nur ein Teil) bald nach der Unterwerfung des Landes, für einige Zeit ihr Standquartier zu Apulum (jetzt Karlsburg in Siebenbürgen), jedenfalls noch in einiger Verbindung mit der XIII. Gemina, die später an ihre Stelle trat. Zwischen den Jahren 114 und 117, nach J.s Meinung, kam die Legion nach Oberpannonien, wo sie nun bis tief ins 4. Jahrhundert Brigetio (Komorn) als Standlager hatte. Dieser Platz wurde Anfang des 3. Jahrhunderts, unter Caracalla, mit seiner Garnison zu Unterpannonien geschlagen, das seit Alex. Severus konsularische Provinz war. Nach J. hat also damals nicht eine Verlegung der Legion von Brigetio weg nach Unterpannonien, sondern nur eine Grenzerweiterung dieser Provinz stattgefunden.

Dafs die pannonischen Legionen in der späteren Kaiserzeit für die tüchtigsten und tapfersten galten, ist bekannt. Als unter Anton. Pius das cäsarische Mauretanien von den wilden Maurenstämmen verheert wurde, sandte man Abteilungen der besten Legionen Pannoniens, Mösiens und Germaniens dorthin, so auch, zwischen 145 und 150, wie Münzen und Inschriften bezeugen, ein Detachement der I. Adiutrix. — Mommsen, R. G. V, 639 Anm. 3 nahm an, dafs spanische Truppen die Einfälle der Mauren abgewehrt hätten. — Beglaubigt ist ferner die Beteiligung der Adi. an dem Feldzuge, den der spätere Kaiser Pertinax auf Marc Aurels Befehl gegen die in Rätien und Norikum eingefallenen Chatten unternahm. — Im Jahre 193 zog die Legion zugleich mit den andern pannonischen nach Italien, um ihrem Feldherrn Sept. Severus das Diadem zu erkämpfen. Gegen die Parther scheint sie, wie früher unter Marc Aurel, auch unter Severus ins Feld gezogen zu sein. Aus spätern Zeiten ist wieder ihre Teilnahme (unter Maximinus) an Kämpfen mit den Dakern bezeugt durch eine von Cichorius neuerdings genau erklärte Inschrift aus Komorn (im Museum von Budapest). Weiterhin ist nur soviel bekannt, dafs die I. Adi. noch im 5. Jahrhundert bestanden hat.

Hiermit dürften die wesentlichen Punkte berührt sein, über welche sich J. verbreitet und zwar manchmal, wie bereits bemerkt, nicht ohne Weitschweifigkeit, auch nicht immer überzeugend in seiner Argumentation, am wenigsten in dem Anhang, der wohl etwas hastig hingeworfen ist.

Auch was die äufsere Form der Arbeit betrifft, so fehlt es nicht an Versehen, die teils dem Drucker teils dem Verf. zur Last fallen. Gleich S. 3 Anm. wird Schillings Dissertation falsch citiert; es mufs heifsen: de legionibus I. Min. et XXX. S. 7 heifst es irrtümlich von Plutarch: *etsi non ita multo post vixit*, nämlich nach den Ereignissen des Jahres 68! oder sollte es heifsen: *scripsit?* — S. 11 Anm. 1 Z. 6 l. *gestae sunt*. S. 15 Z. 10 l. *classiarii*. S. 17 Anm. 1 l. *οὐκ*. S. 20 Anm. 1 *vocem ipsam ... ductam esse puto*. S. 37 Anm. 3 Z. 5 l. *vacuam*. S. 41 Anm. 1 l. *Apollinaris*. S. 42 Z. 8 *legionum*. S. 48 Z. 14 *Mogontiacensibus*. S. 50 Z 14 *Gemina u. Rapax*. S. 50 Anm. 2 *Hammeran*. S. 53 Z. 2 erg. *non ex long*. S. 74 Z. 12 v. u. *quae ... exstruxerunt*. S. 75 Anm. *Geminam u. Adiutricem*. S. 75 Anm. 1 *τῆς Παν*. S. 82 Anm. 1 *figurent*. S. 83 Anm. *obiisse*. S. 87 Z. 7 *Britannos*. S. 88 Z. 7 v. u. l. *triumphaverant*. — J. schreibt bald *Raetiae* (richtig) bald *Rhaetiae*, auch, wie bereits erwähnt, *leg. V Alauda* st. *Alaudae* (s. u. a. Marquardt), *ivisse* st. *iisse*, *Batavicus* st. *Batavus*. Auch an Germanismen fehlt es nicht ganz.

Mit der Geschichte der Legionen ist die der kaiserlichen Marine trotz ihrer prinzipiell untergeordneten Stellung mitunter recht eng verknüpft, wie die Mitteilungen über die „Flottenlegion" gezeigt haben. Bisher ist die Kriegsmarine der Kaiserzeit noch wenig ausführlich behandelt worden. Otto Fiebiger macht im Eingang seiner Abhandlung auf zwei verdienstliche Vorarbeiten aufmerksam: Die von Mowat im „Bulletin épigraphique" 1886 herausgegebenen Forschungen des Franzosen de la Berge und Ferreros umfassendere Arbeiten (1878 u. 85), die auf reiches, teilweise neues Inschriftenmaterial gestützt sind. Diese Studien zu ergänzen und zu berichtigen und so für weitere Forschung eine festere Grundlage zu schaffen, ist die Absicht des Verf. vorliegender Arbeit.

(Schlufs folgt.)

---

68) **Emil Szanto, Das griechische Bürgerrecht.** Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (P. Siebeck). 165 S. 8. ℳ 4.

Es ist eine tüchtige und dankenswerte Arbeit, die Sz. uns darbietet. Er schliefst in der Erklärung des Begriffs „Bürger" sich an Aristoteles an: den Bürger macht einzig die ἀρχή, die Teilnahme an der souveränen Gewalt. Bürgerrecht ist das Recht der allseitigen Teilnahme an der Regierungsgewalt, welches unbeschränkt ist. In Staaten, in welchen nur

eine Minderzahl Bevorrechtigter an der ἀρχή Anteil hat, besitzt eben nur diese Minderzahl das Bürgerrecht, der Rest der einheimischen, freien Bevölkerung hat nur ein Indigenat. Veranlassung der Verleihung des Bürgerrechts ist ἀνδραγαθία und εὔνοια des zu Beschenkenden oder die ὀλιγανθρωπία des Staates. Demokratisch regierte Gemeinwesen sind viel leichter geneigt, die Notwendigkeit der Aufnahme neuer Bürger anzuerkennen als Oligarchieen; auch die Tyrannis war freigebig. Das einem Fremden verliehene Bürgerrecht ist stets das ganze Bürgerrecht der einheimischen Bürger. Ganz geringe Beschränkungen, z. T. sakraler Natur, ändern an dieser Thatsache nichts. Die Anwendung des Wortes πολιτεία im Urkundenstil läfst sich nicht über das letzte Drittel des 5. Jahrhunderts verfolgen. Auffallend ist, dafs in einer grofsen Anzahl von Dekreten Bürgerrecht und Proxenie zugleich ein und derselben Person verliehen werden. Die Verleihung des Bürgerrechts ist normal Sache der souveränen Gewalt. In manchen Fällen gestattet uns die Kürze der Überlieferung nicht zu entscheiden, ob sich die Einbürgerung nur deshalb an den Namen eines einzelnen knüpfte, weil dieser der geistige Urheber war, sie selbst aber sich unter den gesetzmäfsigen Formen der Bürgerrechtsverleihung abspielte, oder ob durch revolutionären Machtspruch eine Inpatriierung stattfand. Meistens ist die Bürgerrechtsverleihung ein einer bestimmten Person verliehenes Privileg. Nirgends aber wird das Bürgerrecht an einzelne durch ein Gesetz verliehen. Die Meinung, dafs man in Athen die Verleihung des Bürgerrechts einen νόμος ἐπ' ἀνδρί genannt habe, beruht auf einem Mifsverständnis oder einer Korruptel. Die völlige Einbürgerung eines mit dem Bürgerrecht beschenkten Fremden findet dadurch statt, dafs er in die Listen der bestehenden Unterabteilungen wie Phyle, Demos, Phratrie eingetragen wird. Das verliehene Bürgerrecht ist erblich. Mit dem Vater werden minderjährige Kinder Bürger, grofsjährigen mufste wohl immer das Bürgerrecht besonders verliehen werden. Kleruchen behalten das Bürgerrecht in der Heimatsstadt; bei Koloniegründungen verlieren die Kolonisten mit Erwerb des Bürgerrechts der Kolonie das Bürgerrecht der Mutterstadt, haben aber unter gewissen Bedingungen ein Reversionsrecht. Im übrigen kann jemand Bürger eines anderen Staates werden, ohne dadurch seines ursprünglichen Bürgerrechts verlustig zu gehen. — Ἰσοπολιτεία bezeichnet ursprünglich dasselbe wie πολιτεία, später gebrauchte man es mit Vorliebe, um Verleihung von Bürgerrecht an Massen, z. B. an sämtliche Bürger eines anderen Staates,

zu bezeichnen. Dann aber ging man noch einen Schritt weiter: der beschenkte Staat erteilte seinerseits ebenso das Bürgerrecht dem ursprünglich verleihenden Staate, wodurch ein doppeltes Isopolitieverhältnis entsteht, welches aber auf zwei rechtlich von einander unabhängigen Bürgerrechtsverleihungen beruhte. Zuletzt erteilt der eine Staat nicht einfach bedingungslos das Bürgerrecht an die Bürger des anderen Staates in der durch keine besondere rechtliche Grundlage gesicherten Erwartung, dafs dieser ihm gegenüber das gleiche Recht gewähren würde, sondern sicherte sich durch vorausgegangene Verhandlungen die gleichzeitige Gewährung des Bürgerrechts des fremden Staates an die eigenen Bürger. Am Endpunkt der Entwickelung bezeichnet Isopolitie ein Vertragsverhältnis zweier Staaten. Der Gleichheitsbegriff in *ἰσοπολιτεία* erstreckt sich lediglich auf die Gleichheit des neu erteilten Bürgerrechts mit dem bestehenden der Altbürger.

Sympolitie heifst eine Staatenvereinigung, bei welcher ursprünglich selbständige Staaten durch Vertrag so ineinander fliefsen, dafs sie einen einzigen neuen Staat bilden, in dem es nur eine souveräne Gewalt d. h. nur eine Volksversammlung, einen Rat, einerlei Beamten, ein Bürgerrecht giebt. Synoikismos ist die lokale Vereinigung getrennter Städte, sei es durch Umsiedlung der Bewohner in eine einzige Stadt, sei es durch Zusammenlegung der Stadtgebiete. Synoikismos hat die Sympolitie d. h. die staatsrechtliche Vereinigung nicht notwendig, aber in der Regel im Gefolge. Bei der synoikistischen Sympolitie geht der eine Staat im andern auf. Es wird keinerlei staatsrechtliche Neubildung geschaffen, nur der Akt der Staatenverschmelzung, nicht das Resultat derselben fällt unter eine vom Einheitsstaat verschiedene Kategorie. In der bundesstaatlichen Sympolitie wird bei Bestehen der Einzelstaaten eine über allen stehende Regierungsgewalt neu geschaffen, aber die Einzelstaaten gehen nicht völlig in dem neuen Staat auf, sondern bestehen mit geringerer Kompetenz fort. Es giebt ein Einzel- und ein Gesamtbürgerrecht. Das beste Beispiel einer solchen S. bildet der achäische Bund nach seiner in der 124. Ol. vollzogenen Neubildung. Die Volksversammlung desselben wird nicht durch Delegierte der Ekklesieen der Einzelstaaten gebildet, sondern jeder über 30 Jahre alte Achäer konnte an ihr teilnehmen. Jeder Staat hatte eine Stimme, welche für diejenige Meinung abgegeben wurde, für welche sich die Mehrheit der gerade anwesenden Bürger des betr. Staates entschieden. Der Rat ist aus dem Bundesstaat

als Einheit so entstanden, wie ein Rat in einem Sonderstaat entstand. Seine Mitglieder waren besoldet.

Soviel von dem reichen Inhalt des Buches, von dem wir nur eine kurze Skizze bieten können. Da jedoch der Titel ganz allgemein: Das griechische Bürgerrecht lautet, so bedarf es auch eines Hinweises auf das, was das Buch nicht bringt. Der Verfasser verzichtet darauf, die Vorbedingungen des Bürgerrechts der geborenen Bürger zu prüfen. Wir finden also keine Untersuchung darüber, wann und wo man Abstammung von Bürger und Bürgerin verlangte, ob überall Ehe der Eltern Voraussetzung des Bürgerrechts der Kinder war, wie man sich den „νόϑοι“ gegenüber verhielt. Ich füge gleich hinzu, dafs das vorgeführte Quellenmaterial auch auf eine kleine, aber interessante Frage noch keine Antwort giebt: was wurde aus der Ehe eines mit dem Bürgerrecht Beschenkten, in der er mit einer Nichtbürgerin lebte, nachdem derselbe Bürger geworden war?

Der Inhalt des Buches beruht zum gröfsten Teil auf inschriftlichem Material, das freilich erst vom Ende des 4. Jahrhunderts ab reichlicher zu fliefsen beginnt, und ist in den auf diesem beruhenden Teilen d. h. im 2. und 3. Abschnitt und im 1. da, wo vom Ehrenbürgerrecht gehandelt wird, gut. Es berührt eine Menge Einzelfragen, in welchen viele anderer Meinung sein werden, ohne dafs durch solchen vielfach gewifs berechtigten Widerspruch der Wert des Ganzen in Frage gestellt zu werden braucht. — Die Definition des Bürgerrechts, von der Sz. ausgeht, ist zu eng. Sie trifft zu auf das Bürgerrecht der vollen Demokratie, erschwert aber die Betrachtung der übrigen und vor allem der älteren Staatsformen Griechenlands überaus. Wir müssen von der Staatsangehörigkeit (Indigenat) ausgehen, nicht von der Teilnahme an der ἀρχή, wir müssen πολίτης in Gegensatz stellen zu ξένος. Da der Verfasser jedoch fast ausschliefslich vom Bürgerrecht in Demokratieen handelt, so würde jene Erklärung des Begriffs Bürger für die vorliegende Arbeit praktisch nicht weiter störend sein, wenn der Verfasser nur nicht selbst seine Kreise störte. Aber er spricht von einem Quasibürgerrecht bei denjenigen, welchen neben der Proxenie auch ἔγκτησις γῆς καὶ οἰκίας verliehen wurde, die sich jedoch nicht in die Bürgerschaft aufnehmen lassen, d. h. bei Leuten, welche gar keinen Teil an der ἀρχή haben, bei denen also gerade nach der Erklärung des Verfassers gar nicht von Bürgerrecht die Rede sein dürfte.

Nach Sz.s Ausführungen müfsten wir die auf Grund eines Vertrages

zweier oder mehrerer Staaten zwecks engeren Zusammenschlusses entstehenden Rechtsgebilde einteilen in Isopolitieen in dem Sinne, welchen dieses Wort im letzten Stadium seiner Entwickelung hatte, und Sympolitieen. Letztere zerfielen wieder in zwei Klassen, in die synoikistischen und bundesstaatlichen. Richtiger ist eine Einteilung, welche nur das Resultat der Vereinigung ins Auge fassend, vom geringeren zum engeren Zusammenschlufs fortschreitend, folgende Stufen annimmt: 1. Isopolitie (zwei getrennte Bürgerrechte). 2. Sympolitie (gemeinsames Bürgerrecht, neben welchem jedoch ein Sonderbürgerrecht fortbesteht). 3. Einheitsstaat (mit nur einem einzigen Bürgerrecht). Ob bei Begründung des letzteren auch eine lokale Vereinigung der sich zusammenschliefsenden Gemeinden stattgefunden hat, ist rechtlich ohne wesentliche Bedeutung.

Die Erörterungen über Gründe und Geneigtheit der einzelnen Staaten und Staatsformen Fremden das Bürgerrecht zu gewähren, gehen nicht sehr tief, werden auch den vorliegenden Thatsachen nicht völlig gerecht. Der Satz: „in vollen Demokratieen wurde man endlich immer freigebiger mit der Verleihung“ (S. 9), bezieht sich doch wohl höchstens auf die Verleihung des (Ehren-)Bürgerrechts an einzelne. In Athen schlofs Perikles die Halbbürtigen durch Gesetz aus, und als sie von der mehr oligarchischen Regierung im letzten Teile des peloponnesischen Krieges wieder aufgenommen waren, wurden sie bei Neueinrichtung der Demokratie nach Ende des Krieges durch ein Gesetz, welchem jedoch keine rückwirkende Kraft beigelegt wurde, wieder ausgeschlossen. Hier bedürfte es eines bedeutenderen Materials und vorsichtiger Verwertung desselben, um zu mehr als auf blofs allgemeinen und deshalb unsicheren Erwägungen ruhenden Schlüssen zu kommen.

Im Interesse der Verbreitung des Buches ist zu bedauern, das dasselbe z. T. recht breit und unübersichtlich geschrieben ist.

Bückeburg. **Otto Müller.**

---

69) **L. Levy und H. Luckenbach, Das Forum Romanum der Kaiserzeit.** München und Leipzig. R. Oldenbourg. 17 S. 14 Abbild.

Ein Architekt und ein Philologe haben sich hier zur Arbeit verbunden, und ihrem gemeinsamen Wirken verdanken wir ein durch praktische geschmackvolle Ausführung der Abbildungen wie Klarheit der Erläuterungen gleich ausgezeichnetes Hilfsmittel für den Unterricht.

Nach einem durch die beigefügten Pläne genügend unterstützten geschichtlichen Überblick 1) über das Forum und Comitium der älteren Zeit und 2) die Fora der Kaiserzeit folgt eine eingehende Schilderung eines einzelnen von ihnen, nämlich des Forum Romanum. Zur Sicherung und Belebung des Verständnisses dienen hier ein Plan und ein aus der Vogelperspektive genommenes, die gesamte Umgebung des Forum aber in gleichem Mafsstabe und ohne Verkürzungen darstellendes ideales Bild. Der Anblick der hier rekonstruierten gewaltigen Bauten, dieser stummen, aber doch laut preisenden Zeugen von Roms weltbeherrschender Macht, wird auf die jugendlichen Gemüter einen tiefen und bleibenden Eindruck machen, einen Eindruck, zu dem alle Worte des Lehrers nicht ausreichen würden. Der schlichte, auch für den Schüler verständliche Text ist durch allerlei Hinweise auf die Lektüre des Primaners und durch knappe anregende Bemerkungen über die im Texte abgebildeten Münzen belebt, die dadurch aufhören blofse Beweistücke für die vorgetragene Ansicht zu sein und für den Schüler selbständiges Leben gewinnen, den Kreis seines Interesses also erweitern. In dieser Beziehung hätte Luckenbach dem Wissensdrang der Jugend vielleicht noch mehr entgegenkommen können und wird es hoffentlich in der nächsten Auflage thun; so z. B. durfte eine Bemerkung darüber kaum fehlen, wie der Marsyas dazu kommt, Sinnbild der städtischen Freiheit zu sein. Auch möchte es sich wohl empfehlen, statt der kleinen Gesamtansicht des heutigen Forums, die wegen ihrer Kleinheit doch zu wenig zeigt, einen einzelnen Teil in gröfserem Mafsstabe wiederzugeben, damit der Schüler zu eigner Rekonstruktion und Vergleichung mit den Abbildungen und so zu einer fesselnden und spannenden Thätigkeit angeregt wird [1].

Dafs die Verfasser, wenn sie es auch ablehnen, neue Resultate zu geben, doch mit dem Stande der Forschung wohl vertraut sind und bei aller freudigen Anerkennung ihrer Vorgänger, insbesondere Hülsens, selbständig urteilen, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Bemerkung.

Marienburg. **Heidenhain.**

---

1) Ein kleines Versehen hat es verschuldet, dafs auf Plan IV die Kapelle der Faustina zwar dargestellt, aber nicht bezeichnet ist, so dafs dem Schüler die Anm. S. 14 unklar bleibt.

70) **H. Kraut und W. Rösch, Anthologie aus griechischen Prosaikern zum Übersetzen ins Deutsche für obere Klassen.** Stuttgart, W. Kohlhammer, 1895. 2. Heft VIII u. 80 S., 3. Heft VIII u. 82 S.

Dem ersten Hefte sind rasch das zweite und dritte gefolgt. Über den Zweck dieser Anthologie ist das Nötige S. 95 vor. Jahrgangs gesagt. Auch im zweiten und dritten Hefte sind nur wenige Stellen den attischen Schriftstellern entnommen, im zweiten nur 14 (meist Isocrates und Demosthenes), im dritten Heftchen 34 (meist Thucydides und Platon); die bei weitem gröfsere Anzahl der Stücke des zweiten Heftchens (neben erzählenden Stücken Stellen rhetorischen und betrachtenden Inhalts) sind aus Polybius, Plutarch, Appian, Diodorus Sic. und Dionysius Hal., die meisten Stücke des dritten Heftchens (vorwiegend reflektierenden Inhalts) aus Aristoteles, Plutarch, Dio Cassius, Herodian und Lucian entlehnt. Das Stellenverzeichnis für alle drei Hefte wird auf Verlangen an Lehrer direkt versandt. Die Behandlung des Textes und der Umfang der Stücke entsprechen dem ersten Heftchen (vgl. S. 95f. vor. Jahrg.); zu erwähnen wäre nur, dafs im dritten Heftchen einige Dialogstellen (z. B. Nr. 275 und 298) zu kleinen Abhandlungen umgearbeitet worden sind. Im grofsen und ganzen wird vom Leichteren zum Schwereren vorgeschritten; einzelne Stücke (Nr. 240, 247, 283, 290) scheinen mir für die Übungen, denen die Chrestomathie dienen soll, nicht geeignet zu sein. Nicht zu billigen ist, dafs so viele Stücke ausgewählt worden sind, die von römischen Verhältnissen handeln; meiner Meinung nach müssen auch diese Übersetzungsübungen dem Zwecke dienen, den Schülern eine tiefere Kenntnis des griechischen Altertums zu übermitteln. — Die Korrektur des Büchleins könnte noch sorgfältiger sein: öfter, als die Verbesserungen anzeigen, ist ein falscher Spiritus gesetzt; im dritten Heftchen Nr. 73, Zeile 17 ist ein störender Druckfehler, ὥτι für ὅτι.

Vakanzen.

Friedland i. M., Gymn. Hilfsl. Math. u. Nat. Dir. Ubbelohde.

Neumünster, Prg. Hilfsl. Math. u. Franz. Dir. Dr. Spangenberg.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 2. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

71|73) **Otto Schilling, De legionibus Romanorum I. Minervia et XXX Ulpia.** Leipziger Studien zur klass. Philol. Bd. XV. 1. Heft. Leipzig, S. Hirzel 1893. 128 S. 8.

Otto Fiebiger, De classium Italicarum historia et institutis. Mit 3 Plänen und 4 Abbildungen von Steindenkmälern. Ebenda 1894. 2. Heft. 277—467 S. 8.

August Jünemann, De legione Romanorum Prima Adiutrice. Ebenda Bd. XVI. 1. Heft. 140 S. 8.

(Schlufs).

Kap. 1 handelt von dem Ursprunge der italischen Flotten. F. geht nicht weiter als auf die sullanische Zeit zurück, erwähnt die frühere Überlegenheit der Kreter, berührt kurz die Kämpfe des Metellus, Pompejus, J. Cäsar, M. Antonius, Oktavianus und M. Agrippa. Dieser letztere erkannte zuerst die Unzulänglichkeit der bisherigen Hafenanlagen am Lukriner und Arverner See (s. Tab. 2) und schritt zu den Anlagen in der tiefen Bucht von Misenum, welche Hauptstation der römischen Kriegsflotten wurde. Die zweite Station wurde in Ravenna angelegt, weil diese Stadt an der Grenze Italiens und Galliens, nahe der oft unruhigen Dalmatiner

Küste gelegen, ferner nach dem Festlande hin aufserordentlich gut geschützt war (s. Tab. 1). Dazu kam die Kanalverbindung mit dem Po und die Nähe ausgedehnter, für den Schiffbau wichtiger Fichtenwälder (wie am Arverner See).

Die erhaltenen Schilderungen des Hafens von Ravenna stammen aus dem 5. u. 6. Jahrhundert, einer Zeit also, in der schon manche Veränderungen eingetreten waren. Die Herstellung beider Hauptstationen fiel nach F.s Kombination in die ersten 10 Jahre des Prinzipats. — Die Bucht von Bajä und den Hafen von Misenum, in dessen Nähe eine Menge auf die Marine bezüglicher Inschriften gefunden worden sind, beschreibt F. mit Anlehnung an Belochs „Campania“.

Unmittelbar nach dem Siege bei Aktium sandte Oktavian fast 300 eroberte Kriegsschiffe nach dem ligurischen Forum Iulium (Fréjus) und richtete dort eine Station ein, von wo aus man jederzeit Streitkräfte in die Nachbargebiete des südlichen Galliens und Nordspaniens, die mehrfach von Aufständen beunruhigt wurden, entsenden konnte. Auch als das narbonensische Gallien 22 v. Chr. Senatsprovinz geworden, blieb, wie aus Tacitus hervorgeht, ein Teil der Schiffe dort in Station, mindestens bis 69 n. Chr., während die meisten in den neuhergestellten Hafen von Misenum übergeführt wurden. So legt F. die Sache im Gegensatz zu den meisten übrigen Gelehrten aus. — Die S. 296 kurz gestreifte Thatsache, dafs trotz der Menge der nach Aktium vorhandenen und gröfstenteils in Misenum und Forum Iulium liegenden röm. Kriegsschiffe im Jahre 6 n. Chr. die Seeräuber das Tyrrhenische Meer sperren konnten, ist m. E. nicht so leicht in ihren Ursachen aufzuklären. Man wird doch die Schiffe nicht geradezu in den Hafenbassins haben verfaulen lassen, und die Unsicherheit des westlichen Meeres ist gewifs nicht ganz unerwartet und plötzlich eingetreten.

In Kap. 2 macht F. glaubhaft, dafs die Bezeichnung praetoria den 2 italischen Flotten durch Vespasian, dem sie grofse Dienste gegen Vitellius geleistet, zuteil geworden sei. Die Veteranen erhielten das römische Bürgerrecht und wurden nach 26jährigem Dienste, zuweilen auch früher, in Kolonieen angesiedelt. Ob man übrigens die Benennung als praetoria zu den „legitima praemia“ (Suet. Vesp. 8) zählen darf, scheint zweifelhaft. F. widerlegt die Meinung Aschbachs und Vernazzas, dafs erst Trajan die Flotten als praetoriae geehrt habe. Im Anfang des 3. Jahrhunderts kam noch der Beiname Pia Vindex für beide Flotten hinzu.

Kap. 3 enthält im ganzen nach Tac. Hist. I—III eine Schilderung der Kämpfe, an denen die 2 italischen Flotten und die aus Seeleuten gebildeten Corps zu Lande beteiligt gewesen. Die Flotte von Misenum bildete einen wichtigen Faktor in Othos Streitmacht, sie konnte freilich die am Po erfolgende Entscheidung nicht einmal verzögern. Nach Othos Tode folgten die übrigen Flotten bald dem von Ravenna gegebenen Beispiele, traten zunächst zu Vitellius über, um dann bald sich dem „kommenden Mann“ anzuschliefsen. — Nur magere Berichte liegen vor über die Haltung der italischen Flotten in dem nach des Pertinax Ermordung ausgebrochenen Bürgerkiege. So viel ergiebt sich, dafs das rasche Vordringen des Sept. Severus keinen nennenswerten Widerstand bei den Mannschaften von Ravenna und Misenum fand, die anfangs, wie die Garnison Roms, zu Didius Iulianus hielten. Nachher hat sich Severus der Flotte gegen seinen Nebenbuhler im Osten, Pescennius Niger, erfolgreich bedient.

Die Verteilung der Provinzen (Kap. 4) oder der Häfen des Mittelmeeres war nicht so genau zu verstehen, wie es nach Vegetius (4, 31) erscheint. Viele Inschriften zeigen, dafs einzelne Hafenplätze wie Centumcellä und Piräus Schiffe von beiden Stationen gehabt haben. Auch kamen mit dem Wachsen des Reiches neue Flotten-Abteilungen in Mauretanien, Afrika, Ägypten, Pontus hinzu. Aufserdem stand später, nicht schon unter Claudius, wie Marquardt sagt, eine Abteilung der Flottenmannschaft in Rom, eine andere war vorübergehend bei der Trockenlegung des Fucinersees thätig. Sehr ausführlich handelt F. S. 322—344 von den verschiedenen Stationen, wobei er eine Menge konnexer Gegenstände gelegentlich erörtert.

Mit Kap. 5 geht der Verf. zu der sehr kontroversen Frage nach der Stellung der Flottenführer über. — Es gab regelmäfsig 2 praefecti classium, von Misenum und von Ravenna, nur vorübergehend hatte ein Präfekt die Leitung beider Stationen, Tac. Hist. 2,100. Der gelegentliche Ausdruck *„remigum praef.“* bei Tac. ist nichts weiter als eine Variation für *classis (classiariorum) praef.*; ebenso wie Dio bald *ναῦται*, bald *ἐρέται*, bald *τριηρῖται* meist ohne Unterschied gebraucht. Auch die in einer Inschrift vorkommende, von Henzen anders erklärte Bezeichnung *„stolarchus“* nimmt F. (nach Mommsen) als Synonymun von *praef. classis*, ebenso natürlich *ἔπαρχος στόλου* oder *κλάσσης* und ähnliche Worte. — Dafs die Flotte von Misenum nach Rang und Bedeutung über der von Ravennā stand, ist naheliegend.

Die Kompetenz der Präfekten bestand aufser dem Oberbefehl über die Mannschaft und Offiziere in der höchsten Aufsicht über schwimmendes und festliegendes Material. Auch einige bürgerliche Rechte hatten sie in Gemeinschaft mit andern Behörden zu überwachen. — Die Präfekten wurden dem Ritterstand entnommen und vom Kaiser, gewöhnlich ohne Rücksicht auf vorherige Dienste auf Kenntnisse im Seewesen, eingesetzt. — Die Führung der Provinzialflotten erhielten sehr oft Offiziere des Landheeres, Kriegstribunen oder Reiterführer. Die Stellung des Präfekten war gewöhnlich Vorstufe für eine Prokuratur in kleinen Provinzen. Freigelassene finden sich unter den Befehlshabern der Hauptstationen nur je einer zur Zeit des Claudius, des Nero und des Otho; in der Regel gehören sie, wie die „Viceadmirale" (subpraefecti) und die Vorsteher der Provinzialflottillen, dem Ritterstande an. — Nicht ganz klar ist die Bedeutung der *praepositi reliquationi* oder reliquationis, der Gen. wohl üblicher nach den Analogieen *praep. vexillationis* und *praep. classis* zu schliefsen (s. Nr. 15, 21, 22, 23, 56 der von Fieb. angeführten Inschriften). F. folgt Mommsens auf eine Stelle der Digesten gestützten Erklärung von *reliquatio* = *theca nummaria,* wonach der praep. reliqu. Sparkassenverwalter der Marinesoldaten gewesen sei. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet der Verf. in der von ihm unter Nr. 57 aufgeführten Inschrift, nach welcher ein praep. reliqu. C. Salgius auch das Amt des praep. thensauris dominicis verwaltet hatte. Mir scheint die von Marquardt gebilligte Deutung Henzens richtiger.

Der Nauarchus in der Kaiserzeit ist nach F. Kommandeur kleiner Flottenabteilungen (Tac. Ann. 15, 51), nicht wie Mommsen, Marquardt, Ferrero u. a. annehmen, Führer eines gröfseren Kriegsschiffes (der Trierarch dagegen einer Triere und Liburne). Der Sprachgebrauch der älteren Zeit kann zwar nicht mafsgebend sein, und der Begriff des W. *ναύαρχος* ist oft, so bei Polybius ein fliefsender; aber eine gewisse Superiorität des Nauarchen dem Trierarchen gegenüber hat jedenfalls auch bei der kaiserlichen Marine bestanden, ohne dafs man eine durchgehende scharfe Unterscheidung im Titel zwischen Führern grofser und kleiner Fahrzeuge nachweisen könnte. Eine Inschrift nennt einen Nauarchen der germanischen Rheinflottille; dagegen Tac. Hist. 2, 16 einen Trierarchen als Führer einer Abteilung von Liburum, und wiederum Hist. 3, 12 wird ein Schiffskapitän *trierarchus* genannt.

Die von Mommsen behauptete Identität des *princeps nauarchus* mit

dem *archigubernus* oder *archigybernes* erkennt F. an; dagegen bestreitet er, auf Grund von inschriftlichen Zeugnissen M.s Ansicht, dafs die Nauarchen nicht in die Legionen als Hauptleute hätten aufrücken können.

Was die bürgerliche Stellung der obersten Flottenführer angeht, so hat F. S. 355 f. und 358 f. ganz richtig bemerkt, dafs sie mit ganz geringen Ausnahmen dem Ritterstande entnommen wurden. S. 377 sagt er von den Nauarchen ebenso zutreffend, sie seien in der ersten Kaiserzeit meistenteils Freigelassene gewesen, später römische Bürger. Der Zusatz aber: *quod etiam de praefectis atque subpraefectis erat dicendum* ist nach dem Gesagten mindestens ungenau. — S. 377—381 führt F. recht geschickt aus, dafs die in einer griechischen Inschrift aus Alexandrien (von Neroutsos-Bey herausgegeben und erklärt) genannten *δεκανοί* nichts anderes seien als die Führer einer *δεκαναΐα* (Polyb. u. Diodor) *πλοίων* d. h. eines Geschwaders von 10 Schiffen, und identisch mit den *ναύαρχοι*.

S. 381—95 ist von der militärischen Organisation der Marine im Einzelnen gehandelt. Jedes Schiff bildete eine Centurie, der nicht nur die Soldaten, sondern auch die übrige Mannschaft zugerechnet wurde. Auch die Beteiligung von Marinetruppen an Landkämpfen, besonders im Jahre 69, wird nach den Schriftstellerzeugnissen registriert.

Im Kap. 6 folgen mit zahlreichen Notizen versehen die Namenverzeichnisse: 1) der Flottenpräfekten, 20 von Misenum (darunter der ältere Plinius), 15 von Ravenna, 4 unbestimmbare; 2) Subpräfekten, im ganzen nur 8; 3) ein praepositus classis aus dem 5. Jahrhundert; 4) zwei praepositi reliquationis; 5) elf Nauarchen; 6) Trierarchen, von Misenum 19, von Ravenna 5, unbestimmt 13; 7) Centurionen, 48 von Misenum, 12 von Ravenna, 7 unbestimmt.

Appendix I giebt, mit Bezugnahme auf die 4 beigefügten Abbildungen von Grabsteinen aus Misenum und Ravenna, eine kurze Beschreibung der Kleidung und Waffenrüstung der Seesoldaten.

In Appendix II interpretiert F. eine im Berliner Museum befindliche, von Wilcken 1893 herausgegebene griechische Papyrushandschrift, die sich auf die Kontrolle des r. Bürgerrechts von Veteranen der Marine (durch die Prokuratoren der Provinzen) bezieht. — S. 430—457 folgen schliefslich die der interessanten und wertvollen Untersuchung Fiebigers zur Grundlage dienenden Inschriften. — Das Latein des Verfassers ist im ganzen lobenswert, der Druck sorgfältig und von sinnstörenden Fehlern frei.

Frankfurt a. M. **Ed. Wolff.**

---

74) **Salomon Reinach, Bibliothèque des monuments figurés grecs et romains.** Pierres gravées. Paris, Firmin-Didot, 1895. 195 S. 4. M. 137 T.

Im vorigen Jahrhundert machten die geschnittenen Edelsteine unbestritten einen wichtigen Teil des antiquarischen Stoffes aus und standen der Plastik und den Münzen vollkommen gleich. Wer nur überhaupt für das Altertum Interesse hatte, versenkte sich mit Andacht in diese kleinen Kunstwerke oder wenigstens in Abgüsse und Abdrücke, wie sie damals wohl in keiner noch so kleinen Sammlung fehlten. Dies ist in unserem Jahrhundert anders geworden. Es sind zumeist Dilettanten, welche sich gerne mit diesen kleinen Sammelobjekten beschäftigen; die Urteile über die Echtheit gehen noch mehr auseinander als über die homerischen Verse, und am liebsten möchte man die trügerischen Steinchen ruhig in den Kabinetten schlummern lassen, bis sich einmal eine Zeitschrift für Gemmenkunde dieser Geheimwissenschaft annehmen wird.

Wenn nun der Verfasser den neuen (IV.) Band seiner popularisierenden Bibliothek den Gemmen widmet, weifs er wohl, dafs er damit nicht die grofse Heerstrafse geht; die Vorrede enthält deshalb eine ungewöhnlich lange Rechtfertigung seines Planes. Die grofsen Gemmenwerke des vorigen Jahrhunderts sind ebenso teuer als selten. Hier erhalten wir nun eine zusammenhängende Nachbildung der Tafeln von Eckhel (Pierres de Vienne), Gori (Museum Florentinum), Lévesque de Gravelle (Recueil de pierres gravées antiques, 1732—1737), Mariette (Traité des pierres gravées, 1750), Marlborough gems, Millin (Pierres gravées inédites, 1817), Pierres gravées du duc d'Orléans (1786) und Stosch (Pierres antiques gravées, 1724). Die daraus mitgeteilten Steine werden auf nicht weniger als 3500 berechnet. Hierzu fügt H. R. an Stelle der alten weitschweifigen und oft thörichten Kommentare einen neuen von knapper Form, mit Anführung der Litteratur und mit Notizen über Originale, deren er viele vergleichen konnte. Jeder Abschnitt wird mit einer Einleitung über die Geschichte der betreffenden Sammlung eröffnet.

Wir wiederholen nur, was der Verfasser selbst warnend hervorhebt, dafs die modernen Steine, die hier wieder veröffentlicht sind, eine hohe Zahl ausmachen; man wird dadurch leicht mifstrauisch gegen die anderen, zumal wenn sie der Rokokozeichner, wie z. B. der fürchterliche Bouchardon, in seinen süfslichen Stil übersetzt hat. Der genannte erhält S. 87f. ein verhältnismäfsig gutes Zeugnis wegen seiner Zuverlässigkeit; ich

spreche auch nur von dem schlechten Eindrucke, den sein Stil, auf die Antike angewendet, machen mufs. Ohne den neuen Kommentar würden wohl wenige, wenn sie nicht etwa von hinten mit den zum Teil prächtigen Stoschischen Gemmen anfangen, Tafel für Tafel durchgehen.

Zu dieser neuen Leistung, die wieder Belesenheit und Genauigkeit bekundet, wagen wir zur Zeit kaum etwas anderes als einige Fragezeichen zu notieren, nicht aus Mangel an Stoff, da uns ein grofses Konvolut von Gemmenstichen vorliegt, sondern wegen jener peinlichen Sachlage: S. 14, A. 2: Von Wicar et Mongez, Tableaux etc. de la galerie de Florence begann die 2. Auflage wohl 1809, nicht 1789? — T. 18, I, 37, 2: „Herakles reifst dem Löwen das Maul mit beiden Händen auseinander". Dieses rohe Motiv finde ich hier in einem Abgufs einer Gruppe des Barockstils; ist der Stein wirklich alt? — S. 35, I, 66, 8* und 9 scheinen die Nummern verwechselt. — S. 54: Über verschlungene Händepaare ist in den „Gebärden" S. 312 und 146 A. 5 gehandelt. — S. 101, I, 95: Laocoon d'après le groupe antique ist jetzt nach meinen „empirischen Studien" zu berichtigen. — S. 113, I, 5: Prince romain sous les traits de Mercure meint eine Büste mit Attributen Merkurs; in Erinnerung an den Kleomenes möchte ich fragen, ob der Stein nicht doch alt ist. — S. 114, I, 21: Die Abkürzung ANTI für Ἀντίνοος und ähnliche regen den Wunsch an, dafs dergleichen mythologisch-heroische Abkürzungen kritisch gesammelt würden; die antikisierenden Künstler der Neuzeit (z. B. Schwanthaler), also doch wohl auch die modernen Gemmenschneider sind, wie mir scheint, weiter gegangen als das Altertum. — T. 111, 40: Der schöne, verstümmelte Stein mit dem Triton, der eine Nereide trägt, ist schief gefafst und demnach auch nicht richtig abgebildet. — S. 128, T. 121, 41*: Der Fälscher dürfte wohl wirklich haben darstellen wollen, was Millin nennt: Ciste mystique et violateurs des mystères, äufserlich schwebten ihm aber die Söhne Laokoons vor. — S. 131: Von den Pierres gravées du Duc d'Orléans soll es Exemplare mit 180 (statt 179) Tafeln geben.

Jene Zeit der „Liebhaber" wird kaum wiederkehren, aber es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, gegen die ungerechte Ignorierung dieser Denkmälerklasse, welche so ziemlich alle Seiten des antiken Glaubens und Lebens illustriert, anzukämpfen. Nach den sorgfältigen Sammlungen in Overbecks Kunstmythologie und verschiedenen Artikeln von Roschers Lexikon und nach den kritischen oder eigentlich antikritischen

Abhandlungen Furtwänglers stellt Reinachs Arbeit einen neuen inhaltsreichen Beitrag zur Erneuerung der Gemmenkunde dar.

Würzburg. **Sittl.**

75) **Reinhard Kekulé, Über einen bisher Marcellus genannten Kopf in den K. Museen in Berlin.** 54. Berliner Winckelmannsprogramm. Berlin, Georg Reimer, 1894. Mit 2 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 18 S. 4°.

Die Publikation dieses ergreifend schönen und meisterhaft ausgeführten Porträtkopfs in Lebensgröfse ist höchst dankenswert. Der Kopf stammt ohne Zweifel aus dem römischen Kunsthandel und wird in der Litteratur erstmals erwähnt von J. de Witte in der „Description de la collection d'antiquités de M. le vicomte de Bengert" (Paris 1840, S. 107, Nr. 290). Aus dieser ging er in den Besitz des Grafen Pourtalès-Gorgier und von da 1894 in den der K. Museen über. Eine dürftige Abbildung findet sich auch bei Martha, L'archéologie etrusque et romaine, 1883, p. 211. Im Kunsthandel wurde der Kopf Marcellus getauft. Kekulé weist nun nach, dafs wir von Marcellus, dem früh, aber doch erst im 21. Lebensjahre verstorbenen Neffen und Schwiegersohn des Augustus überhaupt kein beglaubigtes Porträt haben, und dafs jener Knabenkopf unter keinen Umständen Marcellus sein kann. Der Kopf stellt einen vier- bis fünfjährigen Knaben mit gramvollen, leidenden Gesichtszügen dar; eine Veranlassung, den blühenden und zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Marcellus so darzustellen, lag nicht vor. Dieser Gesichtsausdruck läfst vielmehr nur die Annahme zu, dafs wir hier die Büste eines in jungen Jahren verstorbenen Knaben vor uns haben, die von seinen Angehörigen aus Anlafs seines Todes bestellt und vom Künstler wohl mit Benutzung der Totenmaske hergestellt wurde. Ist nun auch die Benennung Marcellus abzulehnen, so weist doch die ganze Arbeit auf das Zeitalter des Augustus hin, und auch ohne den Namen des Dargestellten zu kennen, müssen wir die hohe Meisterschaft des Künstlers bewundern, der diesen Porträtkopf schuf. Diese Beobachtung giebt dem Verfasser Veranlassung zu einer Reihe interessanter allgemeiner Betrachtungen über die Porträtkunst, so dafs dieses Programm trotz seines bescheidenen Umfangs doch als ein höchst wertvoller Beitrag zur Kunstgeschichte zu begrüfsen ist.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

76/77) **R. Graul, Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte.** Schulausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. 3. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann, 1894.

Derselbe, Einführung in die Kunstgeschichte. Textbuch zur Schulausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. 3. Aufl. 128 S. 8. Geb.

E. A. Seemann hat sich durch seine kunsthistorischen Bilderbogen ein aufserordentliches Verdienst erworben und eine Fülle künstlerischer und kunstgeschichtlicher Anschauungen in die breiten Schichten unseres Volkes getragen, die für andere wegen ihres hohen Preises Anschauungsmittel überhaupt unerreichbar waren. Welch ein starkes Bedürfnis der Verleger mit seinem Unternehmen befriedigt, oft wohl auch erst geweckt hat, beweist am besten die Thatsache, dafs aus seinen Bilderbogen für die verschiedensten Kreise und Zwecke immer neue Zusammenstellungen gemacht werden [1]. Dem Wunsche nun nach einer knappen Darbietung der wichtigsten Denkmäler soll das Graulsche Werk entgegenkommen, und, dafs Atlas wie Text schon in dritter Auflage vorliegen, beweist, wie dringend das Verlangen nach elementaren Darstellungen aus diesem Gebiete ist, — mehr aber freilich auch nicht. Denn das Werk ist, unähnlich den sonstigen Erscheinungen des Verlags, eine schwache Leistung.

Laut seines Titels ist es bestimmt zur Einführung in die Kunstgeschichte: dafs aber eine Bildersammlung, die von allem Möglichen etwas bringt [2], keine einzige Periode und keinen einzigen Künstler in ihrem Werden verstehen lehrt [3], dafs ein Text, der in fliegender Hast von einem Gegenstand zum anderen eilt, nirgends verweilt, überall Urteile ausspricht, bei keinem auf die für das Urteil mafsgebenden Züge des Bildwerks hinweist, dafs diese Art der Stoffwahl und der Behandlung ein Mittel sei, den Schüler von einer ihm bis dahin fremden Welt (und das ist ihm doch die Kunst und bes. ihre Entwickelung) feste Anschauungen und über ihre

---

1) Ich möchte bei der Gelegenheit die Berufsgenossen darauf aufmerksam machen, dafs die Bilderbogen auch einzeln zu 10 Pfg. zu haben sind, und dafs sich hier die Möglichkeit bietet, den Schülern für wenige Groschen die bei der Lektüre (des Laokoon z. B.) wünschenswerten Bilder zu verschaffen.

2) Selbst ein Kopf aus Tello fehlt nicht, obwohl die dortigen Funde kunstgeschichtlich bis jetzt gar nicht unterzubringen, jedenfalls aber nicht rein orientalischen Ursprungs sind, wie G. meint.

3) Raffael, der am reichsten bedacht ist, ist nur mit vier Bildern vertreten, der Schule von Athen, der Grablegung und zwei Madonnenrundbildern.

Gegenstände eigenes Urteil gewinnen zu lassen, das mufs billig bezweifelt werden: und ohne ein solches Selbständigmachen ist doch von einer Einführung keine Rede. In dieser Anlage, dem geraden Widerspiel aller didaktischen Grundsätze, liegt ein unheilbares Gebrechen des Buches. Der Mangel an Lehrerfahrung zeigt sich aber auch in den Einzelheiten der Darstellung. So werden mehrfach Kunstwerke besprochen, für die die Bilderbogen dem Schüler keine Beläge bieten (2. B. S. 2, 6, 13): was soll der Anfänger damit?

Falsche Pädagogik ist es ferner, wenn die ursächliche Erklärung der verschiedenen Stile verabsäumt wird. Von einer Einwirkung Semperscher Anschauungen z. B. zeigt das Buch keine Spur; sie scheint absichtlich unterdrückt. Aber so wenig Sempers Stil ein Buch für die Anfänger in der Kunstgeschichte ist, so wertvoll sind seine Methoden und Resultate für den Unterricht. Die Reliefs von Niniveh z. B. als in Stein gehauene Teppiche, die persischen Säulen als Übertragung des Metallröhrenstils in Stein zu fassen ist aufserordentlich leicht, und, einmal angeeignet, schärft solche Auffassung den Blick für die Erkenntnis der Zusammenhänge, und aufserdem ist sie es doch allein, die die Formen erklärt. Von blofser Unvollkommenheit da zu reden verschliefst alle Erkenntnis, besonders aber die geschichtliche und nimmt den Schüler in ödem ästhetischem Dogmatismus gefangen.

Doch auch abgesehen von diesen prinzipiellen Gegensätzen fordert das Buch zum Widerspruch heraus. So ist es doch nicht angängig, die Statue des Chefren und des Schreibers in eine Reihe der Betrachtung zu stellen, und über die grofsen stilistischen Verschiedenheiten hinwegzugehen, als wären sie gar nicht vorhanden, während der mathematische Schematismus der Darstellung bei dem einen, der lebensfrohe kecke Realismus bei dem anderen doch weltenweit voneinander abstehen. Ebenso ist es unbegreiflich, wie jemand auf die beiden Bilder der Opferung Isaaks von Ghiberti und Brunnelesco hinweisen und von der ganz verschiedenen Auffassungsweise beider auch nicht ein Wort sagen kann. Daneben finden sich sachlich falsche Behauptungen. So heifst es von der delischen Nike (6, 3): sie bewege die Beine eilend wie Herakles (6, 8): aber dieser Herakles kniet fest auf der Erde und schiefst den Bogen ab. Die Reliefs von Selinunt heifsen ihm roh, während diese Bauernkunst doch nur derb und plump genannt werden darf. Der Discuswerfer wird dem Schüler als ein Meisterstück der Naturbeobachtung hingestellt und

von der unmöglichen Haltung des (restaurierten) Kopfes kein Wort gesagt, u. s. w.

Noch störender als diese sachlichen Fehler ist aber wohl der nachlässige, fahrige Stil der Darstellung. Da heifst es S. 2 oben ganz unverständlich: Der Ägypter „kam mit bildlicher Darstellung dem Gedächtnis der Überlebenden an den Verstorbenen zuhilfe“ und „malte die frommen Handlungen, deren Gegenstand der Tote bildete“. Was ist S. 4 „eine künstlerische Übung“ der Handwerker des alten Reiches, „die jenseits aller historischen Zeiten liegt“? Wie soll man ebenda den Satz verstehen: „Eng mit dem Totenkultus der Ägypter hängt auch die Entwickelung ihrer ältesten Bildnerei zusammen“? u. s. w.

Marienburg. **Heidenhain.**

78) **Th. Becker, Das Deutsche im altsprachlichen Unterricht.** Neu-Strelitz 1894, Progr. 28 S.

Der Kern dieser beachtenswerten Abhandlung liegt in der Vorführung einer ganzen Anzahl von Beispielen für die fruchtbare Heranziehung deutscher Analogieen im grammatischen Unterricht der fremden Sprachen, besonders des Lateinischen. Zu der von den Lehrplänen geforderten „sprachlich-logischen Schulung“ gehört nach B. in erster Linie die ursächliche Erklärung der sprachlichen Erscheinungen. Dem Schüler ist also z. B. mitzuteilen, dafs *utor fruor fungor* deswegen den Ablativ regieren, weil sie ursprünglich Passiva sind und eigentlich „ich werde gefördert, genährt, in Anspruch genommen durch etwas“ bedeuten. *Defendo periculum a vita* kann man ebenso gut sagen wie *defendo vitam a periculo,* weil *defendo* ursprünglich „abstofsen“ heifst und man mit demselben Rechte sagen kann „die andringende Gefahr von dem Leben“ wie „das Lebensschifflein von den drohenden Klippen abstofsen“. Um ein gesundes Denken zu erzielen, mufs stets auf die Anschauung zurückgegangen und dadurch Anschaulichkeit des Unterrichts geschaffen werden. Dem rein mechanischen Aneignen soll überall nach Möglichkeit entgegengearbeitet werden.

Des Weiteren werden die Fälle, in denen das Deutsche beim grammatischen Unterricht gute Dienste leisten kann und soll, in drei Gruppen gesondert. Erstens solche Fälle, in denen durch die deutsche Übersetzung sich ein Abbild der fremden Sprechweise bieten läfst, z. B. *κατηγορεῖν τινός τι* „die Schuld jemandes behaupten“, *καταγιγνώσκειν τινός τι* „gegen jemand

eine Strafe durch richterliches Erkenntnis festsetzen", *mihi opus est alq. re* „ich habe Nutzen durch etwas", *necesse est eamus* „wir wollen gehen, es ist unumgänglich", *κωλύω σε μὴ ἰέναι* „ich hindre dich, geh nicht", *οὐκ ἀπαρνοῦμαι μὴ οὐχὶ τὰ δίκαια ἐπίστασθαι* „ich leugne nicht (mein Wissen); deshalb komm ja nicht auf den Gedanken (*μὴ*), dafs ich unwissend sei" (*οὐχὶ ἐπίστασθαι*)! — Die zweite Gruppe umfafst solche Fälle, in denen deutsche Analogieen für die Ausdrucksweise der fremden Sprache gesucht werden sollen. Hierbei hat die Muttersprache nicht mehr lediglich eine dienende Stellung, sondern zieht auch, indem sie dem Verständnis der fremden Sprache dient, zugleich Gewinn für ihr eigenes Verständnis. Aus *rem cognitam habeo* läfst sich z. B. die Entstehung der deutschen und überhaupt neusprachlichen Zeiten ableiten, an der Flexion von *unus solus totus* kann der Unterschied der starken (pronominalen) und schwachen (adjektivischen) Flexion der deutschen Adjektiva erklärt werden, der Genetivus possessivus ist in Wendungen wie „du bist des Todes" bewahrt, das Hendiadyoin hat ein Analogon in Paul Gerhards: „stell' euch die güldnen Waffen um's Bett und seiner Helden Schar".

In manchen Fällen endlich — nnd das ist die dritte Gruppe — mufs, ehe die fremdsprachliche Ausdrucksweise vorgeführt wird, erst der deutsche Sprachgebrauch genau erörtert werden, damit die Schüler nicht durch die Lehren der Grammatik zu gedankenlosem Gebrauch der Muttersprache verleitet werden oder etwa gar glauben, im Lateinischen herrsche Vernunft, im Deutschen Unvernunft. So mufs z. B. beim Conj. potentialis der Begriffsunterschied, der den deutschen Hilfsverben mögen, können, dürfen, sollen zugrunde liegt, besprochen werden, damit die Schüler nicht etwa denken, diese Verba seien gleichbedeutend. In einem Punkte kann ich hier dem Verfasser nicht ganz beistimmen. Er meint, bei Sätzen wie *non multum afuit, quin interficerer* oder *nemo tanta ignavia erat, quin arma caperet* sei der auffallende deutsche Tempusgebrauch („wäre getötet" und „gegriffen hätte") den Schülern dadurch zu erklären, dafs man ihnen sage, sie gehen auf einen halbunterdrückten irrealen Bedingungssatz zurück. Das pafst wohl für den ersten der beiden Sätze („wenn das Wenige, was fehlte, nicht gefehlt hätte, so wäre ich umgekommen"), nicht aber auf den zweiten. Der erste hat ja auch negativen („ich bin nicht getötet worden"), der zweite dagegen positiven Sinn („jeder griff zu den Waffen"); beide sind also ihrem Wesen nach verschieden. Bei Beckers Umschreibung: „niemand war so feige, der nicht, wenn die Aufforderung an ihn

herangetreten wäre, die Waffen ergriffen hätte" käme ja auch gerade das Gegenteil heraus: „es trat aber an niemand die Aufforderung heran, also griff auch keiner zu den Waffen". Wenn den Schülern hier der deutsche Sprachgebrauch erklärt werden soll, was ich nicht für angezeigt halte, so wäre zu sagen: Die deutsche Sprache kann sich hier nicht des Wortes „griffe" bedienen, weil der Conjunctivus Imperfecti im Deutschen gänzlich die Bedeutung der Vergangenheit eingebüfst hat und zeitlos geworden ist; der Grund dafür ist wiederum der, dafs der Conj. Praesentis in den meisten Formen mit seinem Indikativ übereinstimmt, zum Ausdruck der konjunktivischen Funktionen also zu den sich deutlich unterscheidenden Formen des Conjunctivus Imperfecti gegriffen werden mufste. Darum blieb für die Bezeichnung der Vergangenheit blofs der Conj. Plusqpf. übrig. Als Analogon wäre dann die indirekte Rede im Deutschen vorzuführen, Sätze wie: „Der Bote meldete, die Feinde zögen sich zurück und wir würden bald aufser Gefahr sein."

Diese ganze Erörterung bei der Besprechung des angeführten Satzes vorzutragen, würde ich nicht für erspriefslich halten, weil es viel zu sehr von der nächstliegenden, wichtigsten Aufgabe abführen würde. Überhaupt möchte ich das Bedenken nicht unausgesprochen lassen, dafs man, wenn man sich auf dergleichen absichtlich verlegt, leicht des Guten zu viel thun kann. Die Zeit für den grammatischen Unterricht ist jetzt so beschränkt, dafs man zunächst mit einer gewissen Einseitigkeit die Hauptsache, das Einprägen der wichtigsten Regeln ins Auge fassen mufs. Verfasser spricht auch den Wunsch aus, dafs die Grammatiken noch häufiger, als geschähe, Analogieen aus der Muttersprache bieten möchten. Gewifs könnte hier noch mehr geschehen, aber auch hier ist ein ne quid nimis! wohl am Platze. Ich wünschte beispielsweise nicht, dafs all der Stoff, den der Verfasser in seinem Programm zusammengebracht hat, in den Grammatiken Eingang fände. Die Grammatiken müssen heutzutage mehr denn je zu knapp gefafsten Lernbüchern werden, in denen für solche crustula doctorum nicht viel Raum bleibt. Am geeignetsten sind sie meines Erachtens in den oberen Klassen, wo die lateinischen Regeln längst eingeübt sind und sitzen oder wenigstens sitzen sollten, und nun nachträglich von der Muttersprache her ein interessantes Licht auf sie geworfen werden mag.

Im Folgenden möchte ich zu einigen Bemerkungen des Verfassers noch eine etwas abweichende Meinung geltend machen. S. 10 wird als

Grundbedeutung von *invidere* bezeichnet der zauberhafte, geheimnisvoll schadende, böse Blick; der deutsche Volks- und Bauernaberglaube soll herangezogen werden, um dem Schüler die Bedeutung des lateinischen Wortes zu veranschaulichen. Ich kann als Grundbedeutung nur das darin sehen, was Cicero Tusc. 3, 9, 20 mit *nimis intueri*, Ellendt-Seyffert mit „scheel sehen" bezeichnet. Der Begriff des Schädigens ist in dem lateinischen Verbum viel zu wenig entwickelt, als daſs ich ihn für dem Worte ursprünglich wesentlich ansehen möchte; wo er sich findet, wie in der bekannten Catullstelle (5, 12), hat er sich wohl erst später entwickelt. — Eine „Umarmung unter Thränen" soll nach S. 14 eine solche sein, die zwischen Thränengüssen, untermischt mit ihnen, stattfindet. Das würde darauf führen, daſs abwechselnd umarmt, dann wieder geweint wurde, während vielmehr beide Thätigkeiten sich zeitlich decken; statt „unterwegs" war also vielmehr „unterdessen" oder „unter der Zeit" als Analogon anzuführen, wo „unter" = „während" ist.

Vereor, ut übersetzt B. nach Kühner durch: „ich bin in Besorgnis; wie sollte es wohl möglich sein, daſs er käme"? Sollte *ut* nicht vielmehr ursprünglich Wunschpartikel sein gleich dem davon abgeleiteten *utinam* („daſs er doch käme, ich bin deswegen in Furcht!")? — *Memini me legere* heiſst nach S. 18: „ich habe damals meinem Geiste eingeprägt, daſs wir damals lasen". Einfacher und natürlicher scheint mir, besonders auch im Hinblick auf *re-miniscor, re-cordor,* zu sagen: „ich habe soeben meinen Geist wieder auf das Lesen gebracht, mir es soeben in den Geist zurückgerufen", wodurch sich der Inf. praes. ungezwungen erklärt.

Daſs es im Deutschen unerlaubt sei, ein Attribut nur zu einem von zwei Substantiven zu setzen, daſs man bei Aufsatzkorrekturen also gegen Ausdrücke wie „groſse Freude und Jubel" kämpfen müsse (S. 22), halte ich durchaus nicht für richtig sondern für eine unberechtigte Einschnürung des Sprachgebrauchs.

Zu dem cäsarischen *haec* und *illa Gallia* = dieser und jener Teil Galliens soll verglichen werden nach S. 23 Schillers: wirf's in dieses Meer. Das wäre also = in diesen Teil des Meeres. Wozu diese nüchternprosaische Erklärung? „Dieses" ist vielmehr stark deiktisch und mit einer kräftigen Handbewegung verbunden zu denken. — Dagegen nimmt mich wunder, daſs der Verfasser zu *οὐτ' ἐς Ἀθηναίης ἐξοίχεται* statt „zu Marien", „gegen Michaelis" (nämlich Tage) nicht die viel näherliegende lokale Wendung: er geht zu Beckers, wohnt bei Schulzes oder

— wie man am Rhein sogar sagt — in Schulzes (nämlich „Hause“) angeführt hat.

Diese kleinen Ausstellungen beeinträchtigen den Wert der kleinen Schrift nicht, die vielmehr allen Lehrern zur Beherzigung empfohlen werden kann. Sie bietet des Anregenden viel und ist von warmem sprachpatriotischem Geiste durchweht. Allerdings würde ich z. B. nicht so weit gehen, es als eine „Schmach“ zu bezeichnen (S. 8), wenn die Schüler *οἶδα* als ursprüngliches Perfektum mit Präsensbedeutung zu würdigen wissen, von den deutschen Präteritopräsentia jedoch keine Ahnung haben. Von *οἶδα* liegt ihnen die Wurzel *ἰδ* klar vor Augen, und dafs „ich habe gesehen“ ungefähr = „ich weifs“ ist, ist leicht zu erkennen. Wo giebt es dagegen von „ich kann“ noch den Präsensstamm „kinnen“ und was bedeutet er?

Auch die ersten neun Seiten der Abhandlung, die eine Art Einleitung bilden und einige allgemein gehaltene Betrachtungen bringen, enthalten manches Beachtenswerte, z. B. die Mahnung, sich bei der Übersetzung einer Vokabel stets zu vergewissern, ob der Schüler denn auch mit dem deutschen Worte selbst eine Anschauung verbinde. Dafs dies keineswegs immer der Fall ist, dafür werden ergötzliche Beispiele aus der Praxis angeführt Daneben finden sich in dieser Einleitung allerdings auch viele der ständigen Gedanken und Modewendungen, ohne die es nun einmal in didaktischen Abhandlungen nicht mehr abzugehen scheint. Indessen verargen wir es dem Verfasser nicht übermäfsig, dafs er das mitmacht, was jetzt einmal zum guten Ton gehört, und freuen uns, dafs hinter dieser altbekannten Schale ein origineller, nahrhafter und gesunder Kern steckt.

Wernigerode. **F. Seiler.**

79/80) **K. Schenkl, Griechisches Elementarbuch.** 16 verb. Aufl. im Anschlusse an die Curtiussche Grammatik, ausgeführt von **H. Schenkl.** 2 Teile. 1. T.: Übungsstücke. 2. T.: Erklärende Anmerkungen und Wörterverzeichnisse. Wien u. Prag, Tempsky, 1895. Geb. 1 fl. 30 kr.

K. Schenkl, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Für die Klassen des Obergymnasiums. 8. Aufl. 2 Teile wie oben. Wien, Tempsky, 1893. Geb. 1 fl. 20 kr.

Die vornehmlich in Österreich verbreiteten Schenklschen Lehrbücher schliefsen sich an die Curtius-v. Hartelsche Grammatik an. Der erste Teil

enthält das Pensum bis zur preufsischen II[b] einschliefslich und kann auch für Schulen mit preufsischem Lehrplan ohne weiteres empfohlen werden. Derselbe bietet zunächst Einzelsätze, später auch häufigere zusammenhängende griechische und deutsche Stücke zum Übersetzen in recht gefälliger Form, auch einen poetischen Anhang mit Epigrammen, einigen jambischen Stellen aus Dramatikern und zwei Fabeln des Babrios, den Anhang als gute Vorübung für Homer. Eine gröfsere Anzahl seltener Vokabeln könnte ausgemerzt oder wenigstens im Wörterverzeichnis durch den Druck von den zu lernenden getrennt, bei letzteren auch die deutschen Bedeutungen abgesetzt und in besonderer Spalte untereinander gedruckt werden. — Der zweite Teil enthält deutschen Übersetzungsstoff für die oberen Klassen in recht ansprechender Form und Inhalt. Leider ist dessen Verwendung nach den preufsischen Lehrplänen ausgeschlossen, auch der Anhang im Anschlufs an die Lektüre. Da in Prima Übersetzungen ins Griechische ganz fortfallen, tritt bald grofse Unsicherheit in den Formen zutage, zum grofsen Schaden für ein scharfes Verständnis. Die Fachlehrer in Prima dürften dies bestätigen. Wer aber in der Lage ist, auf der Oberstufe noch ins Griechische übersetzen zu lassen, dem sei der zweite Teil des Schenklschen Übungsbuches warm empfohlen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 16. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

81) Th. Kock, Ausgewählte Komödien des Aristophanes. 1. Bd.: Die Wolken. 4. Auflage. 226 S. 8. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1894. ℳ 2. 40.

Die neue Ausgabe dieses Bandes ist nicht eine Neubearbeitung im eigentlichen Sinne, sondern die Anlage und der Charakter des Buches ist derselbe geblieben, aber doch finden sich an aufserordentlich vielen Stellen Änderungen und zwar, wie mir scheint, Besserungen. Dies gilt namentlich von den Noten, in denen der H. Verf. teils eigene Bemerkungen zugefügt, teils was andere in den letzten Jahren zur Erklärung des Dichters beigetragen, verwertet hat. Ganz neu ist das Vorwort, in dem mit Glück die bisherige äufsere Einteilung der Komödie gegen Neuerungen in Schutz genommen wird. Auch eine andere Neuerung, nämlich der Versuch, den Naber in der Mnemosyne XI. 1882 gemacht hat, die Entstehung der uns überlieferten Wolken zu erklären, wird S. 28 abgewiesen, wohl mit Recht. Zweifelhafter kann man sein, ob es richtig war, bei Angabe der Metra die Verweisungen auf die alte Rofsbach-Westphalsche Metrik lediglich beizubehalten; für gar manchen Benutzer wäre es bequemer gewesen, die entsprechenden Stellen der 3. Ausgabe von 1889 hinzuzufügen. Dann würde namentlich eine Stelle wie die Anmerkung zu v. 916 erst ihre rechte

Wirkung haben. Denn auch in der 3. Auflage von Rofsbach S. 140 steht noch dasselbe Versehen wie in der ersten. Aufserdem wäre hier eine Verweisung auf Nub. 39, die einzige Stelle aufser 916, wo χρέα bei Ar. vorkommt, und wo die Messung als Jambus gar keinem Zweifel unterliegen kann, am Platz gewesen.

Der Text ist gegen die letzte Ausgabe nicht erheblich verändert: er weicht von ihr an etwa 12 Stellen ab, wovon fast die Hälfte auf orthographische Verbesserungen kommt; einige Vermutungen stehen noch in den Noten.

Die grofse Zahl der Zusätze oder Weglassungen in den Anmerkungen, über 200, hier zu besprechen, ist natürlich nicht möglich, auch nicht erforderlich, da vielfach die Abweichungen nur in Citaten, Wortänderungen und dergleichen bestehen. Es sei mir gestattet, nur ein paar Stellen zu besprechen, an denen ich verschiedener Meinung bin.

So erscheint es mir immer noch ungereimt (v. 7), wenn jemand den Krieg aus vielen Gründen verwünscht, weil man seine Sklaven nicht mehr prügeln darf. Der Zusatz zu der Note, der gegen meinen Vorschlag πολλῶν θ' εἵνεκα | χὤτ' οὐδὲ κολάσαι ἔξεστί μοι — gerichtet ist, enthält keine Widerlegung. Ich liefse es mir gefallen, wenn jemand θ' hinter πολλῶν tilgen wollte, aber καὶ in χὤτ' halte ich für unbedingt nötig, solange man ὅτε als zugleich kausal fafst; das Wort aber für blofs temporal anzusehen, scheint mir nicht rätlich.

Im v. 869 verstehe ich nicht recht, was der Satz des Pheidippides αὐτὸς τρίβων εἴης ἄν, εἰ κρέμαιό γε bedeuten soll, wenn er mit τρίβων das bekannte Kleidungsstück der Armen und Philosophen meint. Ich denke, da Sokrates im vorhergehenden Verse gesagt hat, Pheidippides sei noch nicht τρίβων τῶν κρεμαθρῶν τῶν ἐνθάδε, so knüpft dieses an κρεμαθρῶν an mit αὐτὸς τρίβων (sc. τῶν κρεμαθρῶν) εἴης ἄν, εἰ κρέμαιό γε. Dies letztere hat doch nur einen Sinn, wenn es eine Hindeutung auf κρεμάθρα bildet.

Wenigstens der Schlufssatz der Anmerkung zu v. 876 ist wohl zu weitgehend, wenn es heifst: „Eine Forderung der Art würde weder Sokrates in so verblümten Worten gestellt noch Strepsiades unbeantwortet gelassen haben.“ Allerdings scheint mir eine Forderung in καίτοι γε ταλάντου τοῦτ' ἔμαθεν Ὑπέρβολος zu liegen, und der H. Verf. das im unmittelbar Vorhergehenden selbst anzuerkennen; wenigstens verstehe ich so den Ausdruck „und doch, wenn man etwas dran wendet —“. Dafs Sokrates damit nicht gerade

ein Talent fordert, glaube ich auch, er meint: ein schönes Stück Geld wird es freilich kosten, wie beim Hyperbolos. Und dafs Strepsiades darauf vorbereitet ist, dafs Sokrates niemand um Gottes Lohn unterrichtet, darauf weist die ganze Tendenz des Stückes hin und hat er selbst v. 98 ausgesprochen.

Im v. 1317 glaube ich, dafs bei dem Worte *ξυγγενέσθαι* nicht direkt an einen Prozefs gedacht, sondern der Ausdruck nur deshalb gewählt ist, weil im Folgenden ein Streit zum Austrag kommt, der beim Gastmahl ausgebrochen war, also bei einer *ξυνουσία* cf. v. 649. Die ganze Antistrophe deutet ja auf die nun folgende Katastrophe hin, die jetzt über Strepsiades hereinbricht und *κἂν λέγῃ παμπόνηρα* noch speziell auf die Verse 1331 ff. *κἀποφανῶ γε νὴ Δία, ὡς ἐν δίκῃ σ' ἔτυπτον.*

Weimar. **O. Kaehler.**

---

82) **Dionis Prusaensis quem vocant Chrysostomum quae exstant omnia** edidit apparatu critico instruxit **J. de Arnim.** Vol. I. Berlin, Weidmann, 1893. XL u. 338 S. 8. 14 *M*.

Bisher bildete A. Emperius' Ausgabe des Dio Chrysostomus die Grundlage jeder wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit diesem Schriftsteller beschäftigte. Nun hat sich aber herausgestellt, dafs in ihr die Lösung der Handschriften-Frage unzutreffend und infolge dessen auch die Bearbeitung des kritischen Apparats nicht genügend ist. Diesem Mangel will der neue Herausgeber des Dio Chrysostomus abhelfen. Daher hat er sich der ebenso mühevollen, wie dankenswerten Arbeit unterzogen, die Handschrift von neuem zu erforschen und zu prüfen, um so eine sichere Unterlage für die Überlieferung des Dio zu gewinnen. Die Ergebnisse, zu denen er dabei gelangte, stellt er in den Prolegomena zusammen.

Die Reihenfolge, in der die 80 Reden des Chrysostomus in den einzelnen Handschriften überliefert werden, ist verschieden. Für ursprünglich hält der Herausgeber die von Photius biblioth. cod. 209 mitgeteilte Anordnung, die von den auf uns gekommenen und bis jetzt bekannten Codices nur der Meermannianus hat, nämlich orat. I—VI, VIII—XIII, VII, XXXI—LXXX, XIV—XXX. Danach zerfallen die Reden in drei Gruppen, von denen die erste I—VI, VIII—XIII, die zweite XXXI—LI, die dritte LII—LXXX, XIV—XXX umfafst; Orat. VII fehlte nach dem Herausgeber in der ursprünglichen Sammlung. Jede dieser drei Gruppen besteht wieder aus zwei Abteilungen, so dafs man also sechs Abteilungen hat: 1) I—VI.

2) VIII—XIII. 3) XXXI—XXXV. 4) XXXVI—LI. 5) LII—LXXX. 6) XIV—XXX. Diese sechs Abteilungen bildeten sechs Rollen, und aus dieser Thatsache erklärt sich die Verschiedenheit unserer Codices hinsichtlich der Zahl und der Reihenfolge der Reden; einer enthält alle Rollen in der ursprünglichen Reihenfolge, andere alle in veränderter Reihenfolge, wieder andere nur einen Teil der Rollen.

Was den Wert der einzelnen Codices betrifft, so unterscheidet der Herausgeber zwei Familien, von denen die eine alle 80, die andere nur 35 Reden enthielt. Die letztere Familie wird durch Palatinus 117 (P), Vaticanus 91 (H) und Vindobonensis philos. graec. 223 (W) repräsentiert. Die andere Familie, die alle 80 Reden enthielt, zerfällt wieder in zwei Gruppen; an der Spitze der einen steht Vaticanus 99 (V) und Meermannianus (Lugdunensis 67) (M), an der Spitze der andern Urbinas 124 (U) und Parisinus 2958 (B). Der Archetypos von VM ist mit dem von UB näher verwandt als mit dem von PHW, aber der Archetypos von PHW war ein sehr alter in Majuskeln ohne Worttrennung geschriebener Codex, während der VM und UB gemeinsame aus jüngerer Zeit stammt. Daraus ergiebt sich für die Textgestaltung, dafs man in den von PHW überlieferten Reden nur selten zu Konjekturen zu greifen braucht, dafs man eine von UBP im Gegensatz zu VM oder von VMP im Gegensatz zu UB übereinstimmend überlieferte Lesart als die des gemeinsamen Archetypos, wo möglich, festhalten, im andern Fall bei der Emendation von ihr ausgehen mufs, dafs man endlich da, wo die Lesarten von UBV denen von P, PH oder PW gegenüberstehen, auf das eigene Urteil angewiesen ist und sonach die passendere zu wählen hat.

Nach diesen Grundsätzen ist die neue Ausgabe des Dio Chrysostomus bearbeitet, deren erster Band vorliegt und deren zweiter hoffentlich bald erscheinen wird. Ihr Wert besteht darin, dafs sie ein festes kritisches Fundament legt, auf dem alle an Dio sich anschliefsenden Arbeiten sicher ruhen können. Und solcher Arbeiten bedarf es vieler; denn nur wenn viele, jeder in seiner Art, sich an die Arbeit machen, kann man hoffen, den durch Lücken, Interpolationen, Umstellungen, Doppelrezensionen, kurz Fehler aller Art arg entstellten Text des Chrysostomus seinem ursprünglichen Zustande wieder möglichst nahe zu bringen. Auch der Herausgeber hat diese Arbeit nicht vernachlässigt; aber sie stand ihm, wie er selbst sagt, erst an zweiter Stelle; überdies wurde er von U. v. Wilamowitz und E. Schwartz dabei thatkräftig unterstützt. Trotzdem bleibt

noch sehr viel zu thun übrig; auch kann man mit der kritischen Behandlung des Textes durch den Herausgeber nicht überall einverstanden sein, wie ich an der ersten Rede zeigen will.

I, 2 verdächtigt der Herausgeber in den Worten *ὑπὸ τοῦ μέλους τῆς μουσικῆς καὶ τοῦ ῥυθμοῦ τῆς αὐλήσεως* mit Recht *τῆς μουσικῆς*, „*quod τέχνης salva sententia suppleri non potest*". Ich glaube, dafs *τῆς μουσικῆς* aus *τῆς μούσης* „des Musikstückes" verschrieben ist. — I, 3 schreibt der Herausgeber mit Recht *ἅψασθαι ποτ' ⟨ἂν⟩*. — I, 6 ist überliefert: *τοῦ παντὸς ἂν ἦν ἄξιος Ἀλεξάνδρῳ παρεῖναι καὶ ἐπαυλεῖν.* Wilamowitz vermutet „*dubitanter*" *διά* st. *τοῦ*, der Herausgeber selbst schlägt *ἐπαυλεῖν ⟨ἐθέλων⟩* vor. Dafs nichts zu ändern, zeigt, von andern Stellen abgesehen, Plat. leg. p. 951 B: *εἰσὶ γὰρ ἐν τοῖς πολλοῖς ἄνθρωποι ἀεὶ θεῖοί τινες, οὐ πολλοί, παντὸς δ' ἄξιοι ξυγγίγνεσθαι κτλ.* — I, 8 schreibt der Herausgeber: *οἷοι γεγόνασιν* [*οἱ*] *πολλοὶ τῶν πρότερον;* aber warum soll Dio nicht *οἱ πολλοί* „die meisten" sagen können? — I, 9 vermutet der Herausgeber dem Sinne nach richtig: *πόνοις τε καὶ ἔργοις ὅσον δυνάμεθα χρώμενοι* st. *χαίροντες*. Aber wie soll *χαίροντες* an die Stelle von *χρώμενοι* gekommen sein? Ich schlage *παλαίοντες* vor; war *πα* infolge der Endung von *δυνάμεθα* ausgefallen, so lag die Verwandlung von *λαίοντες* in *χαίροντες* aufserordentlich nahe. — Im Folgenden vermute ich: *πολλοὶ μὲν οὖν ⟨οἱ⟩ κατὰ φιλοσοφίαν λόγοι κτλ.* — I, 12 schreibt der Herausgeber mit Recht: *ἀλλὰ μόνον τὸν ἀγαθόν* st. *μόνους τοὺς ἀγαθούς*. — I, 13 schliefst der Herausgeber *ἐμπιμπλάμενόν τε καὶ* als unecht ein, und es ist ohne Zweifel, dafs diese Worte an ihrer jetzigen Stelle unpassend sind; läfst man sie aber weg, so hat man nur die Erklärung zu *ἀκολασταίνειν*, nämlich *ἀνοίας καὶ ὕβρεως κτλ.*, während die zu *σπαθᾶν* fehlt. Dazu eignet sich aber das absolut gebrauchte *ἐμπιμπλάμενον* „sich auffüllen" aufs beste; daher ist der Ausschliefsung wohl die Umstellung: *ἐμπιμπλάμενόν τε καὶ ἀνοίας κτλ.* vorzuziehen. — Im Folg. haben die Handschriften *ἀλλ' ὡς οἷόν τε προσέχοντα τὸν νοῦν κτλ.*, wofür der Herausgeber *ἀλλ' ὥστε προσέχειν* schreiben möchte, das letzte jedenfalls mit Recht; aber *ὡς οἷόν τε*, sc. *ἐστιν*, ist zu halten; solche Zusätze sind bei Dio aufserordentlich häufig. — Im Folg. schreibt der Herausgeber: *⟨ἐν⟩ ἄλλοις δέ;* die Handschriften haben *ἀλλ' οἷον* oder *οἷον*. Ich würde *ἄλλοθι δ'* vorziehen. — I, 18 haben die Handschriften *τίνα δὲ εἰκὸς οὕτως εἶναι φιλάνθρωπον ἢ ὅστις κτλ.*, und so schreibt auch der Herausgeber. Aber st. *δέ* ist *δή* zu lesen, da hier die Schlufsfolgerung

aus den vorhergehenden Beispielen auf den König gezogen wird, vgl I, 20: *πῶς οὖν εἰκὸς κτλ.* Aufserdem nimmt man an ἤ nach *οὕτως* Anstofs, wofür ich kein Beispiel kenne; es mufs wohl ἦ gelesen werden, vgl. Xenoph. Oecon. 3, 10: *τοὺς μὲν οὕτω χρωμένους, ὥστε ..., τοὺς δὲ ἦ ὡς πλεῖστα λυμαίνονται.* — Im Folg. ändert der Herausgeber das überlieferte *εὐνούστεροί εἰσι* in *εὐνούστεροι εἶεν*; meiner Meinung nach müfste man gerade umgekehrt, wenn *εἶεν* überliefert wäre, dieses in *εἰσίν* verwandeln, vgl. Kühner, Gr. Gr. II, p. 887 f. — I, 19 hält der Herausgeber mit Recht an *ἀνέχονται* fest, für das Wilamowitz *ἀποδέχονται* verlangt. — In den folgenden Worten *καὶ τὰ ἄλλα οὕτως ἀγαπᾷ κτλ.* hat man st. *οὕτως* zu schreiben *ὁμοίως*; in der gleichen Weise kann man auch I, 18, wenn einem *οὕτως* .. ἦ nicht gefällt, *ὁμοίως* ... ἤ lesen, vgl. Pausan. VII, 16, 4: *οὐδέν τι γενόμενος ἐς Ἀχαιοὺς ὅμοιος ἢ καὶ Καλλίστρατος ὁ Ἐμπέδου πρὸς Ἀθηναίους.* — I, 21 schlägt der Herausgeber *καὶ μήν* st. *καὶ μὲν δή* vor; ohne Grund, vgl. Kühner, Gr. Gr. II, p. 694. — I, 22 haben die Handschrifeen *μὴ καταγελῶντα τοῦ ὀνόματος τῆς φιλίας*; der Herausgeber möchte *τῆς φιλίας* beseitigt wissen. Müfste es dann aber nicht *τούτου τοῦ ὀνόματος* heifsen? — Im Folg. schreibt der Herausgeber *δεσπότης δὲ ... χαίρει καλούμενος* st. *δεσπότην δὲ ... χαίρειν καλούμενον.* Ich halte die Überlieferung für richtig; auch dieses Satzglied schliefst sich noch an *οὐκοῦν μόνῳ ἔξεστιν αὐτῷ* an, wogegen der Sinn nicht spricht. — I, 24 will der Herausgeber entweder *τοῦτον* st. *ὃν* schreiben oder den Satz *ὃν οἱ μὲν ... ἀνευρεῖν* nach dem folg. *τοῦτον ... ἀσφαλεστάτῳ εἶναι* stellen. Das erstere ist richtig; nach *σκότους* konnte *τουτ* leicht ausfallen. Das zweite ist nicht möglich; denn nicht nur *οὗ τἀναντία ... περιγίγνεται βιοῦν* ist unecht, wie der Herausgeber erkannte, sondern auch *τοῦτον ... ἀσφαλεστάτῳ εἶναι.* Der Gedanke pafst nicht in den Zusammenhang, und die Worte reifsen die zusammengehörenden Satzglieder *οἱ μὲν ἰδόντες καὶ συγγενόμενοι ..., οἱ δὲ ἀκούοντες ..., τοὺς δὲ προσιόντας καὶ ὁρῶντας κτλ.* auseinander. — I, 26 streicht der Herausgeber *ἐκεῖνα καί*; aber dieses Pronomen steht hier epanaleptisch, wie Xenoph. Cyrop. VI, 1, 17; 2, 33; ebenso ist im folg. Paragraph *τούτοις* nach *τοῖς κάλλιστα π. παρεσκευασμένοις* gebraucht. — I, 28 tilgt der Herausgeber mit A. Emperius *μέν* zwischen *τούς* und *συμφυλάττοντας* und fügt nach *συμφυλάττοντας αὐτῷ* das Substantiv *κύνας* ein. Wilamowitz ist damit nicht einverstanden. Ich glaube, dafs in *μέν* die Überreste von *κύνας* stecken und lese daher *τοὺς*

κύνας τοὺς συμφυλάττοντας κτλ. — Im Folg. wünscht er *αὐτούς* st. *τοὺς κύνας*; aber das Substantiv ist hier der Deutlichkeit wegen im Gegensatz zu dem vorhergehenden *οὐ τὰ θηρία μόνον* gewählt. — I, 30 verdächtigt der Herausgeber *φιλίας* nach *τοῦ καλλίστου καὶ ὠφελιμωτάτου κτήματος*; ohne Grund, wie ich glaube. — I, 31 bemerkt der Herausgeber gegen Reiske und Emperius, die nach *εὐτυχίαις* ergänzen: *τίς δὲ δυσχεραίνειν ἑτοιμότερος ἐν ταῖς ἀτυχίαις*, mit Recht, dafs nichts fehle. — I, 33 schreibt der Herausgeber *οὗτός ἐστιν ὁ χρηστὸς βασιλεύς, ὃν κτλ.* st. *τοιοῦτος*. Aber würde man dann nicht *οὗτός ἐστι χρηστὸς β.* erwarten? Das überlieferte *τοιοῦτος* ist richtig; *τοιοῦτος ὃν* „derart dafs ihn“, vgl. Kühner, Gr. Gr. II, p. 927. — I, 34 scheidet der Herausgeber *πόθεν δὲ . . . δικαίου* aus und meint: zwischen diesen Worten und den folg. bis *οὐδένα λανθάνει* sei die Wahl gegeben. Aber nach Ausscheidung von *πόθεν . . . δικαίου* folgt *τίνος μὲν γὰρ ὁ βίος κτλ.* auf *τὸν τοιοῦτον ἄνδρα τε καὶ βίον*, was kaum angeht; man müfste also auch *τε καὶ βίον* tilgen. Meiner Meinung nach ist die Überlieferung richtig. Dio will die Worte *τίς οὖν οὐκ ἂν μακαρίσειε τὸν τοιοῦτον ἄνδρα τε καὶ βίον* im Folgenden erklären. Er thut dies in der Weise, dafs er an die erste Frage, diese weiter ausführend, eine zweite fügt: *πόθεν δὲ κτλ.*, die auf *τὸν τοιοῦτον ἄνδρα* überleitet, der dann in *τί μὲν γὰρ . . . δικαίου* geschildert wird. An *ἴσου καὶ δικαίου* schliefst sich dann *τίνος μὲν γὰρ ὁ βίος κτλ.* an, *τὸν τοιοῦτον βίον* beschreibend. Der Satz *τίς δὲ εὐτυχέστερος κτλ.* zieht die Schlufsfolgerung und kehrt wieder zum Gedanken der ersten Frage *τίς οὖν οὐκ ἂν κτλ.* zurück; danach ist *δή* st. *δέ* zu schreiben. — I, 39 tilgt der Herausgeber *καὶ Φύξιος*, das in UPW fehlt. Ich glaube nicht, dafs einer der im Folg. erklärten Namen von Dio weggelassen würde; auch möchte ich mich zur Rechtfertigung dieser Weglassung nicht mit dem Herausgeber auf *καὶ μυρίας ἄλλας ἐπικλήσεις* berufen, da man ja solche Zusätze gerade in der Absicht macht, um die Aufzählung abzuschliefsen. Wie leicht ein Name ausfallen oder umgestellt werden konnte, ist an sich schon einleuchtend, wird aber auch noch durch die Parallelstelle XII, 75 dargethan. Daher halte ich *καὶ Φύξιος*, stelle *καὶ Ὁμόγνιος* nach *Πολιεύς* und füge nach *Ξένιος* noch *καὶ Κτήσιος καὶ Ἐπικάρπιος* bei. — Im Folg. schliefst der Herausgeber *ἔχων* als unecht aus. Dafs das nicht angeht, zeigt die Parallelstelle XII, 75, wo es auch steht. Meiner Meinung nach läfst es sich halten, wenn man es nicht mit *ἐπικλήσεις*, sondern mit *πάσας ἀγαθὰς κτλ.* verbindet, also

ἐπικλήσεις, ἔχων κτλ. — I, 40 fügt der Herausgeber mit Recht auf Grund der Parallelstelle XII, 76 *μηδενός* nach *πολέμιον μηδένα* bei. — I, 41 haben die Handschriften *ὅτι καὶ τοῦτο ἀρχὴ φιλίας μηδὲ κτλ.*; der Herausgeber vermutet danach: *ὅτι καὶ τούτου ἀρχηγὸς τοῦ μηδὲ κτλ.* Ich halte *τοῦτο ἀρχὴ φιλίας* für fremde Zuthat, die in den Text eingedrungen ist. Dio schrieb wie XII, 76: *ὅτι δεῖ μηδὲ κτλ.* — I, 43 verdächtigt der Herausgeber *πολὺ . . . πλημμέλεια*; ohne Grund, wie mir scheint. — I, 45 überliefern die Handschriften *ὃς μὲν ἂν πρὸς ἐκεῖνον βλέπων πρὸς τὸν τοῦ Διὸς νόμον τε καὶ θεσμὸν κοσμῇ κτλ.* Wilamowitz tilgt *πρός* vor *τὸν τοῦ Διὸς νόμον*, und der Herausgeber vermutet überdies noch *τὸν ἐκείνου* st. *τὸν τοῦ Διός*, was wegen *πρὸς ἐκεῖνον* nicht angeht. Die Worte *πρὸς* und *τοῦ Διός* sind zu streichen; sie waren in der Form *πρὸς τὸν Δία* als Erklärung zu *πρὸς ἐκεῖνον* geschrieben und drangen dann in der veränderten Form in den Text. — I, 46 möchte der Herausgeber *ἐπιτρέψαντα ἤ* streichen, was kaum nötig ist. — I, 48 tilgt der Herausgeber mit Recht *παντός* vor *τοῦ καιροῦ τοῦ παρόντος*; dagegen scheint mir I, 49 kein Grund zur Ausschliefsung von *ἢ Ἀρκαδίας* vorzuliegen. — I, 57 haben die Handschriften *ὅσοι γάρ ποτε σοφοὶ κτλ.*; der Herausgeber möchte an die Stelle von *ποτε* die Worte *νῦν γε* setzen. Ich vermute *εἰσί*. Auch das folg. *ποτε* in den Worten *οὐκ ἄνευ θείας ποτὲ βουλήσεως* ist verschrieben aus *τινός*. Im Folg. streicht der Herausgeber *ἐν ψυχῇ ποτε*, das Wilamowitz verdächtigt; er vermutet *ἐμφανεῖς ‚ἀνθρώποις*; aber gerade dies besagt ja *ἐν ψυχῇ ποτε ἀνθρώπων ἐγένοντο*: ‚sie sind in die Seele der Menschen gekommen“. — I, 58 trifft der Herausgeber mit *πολλοὶ δὲ ἄνευ δαιμονίου κατοψῆς κτλ.* st. *ὅσοι δὲ κτλ.* gewifs das Richtige; Wilamowitz setzt nach *ἐπιπνοίας* eine Lücke an. — I, 59 schliefst der Herausgeber *ἀλλά* nach *Ἄργους*, das in V fehlt, mit Recht aus; ebenso im Folg. *ὃς ἦν . . . τῶν ἐκεῖ*. In dem Satze *τοῦτο δὲ οἱ πολλοὶ κτλ.* schreibt der Herausgeber mit den Handschriften *οἱ δ' Εὐρυσθέα κτλ.*; dies ist nach *ἀλλ' ὅτι αὐτὸς κτλ.* „sondern weil er selbst“ u. s. w. nicht möglich; nahe läge *οἵδ'* mit Bezug auf *οἱ πολλοί*, wenn nur diese Hervorhebung des Subjektes nicht anstöfsig wäre; am besten scheint mir *τόν*. — I, 60 schreibt der Herausgeber mit den Handschriften *πάσης ἦρχε γῆς καὶ τῶν ἀνθρώπων ἁπάντων*; schon der Rhythmus verlangt ⟨*τῆς*⟩*γῆς*. — I, 62 ändert der Herausgeber *προσγενέσθαι* gut in *προσγίγνεσθαι*. — I, 63 streicht der Herausgeber *ἀνθρώπους* neben *τυράννους*; aber vgl. VI, 45: *ἀνὴρ τύραννος*; ebenso VI, 54, 56;

IV, 35: *σοφιστὴς ἄνθρωπος* u. s. w. — I, 65 schreibt der Herausgeber mit Emperius: *ἐπεὶ δὲ ἑώρα βουλόμενον ἄρχειν αὐτόν … ὧν ἕνεκεν οἱ πολλοὶ τούτου ἐρῶσιν κτλ.*; die Handschriften haben *ἄρχειν ἑαυτοῦ* und *πλούτου ἐρῶσιν*, und das ist richtig. In dem ganzen Abschnitt ist nur von der Erziehung des Herakles die Rede, vgl. auch I, 66: *ἔνθα νέος ὢν ἐτρέφετο Ἡρακλῆς*; diese erhält durch die Sendung des Hermes ihren nachdrücklichen Abschlufs. Von der Thronfolge wäre *βουλόμενον ἄρχειν* ein auffälliger Ausdruck, noch auffälliger durch den Beisatz *οὐ τῶν ἡδονῶν οὐδὲ τῶν πλεονεξιῶν ἐπιθυμοῦντα*. Dieser Beisatz weist deutlich auf die Selbstbeherrschung, und dazu pafst auch *βουλόμενον; ἐπεὶ δὲ ἑώρα κτλ.* schildert den Erfolg der in I, 64 beschriebenen Bemühungen, im Folg. weiter ausgeführt in *ἐπιστάμενος αὐτοῦ γενναίαν κτλ.* — Im Folg. bemerkt der Herausgeber zu *εἴη* „*suspectum propter indicativum παρατρέπουσι*"; aber ein solcher Moduswechsel ist im Griechischen ganz gewöhnlich. — I, 66 schreibt der Herausgeber mit V *ἔφραζεν*, wohl ein Versehen, vgl. I, 69: *ἐπέδειξε*. I, 84: *ἐκόλαζε* und *κατέλυε* u. s. w. Auch die Änderung von *ὅς* in *ὅστις* ist unnötig, vgl. Kühner, Gr. Gr. II, p. 942. — Im Folg. nimmt der Herausgeber nach *ἀναδιδόντος* eine Lücke an, in der beispielsweise gestanden habe: *ξυνέβαινεν οὖν τοῖς μὲν κάτωθεν κτλ.* Das ist unnötig; *ὡς κτλ.* schliefst sich hier ebenso an das Vorhergehende, wie in I, 67: „in der Weise dafs" u. s. w. — I, 67 schliefst der Herausgeber mit Wilamowitz *ἑκατέρα* ein; besser fügt Reiske *μίαν* bei, das ich jedoch nach, nicht vor *ἑκατέρα* setzen würde. — I, 68 vermutet der Herausgeber mit Recht *φαίνονται* st. *φαίνεται*; auch in der Tilgung von *τε* zwischen *τῷ καθαρῷ* stimme ich ihm bei. — I, 69: *ἄγων οὖν ἐκεῖσε κτλ.*; ich ziehe *ἄγων οὖν ⟨αὐτὸν⟩ ἐκεῖσε κτλ.* vor. — I, 71 schlägt der Herausgeber mit Recht im Anschlufs an Jacobs *καὶ ⟨ἀεὶ⟩ ὅμοιον* vor. — I, 72 mufs man *πολλὴ δ' εὐφημία τε καὶ ἡσυχία ἀθόρυβος κατεῖχε τὸν τόπον* lesen; der Accus. und Infin. ist falsche Anlehnung an das Vorhergehende, wie auch im Folg. *εἶναι δὲ ἅπαντα κτλ.*, wo Emperius besserte. — I, 75 schreibt der Herausgeber mit Recht *οὗτος δὴ* st. *δὲ*; aber *καλεῖται* streicht er auf Anregung von Wilamowitz ohne Not; ebenso liegt zur Änderung *σύμβουλος ⟨ὢν⟩ καὶ πάρεδρος* kein Grund vor, vgl. I, 75 *πολιὸς καὶ μεγαλόφρων*. I, 82: *δουλοπρεπὴς καὶ ἀνελεύθερος* u. s. w. — I, 77 schreibt der Herausgeber mit den Handschriften *καὶ αὐτὴ σχεδὸν κτλ.*; meiner Auffassung nach mufs es heifsen *καὶ αὕτη σχεδὸν κτλ.* „und zwar" u. s. w. — I, 78 haben die Handschriften *πολὺ δὲ ὡς ἐνόμιζεν*

ὑψηλοτέρῳ καὶ κρείττονι τῷ θρόνῳ, und das ist, richtig abgeteilt, untadelig: *πολὺ δέ, ὡς ἐνόμιζ', ἐν ὑψηλοτέρῳ κτλ.*, oder *ἐνόμιζεν, ἐν*, wenn man das vorzieht. Damit fällt Wilamowitz' Vermutung *ὑψηλοτέραν καὶ* ⟨*ἐν*⟩ *κρείττονι*, sowie die des Herausgebers *πολὺ δέ, ὥς γε ἐνόμιζεν, κρείττονι τῷ θρόνῳ χρωμένην.* Wenn der Herausgeber bemerkt: „*ὡς ἐνόμιζεν ad altitudinem non apte refertur*", so übersieht er, dafs bei *ὑψηλοτέρῳ* noch *κρείττονι* steht, womit die übertragene Bedeutung von *ὑψηλός* genügend angedeutet ist: „wie sie sich einbildete, auf einem viel erhabeneren und mächtigeren Thron." — I, 82 liest der Herausgeber mit den Handschriften *οὐδὲν ἐκείναις ὁμοίων, αἷς κτλ.*; ist hier nicht *ἐκείναις* fremde Zuthat? — I, 83 lese ich mit P *ἐτεθέατο*; zur Weglassung des Augments liegt hier kein Grund vor. — I, 84 nimmt der Herausgeber nach *σωτῆρα* eine Lücke an, in der nach Wilamowitz *ἔφασαν* stand. Wenn etwas zu ergänzen ist, liegt *εἶπον* am nächsten, das vor *εἶναι* leicht ausfallen konnte. Ich glaube aber, dafs keine Lücke da ist, sondern dafs man *εἶναι* in *εἶπον* zu verwandeln hat.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

83) **André Oltramare, Etude sur l'épisode d'Aristée dans les Géorgiques de Virgile.** Genève et Bâle. H. Georg. 8.

Ein Problem sieht der Verf. in der bekannten Aristaeusepisode der Georgica, weil die Stellung dieser Episode innerhalb des Dichtwerks nicht hinlänglich motiviert sei. Einzelne Schönheiten genügten nicht; das Ganze müsse zu der Gesamtwirkung des Werkes beitragen. Dazu komme, dafs die Tradition von der Eurydike sich nur bei Apollodor finde und dafs dieselbe aufser bei Virgil nie mit der Aristaeusfabel verbunden sei. Wie komme Virgil dazu, seinen Mitbürgern diese nicht nur fantastische, sondern auch kostspielige Methode der Bienenzucht vorzuschlagen? Die bekannte Überlieferung, dafs Virgil am Schlusse der Georgica ursprünglich eine Verherrlichung seines Freundes Gallus angebracht habe und dafs erst nach dessen Katastrophe der jetzige Schlufs den früheren verdrängt habe, macht den Verf. nicht irre: ein so bedeutendes Stück könne, wenn auch erst nachträglich hinzugefügt, doch kein bedeutungsloses Füllwerk sein.

Nach einer Lösung des so gestellten Problems durch eine präcise Aufstellung der wahren Bedeutung der Episode suchen wir nun aber in der kleinen Abhandlung vergebens. Eine solche Lösung mufste doch vor

allen Dingen eine einheitliche Deutung darbieten, welche den einzelnen Personen und dem sie verknüpfenden Mythos eine klare und deutliche Stellung anwiese. Das ist aber durchaus nicht der Fall: der Verf. bleibt bei Einzelheiten stehen und betrachtet und deutet die Erzählung von so vielen verschiedenartigen Gesichtspunkten aus, dafs unmöglich alles, was der Verf. vorbringt, zugleich vom Dichter beabsichtigt sein kann. So untersucht er z. B. die Personen zunächst auf ihren mythologischen Gehalt, findet im Orpheus den schattigen Teil des Jahres, in Eurydike teils eine Doppelgängerin der troischen Kreusa, teils eine Astraea, von deren glückseliger Rückkehr Virgil in der 4. Ekloge träume, was noch dadurch unterstützt werde, dafs Virgil seine Georgica in der Nähe der Stadt der Jungfrau (Parthenopolis) gedichtet habe (!) Dann soll wieder in der Erzählung eine Hindeutung auf die geschichtlichen Ereignisse der Zeit des Augustus gefunden werden und in der Person des Orpheus Augustus als der Apollon sauveur et guérisseur uns erscheinen, wobei auf die von Sueton (Aug. c. 94) berichtete wunderbare Abstammung des Augustus von Apollo hingewiesen wird. Ganz phantastisch wird der Verf., wenn er auf die Zahlen zu sprechen kommt, welche sich in der Erzählung finden: so z. B. wird in der Zahl 8, die in den 2×4 Opfern des Aristaeus erscheint, eine Anspielung auf den Namen Octavianus gefunden, der nach seinem neuen Namen Augustus den 8. Monat des Jahres habe benennen lassen. Und in dem letzten Abschnitte soll überdies noch nachgewiesen werden (S. 121), dafs Orpheus gewisse moralische Anlagen darstelle, die den Herzen für die Verkündigung des Christentums den Weg eröffnet habe. Sieht der Verf. nicht, dafs eine Erzählung wohl allenfalls eine allegorische Deutung zulassen könne, nicht aber gleichzeitig mehrere ganz verschiedene? Ich glaube, dafs das von dem Verf. auf S. 109 abgegebene Urteil wirklich als eine Art Selbstkritik gelten kann: es wird dort nämlich gesprochen von der tentative téméraire, d'interpréter allégoriquement une oeuvre, qui risque fort de sortir de vos mains plus obscure et plus énigmatique qu'elle ne l'était dans sa primitive simplicité.

Hamburg. **Heinrich Bubendey.**

---

84) **W. Gemoll, Die Realien bei Horaz.** Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchh. 1895. Heft I: 80 S.; Heft II: 107 S.; Heft III: 177 S.; Heft IV: 188 S. 8. ℳ 11.

Das Werk, das hier vorliegt, war seit 1892 in einzelnen Heften

erschienen (das letzte 1895), die nun zu einem Bande vereinigt sind. In Form eines Handbuches, nicht eines Lexikons bespricht Verf. das, was an Realien im weitesten Sinne des Wortes bei Horaz vorkommt, in einem weiteren, als man den Begriff Realien wohl sonst auszudehnen pflegt; behandelt Verf. doch auch Philosophie und Theologie. Die Reihenfolge der Abschnitte erscheint etwas willkürlich. Das 1. Heft behandelt: Tiere und Pflanzen — Kleidung und Wohnung; das 2. Heft: Kosmologie — die Mineralien — den Krieg — Speisen und Getränke — Mahlzeiten; das 3. Heft: den Menschen (A. d. menschl. Leib, B. d. menschl. Geist) — Wasser und Erde — Geographie, das 4. Heft: das Sakralwesen (hierunter auch Theogonie) — die Familie — Gewerbe und Künste — den Staat (hierunter auch Rechtsaltertümer). — G. will, wie er selbst im Nachworte sagt, den ihm nicht aussichtslos scheinenden Versuch machen, aus Horaz Gedichten heraus eine sachlich geordnete Schilderung der Kulturzustände der Zeit zu gewinnen. Er scheint uns aber nicht sowohl aus des Horaz Gedichten diese Schilderung gemacht zu haben, als im allgemeinen die Kulturzustände zur Zeit des Augustus und Horaz darzustellen. Den Vorwurf, der schon früher dem Verf. gemacht worden ist, dafs er zu vielerlei und allzu reichliches Material aus den Antiquitäten, der Sprachvergleichung und anderen Gebieten und aus den verschiedensten Schriftstellern herbeizieht, können auch wir nicht unterdrücken. Und so sehr sich Verf. gegen diesen Vorwurf verwahrt, so scheint er doch dessen Berechtigung empfunden zu haben; denn es will uns bedünken, als habe er insbesondere im letzten Hefte. wenn dies auch das umfangreichste ist, jene Ausstellung der Kritiker beachtet und sich etwas gröfserer Konzentration befleifsigt. Das Streben nach möglichster Vollständigkeit hat eine ermüdende Breite der Darstellung zur Folge, wodurch gar oft die Übersichtlichkeit verliert. Welchen Zweck hat es, wenn bei den Säugetieren alle einzelnen Merkmale und Körperteile aufgezählt werden, oder wenn *gula guttur iugulum faux* nach Plinius und Celsius beschrieben und gekennzeichnet werden mit dem alsbaldigen Hinzufügen, dafs Horaz so wenig wie andere Dichter die vier Begriffe auseinander hält, sondern nach Belieben mit ihnen abwechselt! Zudem verursacht das Herbeiziehen aller einschlägigen Stellen ein Unterbrechen und Zerreifsen der Darstellung, das oft mehr als störend wirkt. Manche Partieen sind, freilich ohne von diesem durchgehenden Formfehler frei zu sein, recht geschickt behandelt; so im 1. Hefte die Wohnung, wobei besonders auch auf die zu Horaz' Zeit vor sich gehende Veränderung hingewiesen

wird; — im 2. Hefte die Zusammenstellung der Geschirre im Haushalt, wie der Speisen und Getränke (wir lernen bei Horaz die einfache Kost der ärmeren, namentlich der ländlichen Bevölkerung, die wesentlich vegetabilisch war, neben der reichen Kost der besser gestellten Kreise der Hauptstadt kennen; die Güte der meisten der bei Horaz vorkommenden 17 Weinsorten läfst sich messen nach dem vom Verf. hinzugefügten Verzeichnis der Weine bei Martial, der gute und schlechte unterscheidet); — im 3. Hefte die Untersuchung über die Philosophie des Horaz, sowie seine Stellung zum Götterglauben, wobei sich ergiebt, dafs die Grundanschauung des Dichters vielmehr stoisch als epikuräisch ist; — im 4. Hefte der Abschnitt über die Familie. Indessen soll mit dem Herausgreifen dieser Partieen nicht etwa gemeint sein, dafs nicht auch andere ebenso zugleich erschöpfend und angemessen behandelt wären; die angedeuteten sind uns nur besonders ansprechend erschienen. Unverhältnismäfsig kurz ist im 4. Hefte „der Staat“ behandelt. Unsers Erachtens mufste, da der Verf. sich die vollständige sachliche Erklärung zur Aufgabe macht, das zum Verständnis Erforderliche beigebracht werden, wo der Dichter, der seinen Römern Bekanntes nur anzudeuten oder zu berühren brauchte, mit einem einzigen Worte auskommt, um dennoch eine ganze Reihe von Vorstellungen zu wecken; es genügt daher nicht, wenn von den Beamten nur mit des Dichters Worten gesagt wird, was dieser davon erwähnt; dadurch weifs der heutige Leser noch nicht, was ihre wesentlichen Funktionen waren; — oder wenn ohne jede Erklärung *descendat in campum petitor* citiert wird, nur zum Zwecke der Angabe, dafs *petitor* der Amtsbewerber heifst.

Wenn man sich durch das viele Beiwerk, die mancherlei überflüssigen Nebendinge nicht beirren läfst, so hat man in dem Buche in der That eine vollständige Schilderung der Kulturzustände und Anschauungen, wie sie zur Zeit des Horaz in der römischen Welt herrschten. Im ganzen wird es dem, der den Horaz studiert, und dem den Horaz interpretierenden Lehrer gute Dienste leisten; für Schüler ist es nicht bestimmt und auch nicht brauchbar. Von Druckfehlern ist das Buch (namentlich am Anfange) nicht frei.

Hanau. **O. Wackermann.**

85/88) **I. Deutsche Lieder in lateinischer Übersetzung** von **Fr. Strehlke.** Zweite vermehrte Auflage. Berlin, 1894. Verlag des Bibliographischen Bureaus. VIII u. 85 S. Kl. 8. ℳ 1.

II. Lyra germano-latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte ins Lateinische übertragen von **E. Eckstein.** Dresden und Leipzig, 1894. C. Reifsner. 50 S. Kl. 8.

III. Carmina nonnulla poëtarum recentiorum Germanicorum in latinum convertit **E. Reinstorff.** Hamburg, 1895. Herold. 67 S. Gr. 8. ℳ 2.—

IV. Altgriechische Lyrik in deutschem Reim von **J. Schultz** und **Joh. Geffcken.** Berlin, 1895. W. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 104 S. Kl. 8. ℳ 2.

Die drei ersten Sammlungen zeugen von einer im allgemeinen recht anerkennenswerten Fertigkeit in der lateinischen Nachbildung deutscher Reime und Versmafse, bezw. der Versifikation überhaupt, und nur an verhältnismäfsig sehr wenigen Stellen haben die Übersetzer der lateinischen Ausdrucksweise und Konstruktion oder dem Rhythmus Gewalt anthun müssen, um einen brauchbaren Reim zu erzielen. Letzteres gilt namentlich vom dritten Gedicht bei Strehlke: „Der Fischer“ von Goethe, z. B. in den Versen: *Aqua strepit et turgescit* (Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll), *Dum assidet et exaudit* (Und wie er sitzt und wie er lauscht), *Distat aestus acer* (Teilt sich die Flut empor), *Nonne vel sol delectat se* (Labt sich die liebe Sonne nicht), ebenso von den Versen in Nr. 13 „Schillers Dithyrambe“ *Nemo Deorum,* || *credite mihi* || *Solus venit* (Nimmer, das glaubt mir, || Erscheinen die Götter, || Nimmer allein, in Nr. 15 „Klage der Ceres“ *Sed mi nympha praedicit* (Und die Oreade spricht), in Nr. 36 *Margaritas et adamantes,* || *Quae cupiunt omnes habes* || *Et oculos formosos* || — *Cor meum, quid aves?* (Du hast Diamanten und Perlen u. s. w.) von H. Heine und sonst öfters. Ecksteins tüchtige Arbeit bietet 17 fast durchgängig höchst gewandte und fehlerlose Übersetzungen; in seiner Übertragung von: „Du bist wie eine Blume“ stört der Gebrauch von *Deus* als einsilbiges Wort, ebenso der etwas unrhythmische Vers in der Loreley: *„Iam aër friget crepusclo“* (Die Luft ist kühl und es dunkelt). Aber alle diese kleinen Ausstellungen lassen sich unbedingt mit der notorisch grofsen Schwierigkeit, moderne Gedichte nicht in die Form der antiken Elegieen oder Oden, sondern unter Aufrechthal-

tung der deutschen Versmafse und Reime in erträgliche lateinische Form zu kleiden, entschuldigen.

Die erste Auflage der Strehlkeschen Sammlung ist bereits 1885 erschienen, leider aber s. Z. noch nicht so bekannt geworden, wie sie es ihrer Bedeutung nach längst verdient hätte. In der vorliegenden, 51 Gedichte umfassenden Bearbeitung sind der früheren Sammlung 18 neue Übersetzungen beigegeben, von denen uns die der Gedichte „An den Mond“ von Goethe (Nr. 2), „Der Jüngling am Bache“ (Nr. 12) und „Klage der Ceres“ von Schiller (Nr. 15), „Soldaten-Morgenlied“ („Erhebt euch von der Erde“) von v. Schenkendorff (Nr. 27), „Siegfrieds Schwert“ von Uhland (Nr. 30), „Mein Vaterland“ („Treue Liebe bis zum Grabe“) von Hoffmann v. Fallersleben (Nr. 45) und „Der deutsche Rhein“ („Sie sollen ihn nicht haben“) von N. Becker (Nr. 51) am meisten zugesagt haben. Auch die älteren, stellenweise etwas verbesserten Übersetzungen sind fast durchgehends recht wohlgelungen. Neu hinzugefügt sind als Anhang die wichtigsten Angaben über Abfassungszeit und ersten Druck der Gedichte, sowie ein alphabetisches Register der Anfangsworte der lateinischen und der deutschen Texte. Unter Reinstorffs zwölf Übertragungen klassischer deutscher Gedichte halten wir für die besten die von Schillers „Hektors Abschied“, „Der Jüngling am Bache“, „Das Mädchen aus der Fremde“, „Kassandra“, „Der Ring des Polykrates“, Bürgers „Leonore“ und Uhlands „Des Sängers Fluch“. Mehrere der genannten Gedichte sind sowohl von Strehlke als von Reinstorff übersetzt, und es ist schwer zu entscheiden, welche Übersetzungen die vorzüglicheren sind. Nur berührt bei letzteren in der Version des Goetheschen „Königs in Thule“ der öftere Wechsel des lateinischen Imperfekts mit dem deutschen Präsens innerhalb derselben Gedankenreihe nicht gerade angenehm.

IV ist dem grofsen Erforscher Altgriechenlands Ernst Curtius gewidmet und enthält in 35, mit kurzen litterarhistorischen Vorbemerkungen versehenen Abschnitten meist trefflich gelungene Übersetzungen einer Auswahl des Schönsten und Gröfsten aus der altgriechischen Lyrik in deutsche, der Originalform ganz entgegengesetzte Reime. Die Verfasser haben in ihrer Sammlung die historische Reihenfolge der Dichter und die sich darauf gründende genetische Entwickelung der griechischen Poesie von Homer bis Gregorius von Nazianz genau betrachtet, was die Brauchbarkeit der Arbeit wesentlich erhöht. Gregor, der bekannte Bischof, steht zuletzt, weil sich, wie richtig hervorgehoben wird, in seinen Gedichten

der Nachhall alexandrinischer Poesie mit dem Vorklang mittelalterlicher Volksdichtung vereinigt. Abschnitt 1 enthält Hektors Abschied nach Il. VI, 392—502 ziemlich gewandt in Nibelungenstrophen übertragen. Berücksichtigt werden die Hauptdichter nach der Anthologie, also Kallinos, Tyrtaeos, Archilochos, Mimnermos, Solon, Xenophanes, Alkman, Alkaeos und Sappho, Anakreon, Ibykos, Theognis, Simonides, Bakchylides, Pindar, Theokrit, Bion, Moschos und Kallimachos, aber auch die Chorgesänge aus den Tragikern und die Anakreontischen Gedichte späterer Zeit sind geschickt ausgewählt und trefflich übersetzt. Als Proben mögen folgende Übertragungen dienen:

Kallinos 1:

„Wie lang noch wollt ihr feiern? Wann faßt ihr Mut zum Streit?
Wann schämt ihr vor den Nachbarn euch dieser Lässigkeit?
Ja, meint ihr denn, Gesellen, ihr könnt im Frieden ruhn?
Ich sag' euch: Krieg durchwaltet die ganze Erde nun!"

Simonides 37 (Danae und Perseus):

„Da warf die Mutter und ihr Kind
Das aufgewühlte Meer
Und das bange Grau'n und der sausende Wind
In der künstlichen Arche umher.
Und Danae weinte vor bitt'rem Harm
Und schlang um ihren Perseus lind
Den Mutterarm."

Dresden. **Löschhorn.**

Vakanzen.

Essen (Ruhr), R.-G. Hilfsl. N. Spr. (sofort). M. 1800. Dir. Dr. Holfeld.

Saarlouis, Progymn. Oberl. klass. Phil. und Geschichte. N. E. Meld. bis z. 1. Juni. Bürgerm. Titz.

Stettin, Stadtgymnasium. Hilfsl. klass. Phil. und Deutsch. M. 1800. Meld. bis 15. Juni. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 30. Mai. Nr. 11, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

89) **Herondae mimiambi.** Accedunt Phoenices coronistae, Mattii mimiamborum fragmenta. Iterum edidit **O. Crusius.** Leipzig, B. G. Teubner, 1894. XXXVI u. 156 S. ℳ 3. 20.

Die zweite Auflage der Herondasausgabe des um die Kritik und Erklärung dieses Dichters sehr verdienten Gelehrten O. Crusius ist im Vergleich zur ersten eine wesentlich verbesserte.

In der Vorrede sucht der Herausgeber seine Ansicht über die Textüberlieferung des Herondas, die vielfachen Widerspruch gefunden hat, in einer ausführlichen Darlegung als richtig zu erweisen. Meiner Überzeugung nach ist ihm dies nicht gelungen; denn ich kann weder in den Verbesserungen der ersten Hand noch in denen der jüngeren Hände eigene Konjekturen der Schreiber erkennen. Dagegen spricht meiner Meinung nach einmal der Umstand, dafs viele der Verbesserungen unzweifelhaft das Richtige treffen, sodann aber auch die Thatsache, dafs Korrekturen sich in Versen finden, die weder dem Sinn noch dem Metrum nach Veranlassung zu Eingriffen boten. Die Korrekturen können nur das Ergebnis einer Vergleichung des ursprünglich geschriebenen Textes mit einem Exemplar sein, das einer andern Rezension entstammte, und daran kann auch die Übereinstimmung des Stobäos mit dem ursprünglichen Texte nichts ändern; denn diese beweist nur, dafs beide auf dieselbe Rezension zurückgehen. In den Ver-

besserungen haben wir also eine zweite Überlieferung zu erkennen, die unabhängig neben der ersten, die der ursprüngliche Text giebt, steht. Welche von beiden den Vorzug verdient, das ist eine Frage, die der Herausgeber in jedem einzelnen Fall besonders zu stellen und zu beantworten hat. Mir scheint es, als ob O. Crusius die erste Überlieferung allzu sehr auf Kosten der zweiten begünstigt habe; wenigstens betrachte ich viele Verbesserungen, die er zurückgewiesen hat, als die richtige Lesart.

Der Text der Mimiamben ist auf Grund neuer Vergleichungen des Papyrus, einer ausgedehnten Benutzung der einschlägigen Litteratur und besonders auch eigener Forschungen berichtigt und vervollständigt. Besonders dankbar werden die Leser des Buches dem Herausgeber dafür sein, dafs er auch an den Stellen, wo der ursprüngliche Wortlaut mit den bis jetzt vorliegenden Hilfsmitteln nicht mehr hergestellt werden kann, doch durch Ergänzungen andeutete, wie er sich den Zusammenhang denkt; denn wenn über diese auch naturgemäfs nie eine vollständige Übereinstimmung unter den Gelehrten erzielt werden wird, so ermöglichen sie doch eine zusammenhängende Lektüre und Auffassung der Dichtung, was den meisten erwünscht ist. Hinsichtlich des Dialektes scheint mir der Herausgeber richtig vorgegangen zu sein, wenn er im grofsen und ganzen Gleichheit herstellite, vor einer vollständigen Uniformierung sich aber hütete. Unter dem Text ist der kritische Apparat beigefügt, der die handschriftlichen Lesungen vollständig, die Konjekturen in Auswahl enthält, nicht immer frei von Versehen. Am Fufse der Seiten sind die „testimonia“ aus Hesychios und andern Grammatikern zusammengestellt.

Um mich nun dem einzelnen zuzuwenden, erwähne ich zuerst, dafs O. Crusius mit andern der Ansicht ist, die Fremde, die im 4. Mimiambus dem Asklepios das Weihegeschenk darbringt, sei Kokkale, und dafs er dementsprechend die Personenverteilung vornimmt. Ich halte diese Ansicht nicht für richtig; denn weder V. 19 noch 88f. können ihrer Fassung nach an eine Freundin gerichtet sein, da man so mit Freunden nicht spricht; zum mindesten hätte man doch erwarten dürfen, dafs die strammen Befehle der Kynno durch vorausgeschickte Fragen der Freundin vom Dichter gemildert worden wären. Dazu kommt noch, dafs man bei dieser Auffassung annehmen mufs, Kydilla, die Sklavin der Kynno, habe der Kokkale unterwegs das Votivbild getragen und es ihr erst nach dem Eintritt in den Tempel übergeben, damit sie es selbst mit dem Dankgebet dem Gott weihe — eine Annahme, die der Dichter ganz gegen seine

sonstige Gewohnheit mit keinem Worte andeutet. Wäre es endlich, wie ich schon in dieser Zeitschrift 1894 Nr. 6, S. 89 bemerkt habe, nicht auffallend, wenn der Dichter nur der einen Frau, der Kynno, die gar keine Magd braucht, eine solche gegeben hätte, ihrer Freundin aber, die eine solche recht notwendig brauchen konnte, keine? Wie *δαισόμεθα* V. 93 für die Auffassung des Herausgebers sprechen soll, verstehe ich nicht; soll wirklich eine Hausfrau ihrer Magd gegenüber nicht *δαισόμεθα* sagen können? Aus alle dem ergiebt sich für mich die Notwendigkeit, unter Kokkale die Sklavin der Freundin zu verstehen, wie unter Kydilla die der Kynno. Wie heifst aber diese Freundin? Denn es ist doch nicht denkbar, dafs der Dichter sie anonym einführe. Ich denke *Φίλη*, vgl. V. 27. 39. 72. Oder sollte der Dichter wirklich Kynno ihre Freundin immer nur *φίλη*, nie mit ihrem Namen anreden lassen? Die Verse verteilen sich also folgendermafsen unter die einzelnen Personen: 1—18 enthalten das Gebet der Phile; daran schliefst sich der Befehl an ihre Magd Kokkale, das Weihegeschenk, das sie bisher getragen, rechts neben Hygieia zu stellen (V. 19—20); dann wendet sie sich mit dem Ausdruck der Verwunderung über die Kunstwerke des Tempels und mit der Frage nach dem Künstler an ihre Begleiterin Kynno (V. 20—22). Die Antwort dieser enthalten V. 23—25. Darauf spricht Phile den Segenswunsch V. 25—26. Jetzt lenkt Kynno in V. 27—29 die Aufmerksamkeit ihrer Freundin auf ein anderes Kunstwerk, und im Anschlufs daran giebt diese ihrer Bewunderung noch einiger anderer Kunstwerke Ausdruck (V. 30—38). Nun will Kynno der Phile etwas besonders Schönes zeigen (V. 39—40) und giebt ihrer Magd Kynno einen darauf bezüglichen Auftrag; da diese nicht gleich hört, erfolgt die Strafpredigt V. 41—51. Phile tröstet Kynno V. 52—53, diese entschuldigt sich V. 54, und Phile ruft die Magd der Kynno, Kydilla, zurück, mit der Frage an Kynno, ob sie denn nicht sehe, dafs die Thür offen sei V. 55—56. Nach *οὐχ ὁρῇς, φίλη Κυννοῖ* ist Fragezeichen zu setzen; denn die Worte schliefsen sich an das Vorhergehende an und dürfen nicht mit dem Folgenden verbunden werden, da die Frage *οὐχ ὁρῇς, φίλη Κυννοῖ, οἷ' ἔργα* nach V. 39—40 vom Dichter der Phile nicht in den Mund gelegt werden könnte; Kynno ist ja gerade die, welche Phile auf jene Kunstwerke aufmerksam macht. Unterdessen sind sie dahin gekommen, wo Kynno der Phile das Schönste zeigen will; Phile bricht in Verwunderung aus (V. 57—71), Kynno erwidert V. 72—78. Da naht der Neokoros, der V. 79—85 spricht. Die Schlufsverse 86 f.

gehören der Phile, die zunächst betet, dann ihrer Magd Kokkale Befehle erteilt. Nachträglich sehe ich, daſs auch A. Palmer *Φίλη* als Eigennamen faſst, und in dieser Übereinstimmung erblicke ich eine weitere Bestätigung meiner Ansicht.

Etwas näher will ich noch auf den 7. Mimiambus, der *Σκυτεύς* überschrieben ist, eingehen. V. 1 ergänzt der Herausgeber *νέας εἴ τι;* ich ziehe mit Blaſs und Meister *γυναῖκας. τί* vor; denn *νέας* kann Metro die Frauen nicht ohne weiteres nennen. — V. 4f. schreibt der Herausgeber *ταῖς γυναιξὶν οὐ θήσεις | τὴν μέζον' ἔξω σανίδα; Δριμύλῳ φωνέω | πάλιν. καθεύδεις;* Ich halte folgende Trennung und Interpunktion für richtiger: *σανίδα, Δρίμυλ'; ὢ φωνέω | πάλιν; καθεύδεις; φωνέω* ist Konjunktiv: „soll ich es noch einmal sagen?" — V. 8 ist *τὴν ἄκανθαν* vielleicht ein derber Ausdruck für Haar; der Schusterjunge schläft, den Kopf rückwärts gelehnt; daher „schlage ihm entweder auf die Schnauze oder binde ihm die Borsten am Halse fest". — V. 9 ergänzt der Herausgeber *εἶα δή, οἰκότριψ,* was mir zu milde erscheint; ich ziehe *ἀλλ' ἄγ' ὦ κέρκωψ* vor; *κέρκωψ* wurde schon von W. Headlam vermutet. Auch im folg. Verse halte ich *ἢ θέλεις* nicht für angemessen; besser gefällt mir *γοῦνα. μή σε θῶ δεσμὰ κτλ.*, vgl. III 66. — V. 12 erscheint mir *αὐτήν* neben *μίν* unerträglich; ich schlage daher *αὖτ', ἤν* vor: „jetzt erst scheuerst du ihn wieder, sieh' einmal"; der Junge hat sich früher schon Ähnliches zu Schulden kommen lassen. — V. 13 ergänze ich: *κλαίοντος οὖν σευ τὴν δορὴν ἀποψήσω;* das Verb. *κλαίειν* wird gerade in solchen Verbindungen bekanntlich mit Vorliebe gebraucht. — V. 14 kann ich die Ergänzung von *τὴν ἄνω* nicht billigen; *ἄνω* ist an sich kein passendes Attribut zu *πυργίδα* und wird auch nicht durch das folg. *ἄνωθεν* empfohlen, da dieses „von oben herab", d. h. aus der obersten Schublade, bezw. von dem obersten Auslegebrett, wo die besten Waren sind, bedeutet. Überdies würde man bei einer solchen Bezeichnung den Komparativ oder Superlativ erwarten. Ich ergänze daher mit Diels *τὴν νέην οἴξας*, im folg. Verse aber *μὴ τὴν ὧδε, τὴν νέην εἶπον.* — V. 16 schreibt der Herausgeber *τὰ χρήσιμ' ἔργα τοῦ τρέφοντος Κέρδωνος;* aber um das *τρέφειν* handelt es sich hier nicht; Kerdon will seine Waren empfehlen; daher *τοῦ τρίβωνος Κέρδωνος* „des Meisters Kerdon". — V. 18f. ergänzt der Herausgeber *ἡσυχῇ σύ μοι, κύφων, | τὴν ἀμβαλούχην οἷγε τοῦτ'. δρῇ πρῶτον κτλ.;* aber was *ἡσυχῇ* und überhaupt der ganze Befehl an Pistos soll, sieht man nicht recht ein; beim Öffnen des Sandalenbehälters entsteht doch kein

Lärm; auch ist es gleichgültig, ob er langsamer oder schneller geöffnet wird. Dagegen schliefst sich ἡσυχῇ an das vorhergehende οἶ' ἔργ' ἐπόψεσθ' gut an; ich vermute daher: ἡσυχῇ δ' ὄναισθ' αὐτῶν. | τὴν σαμβαλούχην οἶγε, Πίστ'. ὁρῇ πρῶτον κτλ. Die Frauen sollen trotz der entzückenden Schönheit der Ware sich ihrer ruhig erfreuen. — V. 20 schreibt der Herausgeber ἄρηρεν οὐκ ἰχνέων ἴχνος; Ich vermisse die Angabe des Stoffes und ergänze daher ἄρηρεν ἐκ βοέων ἴχνος: „die Sohle ist aus Rindsleder gefügt“; ähnlich in V. 22: χἀπαλοῖς κωδίοις (oder μαλλοῖς) | ἐξηρτίωται: „die Kappe ist mit weichem Vliefs (oder Schaffell) ausgeschlagen.“ — V. 24 ziehe ich W. Headlams πάντ' ἔχει καλῶς der Ergänzung des Herausgebers πάντα καλλίστως vor; der Nachdruck liegt nur auf πάντα. — V. 25 lese ich mit dem Herausgeber, aber im folg. Verse ziehe ich γυναῖκες, ὥνπερ vor; der Herausgeber ergänzt ζοῆς ὅκωσπερ. Auch V. 27 kann ich dem Herausgeber nicht beistimmen; ich vermute im Anschlufs an οὕτως κτλ.: ὡς ἔστιν οὐδὲν ἄλλο τῷδ' ἴσον χρῶμα. — Die auf dem abgerissenen Streifen befindlichen 5 Anfangsbuchstaben ziehe ich zu V. 28—32 und ergänze demgemäfs: καλῶς γὰρ οὕτω κοὐδὲ κηρὸς ἀνθήσει. | χθὲς μνέας λαβὼν καὶ τρεῖς ἔδωκε Κανδᾶς μοι | καὶ τἆλλα χεῖρον (oder τἄλλ' ὂν ἧσσον) τοῦτο κἤτερον χρῶμα | βραδέως τὸ δέρμ' — ὄμνυμι πάντ' ὅσ' ἔστ' ἱρά | κὤσια, γυναῖκες, τὴν ἀληθίην βάζειν | ὑμῖν ἅπασαν κοὐδ' ὅσον ῥοπὴν ψεῦδος· | ἢ πρὸς θεῶν Κέρδωνι μὴ βίου ὄνησις | μηδ' αὖ φίλων γίνοιτο — καὶ χάριν πρός με | ᾔτησεν. — V. 36 und 37 treffe ich mit dem Herausgeber zusammen, aber in den folg. Versen halte ich meine früheren Ergänzungen aufrecht: μακρῷ τελεῦντες τὰ ἔργα τῆς τέχνης ἡμῶν | ἧσσω γ'. — V. 39 verbinde ich mit ὁ πίσυγγος als Prädikat θάλπω, das hier in derselben Bedeutung steht, wie Theocrit 14, 38: „hegen und pflegen“, wie einen guten Bekannten oder Freund. Das Objekt dazu ist δειλαίην οἶζὺν καὶ πεῖναν. Ich ergänze also V. 39 f. folgendermassen: ὁ πίσυγγος δὲ δειλαίην οἶζὺν | καὶ πεῖναν ἀθλέων νύκτα κἠμέρην θάλπω. | ὁ μόχθος ἡμῶν ἄχρις ἑσπέρης κάπτει, | πάλιν δὲ καὶ πρὸς ὄρθρον οὐ δοκέω γ' ὅσσον | τὰ Μικίωνος θηρί' εὐπόρως θρέψαι. — V. 45 fasse ich ὁτεύνεκα im Sinne von „dafs“, wie V, 20 und VI, 62, und ergänze demnach: κοὔπω λέγω, τρὶς καὶ δέκ' ἐν δόμῳ βόσκω | ὁτεύνεκ', ὦ γυναῖκες, ἄρρενας παῖδας. — V. 46 f. lese ich mit dem Herausgeber, nur dafs ich V. 47 nach φέρ', εἰ φέρεις τι vorziehe: τἄλλ' ἀνωφελεῖς ἆται „im übrigen unnütze Unglücksgeschöpfe“; zu ἆται von Personen vgl. Soph. Antig. 533, Oed. Col. 530. — V, 54 liest der Herausgeber

δεῖ γ' ἅλις νοῦν ἡσθείσας, worin mir ἅλις mißfällt; ich schlage vor: δεῖ μάλιστ' ἐμπλησθείσας „ihr müßt ganz befriedigt" u. s. w. — V. 73 giebt τάχ' ἀλφιτηρὸν ἐργαλεῖα κινεῦσι keinen Sinn; der Vers war schon in der Handschrift verdorben, wie der Strich am Rande zeigt. Ich vermute: τάχ' ἄλφιτ' ἠράνει ἔργα θεῖα κινεῦσι; ἠρανεῖν erklärt Hesych. mit βοηθεῖν, χαρίζεσθαι, also „in Gnaden geben". — V. 85 schreibt der Herausgeber gut κάρψας; auch κἀγκάς, was er früher vermutete, läßt sich halten, wenn man es für καὶ ἐγκάς „ganz im Innern" erklärt. — V. 88 nehme ich nicht nur an der Form τάλης Anstoß, sondern auch an der Bedeutung, die dieses Wort hier haben soll. Eine Verderbnis lag schon in der Handschrift vor; es ist wohl zu lesen: τάχ' οὖν μάλιστα ἥξουσι κτλ. „vielleicht werden sie nun am ehesten" u. s. w. Auch V. 96 leidet an einem Fehler; ich verbessere: ὥστ' ἐκ μὲν ἡμέων διπλόη (oder διπλέη, wie bei Herodot) σέω πρῆξις, sc. ἐστίν: „daß du von uns das Doppelte forderst." Danach ist Punkt zu setzen; denn die Frage: ταύτῃ δὲ δώσεις κτλ. kann nicht von ὥστε abhängen. — V. 104 ziehe ich meine Ergänzung εἰ δὲ σοί, γύναι, χρείη der des Herausgebers εἰ δὲ σοίγ' ἐστὶ χρείη vor; dagegen verdient V. 105 des Herausgebers Ergänzung φέρευ λαβοῦσα vor der meinigen φέρευ, λάβ' αὐτά den Vorzug. Das folg. τῶν läßt sich nicht mit τριῶν δαρεικῶν verbinden, da von diesen noch nicht die Rede war; es ist τέων zu schreiben und dieses Fragewort der Frau zuzuweisen, die den Preis wissen will, also φέρευ λαβοῦσα. Frau: τέων (sc. δαρεικῶν); Kerdon: τριῶν γε σοὶ δοῦναι | καὶ ταῦτα καὶ ταῦτ' ἂν θέλοιμι δαρεικῶν κτλ.

Am Schlusse des Buches fügt der Herausgeber wertvolle Indices bei, von denen die drei ersten die Eigennamen, der letzte, von R. Herzog ausgearbeitete, den sermo mimicus enthält.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

90) Hans Laehr, Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles. Berlin, Georg Reimer, 1896. 156 S. 8.

Die Schrift eines philologisch geschulten und philosophisch gebildeten Mediziners über die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles kann uns, wie die Frage seit Jakob Bernays nun einmal liegt, nur willkommen sein. Ausgehend von dem Gegensatz zwischen Lessing und Bernays weist die methodisch fortschreitende Untersuchung aus sprachlichen und sachlichen Gründen nach, daß Bernays auf Grund der bekannten Stelle im 8. Buche

der Politik kein Recht hatte zu behaupten, Aristoteles habe die Reinigung im medizinischen Sinne als Entladung von Furcht und Mitleid wie von Krankheitsstoffen gemeint, und dafs es kein „ausdrückliches Gebot“ des Aristoteles sei, die κάθαρσις τῶν παθημάτων als Reinigung von den Affekten (nicht Affektionen) zu fassen. Richtig verstanden besagt die angezogene Stelle nur: die ἐνθουσιαστικοί werden, wenn sie die seelenberauschenden Lieder auf sich wirken lassen, infolge derselben in die rechte (d. h. mittlere) Gemütslage versetzt, „gleichsam als hätten sie ärztliche Behandlung und Katharsis erfahren. Genau dasselbe mufs nun auch den Mitleidigen und Furchtsamen und Allen widerfahren, die überhaupt zu Affekten neigen“, u. s. w. Die sittliche Gesundheit also, die sittliche Tüchtigkeit wird durch die musikalische und tragische Katharsis wiederhergestellt. Dies Resultat, das auf die Spuren Lessings zurückführt, hält auch gegen das Aufgebot medizinischer Streitmittel stand. Objekt der Reinigung sind überall die Affekte, die von störenden und fremdartigen Beimischungen befreit und auf das Schöne als die Erscheinung des an sich Guten hingelenkt werden. Denn auch die Affekte sind „Waffen der Tugend“; sie werden gereinigt, nicht aber wir von ihnen. Ref. stimmt dem um so freudiger zu, als er selbst, obwohl noch im Banne von Bernays, Ähnliches von der tragischen Katharsis behauptet hatte (Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst S. 51f. [Wolfenbüttel 1893]).

Welche Affekte sollen nun gereinigt werden? Nicht blofs Mitleid und Furcht, nicht „diese und dergleichen“ (Lessing), sondern „die derartigen Gefühle“ d. h. alle derartigen Gefühle oder überhaupt alle Affekte. So erklärt wenigstens Laehr. Mitleid und Furcht aber werden aus der Reihe der übrigen Affekte nur deshalb hervorgehoben, weil ohne sie die rechte Wirkung der Tragödie unmöglich ist. Denn „durch Mitleid und Furcht vollbringt sie die Reinigung der Affekte.“ Was versteht Aristoteles unter Mitleid und unter Furcht? Die ausführliche Beantwortung dieser Frage bestätigt und ergänzt, was Lessing seiner Zeit darüber gesagt hat. Das richtige Verständnis hängt wesentlich davon ab, dafs man sich erstens der landläufigen Theorie von einer poetischen Gerechtigkeit gänzlich entschlägt und zweitens die „Substitution“ oder Verschmelzung der eigenen Person mit dem tragischen Helden nicht vergifst. Ref. hat gerade diesen Abschnitt mit besonders freudiger Zustimmung gelesen. Scharfsinnig und einleuchtend ist auch der folgende, welcher zeigt, wie die Tragödie durch Mitleid und Furcht das Gemüt erschüttert und reinigt, erhebt und ver-

edelt; ferner, worin die Freude am Kunstwerk, die *οἰκεία ἡδονή* der Tragödie besteht und wie der tragische Dichter seinen Zweck am besten erreicht.

Wie Laehr in seiner ruhigen und sachlichen Polemik gegen Bernays m. E. überall (mit Ausnahme der Anm. S. 106) glücklich ist, so weist er auch die Argumente, die dieser aus den Neuplatonikern für seine These herausgeholt hat, erfolgreich zurück. Desgl. erläutert er die beiden Excerpte aus einer Pariser Handschrift: *ἡ τραγῳδία .. συμμετρίαν θέλει ἔχειν τοῦ φόβου* und *ἔχει δὲ μητέρα τὴν λύπην* durchaus richtig, wie mir scheint. Resultat also: gegen Bernays für Lessing! Ich mufs zustimmen. Auch die Schlufsworte Laehrs, namentlich die über tragische Schuld und poetische Gerechtigkeit unterschreibe ich. Ein Anhang handelt eingehender, als es im Text geschehen konnte, über *ἐνθουσιαστικός, καθεστηκότως, κάθαρσις, ἦθος* und *νοῦς*.

Bernays und Laehr sind Gegner und Gegensätze: jener besticht durch seine philologische Kunst und blendet durch glänzende Darstellung, dieser ist nüchtern und gründlich, klar und überzeugend.

Blankenburg am Harz. **H. F. Müller.**

---

91) **M. Tulli Ciceronis de officiis libri tres.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Th. Schiche.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1896. XXV und 166 S. 8. geh. ℳ 0. 90, geb. ℳ 1. 20.

Die Einleitung enthält in kurzer Darstellung das für den Schüler Wissenswerte über Ciceros philosophische Schriftstellerei und speziell über de officiis, den Schlufs bildet ein ebenfalls kurz gehaltenes Verzeichnis der Eigennamen. Dazwischen bietet Schiche einen lesbaren Text mit vorsichtiger Scheu vor allen Änderungen, die nicht durch grobe Verunstaltungen der Überlieferung geboten sind. Immerhin weicht die zweite Auflage an 16 Stellen von der ersten ab. In die auch von andern angenommene Lücke III, 146 hat Schiche, so weit ich sehe nach eigner Vermutung, *existimatores* eingesetzt, das dem Gedanken entspricht, an 6 Stellen sind Konjekturen andrer Gelehrten aufgenommen, die sich durch innere Gründe empfehlen, achtmal ist die Lesart der Handschrift c in den Text gesetzt teils aus sprachlichen und logischen Gründen, teils wegen der höheren Schätzung der Handschrift; warum ist dann aber nicht auch III, 59 lieber mit c *sciam, inquit ille* als mit H a *sciam, ille inquit* geschrieben?

Oels i. Schles. **Leopold Reinhardt.**

---

92) **P. Östbye, Die Zahl der Bürger von Athen im 5. Jahrhundert.** Sonderdruck aus Videnskabsselskabets Skrifter II. hist. filos. Klasse 1894, Nr. 5. Kristiania, Dybwad 1894. VIII u. 32 S. 8.

Zu dem Material, auf Grund dessen Boeckh in der Staatshaushaltung und zuletzt noch Beloch in der Bevölkerung der antiken Welt die Zahl der attischen Bürger und die Bevölkerungsziffer zu bestimmen versucht hatten, ist durch das 24. Kapitel der Ἀϑ. πολ. ein detaillierter Nachweis der mehr als 20 000 im fünften Jahrhundert vom Staate besoldeten Bürger gekommen. Auf Grund desselben sind unabhängig voneinander, in Einzelheiten sich unterscheidend, v. Wilamowitz (Arist. u. Athen II, 201 ff.) und der Verf. dieses Aufsatzes zu dem übereinstimmenden Ergebnis gekommen, daſs jene älteren Berechnungen viel zu niedrig gegriffen sind. Ö. gewinnt für Athen und Attika ca. 40 000, für das attische Seereich ca. 55 000 Bürger und schätzt die Gesamtbevölkerung von Attika auf ungefähr 130,000 Köpfe.

Der Verf. sucht vor allem die Zahl der auſserhalb Attikas in den Kleruchieen und Garnisonen vorhandenen Bürger festzustellen und trägt in diesem Zusammenhang eine neue Interpretation der Angaben in dem erwähnten Kapitel der Ἀϑ. πολ. vor. Die 2500 als Soldempfänger erwähnten Hopliten sind nach seinen Darlegungen nicht die in den Garnisonen des Reiches stehenden Abteilungen, sondern die Durchschnittsziffer der seit Beginn des peloponnesischen Krieges für auswärtige Expeditionen alljährlich in Dienst gestellten Leute*). Die Garnisonstruppen sind vielmehr — darin folgt Ö. der Konjektur von Blaſs φρουροὺς statt φόρους der Hdschr. — die 2000 erlosten Mannschaften, die Aristoteles unmittelbar nach den Wachtschiffen erwähnt. So gewinnt der Verfasser das Ergebnis, daſs auſserhalb Attikas ca. 15 000 attische Bürger anzunehmen seien.

Die Angaben des Thukydides II, 13 und 31 über die Streitkräfte Athens und Attikas am Anfang des peloponnesischen Krieges nimmt Ö. gegen den von Wilamowitz erhobenen Vorwurf mit Recht in Schutz, daſs sie auf eine oberflächliche und durchsichtige Schätzung zurückgehen, indem Thukydides die Zahl von 13 000 Hopliten unter 20 und über 60 Jahren durch Gleichsetzung mit den 13 000 Hopliten zwischen 20 und 60 Jahren

*) Es ist dies auch die Durchschnittszahl der 2—3000, die nach Kapitel 26 angeblich immer bei auswärtigen Unternehmungen zu Grunde gingen.

gewonnen hätte*). Die Schwierigkeiten, welche diese Zahlen bieten, sucht der Verfasser dadurch zu beseitigen, dafs er die Summe von 16 000 Mann Landwehr aus ca. 5000 Bürgern und 11 000 Metöken zusammengesetzt betrachtet, wie dies H. Schenkl angenommen hatte, während Clerc sogar 11750 Metöken rechnet. Die Theten, die von anderen zur Lösung des Räthsels herangezogen worden sind, bleiben mit Recht in der Rechnung Ö.s ganz aus dem Spiel, ebenso wie die Kleruchen, an die wieder andere gedacht haben. Ebenso richtig ist, dafs alle Versuche an der Zahl zu ändern, abgelehnt werden. Allein der von dem Verfasser betretene Ausweg scheint mir nicht richtig. Er führt zu unlösbaren Schwierigkeiten.

Bei dem Einfall in Megara 431 ist die geringe Zahl von 3000 Metöken wirklich beteiligt. Diesen grofsen Unterschied gegenüber der von ihm angenommenen Sollstärke erklärt Ö. damit, dafs die grofse Zahl der Handeltreibenden unter den Metöken alljährlich im Frühling um die Erlaubnis ansuchten, fortreisen zu dürfen. Clerc hatte angenommen, dafs damals 8700 Metöken zur Besatzung der Mauer in Athen zurück geblieben seien. Aus den beiden Stellen bei Thukydides ergiebt sich vielmehr, dafs in jenen 16 000 Mann Landwehr mehr als die II, 31 erwähnten 3000 Metökenhopliten nicht inbegriffen sein können.

Für mich steht also fest, dafs Athen im Jahre 431 über eine Feldarmee von 13 000 und eine städtische Garnison von ebenfalls 13 000 Bürgerhopliten und 3000 Metökenhopliten, sowie 2000 Bürgerhopliten als Garnisonstruppen im Reiche (Aristoteles) verfügt hat, das ergiebt 28 000 wehrfähige als Hopliten dienende Bürger zwischen 20 und 60 Jahren. Dazu kommen 1200 Reiter und 1600 Bogenschützen im gleichen Alter, sowie die vom Kriegsdienst befreiten, die *ἀδύνατοι*, die Epheben und die mehr als Sechzigjährigen und endlich die Angehörigen der vierten Klasse. Wieviel über 30800 diese lediglich zu schätzenden Posten ausmachen, ist schwer zu bestimmen; doch dürften die von Ö. angenommenen Gesamtzahlen von ca. 40 000 Bürgern in Attika und ca. 55 000 im Reich eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein.

---

*) v. Wilamowitz sagt, Thukydides habe II, 31 die sämtlichen Hopliten in den Garnisonen „vergessen". Dies Wort erweckt eine falsche Vorstellung. Die 3000 Hopliten, die vor Poteidaia lagen, sind ja nur um der II, 13 angeführten Gesamtzahl 13 000 willen hier erwähnt, und die Garnisonstruppen absichtlich und verständigerweise in beiden Kapiteln ausgeschlossen, da es sich um die Feldarmee handelt, zu der die Garnisonen des Seereiches nicht gezählt werden durften.

Die Schwierigkeiten, die der in dieser Rechnung vorkommende Teilposten von 16000, bezw. 13000 Mann Landwehr, macht, sind lediglich selbstgeschaffen, da wir nicht wissen, welche Jahrgänge bei Thukydides II, 13 als νεώτατοι und πρεσβύτατοι bezeichnet werden. Wenn also die Statistik ergiebt, dafs die 18—20jährigen und die 50—60jährigen zusammen nur ca. 5000 gewesen sein können, so beweist das nur, dafs unsere Annahmen unrichtig sind und dafs die Zahl der für die Feldarmee in Anspruch genommenen Jahrgänge kleiner ist, als man bisher gemeint hat.

Dafs endlich nicht jahraus jahrein 2000 Mann mit der Einholung der Tributgelder beschäftigt waren, wie diejenigen annehmen, die das bei Aristoteles überlieferte φόρους unbeanstandet lassen, halte ich für sicher und daher die von Ö. vorgeschlagene Erklärung der beiden 2500 und 2000 Mann betragenden Posten für sehr wahrscheinlich. Danach kann der Etat der Soldempfänger bei Aristoteles folgendermafsen nachgerechnet werden: 6000 Richter, 1600 Bogner, 1200 Reiter, 500 Buleuten, 500 Wachleute in den Werften — falls diese Zahl richtig und nicht eine blofse Wiederholung der vorhergehenden ist — 50 Wachleute auf der Burg, 700 Beamte in Attika, 100 im Reich, 2500 in Dienst gestellte Hopliten, 4000 Mann auf den 20 Wachtschiffen, 2000 Mann Garnisonstruppen im Reich. Nimmt man ferner an, dafs von diesen, wie Thukydides und Xenophon bezeugen, auf einer Transporttriere 150 Raum fanden, so erfordert dies 13 solche Schiffe mit einer Bemannung von 2600 Mann. Die specifizierten und sicher überlieferten Posten betragen also 21650 von Staatswegen Versorgte, zu denen noch einige Hundert: ἀρχαὶ ὑπερόριοι, im Prytaneion, Waisen und Gefängniswächter zu zählen sind, so dafs im ganzen sich etwas über 22000 Geldempfänger ergeben, was mit der Summenangabe συνέβαινεν γὰρ . . . πλείους ἢ δισμυρίους ἄνδρας τρέφεσθαι sich sehr wohl verträgt. Ich führe diese Berechnung deshalb an, um die Bedenken v. Wilamowitzs gegen die Konjektur von Blafs als unstichhaltig zu erweisen.

In der Demokratie von Athen hat also nahezu jeder zweite Bürger im öffentlichen Dienst seinen Erwerb gefunden; diese Thatsache scheint mir für das Verständnis ihrer Geschichte wichtig zu sein.

Graz. **Adolf Bauer.**

---

93) **V. Henry, Compendio di grammatica comparata del Greco e del Latino.** Versione fatta sulla quinta originale francese dal prof. Alessandro Arrò con correzioni dell' autore per una sesta edizione originale. Torino, C. Clausen, 1896. XXXVI und 383 S. 8.

Zu der englischen Übersetzung von Henry's „Précis de grammaire comparée du Grec et du Latin", der seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1888 bereits fünf Auflagen erlebt hat, tritt nunmehr die vorliegende italienische Übersetzung. Durch die eben angeführten Thatsachen wird der geradezu unumstöfsliche Beweis von der Trefflichkeit und Brauchbarkeit des Buches gebracht, dessen vierte Auflage im zweiten Jahrgang des Anzeigers für indogermanische Sprach- und Altertumskunde S. 167f. in W. Streitberg einen beredten Lobredner gefunden hat. Mit Recht hat der eben genannte Sprachforscher als zwei hervorragende Eigenschaften des Originals „wunderbare Klarheit" und „vollendete Übersichtlichkeit" bezeichnet, Eigenschaften, welche nunmehr in gleicher Weise auch die italienische nach dem Urteile des Referenten wohl gelungene Übersetzung als höchst willkommenes Unterrichtsmittel für die klassischen Philologen italienischer Zunge erscheinen lassen. Ausdrücklich sei hier darauf hingewiesen, dafs der Verfasser des „Précis" nicht etwa zu denjenigen gehört, welche an eine gräkoitalische Einheit glauben (§ 10 Ende). Die beiden klassischen Sprachen sind eben nur aus äufserlichen Gründen in einem einheitlichen Compendium behandelt, das nach bekannter Weise in die drei Hauptabteilungen „Fonetica", (p. 13—107), „Tematologia" (S. 109—201), „Morfologia" (S. 203—349) zerfällt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei es mir gestattet, einige spezielle Punkte hervorzuheben, deren namentliche Anführung nur mein Interesse für das Buch bekunden sollen. Dabei sehe ich natürlich davon ab, die von Streitberg a. a. O. gemachten Bemerkungen hier zu reproduzieren und zwar auch in solchen Fällen, wo dieselben nach meiner Meinung nicht in dem verdienten Mafse Berücksichtigung gefunden haben dürften.

Die im § 9 nach dem Muster der Alten beibehaltene Teilung in einen alt- und neu-ionischen Dialekt wird sicherlich besser unterlassen, da bei dem bekannten Charakter der Sprache der homerischen Gedichte der thatsächliche Untergrund zu derselben fehlt. Die S. 36 (§ 32 A Ende) stehende Bemerkung „L'*e* del greco resta sempre puro" nimmt auf die dialektischen Verhältnisse, die ja doch auch wenigstens summarisch berücksichtigt werden

sollen, doch gar zu wenig Rücksicht. Wenn S. 37 steht „ma acc. *patrem* = **pater-m̥*“, so ist dies zum mindesten ungenau, man würde unter allen Umständen **pat(e)r-m̥* erwarten müssen, wenn nicht, wie mich wahrscheinlicher dünkt, auch für den Accusativ das Eindringen des schwachen Stammes anzunehmen ist. Dafs in *domu-s* ein alter *u*-Stamm steckt (vgl. S. 40 Fufsnote 1), wird durch das aksl. *domŭ* erwiesen. *convicium* kann nicht wohl, wie S. 42 (§ 35) steht, aus **con-vōc-iu-m* hervorgegangen sein, sondern als Grundform ist sicher **con-vēc-io-m* anzusetzen, wie meines Wissens sonst jetzt allgemein angenommen wird. Die S. 46 Fufsnote stehende Bemerkung „I poeti Lesbici nonc onoscevano più probabilmente il ϝ“ ist unrichtig, wie aus Meister I, 104, Hoffmann II, 455, auf die ich der Kürze halber verweise, hervorgeht. S. 47 Fufsnote ist übersehen, dafs auch das Albanesische, wie wir durch G. Meyer's tiefgehende Untersuchungen wissen, die doppelte Vertretung von idg. *i̯*- und *j*- aufweist. Auch sollte die Möglichkeit des etymologischen Zusammenhanges von lat. *iuvenis* und gr. ἥβη doch etwas eingehender begründet werden, als es im § 39 (S. 46) geschieht. S. 48 steht ungenau ‘κρέσσων κρείττων (migliore, più forte) = *κρέτ-ι̯ων’, da bekanntlich nur das erstere lautgesetzlich aus der anzusetzenden Grundform hervorgeht. Die Darstellung der Behandlung der Lautgruppe ϝρ in πολύρρην u. s. w. (S. 50) ist nach Brugmann, Griech. Gramm. 2. Aufl. S. 31 anders zu gestalten. Dasselbe gilt auch von dem über σρ und ϝρ S. 69 Bemerkten. Auch möchte es geraten sein zu betonen (S. 51), dafs in σέ = idg **tu̯e* und lat. *tē* bereits indog. Dubletten des Anlautes vorliegen. Das S. 54 in dem etwas kurz ausgefallenen Kapitel vom Vokalablaut aufgeführte (στρατ)-ᾱγ-ό-ς ist nach Wackernagels unzweifelhaft richtigen Ausführungen so aufzufassen, dafs *ā* als Kompositionsdehnung zu betrachten ist. Die Länge des *i* in *līctus* (S. 68) ist meines Wissens nicht berechtigt, ebenso wenig die des *e* in „*silvēstris* u. s. w. (S. 186). Die Etymologie von *cōnsulēs*‘ quelli che siedono insieme‘ (S. 73) ist mehr als zweifelhaft. Dafs *līquī fūgī fēcī* ursprünglich reduplizierte Perfecta gewesen seien, wie S. 117 angenommen wird, ist durch nichts zu beweisen. Ungerechtfertigt ist auch der Ansatz der 1. sgl. perf. **vid-e* (S. 310 und 342) und der 2. **vits-te*, da doch das Griechische mit seinem auslautenden *-a* in οἶδα οἶσθα unzweifelhaft auf idg. *-a* hinweist. Auch wird heute niemand mehr an eine Herleitung der 1. sgl. praes. gr. φέρω lat. *ferō* aus **bher-o-o-a* (S. 304) denken, sondern nach den neuesten Forschungen über den indog. Accent nur eine

Grundform **bhérō* ansetzen. Doch ich breche ab mit meinen Bemerkungen, durch die ich einerseits nur darthun wollte, daſs ich das Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen habe, anderseits, daſs dasselbe trotz des groſsen Lobes, das es im allgemeinen verdient, doch noch im einzeln mancher Verbesserung und Vertiefung fähig ist. Hinsichtlich des Übersetzers sei noch hervorgehoben, daſs er auch seinerseits einige dankenswerte Bemerkungen beigesteuert hat, vgl. S. 8, 30, 72 (wo aber auch Brugmann's Arbeit in den Berichten d. k. sächs. Ges. d. Wiss. v. J. 1895, S. 32ff. zu erwähnen war), 171.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

94) **Julius Keyzlar, Übersetzungsproben aus dem Lateinischen.** Ein Beitrag zum Studium der lateinischen Stilistik. Separatabdruck aus dem Programme des k. k. Staats-, Real- und Obergymnasiums f. d. Schulj. 1894—1895. Ungarisch-Hradisch, Handel, 1895. 34 S. 8.

M. Haupt hat einmal gesagt: „Die Übersetzung ist der Tod des Verständnisses". Das Wort, so hart es klingt, hat zweifellos seine Berechtigung, und nicht bloſs für die griechische Sprache mit ihren zahlreichen, unmittelbar nicht übersetzbaren Partikeln. Wäre der Satz aber absolut und unter allen Umständen wahr, so wäre der Genuſs der Geistesprodukte fremder Nationen nur einem beschränkten Kreise Auserwählter vorbehalten; die Schule in erster Linie würde darauf verzichten müssen, die Vermittlerin sein zu wollen. Eine Übersetzung ist aber wohl möglich und auch lehrbar in dem Sinne Cauers („Die Kunst des Übersetzens", Berlin 1894), der auch der Schule eine Übersetzung als erreichbares Ziel zuweist, nämlich: „einen deutschen Text herzustellen, der auf heutige Leser und Hörer denselben Eindruck macht, dieselben Gedanken und Empfindungen in ihnen weckt, die das Original in den Zeit- und Volksgenossen des Autors hervorrief". In diesem Sinne hat der Verfasser der vorliegenden Schrift seine Aufgabe sich gestellt. Er hat seinen „Übersetzungsproben" eine kurze theoretische Abhandlung vorausgeschickt, in der er die Gesichtspunkte, nach denen er die Übersetzung gehandhabt wissen will, kurz darlegt. Ausführlicher hat er das in einer vortrefflichen Programmabhandlung Ostern 1894 gethan. Allgemein gültige Regeln, für alle Fälle zutreffende Gesetze hat er so wenig aufstellen wollen (und können) wie Cauer; aber die Prinzipien der Übersetzungskunst sind in

klarer und überzeugender Weise von ihm dargelegt worden mit Heranziehung zahlreicher Einzelbeispiele. Seine Forderung faſst er dahin zusammen: Die Übersetzung darf keine freie sein, und zwar in dem Sinne, daſs sie keinen Gedanken mehr oder weniger enthalten, keinen verändert bieten darf, ob nun verbessert oder verschlechtert, verschönert oder entstellt; sie muſs aber frei sein in dem Sinne, daſs sie alles vermeiden muſs, was nicht deutsch ist; aber damit nicht genug: dem Sprachgebrauch als solchem muſs volle Rechnung getragen werden in allen Einzelheiten, damit der Genius der Sprache zur Geltung kommt. Es ist im ganzen das, was Rothfuchs fordert: die Übersetzung sei so wörtlich wie möglich und so frei wie nötig. Nach diesen Grundsätzen hat Keyzlar nun zur lebendigen Veranschaulichung eine Reihe von ausführlicheren Übersetzungsproben gegeben, welche zeigen, daſs und wie man dem Geist beider Sprachen gerecht werden kann: aus Ciceros Schrift (Verf. sagt „Rede“) über die Freundschaft, aus der Rede für den Oberbefehl des Cn. Pompejus, aus der Rede für den Dichter Archias, aus Tacitus' Annalen, aus Sallusts Jugurth. Krieg. Eine Probe aus einem Dichter, die wir auch mit Freuden würden entgegengenommen haben, hat Verfasser nicht gegeben. — Seine Aufgabe hat Verfasser, wie angedeutet, von einem höheren Standpunkte aufgefaſst, als dies gewöhnlich geschieht; er macht deshalb von vornherein auch darauf aufmerksam, man möge sich nicht wundern, wenn man hie und da Worte in der Übersetzung finde, die im Original nicht stehen, andere aber, die der Text aufweist, ausgelassen sehe. So übersetzt er Lael. 6, 22 *itaque non aqua, non igni, ut aiunt, pluribus locis utimur quam amicitia:* „daher haben wir nicht Wasser, nicht Feuer, Elemente, die man doch die Grundbedingungen menschlicher Existenz nennt, öfter nötig als die Freundschaft“; de imp. Cn. Pomp. 21, 61 *adulescentulus* „ein Jüngling von 25 Jahren“; wie denn an manchen Stellen die Übersetzung hart an W. v. Humboldts Verbot streift: „die Übersetzung soll kein Kommentar sein“ (vgl. bes. den Schluſs der Probe aus der Rede pro Arch.). Wenn auch hieran, wie mitunter am Ausdruck, vielleicht Anstoſs genommen werden möchte, so ist doch die Übertragung in allen besonderen Eigentümlichkeiten der Sprache, was z. B. Bau bezw. Umbau der Periode, Wiedergabe der Anaphora, Verknüpfung der Gedanken, betrifft, trefflich gelungen und wohl geeignet, als Muster und praktische Anleitung zu dienen. Schwierig war die Wiedergabe der pointierten Schreibweise des Tacitus. Aber auch die

Übersetzungen aus diesem Schriftsteller liest man nicht ohne Befriedigung; dem Schriftsteller mit seiner Eigenart ist sein Recht geblieben, und die Wiedergabe ist doch völlig deutsch (auch hier freilich von einzelnen Unebenheiten abgesehen), ganz anders als in der echt taciteisch sein sollenden Übersetzung der Germania von Baumstark.

Daſs bei der vom Verfasser geforderten Art, die Übersetzungskunst zu treiben und insbesondere zu lehren, ein gesundes Gefühl und ein vorsichtiger Takt unerläſslich sind, ist klar; ist doch dem subjektiven Ermessen scheinbar so viel Freiheit eingeräumt; — daſs sie aber, konsequent und mit Geschick durchgeführt, viel Nutzen stiften kann, daſs sie namentlich zu dem echt wissenschaftlichen Betriebe der Sprache eine Propädeutik ist, sofern dieser auf dem Prinzip der Vergleichung beruht, dem Grundgedanken jeder wahren Wissenschaft, davon sind wir überzeugt. Vielleicht wird gleich uns mancher Fachgenosse das Heftchen mit Dank gegen den Verfasser aus der Hand legen.

Hanau. **O. Wackermann.**

Vakanzen.

Bremerhaven, Gymn. Hilfsl., Lat. Deutsch f. a. Kl., Gesch. und Geogr. f. m. Kl. (sofort). 1800—2100 ℳ. Stadtrat Hagemann.

Saarlouis, Prg. Obl. Alte Spr. und Gesch. N. E. Meld. bis 1. 6. Bürgermeister Titz.

Stettin, St. Gymn. Hilfsl. Klass. Phil. u. Deutsch. 1800 M. Meld. bis 15. 6. Magistrat.

Tilsit, H. T. S. zum 1. 8. Oberl. Deutsch, Gesch., Geogr. 2100—3300 M. Meld. bis 31. 5. Magistrat.

Zeitz, Provinziallehr- u. Erz.-Anstalt. Direktor. Anfangsgeh. 3000 bis 3600 M. u. W. Landeshauptmann Graf v. Wintzingerode in Merseburg.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 13. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

95) **Bruno Kaiser, Quaestiones de elocutione Demosthenica** (Diss. philol. Hal. XIII 1). Halis S., Niemeyer, 1895. 102 S. 8.

„Eine historische Syntax der griechischen Sprache", sagt Schanz im Vorwort zu Webers Entwickelungsgeschichte der Absichtssätze, „ist eine Aufgabe, der sich die Philologie nicht mehr lange entziehen darf. Für die Lösung derselben steht aber nur ein Weg offen: Erforschung aller syntaktischen Phänomene durch alle Autoren in chronologischer Reihenfolge hindurch." Einen neuen, recht schätzenswerten Beitrag dieser Art liefert die vorliegende Untersuchung, wenn der Verf. auch nur einen kleinen Teil des Sprachgebrauchs der im Corpus Demosthenicum enthaltenen Schriften, nämlich die verschiedenen Konstruktionen der in denselben vorkommenden verba dicendi et declarandi, cogitandi u. ä. behandelt. Zunächst aber ist es dem Verf. darum zu thun, ein Kriterium für die Frage nach der Echtheit jener Schriften zu gewinnen, soweit deren Ursprung noch immer zweifelhaft ist. Dieser Absicht zufolge stellt er in den 3 Kapiteln des I. Hauptteils (Quaestiones gramm. p. 5—90) vorerst — hier, wie auch sonst überall, mit Angabe aller Fundstellen, aller beachtenswerten Lesarten sowie der einschlägigen Litteratur — alle Verba zusammen, mit denen ὅτι- und ὡς-Sätze, Infinitive oder Participien verbunden sind,

In weiteren Abschnitten werden sodann im I. Kap. die Unterschiede zwischen ὅτι (selten διότι) und ὡς, darauf die Tempora und Modi der ὅτι- und ὡς-Sätze, im II. Kap. die Subjekte und dann die Tempora der abhängigen Infinitive, im III. Kap. die Casus und die Tempora der in Betracht kommenden Participien erörtert.

In dem kürzern II. Hauptteile (p. 91—102) handelt K. „de elocutionis differentiis inter singulas orationes intercedentibus“ und sucht die gewonnenen Resultate für die erwähnte Echtheitsfrage zu verwerten. Von entscheidender Bedeutung in dieser Hinsicht ist freilich von den aufgefundenen Differenzen keine einzige. Sie vermögen nur das Gewicht anderweitiger Beweismomente ein klein wenig zu mehren. Am erheblichsten ist die bereits von Kaisers Vorgänger N. Sjöstrand (De oratorum attic. in orat. obliqua temporum et modorum usu p. 105) konstatierte und nun von ihm bestätigte Thatsache, dafs der Gebrauch des Optativs in der Orat. obliq. nach historischen tempora bei den att. Rednern immer mehr abnahm und in den pseudodemosth. Reden viel weiter geht als in den entschieden echten.

Andere Eigenheiten im Sprachgebrauch der verschiedenen Reden oder Redegruppen, auf welche Verf. aufmerksam macht, sind für die Echtheitsfrage ziemlich belanglos. Immerhin findet er in denselben eine Bestätigung für die Annahme, dafs die Reden 25, 29, 39, 45, 51, 57, ferner die Proömien und die Briefe II—V echt seien; für die Reden 32, 37, 41 und 55, die er für demosthenisch hält, ergebe sich eine derartige Bestätigung nicht, wohl aber dafür, dafs R. 47 den gleichen Verfasser habe wie R. 46, 49, 50, 52, 53, 59, und dafs hinwiederum R. 35, 43 und 48 einem und demselben Autor angehören.

Andere werden aus den Ergebnissen der Untersuchung nicht ganz dieselben Schlüsse ziehen, insbesondere so weit es sich dabei um die Echtheit der R. 25, der Exordien und der Episteln handelt. Aber jedermann wird den Wunsch hegen, dafs Herr K. selbst und andere nach seinem Vorgang auch noch andere Partien der Demosth. Syntax in gleich sorgfältiger und gründlicher Weise untersuchen.

Im einzelnen hätten wir noch Folgendes zu bemerken. In den Corrigenda p. 103 fehlen einige falsche Citate: p. 12 bei *κατασκευάζω ὡς* soll es heifsen 21 (st. 20), 110; p. 14 bei *ὑπολαμβάνω ὡς* 61, 48 (st. 38). — Wenn S. 13 A. 2 gesagt wird: „*ἀγνοῶ ὅτι in negativis tantum enuntiatis occurrit*“, S. 14 A. 1: „*ὑπολαμβάνω = existimo ubique*

negatione aliqua instructum est", S. 18 A. 1: „*λανθάνει* (= *fugit me*) *non nisi cum negatione iunctum invenitur*", so wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, jedesmal „*apud Demosthenem*" hinzuzufügen, weil diese wahrscheinlich zufällige Eigentümlichkeit sich bei andern Schriftstellern nicht findet*). — Betreffs der Negation in Aussagesätzen und bei Infinitiven, welche von den verba negandi *ἀμφισβητεῖν, ἀντιλέγειν, ἀρνεῖσθαι* u. ä. abhängen, stimmen unsere Grammatiker nicht überein. Nach den einen wird sie zuweilen, nach den anderen oft oder gewöhnlich, nach andern immer gesetzt. Um so mehr thut es not, diejenigen Stellen, wo die Negation fehlt, zu sammeln und genau festzustellen. K. bemüht sich, die Stellen dieser Art, welche er findet, zu eliminieren, weshalb er sich mehrmals zu haltlosen Erklärungsversuchen verleiten läſst. So heiſst es S. 6 A. 2: „*ἀμφισβητεῖν* 57, 44 *negare significat, ita ut ὡς οὐ dici necesse fuerit.*" Aber bei Plat. Symp. 215 b lesen wir: *ὅτι . . ὅμοιος εἶ τούτοις, οὐδ' αὐτὸς ἂν ἀμφισβητήσαις.* In Anm. 3 wird 34, 43 *ὡς . . γέγονέ μοι-, οὐδ' αὐτοὶ ἔξαρνοί εἰσι* bemerkt: „*hunc locum ita explicare malim, est ὡς non ad ἔξαρνοί εἰσι referam, sed absolute dictum esse = ‚quod attinet ad' intellegam.*" Ähnlich S. 10 A. 2 zu 19, 303 *ὅτι ταῦθ' οὕτως ἔχει, αὐτὸς οὐχ οἷός τ' ἀντειπεῖν ἔσται*: „*ὅτι absolute dictum esse (= quod, quod attinet ad) et ex ipsa particula ὅτι et ex omissa negatione videtur*"! *Ex ipsa particula ὅτι* ersieht man weiter nichts, als daſs ein *ὅτι*-Satz vorliegt, *ex omissa negatione* aber, daſs entweder jemand ein *οὐκ* hinzuzufügen vergessen hat, oder daſs die Negation fehlen darf. — Für den nicht negierten Infinitiv vgl. Ae. 3, 250 *ἐφ' οἷς ἐστιν . . ζημία θάνατος, ταῦτά τινες οὐκ ἐξαρνοῦνται πράττειν ἀλλ' ὁμολογοῦσιν.* Wenn Weidner in seiner letzten Ausgabe der Rede das für den Sinn kaum entbehrliche *πράττειν* streicht, weil es *μὴ οὐ πρ.* heiſsen müſste, so ist das die reinste Willkür, wie die Regel, die er formuliert, nur halbwahr ist. In D. 29, 10 *ἐνόμιζεν, ὥσπερ τόθ' ὡμολόγησεν, οὕτω πάλιν ἔξαρνος γενέσθαι ταῦτ' ἐφ' ἑαυτῷ γενήσεσθαι* meint K.: „*hic fortasse* (*μή partic. deest*), *quia infinitivus γενήσεσθαι etiam ad ὡμολόγ. referendus est.*" Vielleicht, aber vielleicht aucht nicht. Sagt ja doch derselbe Dem. 57, 35: *οὐκ ἀρνούμεθα τοῦτο γενέσθαι.* Vgl. Aesch. Eum. 614; Eur. J. A. 959; Herod. 6, 13. Wo die bestrittene Behauptung selbst negativ ist, wie

*) Aber auch bei Dem. kommt *ἀγνοεῖν ὅτι* in positiven Sätzen vor 18, 238; 36, 44; 20, 119, 143. Vgl. W. Reeb, De particularum *ὅτι* et *ὡς* ap. Dem. usu (Gissae 1890 p. 31), eine Dissertation, welche Kaiser leider nicht gekannt hat.

Isae. 9, 5 *ὅτι μὲν οὐκ ἔθαψε Κλέων Ἀστύφιλον, οὐδ᾽ ἂν αὐτὸς ἔξαρνος γένοιτο*, da wird wohl überall die scheinbar tautologische Negation wegbleiben müssen. — So bleibt denn Ref. bei dem, was er zu D. 16, 4 (S. 61 f.) bemerkt hat. Nur sind dort aus Versehen einige Stellen (Thuk. 8, 45, 4; D. 18, 131; Psd. 7, 3; 33, 17; 34, 4) citiert, die anderer Art sind, durch die vorhin erwähnten aber nun leicht ersetzt werden können.

Kaiser begann seine Arbeit in der Absicht, solche Beweise für oder gegen die Echtheit der I. Rede geg. Stephanos (or. 45) zu sammeln, welche sich aus dem Sprachgebrauch des Dem. ergeben würden. Was er aufgefunden, spricht denn auch zumeist für die Echtheit der genannten Rede, wenn nur nicht die betreffenden Momente zu unbedeutend wären, als dafs sie ein abschliefsendes Gesamturteil gestatteten. Zum Glück hat dieselbe Frage gleichzeitig ex professo G. Hüttner im Ansbacher Gymnasialprogramm behandelt: „Demosthenis oratio in Stephanum prior num vera sit inquiritur." Die Abhandlung enthält einen mit gröfster Sorgfalt und Sachkenntnis ausgearbeiteten allseitigen und gründlichen Kommentar zur ganzen Rede, und damit dürften so ziemlich alle Zweifel an deren Echtheit beseitigt sein.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

96) **Friedr. Kaissling, Über den Gebrauch der Tempora und Modi in des Aristoteles Politica u. in der Atheniensium Politica.** Akadem. Diss. Erlangen, Th. Blaesings Univ. Buchhandlung, 1893. 90 S. 4.

Der Verfasser betrachtet seine Arbeit als eine Ergänzung zu E. Hagfors „de praepositionum in Aristotelis Politicis et in Atheniensium Politia usu", in dem er, wie jener den Gebrauch der Präpos. in den genannten Schriften untersucht, die Verwendung der Tempora und Modi in denselben eingehend behandelt, um „zur Entscheidung der strittigen Frage, ob Aristoteles den Verfasser der glücklich wieder aufgefundenen A. Politia sei, weitere Anhaltspunkte zu liefern". (Einl. pag. V und VI.)

Zu diesem Behufe stellt er in übersichtlicher und gründlicher Weise zuvor hins. der Tempora, dann bez. der Modi alle nur irgendwie bemerkenswerten Stellen der Politia, entweder wörtlich angeführt oder wenigstens nach S. und §§ citiert, zusammen, um sie zu vergleichen und daraus Schlüsse für den oben angedeuteten Zweck zu ziehen. Dafs sich bei

diesem Vergleiche eine fast durchgehende Übereinstimmung zeigen werde, war von vornherein wahrscheinlich; die wenigen Verschiedenheiten führt der Verf. selbst auf den Umstand zurück, dafs eben die Politik eine philosophische, die Politia eine histor. Schrift sei.

Soweit also mit der vorliegenden Arbeit bewiesen werden sollte, dafs der Sprachgebrauch der A. Politia hinsichtlich der Modi und Tempora mit dem der Politik im wesentlichen übereinstimmt, ist der Zweck völlig erreicht; in dieser Beziehung ist die Zusammenstellung wegen ihrer Vollständigkeit und Übersichtlichkeit sehr dankenswert und bietet einen schätzbaren Beitrag zur aristotelischen Syntax. Für die Frage aber, ob Aristoteles der Verf. der A. Politia sei, liefert sie höchstens einen indirekten Beweis. Denn, wenn des Aristoteles Autorschaft überhaupt eines grammatischen Nachweises bedürfte, dann müfsten fürs erste alle unzweifelhaft echten Werke des Philosophen auf diesen Gesichtspunkt hin verglichen werden, und fürs zweite liefse sich durch eine derartige Beweisführung höchstens feststellen, dafs die Sprache der A. Politia im allgemeinen auf jene Periode des att. Sprachgebrauchs hinweist, der Aristoteles angehört. Denn bei der grofsen Beweglichkeit dieses Sprachgebrauches, der, wie der Verf. selber pag. 82 zugiebt, bezüglich vieler Konstruktionen durchaus keine Grenze bestimmt, läfst sich aus derartigen Untersuchungen kaum ein absolut sicheres Resultat für die oben erwähnte Streitfrage gewinnen. Das sieht Kaissling selbst ein, wenn er pag. 90 bekennt: „Natürlich kann die vorliegende Arbeit an und für sich zu keiner definitiven Entscheidung der Streitfrage führen.“ Allein bedarf es denn eines solchen Beweises für die Echtheit der A. Politia überhaupt? Wer sich näher mit ihr beschäftigt und die an sie sich knüpfenden Kontroversen unbefangen geprüft hat, wird kaum anders können, als sich dem Urteile Fried. Blass' anschliefsen (2. Aufl. Leipzig, 1895, praef. pag. III.) Nun noch ein paar Bemerkungen, die sich auf Einzelheiten beziehen! Sonderbar finde ich das Verfahren des Verfassers bei den Stellen der Politica die Seitenzahl der 3. Teubnerausgabe von Susemihl, dagegen die Zeilenzahl der Berliner Akademieausgabe anzugeben, unpraktisch, die Athen. Politia nach der Seitenzahl der 1. Ausg. von Blass zu citieren, da hierdurch das Aufsuchen der Citate in anderen Ausgaben, sogar in der unterdessen erschienenen 2. Ausg. von Blass, sehr unbequem und zeitraubend ist. — Von Druckfehlern ist die Schrift nicht ganz frei.

Auch sonst finden sich einige Unebenheiten und Ungenauigkeiten. So

bemerkt der Verf. pag. 13 zu A. P. 9, 10: *σημεῖον δὲ φέρουσι τό τε ὄνομα τοῦ τέλους, ὡς ἂν ἀπὸ τοῦ πράγματος κείμενον* etc.: „Blass tilgt das *ἄν*.“ Das ist nicht richtig, sondern Blass sagt nur in Anm. 12 z. d. St.: *ὡς ἂν . . . κείμ.* del. H.-S., propter *ὡς ἄν*“. (D. i. v. Herwerden und v. Leeuwen.) — Pag. 24, 25 zu P. 95, 26: *διὰ γὰρ ἀδικίαν καὶ δι' ἀφροσύνην τὰ μὲν ἀδικεῖν ἂν τὰ δ' ἁμαρτάνειν αὐτούς.* Hier steht der Infinitiv mit *ἄν*. Doch scheint an dieser Stelle ein Überlieferungsfehler vorzuliegen. Das Wörtchen *ἂν* wird jedenfalls nur ein Bestandteil von *ἀνάγκη* sein, von welch' letzterem Worte dann die Infinitive ganz regelmäfsig abhängen würden.“ Diese Ausdrucksweise erweckt den Anschein, als ob es sich hier um einen selbständigen Verbesserungsvorschlag des V. handelte. Allein die Verderbtheit der Stelle ist längst erkannt. Schon Rassow änderte *ἂν* in *ἀνάγκη*, das Susem. 2 in den Text setzte, während Schneider, der den Fehler zuerst sah, gewaltsam *ἀδικεῖν* in *ἀδικοῖεν* und *ἁμαρτάνειν αὐτούς* in *ἁμαρτάνοιεν* verwandelt hatte.

Landshut. **Joseph Amsdorf.**

---

97) **G. Schneider, Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht.** II. Teil: Irrtum und Schuld in Sophokles' Antigone. Gera, Theodor Hofmann, 1896. S. 70. 8°. 60 ₰.

Der als Schulmann und Plato-Forscher bekannte Verfasser hat die Fréude gehabt, dafs der auf Plato bezügliche I. Teil überall die verdiente Anerkennung gefunden hat. Im II. Teil will er dem Verlangen der Lehrpläne nachkommen und darlegen, wie man den Ideeengehalt eines sophokleischen Stückes den Schülern erschliefsen könne. Ein anerkannt bedeutender Kenner unsers höheren Schulwesens schrieb ihm einst: „An ihrer Scheu vor der Philosophie verarmen die Gymnasien.“ So führt Schneider in die Philosophie, in die Wissenschaft der Wissenschaften, trefflich ein, weist nach, dafs die griechische Religion in gewissem Sinne monotheistisch ist, wie ja auch Lobeck lehrte, dafs seit Sokrates jeder gebildete Grieche nur an einen deus naturalis glaubte, und behandelt die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Irrtum und Schuld in der sophokleischen Tragödie, die nur ein grofser Teil ist von der grofsen Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem Intellektuellen und dem Moralischen in der geistigen Natur des Menschen und in zwei philosophische Disziplinen, in die Psychologie und Ethik, hineinführt und an eine dritte, die Metaphysik, heranführt

(S. 9). In überzeugender Weise weist der Verfasser zunächst an Kreon, der von ihm meisterhaft charakterisierten Hauptperson der Tragödie, nach, wie der Irrtum des Menschen seine Schuld ist, daſs das Irren seinen Grund in seinen bösen Begierden und Trieben hat. Es ist nicht bewuſster böser Wille, was Kreon zu falschem und bösem Handeln treibt, es ist Irrtum, verhängnisvoller Irrtum, der aber schlieſslich doch von dem Bösen in seinem Charakter erzeugt wird (S. 49). Er hat sich furchtbar geirrt: Hades lies sich nicht spotten. „Irret euch nicht, Gott läſst sich nicht spotten", das ist eine Überzeugung, die sich auch durch die griechische Tragödie hindurchzieht (S. 53). — In geistreicher Weise wird alsdann auch bei Antigone nachgewiesen, wie sie mit ihrer Überzeugung von ihrer Pflicht im Irrtum ist, und wie sie, indem sie ihrer Überzeugung gemäſs handelt, eine Schuld auf sich ladet. Hat doch selbst ein Böckh behauptet, Antigone hätte ihren Bruder unbestattet lassen sollen! In keinem Falle dürfen wir infolge der Bewunderung der Jungfrau es verkennen, daſs Antigone nicht ohne Schuld ist: sie hat zweimal geirrt und zweimal gefehlt. Zum Schlusse hebt der Verfasser die Verwandtschaft des hellenischen und deutschen Geistes hervor, und wie auch nach unserer Anschauung der Irrtum zur Schuld und die Schuld zum Irrtum wird.

Auch diese feinsinnig und schön geschriebene Abhandlung, wie Chr. Muff die früher erschienene bezeichnet, wird jeder, der sie zur Hand nimmt, mit Vergnügen und zu seinem Vorteil lesen.

Insterburg. **E. Krah.**

---

98) **Hermann Ferdinand Hitzig, Das griechische Pfandrecht.** Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Rechts. München, Th. Ackermann, 1895. VIII und 148 S. gr. 8. ℳ 3. 60.

Der Verfasser, dessen rechtshistorische Abhandlung über „die Assessoren der römischen Magistrate und Richter" ich in dieser Rundschau 1893 Nr. 10 S. 156 ff. angezeigt habe, betritt mit dieser neuen Arbeit das Gebiet des griechischen Rechts und bewegt sich hier, das sei gleich von vornherein freudig anerkannt, mit voller Sicherheit. Als Aufgabe hat er sich gestellt, zu untersuchen, ob überhaupt und wenn ja, in welchem Maſse ein Einfluſs des griechischen Pfandrechts auf das römische wahrscheinlich oder sicher sei. Bisher wurde die Abhängigkeit des römischen Pfandrechts, dessen Geschichte noch im Argen liegt, mehr behauptet, als bewiesen, indem man aus der Entlehnung einzelner termini, wie hypotheca,

antichresis, hyperocha, auf Entlehnung der Sache selber schlofs. Die Arbeit von Hitzig ist um so mehr zu begrüfsen, als die Philologen sich nur gelegentlich, nie systematisch mit dem griechischen Pfandrecht beschäftigt haben. Volle Anerkennung verdient es sodann, dafs der Verfasser sich nicht auf die Darstellung des attischen Rechtes beschränkt hat, sondern die grofse Mühe nicht gescheut hat, in der weitzerstreuten, besonders epigraphischen Litteratur die für das Pfandrecht der andern griechischen Staaten wichtigen Stellen aufzusuchen. Diese Mühe hat sich gelohnt, denn als Resultat dieser Ausdehnung der Untersuchung ergab sich auch für das Pfandrecht eine Bestätigung der zum erstenmale von Mitteis mit aller Bestimmtheit ausgesprochenen und bewiesenen Thatsache, dafs wir seit der hellenistischen Zeit ein allgemein hellenisches Nationalrecht haben, das in der Hauptsache auf dem attischen aufgebaut ist.

Die zahlreichen wichtigen Einzelergebnisse der ungemein fleifsigen, mit gröfster Umsicht geführten und tiefeindringenden Untersuchung hier aufzuzählen, mufs ich mir versagen, doch möchte ich wenigstens einige, wie mir scheint, besonders verdienstliche Partieen nennen. Das Hauptverdienst Hitzigs ist, dafs er das Wesen der bisher so vielfach verkannten *πρᾶσις ἐπὶ λύσει* zum erstenmale richtig erfafst und sie namentlich in ihrem Verhältnis zur Hypothek völlig klar dargestellt hat. Er weist nach, dafs *πρᾶσις ἐπὶ λύσει* und Hypothek zwei Typen der Sicherung sind, die wie Baar- und Kreditsicherung nebeneinander bestehen (S. 13, S. 78 u. s. w.). Vortrefflich ist der Nachweis geführt, dafs das griechische Recht keine Legalhypothek kennt (S. 64—66). Ein sehr wichtiges, für die vom Verfasser beabsichtigte Bearbeitung des römischen Pfandrechts bedeutungsvolles Ergebnis ist, dafs die Hypothek im grofsen und ganzen auf dem Boden der *πρᾶσις ἐπὶ λύσει* steht und jedenfalls ursprünglich durchaus Verfallpfand ist. Überraschend ist dieses Ergebnis deshalb, weil ja die römische Hypothek ein Verkaufspfand ist. Einen engeren Zusammenhang zwischen diesen beiden Arten der Sicherung hat auch Lipsius, von der Bedeutung des griechischen Rechts S. 28 A. 18 vermutet; ihn bewiesen zu haben, ist eines der Hauptverdienste der Abhandlung von Hitzig. Besonders wichtig für die Erkenntnis der Natur des Verkaufs auf Lösung (*πρᾶσις ἐπὶ λύσει*), des Faustpfandes (*ἐνέχυρον*) und der Hypothek (*ὑποθήκη*) ist Kap. 10, „Pfandrecht und Forderung" (S. 130 ff.).

Der reiche Stoff ist in 13 Kapitel eingeteilt, und zwar ist die Anordnung diejenige des römischen Rechts. Gegenüber einer gewissen Ängst-

lichkeit, welche die Philologen bei der Disposition griechischrechtlicher Arbeiten zeigen, darf betont werden, daſs Hitzig durch sein Pfandrecht bewiesen hat, daſs sich die Disposition des römischen Rechts ganz wohl ohne Nachteil für die Untersuchung aufs griechische Recht übertragen läſst. Eines dürfen wir uns dabei nicht verhehlen: indem wir zeigen, daſs irgendeine Erscheinung auch im griechischen Recht vorhanden ist, ist noch nicht bewiesen, daſs sie auch als solche gesetzlich fixiert gewesen sei. Meistens ist, wie auch der Verfasser mehrmals bemerkt, eine 'gesetzliche Regelung der Materie wohl kaum erfolgt. Das darf uns aber nicht, hindern, an die Quellen alle diejenigen Fragen zu stellen, die das römische Recht und die vergleichende Rechtswissenschaft uns aufgeben, und der Verfasser vorliegender Arbeit ist hierzu um so eher berechtigt, als seine Untersuchung eine Vorarbeit zur Darstellung des römischen Pfandrechts ist. Da zeigt es sich denn, daſs das griechische Recht, obgleich es weder juristisch durchgedacht wurde, bevor die Gesetze erlassen wurden, noch auch im Altertum je eine juristische Bearbeitung fand, da ja Griechenland einen Juristenstand nicht kannte, trotzdem die feinen Distinktionen verträgt, die Verf. auf dasselbe hier anzuwenden sucht. Es ist ja allerdings richtig, daſs die Quellen, welche über das gesetzte Pfand reichlich Stoff liefern, uns beim genommenen Pfand hinsichtlich der Rechte des Pfandgläubigers fast ganz (S. 99), hinsichtlich der Rechte des Verpfänders vollkommen (S. 116) im Stiche lassen. Hält man damit die weitere Thatsache zusammen, daſs in der Terminologie eine Unterscheidung zwischen gesetztem und genommenem Pfand nicht streng durchgeführt ist, so liegt der Schluſs nahe, daſs eine Unterscheidung, für die das griechische Recht keinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat, dem Griechen gar nicht zum Bewuſstsein gekommen sei. Und doch wäre kein Schluſs verkehrter als dieser; denn das genommene Pfand oder Pfändungspfand war dem griechischen Rechte sehr wohl bekannt (s. Hitzig S. 16, S. 99 ff.) Wollten wir uns bloſs auf die Terminologie stützen, so kämen wir gar nie zu einer klaren Vorstellung vom Wesen der drei oben genannten Formen des Pfandrechts. Noch ein Beispiel: Hitzig hat erwiesen, daſs das griechische Vertragspfand nicht Verkaufspfand, sondern reines Verfallpfand war (S. 100); aber weder in der Rechtssprache noch in der Gesetzgebung ist unseres Wissens diese Thatsache zum Ausdruck gelangt, sondern sie ist, wenn ich so sagen darf, lediglich im Rechtsbewuſstsein latent vorhanden. — Die Nachrichten über Faustpfand an Immobilien sind so spärlich und

unbestimmt, daſs wir, zumal da die Terminologie auch hier wieder völlig versagt, fast berechtigt scheinen dürften, dasselbe fürs griechische Recht überhaupt zu leugnen (s. Hitzig S. 13f.); und doch wäre dieser Schluſs unvorsichtig, wenn man auch füglich bezweifeln kann, ob dem Griechen der Begriff des Faustpfandes im modernen Sinne, d. h. der Besitzübertragung ohne Eigentumsübertragung geläufig gewesen sei; denn daſs der Grieche weder den Begriff des Eigentums noch den des Besitzes juristisch scharf erfaſst hat, ist jetzt wohl allgemein zugegeben. Freilich gehen diejenigen zu weit, die geradezu bestreiten, daſs das attische Recht den Begriff des Eigentums und des Eigentümers gekannt habe. Hierin stimme ich mit Hitzig S. 24 überein.

Es sei mir gestattet, an diese Erwägungen allgemeiner Natur eine Anzahl Bemerkungen über Einzelheiten anzuschlieſsen, wobei ich jedoch darauf verzichte, Einzelheiten die von anderen, besonders von E. Ziebarth, Wochenschr. f. kl. Phil., 1895, Nr. 11, S. 281ff. schon besprochen sind, wieder zu berühren.

Die von Hitzig S. 4ff., S. 17ff., und auch sonst durchgeführte Scheidung des Vermögens in Mobilien und Immobilien ist nicht griechischen Rechts. Dieses scheidet ganz deutlich in *φανερὰ οὐσία*, umfassend die Grundstücke und Gebäulichkeiten, also die Immobilien in unserem Sinne, aber auſserdem die zugehörigen Sklaven, den Viehstand und das Bewirtschaftungsmaterial, und in die *ἀφανὴς οὐσία*, welche bloſs aus dem Barvermögen in gemünztem und ungemünztem Metall besteht. Daher der Gegensatz von *φανερὰ οὐσία* und *ἀργύριον* bei Isaios VI, 30, daher auch der Ausdruck *τὴν οὐσίαν ἀφανῆ καθιστάναι* vom Verkaufen von Grundstücken bei Ps.-Lys. XX, 23. Für das Gegenteil, *τὰ ὑποκείμενα ἐμφανῆ παρέχειν, τὸ ἐνέχυρον καθιστάναι εἰς τὸ ἐμφανές* s. Hitzig S. 93. Die Erklärung des Harpokrat. u. *ἀφανὴς οὐσία* ist nicht ganz zutreffend; vgl. Frohberger zu Lysias g. Erat. XII, 83 (= Bd. I², S. 83). Hält man die angegebene Unterscheidung fest, so braucht man sich nicht zu verwundern, daſs gelegentlich Zubehörden und Bewirtschaftungsmaterial mit den Immobilien, Sklaven zugleich mit den Werkstätten mitverpfändet werden (Hitzig S. 18); denn sie gehören eben zur *φανερὰ οὐσία*. Jetzt ist auch die Zumutung, die Demosthenes dem Onetor macht (Dem. g. Onet. I [XXX] 28), völlig klar.

Die Inschrift, welche Hitzig S. 12, A. 10; S. 18, A. 6; S. 122, A. 4 und sonst noch öfter als aus Knidos stammend anführt, stammt vielmehr

aus Halikarnassos. Den Fehler, sie als knidisch zu publizieren, hat, worauf mich B. Haussoullier aufmerksam gemacht hat, zuerst Dareste, Bull. corr. hell. IV, 341 ff. begangen. Diese Inschrift ist übrigens korrekter publiziert unter den Inschriften von Halikarnassos in den Anc. Greek Inscr. Brit. Mus. Nr. 897.

Für das „vielleicht" S. 18, A. 2 scheint mir die dort erwähnte Inschrift keinen Anhalt zu geben; vielmehr sind die *ἐπικύρβια* sicherlich nicht identisch mit den *σκεύη*. Das Richtige trifft wohl die Erklärung von Bruno Keil, Die solon. Verfassung in Arist. Verfassgsgesch. Athens (1892) S. 59 Anm. a. E., die jetzt auch im Recueil des inscr. jurid. gr. III fasc. Additions et corrections S. 503 lediglich angeführt wird.

Einige Bemerkungen über *ἔγγειος* (und *ἔγγαιος*) wären S. 23 um so mehr am Platze gewesen, als das Wort nicht bloſs im Gegensatze zu *ὑπερπόντιον*, das ich übrigens als t. t. nicht kenne, steht. — Ebendort sollte deutlicher gesagt sein, daſs für Delphi eine periodische Besichtigung des Pfandes durch die Epimeleten anzunehmen ist und ferner, daſs eine solche Inspektion des Zustandes der Pfänder auch in Athen durch *ἐπιμεληταί* erfolgte; s. C. I. A II, 564, 5 ff. und Büchsenschütz, Besitz und Erwerb S. 93, A. 1. — Ebenso hätte ich es gerne gesehen, wenn Verf. S. 31 sich geäuſsert hätte, was für einen Charakter er den *συνορφανισταί* in Ephesos zuschreibt. Der zuletzt von Thalheim, Rechtsalt.[4], S. 158 gegebenen Erklärung, wonach sie, wie zu Athen der Archon, die Obervormundschaftsbehörde wären, vermag ich nicht beizustimmen.

Daſs Pfandgläubiger „jeder Freie" sein kann (Hitzig S. 33), ist richtig; jedoch hätten meines Erachtens die juristischen Personen, die oft als Pfandgläubiger erscheinen, verdient besonders aufgezählt zu werden. So erscheinen *ἐρανισταί*, *κοινά*, *γένη* und ganze Gemeinden, z. B. *Δελτ. ἀρχ.* 1892, S. 3 die *Ἁλαιεῖς*, als Gläubiger; ich verweise der Kürze halber auf Recueil I, 128 und auf Horos Nr. 10 und 59 b aus Attika, Nr. 66 aus Naxos. Horos Nr. 50, den Hitzig S. 123 citiert, nennt als Gläubiger *δεκαδισταί*, die von den Herausgebern des Recueil S. 115 in Übereinstimmung mit dem ersten Herausgeber der Inschrift, Dareste, Bull. corr. hell. XII (1887), S. 303 als „receveurs de la dîme" aufgefaſst wurden. Die richtige Erklärung dieses Wortes, das auch in Theophr. Char. p. 152, 24 (Petersen) einzusetzen ist, hat vor kurzem Ad. Wilhelm, Arch.-epigr. Mitteil. XVII (1894) S. 46 gegeben. — Da die juristische Person als solche Pfandgläubiger ist, ist es unrichtig, wenn Hitzig S. 70 sagt,

falls der Gläubiger ein Eranos sei, so werde der Vorsteher desselben auf dem Horos genannt; genannt sind vielmehr die *ἐρανισταί*, die dann blofs in gewohnter Weise durch den Zusatz *οἱ μετὰ τοῦ δεῖνος* von den Mitgliedern anderer *ἔρανοι* unterschieden werden. — Im übrigen bildet das, was Hitzig Kap. VI, S. 67—72 über die *ὅροι* sagt, eine wertvolle Ergänzung zum „Recueil". Zu bemerken ist blofs, dafs Horos Nr. 24a, den Hitzig S. 67 als von den Herausgebern des Recueil übersehen anführt, bei diesen S. 110 als Nr. 13 steht, allerdings nicht nach der Publikation in den Ath. Mitt. XII (1887) S. 311, wo als Fundstelle ganz allgemein die Diakria angegeben ist, sondern nach der vollständigeren Publikation im Amer. Journ. of Arch. 1888, S. 426, Nr. 4, wo die Fundstelle genauer als Ikaria bezeichnet ist. Dieser Horos steht jetzt in Koehlers Suppl. C. I. A. IV, 2, Nr. 1142b. Vom gleichen Typus ist der seither publizierte Horos Bull. corr. hell. XVIII (1894), S. 532, der, wie ich nachträglich sehe, auch noch Aufnahme gefunden hat bei Koehler a. a. O., S. 307, Nr. 1142f. (Add. nova). — Aus den Nachträgen, welche die Herausgeber des Recueil III. fasc., p. 502 zu ihrer ersten Zusammenstellung der *ὅροι* geliefert haben, ergiebt sich, dafs auch Hitzig ein bereits publizierter Stein entgangen war, *Δελτ. ἀρχ.* 1889, p. 55f., Nr. 16. Einige bisher unedierte *ὅροι* sind zu finden in der neuesten Zusammenstellung von Koehler, C. I. A. IV, 2, p. 245—247, Nr. 1111—1151b.

Hitzig hat mit Recht darauf verzichtet, alle überlieferten Fälle von Darlehen, bei denen Sicherung durch Pfandbestellung stattfand, aufzuzählen (S. 35). Dafs bei Darlehen Sicherung durch Pfandbestellung durchaus üblich sei, ist ebenfalls richtig; aber gerade darum hätte der Beschlufs der Gemeinde Plotheia C. I. A. II, 570, wonach diese Gemeinde ihre Gelder ausleiht *τιμήματι* (= *ἀποτιμήματι*) *ἢ ἐγγυητῇ*, also Hypothek und Bürgschaft einander völlig gleichstellt, nicht unerwähnt bleiben sollen.

Dafs die *ἀποτιμήματα* bei *μίσθωσις οἴκου*, Generalverpachtung eines Mündelvermögens, aus Immobilien bestanden, habe auch ich (Vormundschaft S. 157) angenommen, und der Ausdruck bei Harpokration *πέμπονται ἐπὶ τὸ ἀποτιμήσασθαι* ist, wie Hitzig S. 38 erwähnt, dieser Auffassung günstig. Anscheinend weniger spricht dafür das *λαμβάνειν* in Arist. *πολ. Ἀθ.* 56, 7 *ὁ ἄρχων . . . τὰ ἀποτιμήματα λαμβάνει*, das man auf Mobilien zu beziehen geneigt sein könnte; jedoch darf man dieses *λαμβάνει* hier ebenso wenig urgieren, als bei Harp. *ὁ λαβών* (sc. *τὰ ἀποτιμήματα*) oder *παρὰ τὸν ἄρχοντα ἐνέχυρα τῆς μισθώσεως παρείχοντο* die durch

den Druck hervorgehobenen Worte. Hier möge auch die Bemerkung Platz finden, dafs die Behauptung von Hitzig S. 70 unter 6 von der unrichtigen Voraussetzung ausgeht, als wäre der Vormund bei der *μίσθωσις οἴκου* immer selber Pächter gewesen. Allerdings hat er die Möglichkeit dazu, aber die Regel ist das nicht; denn die *μίσθωσις οἴκου* soll ja gerade dem Vormund die Vermögensverwaltung abnehmen oder doch erleichtern. Vgl. m. Vormundschaft S. 146, A. 2 und S. 173.

Die Verff. des Recueil haben angenommen, dafs die meisten *ὅροι* für Pfandbestellung auf dem Gebiete des Dotalrechts für Verpfändung vonseiten des Dosbestellers errichtet seien (I, S. 108 ff.); Hitzig, S. 41 ff. weist überzeugend nach, dafs der Pfandbesteller der Ehemann ist. In einigen Einzelfällen kann ich die Auffassung Hitzigs nicht teilen, ohne dafs es mir möglich wäre, hier die abweichende Ansicht kurz zu begründen. Ich greife einen Fall heraus. Hitzig, S. 44 findet seine Erklärung des Horos Nr. 66 aus Naxos natürlicher als die im Recueil I, S. 142 vorgetragene, und doch mufs ich den Verfassern des Recueil recht geben. Ihre Übersetzung S. 119 zeigt deutlich, dafs sie, wie Hitzig, *χωρίον* und *μισθώματα* als Pfandobjekte fassen. Mit dem letzteren das unmittelbar darauffolgende *ὧν δεῖ κατενεγκεῖν εἰς τοὺς ἐράνους* zu verbinden, finde ich durchaus nicht „gezwungen", sondern ganz natürlich; es ist damit bestimmt, wohin dieser Pachtzins zu entrichten ist. Wie soll man die Stelle übersetzen, wenn *ὧν . . . ἐράνους* die Forderung bezeichnet? Und wie kann man von einer Forderung, für die man ein Pfand bestellt, sagen: *ὧν κατενεγκεῖν δεῖ εἰς τοὺς ἐράνους*?

Zweifellos unrichtig hat Hitzig S. 47 f. die arg verstümmelte Inschrift der Gemeinde Aixone (Ath. Mit. IV, S. 200 ff.) erklärt, denn aus dem Schlufs liest er das Gegenteil von dem heraus, was in der Inschrift steht. Dafs nämlich vor *ἀποδιδῶσιν* ein *μήτε* gestanden hat, zeigt das Folgende *μήτε τὰ ἐνέχυρα . . . ἀνέπαφα ἀνθυποτιθῶσιν*, wo, der Stellung entsprechend, *ἀνέπαφα* prädikativ zu *ἀνθυποτιθῶσιν* zu ziehen und an letzterem Worte kein Anstofs zu nehmen ist. Die Stelle heifst: „alle diejenigen, welche weder . . ., noch zurückzahlen, was sie schulden, noch dafür die Pfänder unbelastet (hypothekenfrei) bestellen." Nachträglich finde ich die Richtigkeit meiner Auffassung bestätigt durch die Lesung von Koehler, Suppl. C. I. A. IV, 2, p. 146, Nr. 584, C, 13 ff.: *ὅσοι [δὲ ἂν ἐξ αὐτῶν μὴ ἐμμένωσι μή]τ[ε] ἀποδιδῶσιν, ἃ κτλ.*

Dafs ein Käufer das von ihm gekaufte Grundstück an den Verkäufer

zurückverpachtet, kommt nicht blofs in Amorgos, für welches allein Hitzig S. 70 eine Urkunde citiert, vor, sondern auch in Mylasa (Bull. corr. hell. V, S. 108, XII, S. 30) und vielleicht auch in einer Urkunde aus Olymos bei Ed. Hula und E. Szanto, Bericht über eine Reise in Karien, Sitzgsber. d. Wien. Akad. philos.-hist. Kl., Bd. 132 (1894), S. 4.

Von der Litteratur zum sogen. Notstandsgesetz von Ephesos scheint Hitzig S. 90, A. 2 die für die Datierung doch wohl abschliefsende Publikation der Inschrift durch Hicks, Anc Greek Inscr. Brit. Mus. part. III. sect. 2, Nr. 477 nicht gekannt zu haben. Das Gesetz fällt ungefähr 40 Jahre früher, als Hitzig in Übereinstimmung mit den Herausgebern des Recueil annahm, denn der *κοινὸς πόλεμος* ist nicht der Krieg gegen Mithridates, sondern wahrscheinlich der Krieg gegen Aristonikos, der zwei Jahre (130—129 v. Chr.) dauerte. Die Datierung hat nach Hicks schon früher korrigiert Th. Reinach, Bulletin épigraphique in Rev. d. ét. gr. 1891. S. 331f., vgl. auch Ref., Wochenschr. f. kl. Phil. 1892, Nr. 27, S. 735 und jetzt Recueil III fasc. p. 501.

Wiederholt hat sich Verf. in seiner Untersuchung gehindert gesehen, weil das grofse delische Pachtreglement, die *ἱερὰ συγγραφή*, die doch schon vor etwa anderthalb Dezennien gefunden wurde und deren Veröffentlichung vor einigen Jahren von Homolle in nahe Aussicht gestellt worden war, immer noch nicht publiziert ist. Möge uns Herr Homolle, eingedenk dessen, was man in Frankreich urteilte, als Herr Revillout mit der Publikation des Papyrus mit der Rede des Hypereides g. Athenogenes zögerte, endlich einmal mit der hochinteressanten Urkunde erfreuen. Die Forschung hat ein Recht, das zu verlangen.

Für die Mitwirkung des Demarchos und der *συνεχυράζοντες* bei der Pfändung (S. 103) verweise ich auf den *ὑπηρέτης παρὰ τῆς ἀρχῆς* bei Ps.-Dem. XLVII, 35 und Haussoullier*), La vie municipale en Attique S. 106, A. 5; vgl. auch meine Bemerkungen in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1893, Nr. 12, S. 321.

Ich gebe gerne zu, dafs, wie Hitzig S. 140 wahrscheinlich macht,

*) Hitzig nennt ihn immer Haussouiller, wie auch Wilcken immer als Wilken erscheint. Da ich auf solche minima zu reden komme, will ich nicht unerwähnt lassen, dafs von den zahlreichen Benennungen, die für „die grofse Inschrift" von Gortyn, wie wir sie wohl mit Comparetti am zutreffendsten nennen, vorgeschlagen wurden, die von Hitzig gebrauchte, „die Tafel von Gortyn" weder durch die äufsere Form noch durch die Komposition irgendwie gerechtfertigt ist. Ebenso unrichtig spricht Hitzig immer von „der Tafel von Herakléa" im Singularis.

der Pfandgläubiger mit der *δίκη ἐξούλης* gegenüber dem Käufer des widerrechtlich veräufserten Pfandes durchdringt; jedoch liegt das nicht in der Stelle des Pollux VIII, 59, wo im Nachsatze doch wohl einfach *ἔστω* zu ergänzen ist zu *ἐξούλης ἡ δίκη*. Die Stelle heifst: dann soll mit der Klage *ἐξούλης* geklagt werden dürfen, wie wenn der Käufer den Pfandgläubiger, mit dem er direkt nichts zu schaffen hat, falls er bona fide gekauft hat, am Erlangen des Besitzes hindern würde.

Diese Auswahl aus meinen Randbemerkungen zu dem Buche von Hitzig dürfte zeigen, wie ungemein anregend dasselbe nach verschiedenen Richtungen wirkt. Ich möchte daher das Studium dieser Untersuchung nicht blofs den zunächst interessierten Juristen und Altertumsforschern empfehlen, sondern vor allem auch denjenigen philologischen Fachgenossen, die Sinn und Interesse für die realen Seiten des antiken Lebens haben. Die Abhandlung ist gemeinverständlich geschrieben und befriedigt, wenn auch zunächst juristischer Natur, doch auch die strengsten philologischen Ansprüche vollauf**). Für die Erklärung der attischen Redner fällt manch wichtiger Beitrag ab; um blofs eines zu erwähnen, so sind die Rechtsverhältnisse der Rede des Demosth. g. Pantainetos noch nirgends so klar erörtert worden, wie in dem Buche von Hitzig. Schade ist es nur, dafs das Nachschlagen nicht durch ein Verzeichnis der eingehender behandelten Autorenstellen und Inschriften, sowie durch ein Sachregister erleichtert ist.

Ich schliefse meine Besprechung mit dem wärmsten Dank an den Verfasser und mit dem Wunsche, ihm recht oft und bald wieder auf diesem Gebiete zu begegnen.

Frauenfeld. **Otto Schulthefs.**

---

99) **F. Vogel, Lehrbuch für den ersten Unterricht in der griech. und röm. Geschichte.** München und Bamberg, Buchner. 8.

In zusammenhängender Darstellung giebt der Verfasser einen Abrifs der alten Geschichte für die Quarta derjenigen Lehranstalten, in denen

**) Abgesehen von einigen Ungenauigkeiten in der Accentuierung, die nicht au Rechnung des Setzers gebracht werden können, fehlen philologische Schnitzer, wie sie noch in neuester Zeit Arbeiten von Juristen über griechisches Recht verunzieren, bei Hitzig gänzlich. Eine leidige Ausnahme macht der „Jonismus" (?) in einer attischen Urkunde S. 89, A. 1.

nach dem Lehrplan der Bayr. Gymnasien unterrichtet wird. Von der Ansicht ausgehend, dafs die Bekanntschaft vornehmlich mit der griech. Mythologie auch heute noch dem Gebildeten unentbehrlich sei — „man sollte lieber an der Geschichte, als an den Sagen Zeit sparen" — räumt der Verf. der Darstellung der Sagen einen breiten Raum ein, nahezu ein Viertel des Ganzen. Die Behandlung der eigentlichen Geschichte stellt mit Recht das biographische Moment in den Vordergrund, ohne indes Ausblicke auf die Kulturgeschichte zu verschmähen. Dafs diese letztere in der Quarta mit gröfserem Erfolge und ausführlicher an der Hand des Deutschen Lesebuches zu behandeln ist, gesteht Verf. indirekt selbst zu wenn er in Bezug auf sie sagt: „Dem Lehrer steht es frei, einzelne Abschnitte je nach Befund lesen zu lassen oder zu überschlagen." Die Einführung der neuen Lehrpläne ist der direkten Verwendung des Buches nicht eben förderlich gewesen, wie der Verf. selbst anerkennt: trotzdem bleibt das Werkchen bei der Gewandtheit und Klarheit der Darstellung, der übersichtlichen Anordnung und bei seinem mäfsigen Umfang ein höchst brauchbares Lese- und Repetitionsbuch.

Bernburg. **P. Stein.**

Vakanzen.

Grevenbroich, Prog. Oberl. (kath.) Phil. Meld. bis 15. 6. Bürgermeister Harnisch.

Stettin, Städt. Gymn. Hilfsl. Klass. Phil. u. Deutsch. 1800 M. Meld. bis 15. 6. Magistrat.

Zeitz, Provinziallehr- u. Erz.-Anstalt. Direktor. Anfangsgeh. 3000 bis 3600 M. u. W. Landeshauptmann Graf v. Wintzingerode in Merseburg.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 27. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

100) **Hymni Homerici** codicibus denuo collatis recensuit **Alfred Goodwin** cum quatuor tabulis photographicis. Oxonii e typographeo Clarendoniano (London, H. Frocode) MDCCCXCIII. XII und 101 S. Grofsfolio. geb. 21 sh.

Wenn die gegenwärtige Anzeige recht spät erscheint; so haben daran die persönlichen Verhältnisse des Referenten schuld. Inzwischen hat Ref. mehrere Anzeigen des Buches gelesen, hofft aber gleichwohl mit dem, was er zu sagen hat, noch nicht zu spät zu kommen.

Eine kritische Ausgabe der homerischen Hymnen war sicherlich ein Unternehmen, das auf die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt rechnen konnte. Denn das handschriftliche Material hatte sich seit Baumeisters Ausgabe (1860), welche die Lesarten von 6 Handschriften aufwies, mehr als vervierfacht. Prof. H. Hollander in Osnabrück sammelte jahrelang an dem kritischen Material zu den Hymnen, wovon ich bei Gelegenheit meiner erklärenden Ausgabe (Leipzig, B. G. Teubner, 1886) schöpfen durfte. Aber auch Hollander kannte damals (Progr. Osnabrück 1886, Die handschr. Überlieferung der hom. Hymnen) nur 20 Handschriften. Seitdem ist die Zahl, wie die Zusammenstellung in der praefatio der Goodwinschen Ausgabe ergiebt, auf 26 gestiegen. Von diesen 26 Handschriften sind Goodwin nur

3 bloſs dem Namen nach bekannt geworden: der Athous, der Münchener und der Madrider Codex. Die übrigen 23 Handschriften hat Goodwin laut der Vorrede entweder selbst verglichen oder durch Freunde vergleichen lassen. Es steckt also eine gewaltige Summe von Arbeit in dieser Ausgabe. Doch ist es dem Verf. nicht vergönnt gewesen, die Früchte seines Fleiſses selbst der Öffentlichkeit zu übergeben. Für ihn trat auf die Aufforderung der Clarendon Press die treue Freundeshand T. W. Allens ein, der uns in der Vorrede erzählt, daſs Alfred Goodwin im Febr. 1892 im Alter von nur 42 Jahren nach langer Krankheit gestorben ist.

Die Ausgabe bietet den Text von Goodwin mit dem kritischen Apparat unter dem Texte. Für den letzteren fand Allen nur geringe Anfänge vor (H. Bacchi, Cereris 1—250, 379—501, H. Apoll. 1—24). Immerhin aber war mit demselben für den pietätvollen Herausgeber der modus procedendi gegeben. Goodwin beabsichtigte sogar noch in einem zweiten Bande einen Kommentar zu liefern. Dazu aber haben sich nicht einmal Anfänge vorgefunden, was auſserordentlich zu bedauern ist, denn von den beiden Teilen, die Lachmann in der Vorrede zum Neuen Testamente der philologischen Arbeit zuweist, der recensio und der emendatio, ist hier der erste, die recensio, die Herstellung des überlieferten Textes sehr viel leichter als der zweite, die emendatio, die Herstellung eines lesbaren Textes. Seit jeher haben sich die Gelehrten an dieser recht undankbaren Aufgabe gemüht, die Erkenntnis, daſs von unserer Überlieferung wenig Hilfe in den vielen schwierigen Stellen zu holen ist, hat sie alle bis in die neueste Zeit hinein bei ihren Emendationsversuchen recht oft scheitern, um nicht zu sagen verzweifeln lassen.

Wir wären, glaube ich, alle den Herausgebern für eine bloſse Rezension mit dem kritischen Rüstzeug sehr dankbar gewesen, noch dankbarer als jetzt, wo er nach seinem eigenen Geständnis sich mehr von dem Sinn und der Angemessenheit der Lesarten als von der Autorität der Handschriften hat leiten lassen. Im Gegensatz zu diesem eklektischen Verfahren hat denn Verf. wieder den Emendationsversuchen der Gelehrten gegenüber sich sehr zurückhaltend gezeigt und lieber den Text der Handschriften gelassen, wie er war. Man wird diese kritischen Grundsätze als einigermaſsen widersprechend bezeichnen müssen. Wer im zweiten Falle so fest an der Überlieferung hält, muſs auch den Handschriften gegenüber auf die älteste Überlieferung dringen. Denn die jüngere Überlieferung, wie sie sich in der Pariser Klasse vorstellt, ruht doch auch nur auf

Konjektur, was sicherlich allgemein anerkannt ist. Der krit. Herausgeber kann in unserem Falle deshalb auch auf die Wiedergabe der Lesarten der Pariser Klasse im Einzelnen verzichten. Das hat übrigens Goodwin im ganzen auch gethan, wie die immer wiederkehrende Bezeichnung Familia Parisiensis beweist.

Die Hauptsache ist jedenfalls, dafs in einer kritischen Ausgabe die Lesarten der übrigen Handschriften vollständig und treu wiedergegeben werden. Dabei kann man zwar dem Herausgeber die Konzession machen, dafs die Kleinigkeiten in Accent- und Spiritussetzung weggelassen werden, obgleich das nicht so unwichtig ist, wie der Herausgeber meinte. Ich erinnere nur an die Vorrede von Schneider zu Callimachus. Aber auch davon abgesehen ist weder die Vollständigkeit noch die Treue des krit. Apparats über allen Zweifel erhaben. Im h. Ap. 172 hat *ἐν* nicht L, sondern E — h. Ap. 36, 102 hat E: *ἐυκτισμένη* (-*ης*). In X, 4 ist es richtig angegeben, warum nicht an den beiden ersten Stellen? — h. Apoll. 217 ist als Lesart von L *ἢ μαγνηίδας* richtig angegeben, dann heifst es *γρ. μαγνιῆνας* L. *μαγνιῆνας* margo *Π*. Hier liegt ein Versehen Allens vor. Es soll heisen: *μαγνιῆνας* margo L *Π*. Hollander giebt aber *μανιῆνας* als Randlesart von L an. Was ist richtig? — h. Ap. 244 fehlt *ὡς* D (statt *βῆς*). — h. Ap. 363 fehlt *πουλυβοτείρῃ* D. — h. Ap. 480 mufste bemerkt werden, dass der Vers in L fehlt. Steht er in *Π*? — Auch h. Ap. 493 fehlt *ἠερρειδέι L*, und so fehlen noch an vielen Stellen Angaben. Ich notiere kurz: h. XIX, 41 *περιώσσια E*, XX, 4 *ναιετάσκον E*, XXII, 1 *ποσειδάονα* XXVII, 1 *χρυσήλακτον E*, XXX, 2 *ὧ E* (statt *ἥ*). Anderes mehr giebt Hollander in der Schrift: Über die neu bekannt gewordenen Handschriften hom. Hymnen. Osnabrück 1895.

Auch die Konstituierung des Textes auf Grund des Apparats giebt zu Ausstellungen Veranlassung. Die Überschrift von h. XXIII lautet in *E Π πεὶς ὕπατον κρονίδην*, in D *εἰς ὕπατον· Κρονίδην ἢ δία*, in der Pariser Familie *εἰς τὸν δία*, nur in der Ed. princeps *εἰς δία*, und diese hat der Herausgeber gewählt! Seinem eklektischen Verfahren blieb derselbe auch in der Verwendung der berühmten Randlesarten treu, und so setzte er h. Merc. 322 die Lesart des Textes von L *Π* (allerdings mit M D) gegen den Rand von *L Π* und den Text von *E* und den Paris. in seine Ausgabe; dagegen vier Verse weiter *E* und den Rand von *L Π* gegen die übrige Überlieferung. Das geht eben einfach nicht.

Inzwischen hat sich Allen in dem Journal of Hell. stud. über die

Konstituierung des Textes ausgesprochen. Sobald die Abhandlung in meine Hände gelangt, werde ich mich mit derselben weiter auseinandersetzen.

Trotz der gemachten Ausstellungen mufs doch jeder Unbefangene zugestehen, dafs die Ausgabe einen wesentlichen Fortschritt gegen die früheren insofern darstellt, als sie immerhin einen vollständigeren und bequemeren Apparat bietet, als wir ihn bisher hatten. Heute würden wir ja allerdings auchdie Kollationen des Madrider wie der Athos-Handschrift schon hinzufügen können. Jedenfalls gebührt dem Herausgeber T. W. Allen der Dank der gelehrten Welt für die treue Hingabe an das Werk des Freundes.

Striegau. **A. Gemoll.**

101|102 **Flavii Iosephi Opera. Recognovit Benedictus Niese.** Vol. VI. De Bello Judaico libri VII et Index. Editio minor. Berolini, apud Weidmannos, 1895. IV u. 576 S. 8. 8 ℳ.

Flavii Iosephi Opera omnia. Post Immanuelem Bekkerum recognovit **Samuel Adrianus Naber.** Vol. V. Lipsiae, B. G. Teubner, 1895. LX u. 392 S. 8. 4 ℳ.

Von der Nieseschen kleineren Ausgabe liegt jetzt der letzte Band vor, der den Jüdischen Krieg und den die Eigennamen umfassenden Index für alle Schriften des Josephus enthält. Der Text ist wie in der gröfseren, von Niese mit J. v. Destinon zusammen bearbeiteten Ausgabe gegeben; die kritischen Anmerkungen sind im Vergleich mit den früheren Bänden etwas reichhaltiger; nicht blofs bei den durch Konjektur geänderten, sondern auch bei andern schwierigeren Stellen, wo vielleicht der Berücksichtigung werte, jedenfalls Prüfung verdienende Konjekturen vorliegen, findet man über das Nötige Auskunft.

Nabers 5. Band enthält die 4 ersten Bücher des Jüdischen Krieges und eine adnotatio critica von 60 Seiten, die über das Verhältnis seiner Ausgabe zu Nieses unterrichtet. Während Niese vor allem 3 Hdss. folgt, dem P(arisinus), A(mbrosianus), M(arcianus), verfährt N. wie in den früheren Bänden mehr eklektisch und hat daher verschiedene Lesarten der andern Gruppe und der früheren vulgata beibehalten. Neu verglichen hat er den von Niese für minderwert gehaltenen codex Lugdunensis und aus ihm manche beachtenswerte Lesart entnommen; zum erstenmale benutzt Naber einen codex Lintelous (im Besitz des Herrn Lintelo de Geer) aus dem späten Mittelalter, der vereinzelt gute Lesarten bietet, meistens mit dem von Niese benutzten Codex C(Urbinas) stimmt.

Über den Wert der Hdss. und einzelne Lesarten wird man auch in Zukunft noch streiten können; eine kritische Grundlage ist aber durch die Vollendung von Nieses und den bevorstehenden Abschlufs von Nabers Ausgabe für alle Zeit gegeben.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

103) **Alfred Rébelliau, De Vergilio in informandis muliebribus quae sunt in Aeneide personis inventore.** Parisiis 1892 apud Hachette et Socios. 8.

Virgil, in früheren Zeiten hochgepriesen, ist in der Gegenwart im Urteile tief gesunken. Ganz besonders wird ihm in seinen Dichtungen Selbständigkeit und freie dichterische Schaffenskraft abgesprochen. Dies Urteil sucht der Verf. vorliegender in nicht einwandfreiem Latein geschriebener Schrift auf seine Berechtigung zu untersuchen, und zwar wählt er sich dafür ein beschränktes Gebiet, das der Frauencharaktere der Äneis. Unter diesen macht er aber eine Scheidung zwischen denjenigen Frauengestalten, die Virgil wesentlich selbst gestaltet hat, und denjenigen, bei denen er sich an eine überkommene Tradition wenigstens einigermafsen angeschlossen hat. Inbezug auf diese — d. h. Andromache im 3. Buche, Dido im 1. und 4. Buche — wird zunächst, und wie mir scheint, mit Recht, nachzuweisen gesucht, dafs für die Andromache Virgil aufser Homer und der Andromache und den Troerinnen des Euripides keine Quelle benutzt habe. Bei der Dido liegt aufser der historischen Tradition, besonders bei Justinus, nichts vor, was Virgil benutzt haben könnte: mit Recht aber zieht der Verf. als verwandte Stoffe auch die Erzählungen von anderen verlassenen Frauen, wie Medea, Ariadne, Kalypso, Kirke, Simaetha heran, um nachzuweisen, dafs Virgil auch bei der Dido nichts benutzt habe, aufser der Darstellung dieser Frauen, wie sie sich bei Homer, Euripides, Apollonius, Theokrit und Catull finde. Was dann die, freilich in der Äneis nur ganz vorübergehend auftretende, Andromache anbetrifft, so hat der Verf. recht gut nachgewiesen, dafs Virgils Auffassung der euripideischen gegenüber — und inbezug auf den Stoff bietet sich nur diese zur Vergleichung dar — als die edlere bezeichnet werden müsse und dafs er nicht ganz ohne Erfolg bemüht gewesen sei, durch Züge, die der homerischen Andromache entlehnt sind, an diese zu erinnern. Wenn der Verf. dagegen in der virgilischen Andromache etwas Erhabeneres und Grofsartigeres findet als in der homer-

ischen und dies z. B. dadurch begründet, dafs bei Homer Hektor seinem Weibe die niedrigsten Sklavenarbeiten in Aussicht stelle, während aus der Äneis doch zu entnehmen sei, dafs sie nur goldgestickte Gewänder, also einer Königin würdige Arbeiten, anfertige, dafs sie überhaupt beim Virgil eine Königin sei und nicht jene einfache und ländliche Tochter des Eetion, so ist dies Urteil wohl nur durch den Einflufs zu erklären, den die Andromache seines Landsmannes Racine auf den Verf. geübt hat: bei diesem Urteile werden ihm wohl nur wenige folgen. Beiläufig möchte ich mich gegen die vom Verfasser angenommene, freilich auch von anderen gebilligte Erklärung des *servitio enixae* (III, 327) erklären, wonach es zu übersetzen wäre „nachdem ich im Sklavenstande ein Kind geboren"; weder hat *enixae* ohne Objekt diese Bedeutung, noch pafst die Temporalbeziehung des Part. Perf. *enixae* dazu (von dem Gedanken einmal ganz abgesehen). Warum soll es nicht einfach heifsen „nachdem ich aus dem Sklavenstande emporgeklommen war", nämlich zur Gemahlin des Pyrrhus? Dann wird in eingehender Auseinandersetzung über die Dido, die ja entschieden die am besten geschilderte Figur nicht nur unter den Frauengestalten der Äneis ist, der Nachweis versucht, dafs Virgil durch das eigene Interesse an dieser seiner Schöpfung bewogen, diese Figur in einer Weise ausgeführt habe, wie sie weit über die durch den Plan des Epos bedingte Notwendigkeit hinausgehe. Aus dem Vergleiche der Darstellung bei Justin (XVIII, 4) mit der bei Virgil, namentlich inbezug auf die Übersiedelung von Tyros nach Karthago, weist der Verf. nach, wie viel edler Virgil durch kleine Änderungen der Tradition den Charakter der Dido dargestellt habe. Mit früheren Gelehrten (z. B. Kvičala) übereinstimmend, macht er darauf aufmerksam, dafs sich Virgil durch das Eingreifen der Götter nicht die rein menschliche Entwickelung des Charakters erspare, wie dies z. B. Apollonius thue. Wenn übrigens im Folgenden sich der Verf. derjenigen Erklärung von IV, 11: *quam forti pectore et armis* anschliefst, welche *pectore et armis* von den Körperteilen versteht (*armi*), so kann ich ihm hierin nicht beipflichten. Das *forti* allein sollte schon genügend hindeuten auf die Erklärung: wie tapfer im Herzen und in den Waffen! Dagegen stimme ich mit dem Verf. überein, wenn er an einer andern zweifelhaften Stelle IV, 449 die *lacrimae inanes* als Thränen nicht des Äneas, sondern der Dido und der Ihrigen auffafst. Auch durch die anderen Stadien der psychologischen Entwickelung dieses Charakters hindurch führt der Verf. seine Untersuchung weiter und weist nach, dafs

Virgil hierbei in durchaus selbständiger Darstellung eins der ansprechendsten psychologischen Gemälde eines antiken Frauencharakters gegeben hat.

Indem der Verf. sich dann zu den Frauen wendet, bei denen Virgil wenig anderweitiger Stoff zu Gebote stand (Amata, Camilla, Anna, Creusa, Lavinia), sucht er zunächst dies nachzuweisen, dafs Virgil in der Hauptsache selbständig gewesen ist. Bei der Amata wird mit Recht, wie mir scheint, der Tadel Cauers zurückgewiesen, der meint, Virgil habe die psychologische Voraussetzung nicht benutzt; die übernatürliche Einwirkung durch die Allekto sei unnötig, weil „in dem Seelenzustande der Amata ein Ausbruch des Zornes vorbereitet war". Im Gegensatz dazu weist der Verfasser eingehend nach, wie Amatas Thun rein psychologisch motiviert sei. Bei der Besprechung der Camilla tritt der Verf. denen entgegen, die die eigentümliche Episode über die Kindheitsschicksale des Mannweibs tadeln. Kürzer wird über Anna und Creusa abgehandelt. Das kühle Verhalten des Äneas zu der letzteren wird darauf zurückgeführt, dafs sich Virgil in ihr mehr eine Frau vorgestellt habe, die mit ihrem Gatten nicht auf gleicher Stufe, sondern als Sklavin verkehre. Zuletzt wird Lavinia besprochen, von der der Verf. mit Recht sagt, in keinem Gedichte erscheine eine Person, die passiver sei als Lavinia. Selbst der dem Virgil sonst so günstig gesinnte Voltaire hatte den Charakter anders gewünscht. Wenn nun der Verf. trotzdem auseinandersetzt, warum Virgil den Charakter nicht anders habe schildern können, so geht er offenbar in seinem apologetischen Optimismus zu weit: sicherlich würde unter denselben Bedingungen ein Dichter mit gröfserer Gestaltungskraft doch einen lebensvolleren, interessanteren Charakter geschildert haben. Trotz dieser Einwände wird das Buch des Herrn Rébelliau wegen der gewissenhaften Benutzung des vorliegenden Stoffes und der Arbeiten der Vorgänger sowie wegen der liebevollen und eingehenden Durchführung der Untersuchung von denen, die nach ihm diesen Gegenstand behandeln, berücksichtigt werden müssen.

Hamburg. **Heinrich Bubendey.**

---

104) **Frederick H. A. Scrivener, Adversaria Critica Sacra.** With a short explanatory introduction. Cambridge: At the University Press, 1893. (London, C. J. Clay und Sons. Leipzig, F. A. Brockhaus). CI u. 170 S. 8.

Wir haben hier leider das letzte Werk eines unermüdlichen Arbeiters auf dem Gebiete der neutestamentl. Textkritik vor uns, nach gewissen Andeutungen

nur mit Aufbietung der letzten Kraft und mit Unterstützung seines ältesten Sohnes F. G. Scrivener und eines Privatgelehrten H. C. Hoskier vollendet.

Das Buch enthält in seinem ersten Teil XI—CI die exakte Beschreibung von 20 Evangelien MSS, von 18 Evangelistarien, von 5 MSS, die die acta und katholische Briefe enthalten, ferner von 5 MSS mit den paulin. Briefen und endlich von 4 MSS der Apokalypse. Angeschlossen ist eine kurze Besprechung der ersten Ausgaben des N. T. von der Complutensischen Polyglotte bis zu Elzevir. Im zweiten Teil erhalten wir zuerst S. 1—57 die dankenswerte Collation des Evangelien-Codex 556. Ein zweiter Abschnitt S. 60—142 giebt uns die Collation von vier weiteren Evangelienhandschriften mit Scriveners Editio major von 1887, wobei bemerkenswerte Varianten der ersten Ausgaben hervorgehoben werden. In ähnlicher Weise sind im dritten Abschnitt S. 143—162 3 Apokalypsehandschriften zusammen mit den ersten Ausgaben collationiert. Endlich teilt der Herausgeber auf S. 163—170 die Collation eines Palimpsestes der griechischen Septuagintaübersetzung mit: Stücke aus Jes. genes. und proverbb.

Mit der einzigen Aufnahme von W^D, einer Handschrift des VIII. oder IX. Jahrhunderts, deren wenige Überreste (Ev. Marc.) aus dem Einband eines Kirchenvaters losgelöst werden mufsten, handelt es sich um Minuskelhandschriften, die der Grofszahl nach sich im Besitze der wissenschaftliche Interessen in hervorragendem Mafse fördernden Baronin Burdett-Coutts befinden. Scriveners Arbeit ist ein neuer Beweis der grofsen Selbstverleugnung, die vorderhand trotz aller Mühe auf glänzende Resultate verzichtet, wie sie nun einmal von dem Forscher auf diesem Gebiete gefordert werden mufs. Noch mufs ein ungeheueres Material in ähnlicher Weise bewältiget werden, bis wir nur imstande sind, die Frucht der hier vorliegenden Forschungen einzuheimsen, indem wir die einzelnen Handschriften genealogisch nach ihrem Werte klassifizieren können. Warum Scrivener seinem Werke den obigen Titel gegeben, ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Nur aus gelegentlichen Andeutungen erhellt, dafs der Herausgeber und seine Gehilfen im Dienste einer konservativen textkritischen Schule und im Gegensatz zu der fortgeschrittenen von Westcott und Hort will gearbeitet haben.

Für den Grammatiker und Philologen von Fach dürften die vorliegenden Studien auch insofern von Wert sein, als das Vorkommen von ν ephelkysticon, von iota subscriptum, Itacismen u. s. w. sorgfältig registriert ist.

Zumikon b. Zürich. **Arnold Rüegg.**

105) **Le leggi di Gortyna e le altre iscrizioni arcaiche cretesi** edite et illustrate da **Domenico Comparetti.** Monumenti antichi pubblicati per cura della Reale Accademia dei Lincei, vol. III. XI und 490 S. gr. 4. Milano, Ulrico Hoepli, 1894. L. 34. —.

Als zu Beginn des Jahres 1885 fast gleichzeitig die editiones principes der im Jahre 1884 von Halbherr und Fabricius gefundenen grofsen Inschrift von Gortyn durch Ernst Fabricius (Athen. Mitt. IX [1884], S. 363—384 nebst Tafel XX u. XXI) und Domenico Comparetti (Mus. ital. di antich. class. I (1885), S. 233—287 mit tav. VIIIa) erschienen waren, wetteiferten Altertumsforscher, Grammatiker und Juristen, den neuen Schatz zu untersuchen und zu bergen. Wir müssen heute noch staunen über die Vortrefflichkeit der Ausgabe, die Bücheler und Zitelmann in kürzester Zeit geliefert haben, eine Leistung, die von keiner der gleichzeitigen oder nachfolgenden Arbeiten übertroffen wurde. Für bessere Lesung und bessere Erklärung der Inschrift geschah später verhältnismäfsig wenig. Noch blieben zahlreiche Unsicherheiten und Abweichungen in der Lesung und Erklärung der Inschrift. Nicht wenige geradezu unrichtige Lesarten und Erklärungen wurden verbreitet, keine Ausgabe genügte völlig. Der Grund dieser Unvollkommenheit war, abgesehen vom Mangel an Übung bei vielen, welche das Thema aufgriffen, vor allem die fast fieberhafte Eile, mit der Philologen und Juristen einander in der Erklärung zuvorzukommen suchten, und nicht zum wenigsten das fast völlige Fehlen verwandter Denkmäler, die sowohl nach Inhalt als nach Sprache Analogieen zur grofsen Inschrift geboten hätten. Man hatte allgemein das Gefühl, dafs zur Erklärung der Einzelheiten ebenso sehr wie zum Verständnis des Charakters des Denkmals in seiner Totalität ähnliche Denkmäler zutage gefördert werden sollten. Diesen Gedanken, dafs der Boden von Gortyn und von Kreta überhaupt noch analoge Denkmäler enthalten könnte, zähe festgehalten und in die That umgesetzt zu haben, ist eine der grofsen Verdienste von Domenico Comparetti. Auf seine Veranlassung sandte das italienische Ministerium Halbherr noch zweimal nach Kreta, und das Resultat war 1) die Auffindung zahlreicher Inschriftfragmente von gortynischen Gesetzen, gefunden an demselben Gebäude, wie die grofse Inschrift, besonders auch auf dem von der Aufsenseite des Rundbaues nach Westen abgehenden sogenannten „muro settentrionale“, 2) die Entdeckung anderer Inschriften, ebenfalls Gesetze, die aber noch

älter waren, an einem andern Gebäude, das sich als ein Pythion, ein uralter Tempel des Apollon Pythios bestimmen liefs. Da Halbherr bei der zweiten Grabung, im Jahre 1885, wobei er die grofse Inschrift wieder auf kurze Zeit blofslegte, seine und Fabricius' Abschrift von 1884 mit peinlichster Genauigkeit nachverglich, an verschiedenen Stellen korrigierte und vervollständigte, so waren streng genommen alle früheren Ausgaben veraltet.

Halbherr lenkte seine Aufmerksamkeit auch noch auf andere Fundstellen aufserhalb Gortyns und förderte eine nicht unerhebliche Anzahl archaischer Inschriften zutage in Oaxos, Eleutherna, Lyttos, Knossos, Itanos und Praesos. Diese Inschriften, die möglichst bald nach ihrer Auffindung von Halbherr und Comparetti in dem von letzterem begründeten, bei uns selten zu findenden „Museo italiano di antichità classica" mitgeteilt wurden, haben nicht unwesentlich zur Erklärung von Einzelheiten der grofsen Inschrift beigetragen. Dadurch war aber das Verlangen nach einer absolut zuverlässigen Ausgabe der grofsen Inschrift und einer Erklärung, die das Gute der früheren Interpretationen aufnahm, dabei aber doch durchaus selbständig blieb, nur noch gröfser geworden. Seit Jahren war diese Ausgabe von Comparetti in Aussicht gestellt, aber immer zurückgehalten worden, weil er — und darin hatte er vollkommen recht — eine Sylloge sämtlicher archaischen kretischen Inschriften für nötig erachtete als Grundlage zur Erklärung der grofsen Inschrift. Es handelte sich darum, dieser innerhalb der mehr als 200 übrigen archaischen kretischen Inschriften ihren Platz anzuweisen.

Diese durchaus ausgereifte Arbeit von Comparetti ist unter dem oben bezeichneten Titel im Jahre 1894 erschienen, eine Musterausgabe, die keiner weiteren Empfehlung bedarf. Ich möchte nur wünschen, dafs sich keine Bibliothek durch den scheinbar hohen Preis von 34 Liren abschrecken lasse, diese Prachtausgabe des wichtigsten epigraphischen Fundes unseres Jahrhunderts ihrem Bestande einzureihen; denn der Preis ist im Verhältnis zum Gebotenen ein recht mäfsiger, im Verhältnis zu den Preisansätzen des deutschen Buchhandels sogar ein bescheidener zu nennen.

Der Stoff ist so eingeteilt, dafs zunächst die Inschriften von Gortyn mitgeteilt werden (S. 1—380), und zwar in chronologischer Ordnung, also zuerst die Inschriften vom Tempel des Apollon Pythios und vom römischen Theater, sodann „die grofse Inschrift", deren Behandlung allein 150 Seiten beansprucht (S. 93—242), hernach die gleich alten Inschriften

von der sogenannten Nordmauer und zerstreute Fragmente dieser Epoche. Daran angeschlossen sind zusammenhängende Erörterungen über die Schrift, die Gesetzgebung und das Münzwesen von Gortyn, die in die „conclusioni cronologiche“ (S. 367—380) auslaufen. Darauf folgen die übrigen archaischen Inschriften von Kreta in lokaler Anordnung: Oaxos, Eleutherna, Lyttos, Knossos, Itanos, Praesos und unbestimmte Fundorte. Den Schlufs des Bandes bildet ein mit peinlichster Genauigkeit angefertigter Index der Wörter sämtlicher hier publizierten Inschriften (S. 459—490), ebenfalls eine musterhafte Arbeit.

Die Inschriften sind alle in Faksimile wiedergegeben, fast durchweg im Mafsstab 1 : 10, so dafs sich sehr instruktive Vergleichungen über die Gröfse der Schrift anstellen lassen. Bei jeder Inschrift stehen die thatsächlichen Angaben, die Lesung und die Erklärung, sofern sich eine solche geben läfst. Da die Lesung nicht blofs eine Kopie der Inschrift selber sein soll, sondern zugleich den Zweck hat, zur Erklärung beizutragen oder doch sie zu erleichtern, so sind die Wörter getrennt, ist die Interpunktion durchgeführt, und schreckte Comparetti auch nicht davor zurück, ω und η da zu setzen, wo der kretische Dialekt voraussichtlich die Länge gehabt hat, während er es mit Recht nicht wagte, φ und χ herzustellen, sondern π und κ stehen liefs, da in den kretischen Dialekten die Psilosis herrschend und nicht blofs graphischer Natur war. In der Accentuation der Wörter wendet Comparetti eine Anzahl Grundsätze an, die schon von den alten Grammatikern für den Dorismus aufgestellt worden sind, verhehlt sich aber dabei keineswegs, dafs hier in vielen Punkten Unsicherheit herrschen mufs. Alles in allem hat Comparetti die Erklärung der kretischen archaischen Inschriften aufserordentlich gefördert. Dabei wird man nie vergessen, dafs ein Teil des Verdienstes seinem treuen, unermüdlichen Mitarbeiter, Federigo Halbherr, gebührt, der übrigens in dieser Ausgabe auch selber zum Worte kommt, z. B. S. 96—101 bei der Lösung der Frage nach dem Zwecke der doppelten Numerierung der Quaderblöcke, auf denen die grofse Inschrift steht. Während Fabricius die zweite Numerierung als „geradezu sinnlos“ bezeichnete, da er die Thatsache der Versetzung der ganzen Inschrift noch nicht erkannt hatte, weist Halbherr nach, dafs dieselbe ganz sinnreich und praktisch ist. Nur die weitere Annahme, dafs diese Numerierung erlaubt habe, beim Versetzen der Inschrift statt langsam Block an Block zu reihen, indem man rechts unten begonnen hätte, zugleich mehrere Gruppen von Arbeitern zu

beschäftigen, scheint mir ein wenig zu fein ausgedüftelt und vom praktischen Gesichtspunkte aus unwahrscheinlich; denn sollen wir annehmen, dafs es nötig gewesen sei, bei dieser Versetzungsarbeit Zeit zu gewinnen, und hätten dann die Steine so ganz ohne Fugen aneinander gepafst, wie das jetzt der Fall ist? Ich glaube es nicht.

Zweimal (S. 93 und S. 340) finde ich bei Comparetti die Behauptung, man habe, wie zahlreiche Farbenspuren beweisen, die Buchstaben rot gefärbt, um die Lesbarkeit der Inschrift zu erhöhen. Ganz alt ist diese Färbung jedoch wohl nicht, da, wie schon Fabricius, Ath. Mitt. IX (1884), S. 372 erwähnte, auch die um einige Jahrhunderte jüngeren Zahlenbuchstaben zwischen den Kolumnen rote Färbung zeigten. Allerdings ist, das gebe ich gerne zu, eine Auffrischung der ursprünglichen Färbung nach vollzogener Versetzung der Inschrift verbunden mit gleichzeitiger Färbung der Versetzungszeichen auch möglich.

Zu der Litteraturzusammenstellung über die gortynischen Inschriften in der Prefazione p. IX—XI bemerke ich, dafs der Jurist Bernhöft heifst, nicht Bernhoft, wie auch S. 102 steht, und dafs nicht blofs seine Übersetzung, sondern bald darauf auch sein Kommentar erschienen ist in der Zeitschrift f. vergleichende Rechtswissensch. VI (1886), S. 281—304 und S. 430—440. — Gemoll heifst A., nicht E., und sein Programm ist 1889 erschienen. — Unmittelbar nachher fehlt die umfangreiche Arbeit von M. Cl. Gertz, Bitrag til Fortolkningen of Lovinskriften fra Gortyn, in: Nordisk tidsskrift for filologi 1889 IX, 1—139. — Der zuerst citierte Aufsatz von Blass trägt den Titel „Zu den Gesetzestafeln von Gortyn“. — Unter Bréal ist hinter „Revue critique“ ausgefallen „1885 n. 43“. — Erwähnung hätte wohl auch verdient W. Prellwitz, De dialecto Thessalica, Gotting. 1885, p. 62f. — Schliefslich heifst der Verfasser der Rostocker-Dissertation über das Erbrecht von Gortyn Rönnberg, nicht Rönneberg.

Um keine Irrtümer aufkommen zu lassen, bemerke ich ausdrücklich, dafs solche Auslassungen und Ungenauigkeiten, wie ich sie hier verzeichnet habe, in den übrigen Teilen des Buches nicht zu finden sind, sondern dafs das ganze Buch mit einer solchen Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet ist, dafs es den Namen einer Musterleistung voll und ganz verdient. Dafs über eine Reihe von Punkten nie völlige Übereinstimmung herrschen wird, weifs jeder Kundige. In einer Frage bin ich ganz anderer Ansicht als der Verfasser, in der Frage der Datierung der gortynischen Inschriften. Da der mir zur Verfügung stehende Raum eine eingehende

Widerlegung der Datierung von Comparetti nicht gestattet, so beschränke ich mich auf eine thesenartige Bestreitung seiner Argumente. Die Hauptschwächen seiner Argumentation sind:

1) Dafs nicht die paläographischen Kriterien an die Spitze gestellt sind, sondern die unsicheren auf den Inhalt gegründeten Argumente.

2) Dafs hierbei die Kulturentwickelung Kretas als derjenigen Attikas genau parallel verlaufend gedacht wird, was nie der Fall war.

3) Dafs er beim Alphabet der I. Periode die Buchstabenzeichen gern direkt an die phönikischen Zeichen anlehnt und die Jugendlichkeit von H = η nicht erwähnt.

4) Dafs er die II. Periode zu nahe an die I. Periode rückt.

5) Dafs er den Anfang der III. Periode zu weit hinaufrückt, doch wohl verleitet durch das Beibehalten der Bustrophedon-Schrift, während Kreta eine andere, viel langsamere Entwickelung gehabt hat, als z. B. Attika. Die Münzen freilich zeigen aus leicht zu erratenden Gründen eine raschere Schriftentwickelung (s. Comparetti, S. 343).

6) Es sei blofs darauf hingewiesen, dafs die von Comparetti entworfene Münzgeschichte von Gortyn, der er jetzt für die Datierung die Hauptstützen entnimmt — früher berief er sich mehr auf die Schrift und den Inhalt — noch sehr viel Unsicheres enthält, wie Verf. übrigens selbst zugiebt.

Mir scheint es namentlich, dafs Comparetti uns dafür den Beweis schuldig bleibe, dafs die II. Periode des Alphabets und der Legislatur so nahe an die I. Periode herangerückt werden müsse, wie er es thut, und ferner den Beweis dafür, dafs die III. Periode nicht weiter hinabgerückt werden könne, als er annimmt (Mitte des 5. Jahrhunderts). Ich glaube, dafs die langsame, stabile Entwickelung, die wir für Kreta nicht blofs annehmen dürfen, sondern sogar voraussetzen müssen, uns gestattet, die III. Periode später beginnen zu lassen und die II. weiter von der ersten zu entfernen. Damit nähern wir uns dem Ansatze von Kirchhoff, der Denkmäler, die zeitlich unmittelbar auf die grofse Inschrift folgen, nicht über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaufdatieren möchte, also diese selber noch in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts. Dafs man bis gegen das Jahr 400 hinuntergehen müsse, hat Bücheler nicht bewiesen. Man darf sich auch nicht darüber aufhalten, wie Lipsius, Von der Bedeutung des griech. Rechts (1893), S. 9 und S. 26, A. 3 gethan hat, dafs die chronologischen Ansätze noch weiter auseinander gehen, als sie sollten, da

dem Ansatze Comparettis die Hauptstütze entzogen sei durch den Nachweis von Svoronos, dafs wir wirkliche λέβητες besäfsen in kontermarkierten Münzen kretischer Städte. Dafs dieser „Nachweis“ gänzlich mifslungen ist und von ganz verkehrten Voraussetzungen ausgeht, ist doch wohl sonst allgemein anerkannt. Gegen die „fantasie anacronistiche“ von Svoronos hat sich jetzt auch Comparetti, S. 359, A. 1 gewandt; ich hätte nur gewünscht, er hätte die noch gründlichere Widerlegung der Aufstellungen von Svoronos durch Th. Reinach, Rev. d. ét. gr. I (1888), S. 354—356 erwähnt, die viel zutreffender ist als das, was Rich. Meister, B. Phil. Wochenschr. 1889, Nr. 40, S. 1259 f. gegen Svoronos gesagt hat. Eine kurze Zusammensetzung der drei Hauptargumente, die gegen Svoronos sprechen, steht jetzt im Recueil des inscript. jurid. grecq. III. fasc., p. 437, note (1).

Diese Abweichung von der Ansicht Comparettis in einer der grundlegenden Fragen soll mich nicht abhalten, zum Schlusse nochmals das hervorragende Werk zur Anschaffung und zu eingehendem Studium aufs wärmste zu empfehlen.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

106) **F. Ranninger, Über die Allitteration bei den Gallolateinern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts.** Programm des Gymnasiums, Landau, 1895. 55 S. 8°.

Verf. unternimmt es, von der Allitteration (vokalischen und konsonantischen) im Gallolatein und dessen Fortsetzung im Altfranzösischen eine umfassende Sammlung zu geben. War auch die Thatsache an sich, wie die Indices in den neueren Ausgaben der betreffenden Schriftsteller zeigen, etwas Bekanntes, so ist doch über die Arbeit, der sich der Verf. mit regem Sammeleifer unterzogen hat, mit Dank zu quittieren. Recht instruktiv sind zwei angehängte Verzeichnisse, eins über die im früheren Latein bereits vorkommenden gleichen oder ähnlichen gallolateinischen Allitterationen und ein anderes über die dem Latein entstammenden altfranzösischen Allitterationen.

Buchsweiler i. E. **Ed. Grupe.**

---

107) **W. M. Lindsay, A short historical latin Grammar.** Oxford, at the Clarendon Presse, 1895. 201 S. 8°. geb. 5 sh. 6.

Auf Lindsays umfangreiches Werk „The Latin Language“ habe ich im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 187 ff hingewiesen. Die Ergeb-

nisse der gelehrten Forschung des verdienstvollen englischen Sprachforschers, welche in dem eben erwähnten, von der Kritik allseitig als vortrefflich anerkannten Werk in ausführlicher Weise dem gelehrten Publikum vorgelegt sind, sind in dem in der Überschrift erwähnten Buche in ein Compendium für die Zwecke der Universitäten und höheren Studienanstalten zusammengefafst. Da ich bereits an einem andern Orte (vgl. Berl. phil. Woch. S. 501 f.) diese neue mehr den Zwecken des Unterrichts unmittelbar dienende Arbeit besprochen und bei dieser Gelegenheit auch Veranlassung genommen habe, auf eine Reihe von Punkten aufmerksam zu machen, in welchen meine Ansichten von denen des Verfassers abweichen, so wird es an dieser Stelle wohl genügen, auch diese kurze historische Grammatik, die ihrem Zwecke vollkommen entspricht, den interessierten Kreisen aufs beste zu empfehlen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

108) **F. Strauch, Der lateinische Stil.** Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialklassen. III. Abteilung: Aufgaben für die VII. Klasse. Wien, A. Hölder, 1894. 39 und 71 S. 8. geb. 80 kr.

Strauchs Übersetzungsbuch ist zunächst für die oberen Klassen der österreichischen Gymnasien bestimmt, erscheint aber auch für die entsprechenden Klassen der preufsischen Gymnasien nicht ungeeignet (vorliegende III. Abtlg. also für Unterprima); nur dürften die zugrunde gelegten Grammatiken (von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz) nicht auf vielen preufsischen Gymnasien anzutreffen sein. Inhaltlich bietet Verf. zusammenhängende, der Lektüre und dem Gedankenkreise der Klasse entnommene Schilderungen: „Ciceros Glück und Ende“ (in 20 Nummern zu 2, 3 und mehr Teilen), eine nicht ungeeignete Einführung in Ciceros Leben, mit Wärme, aber ohne überschwengliche Begeisterung geschrieben, und jeder einzelne Moment von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, wie schon die Überschriften einzelner Abschnitte andeuten. Grammatisch ist hierin die Lehre vom verbum infinitum verarbeitet: Infinitiv, Gerundium und Gerundivum, Participium und Supinum mit entsprechender Einteilung. In einer weiteren Reihe Übersetzungsstücke — „Miscellen“ — (7 Nummern: Lobrede auf Cicero, gehalten von einem alten Römer; einiges über Ciceros Philosophie; die Aeneis; Demosthenes' Jugendzeit u. a.) soll die Satzverbindung besonders

geübt werden: unvermittelte und vermittelte (äußerlich und innerlich vermittelte) Satzverbindung. Im Haupttitel, den Verf. seinem Buche an die Spitze setzt, wird der Zweck desselben angedeutet: in den lateinischen Stil will es einführen. Und wenn man den Text der Aufgaben mit dem zur Hilfe und Anleitung beigegebenen „grammatisch-stilistischen Kommentar“ vergleicht, so erkennt man, daſs beide zusammen wohl geeignet sind, in Stil und Grammatik zu üben. Die Übersetzungsaufgaben sind allerdings für einen Unterprimaner nicht eben leicht, der Verf. hält selbst viel Hilfen für nötig; gleich im ersten Stücke muſs der „grammatisch-stilistische Kommentar“ 12 mal (in manchen noch viel mehr) vom Schüler zur Hand genommen und mehrere Male die andere Beigabe, der „kleine Wort- und Phrasenschatz“ aufgeschlagen werden. Das ist der Mangel, den wir an dem Buche auszusetzen hätten; der Schüler kann nicht glatt von der Stelle kommen, wird durch Verweisungen zu häufig aufgehalten. Werden diese Hemmnisse aber durch erstmaliges Übersetzen oder durch zweckmäſsige Vorbereitung in der Klasse aus dem Wege geräumt, so wird der Gebrauch des Buches sicherlich groſsen Gewinn bringen. Die Ausstattung ist gut.

Hanau. **O. Wackermann.**

Vakanzen.

Breslau, Ev. R. S. I. Hilfsl. N. Spr. und Deutsch. 1500—1800 M. Magistrat.

Frankfurt a. M., Adlerflychtschule (R. S.). Obl. Math., Phys. (u. Turnen). 3200—6600 M. Meld. bis 1./8. Curator. d. höh. Schulen.

Freiburg (Schlesien), R. S. Hilfsl. N. Spr. N. E. Magistrat.

Gladbach, O. R. S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Klausing.

Göttingen, R. S. Hilfsl. Deutsch u. Französ. Dir. Ahrens.

Hagen (i. W.), R. S. Direktor. Oberbürgerm. Prentzel.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 11. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

109) **Paul Cauer, Homers Odyssee** (Schulausgabe). II. Teil ν—ω. 2. verb. Aufl. Prag, F. Tempsky; Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1896. XII u. 234 S. 8. ℳ 1. geb. ℳ 1.30

Die Vorzüge dieser Ausgabe, besonders die gut und übersichtlich vorausgeschickte Inhaltsangabe, die Sorgfalt in der Behandlung des Textes, der gute Druck, die angehängten Verzeichnisse der Eigennamen und der auf sachliche Einzelheiten bezüglichen Stellen, mit einem Worte: die grofse praktische Brauchbarkeit, alles dies ist vom Ref. schon beim Erscheinen des ersten Teiles hervorgehoben worden, so dafs hier nur zu sagen übrig bleibt, dafs auch dieser zweite Teil der ersten Hälfte völlig gleichwertig ist. Die Ausgabe sei hiermit wiederholt für den Schulgebrauch warm empfohlen.

Cöthen. **H. Kluge.**

110) **Albracht, Kampf und Kampfschilderung bei Homer.** II. Teil. Osterprogramm des Domgymnasiums zu Naumburg a. S. 1895. 25 S. 4.

Als Fortsetzung einer bereits 1886 erschienenen Programmabhandlung verbreitet sich die vorliegende Schrift über die Sicherung gegen den Feind, Angriff und Verteidigung einer Lagerbefestigung, Belagerung und Verteidigung einer befestigten Stadt. Es handelt sich dabei einfach um eine Klarlegung dessen, was hinsichtlich der genannten Punkte aus der Ilias zu entnehmen ist, ohne daſs damit etwa ein Beitrag zur Lösung der homerischen Frage erstrebt wird. Wir haben hier eine verständige und verständnisvolle Erörterung der Iliasstellen vor uns, die uns die Anschauung des Dichters über Kampf und Krieg nach den oben angeführten Gesichtspunkten zeigen. Mag man in diesem oder jenem Punkte dem Herrn Verf. widersprechen, so muſs man doch im allgemeinen und auch in vielen Einzelheiten ihm recht geben, und Ref. empfiehlt besonders allen, die mit Iliaslektüre und Erklärung der Ilias zu thun haben, diese Darstellung, da sie auch dem Kundigen manche Anregung und eine gute Zusammenstellung der einschlägigen Stellen bietet.

Cöthen. **H. Kluge.**

111) **W. Weinberger, Kallimacheische Studien.** Sonder-Abdruck aus dem 21. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im XVII. Bezirk von Wien (Hernals). Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1895. 24 S. 8.

Der Verf. spricht zunächst über das Bibliothekariat des Kallimachos. Während er früher dafür eintrat, ist er jetzt der Ansicht, daſs Kallimachos diese Stelle nicht bekleidete. Zum Beweise dafür führt er an, daſs Kallimachos bei Suidas nicht Bibliothekar genannt werde und daſs bei Tzetzes Aristarch zweimal als vierter oder fünfter Bibliothekar bezeichnet werde, was nur möglich sei, wenn man Kallimachos ganz auſser Acht lasse und des Apollonios' Bibliothekariat anzweifle. Ich kann diese Gründe bei der geringen Glaubwürdigkeit, die Suidas und Tzetzes in diesen Dingen verdienen, nicht für durchschlagend erachten, zumal da sich dieser Ansicht chronologische Bedenken entgegenstellen, wie Fr. Susemihl, Alexandr. Litteraturg. I S. 341 Anm. 69 ausführt. Auch steht ihr die bekannte Notiz des Suidas über Aristophanes von Byzanz entgegen: *μαθητὴς Καλλιμάχου καὶ Ζηνοδότου, ἀλλὰ τοῦ μὲν νέος, τοῦ δὲ παῖς ἤκουσε*; denn nur eine voreingenommene Erklärung kann hier *τοῦ μέν* auf Zenodot beziehen.

Dann geht der Verf. zur Betrachtung der neugefundenen Hekale-Fragmente über. Dabei kommt er im Anschlufs an Br. Ehrlich, de Callimachi hymnis quaestiones chronologicae (vgl. diese Zeitschr. 1896 Nr. 2, S. 19 f.) auch auf die Abfassungszeit der Kallimacheischen Hymnen zu sprechen. Er hält an seiner Ansicht fest, dafs der Hymnus auf Zeus in den Jahren 281—279 verfafst sei; warum ich dies nicht für richtig halte, habe ich a. a. O. dargelegt. Den Apollon-Hymnus hatte der Verf. früher mit Susemihl in das Jahr 262 versetzt; er giebt jetzt zu, dafs er in die Regierungszeit des Euergetes fallen könne, was ich für richtig halte, neigt aber doch mehr dazu, ihn früher anzusetzen; denn für die Zeit nach der Ermordung des schönen Demetrios, wo es gar keine Könige in Kyrene gab, scheint ihm die Phrase *ἡμετέροις βασιλεῦσιν* (V. 68) weniger passend. Recht ansprechend ist die Vermutung des Verf., dafs 258 das Todesjahr des Magas sei; Eusebios habe das Jahr, in dem Demetrios nach Kyrene kam, mit dem Todesjahr des Demetrios verwechselt; die Ermordung des Demetrios möge 3—5 Jahre später stattgefunden haben. Danach modifiziert sich auch Br. Ehrlichs Ansatz für den Hymnus auf Artemis, der nicht in die Jahre 258—247, sondern 255, bezw. 253 bis 247 fällt. Gegen die Verlegung des Hymnus auf Delos in das Jahr 263/2 bemerkt er, dafs es auffallend erscheine, wenn Kallimachos noch nach 12 Jahren auf den Aufstand der galatischen Söldner anspiele. Meine Ansicht habe ich a. a. O. auseinandergesetzt.

Zum Schlufs untersucht der Verf. das Verhältnis zwischen Kallimachos' Hekale und Apollonios' Argonautika. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs die Hekale nach Argonautika I u. II, aber vor III und IV veröffentlicht sei. Den Beweis dafür findet er in Anspielungen und polemischen Hinweisen des einen Gedichtes auf das andere. Ich könnte nicht sagen, dafs das von dem Verf. Angeführte für mich überzeugend wäre; solche Anklänge lassen sich überall aufspüren.

Ein Anhang bringt einige Nachträge über Kallimachos-Handschriften.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

112) **Xenophons Hellenika, Ausgewählte Abschnitte.** Nach der Ausgabe R. Grossers neu bearbeitet von **C. Polthier.** Erste Abteilung: Text. Zweite Abteilung: Kommentar. Friedrich Andreas Perthes, Gotha, 1896. IX u. 105 und 107 S. 8°.

Gebunden 2,80 ℳ.

Auch die Bibliotheca Gothana legt uns hier eine Ausgabe der Hellenika

vor, die nicht den gesamten Text, sondern nur ausgewählte Abschnitte enthält. Die Auswahl weicht nicht erheblich ab von den vor kurzem in dieser Rundschau (1896, S. 113 ff.) besprochenen Ausgaben von Bünger, Saegert und Vollbrecht, der Kommentar ist dagegen reichhaltiger und giebt mehr Erklärungen und Übersetzungshilfen, die ein rascheres Fortschreiten der Lektüre auch für die schwächeren Schüler möglich machen. Im Text und im Kommentar schliefst Polthier sich möglichst eng an die vollständige Ausgabe der Hellenika in der Bibl. Goth. von Zurborg und Grosser an, nur der Kommentar Zurborgs zu den beiden ersten Büchern hat erhebliche Umgestaltung und Erweiterung aufzuweisen. Die Fortlassung verschiedener Citate und seltener Termini technici ist entschieden eine Verbesserung, ebenso dafs die einzelnen Abschnitte möglichst ohne Rücksicht auf die vorhergehenden behandelt sind. Eine Kürzung des Kommentars würde ich für eine neue Auflage empfehlen in der Amnestie-Geschichte; die Hinweise auf Lysias und auf Aristoteles' Schrift über die Verfassung Athens gehen doch über das Verständnis eines Untersekundaners hinaus, so interessant sie auch für den Lehrer sind.

Für die Schulen, die eine Auswahl benutzen wollen, kann diese Ausgabe nur empfohlen werden.

Einige kleinere Versehen: S. 100, Z. 1 steht *πάντυς* für *πάντες*. Im Kommentar ist bei VI, 5, 45 verwiesen auf V, 1, 25 wie in Grossers Ausgabe, in der Auswahl ist diese Stelle aber fortgelassen. Aus Grosser sind auch einige Schreibfehler übernommen, so S. 45 zu III, 2, 12 *ἀκούοντες* statt *ἀκούσαντες*, S. 48 zu III, 3, 11 *ἐπικαιριοτάτους* für *ἐπικαιριωτάτους*, S. 52 zu III. 4, 29 *ἐξώρμησε* für *ὥρμησε*.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

113) **Ludovicus Alzinger, Studia in Aetnam collata.** Lipsiae apud G. Fockium 1896. 54 S. 8. ℳ 1.50.

Die Anregung zu vorliegender Schrift hat Iwan Müller gegeben, den Weg der Untersuchung A. Zingerle gewiesen, mit der Forderung, die nach Form und Inhalt verwandten Stellen anderer römischer Dichter zur Vergleichung heranzuziehen (vgl. Philolog. Wochenschr. IV p. 872). Als Hauptergebnis läfst sich der Nachweis betrachten, dafs im „Ätna" wesentlichere Übereinstimmungen nur mit Lucrez und Vergil vorhanden sind. Aufserdem findet A., dafs diejenigen irren, die das in Rede stehende Gedicht zwischen 65 und 79 nach Chr. entstanden sein lassen, und glaubt

die Abfassungszeit spätestens 44 v. Chr. ansetzen zu müssen, namentlich aus folgenden drei Gründen. Erstens wird V. 608ff. ein Ätnaausbruch geschildert, ein solcher ist aber zwischen 39 vor und 252 nach Chr. nicht bezeugt; sodann ergiebt sich aus V. 594—98, daſs mehrere bedeutende Bildwerke, die sich in nachaugusteischer Zeit zu Rom befanden, während der Entstehungszeit des Gedichts noch in griechischen Ländern anwesend waren; endlich läſst die Sprache die Glätte und Eleganz der hexametrischen Dichtungen des ersten Jahrhunderts n. Chr. vermissen. Die Anklänge an Seneca werden durch die Annahme einer beiden gemeinschaftlichen Quelle, in erster Linie des Lucrez, erklärt, die Anklänge an Virgil damit begründet, daſs dieser den „Ätna" entweder selbst in seiner Jugend verfaſst oder wenigstens gekannt habe.

Infolge der schlechten handschriftlichen Überlieferung war der Konjekturalkritik freier Spielraum eröffnet. Und in der That sind auch viele Stellen von A. geändert; doch sprechen die Verbesserungsvorschläge nur zum Teil an, wie V. 107 *barathrum* für *charybdis*, während anderswo der überlieferte Text öfter ohne zwingenden Grund aufgegeben worden ist, z. B. V. 6 und 443, wo A. für *Dodona Daphne* und für *dives satis ubere: dives sat sulfure* lesen will. Mit Recht hält der Verf. die Nachahmungen und die zufälligen Übereinstimmungen mit Lucrez und Virgil auseinander, doch hätte meines Erachtens in diese Gruppe noch manches gesetzt werden können, was in jener steht z. B. *vix unquam* und *bis seni*. Auch wäre es entschieden vorteilhafter gewesen, die *imitationes* nicht Vers für Vers zu erledigen, sondern nach sachlichen und sprachlichen Gesichtspunkten zu ordnen; dann wären auch Wiederholungen vermieden worden (z. B. V. 1 und 606).

Im übrigen ist die Abhandlung nicht ungewandt geschrieben; nur war S. 44 Z. 14 v. u. *triennio*, S. 46, Z. 8 v. u. *nihil aliud nisi* zu setzen und durchweg das finale Partizip Futuri Activi zu meiden.

Eisenberg S. A. **O. Weise.**

---

114) **Max Büdinger, Die Universalhistorie im Altertume.** Wien, Karl Gerolds Sohn, 1895. VII u. 222 S. gr. 8.

Statt eines Vorwortes hat Büdinger eine Stelle aus einer Rede von Helmholtz an die Spitze seines Werkes gestellt, Worte, die für die hohe Begeisterung des Wiener Historikers für seinen Beruf bezeichnend sind: „Er (der Forscher) sieht sich mit seinen kleinen Beiträgen in den Dienst

einer ewigen heiligen Sache gestellt, mit der er durch enge Bande der Liebe verknüpft ist; dadurch wird ihm seine Arbeit selbst geheiligt."

Wir kennen Büdinger schon längst als scharfsinnigen Forscher und als gewaltigen Arbeiter im Dienste der ihm heiligen Sache und wissen auch, wie seit einer Reihe von Jahren seine zahlreichen Einzelstudien, deren fast jeder Band der „Sitzungsberichte der Wiener Akademie" aufweist, einen universalhistorischen Charakter angenommen haben. In dem vorliegenden Buche hat Büdinger durch wirklich liebevolles Eindringen und Sich-versenken in den Stoff, mit der dem universellen Historiker eigenen Weite des Blickes, mit seiner erstaunlichen Beherrschung des Quellenmateriales bis in die feinsten Details und mit seiner eigenartigen, markanten Sprache, die stets zum Nachdenken auffordert, ein Werk geschaffen, für welches wir ihm zu tiefgefühltem Danke verpflichtet sind. Daneben soll nicht verhehlt werden, dafs es der Verfasser dem Leser nicht gerade leicht gemacht hat, sich durch seine Darstellung, deren Tiefe mitunter fast an Dunkelheit anstreift, hindurchzuarbeiten. Andere werden geneigt sein, den Begriff der „Universalhistorie", wie Büdinger ihn auffafst, anzugreifen. Wieder andere werden, statt sich in die Eigenart des Buches zu vertiefen, dieses und jenes Urteil, das ihnen sonderbar klingt, beanstanden. Referent kann nur versichern, dafs ihm das Studium des tiefsinnigen Werkes ein geistiger Genufs gewesen ist und wirklichen geistigen Gewinn gebracht hat.

Den Lesern dieser „Rundschau" kann ich vielleicht das Buch am besten empfehlen, indem ich den Inhalt des tief eindringenden ersten Abschnittes über „die Anfänge der Universalhistorie" wiedergebe, der, abgesehen davon, dafs er manch überraschendes Ergebnis bietet, die Eigenart der Forschung und Darstellung Büdingers recht deutlich wiederspiegelt. Verfasser beginnt mit einem Überblick über die Entstehung der ersten Universalherrschaft, der Weltherrschaft der Ägypter unter Amasis I., dessen Todesjahr sicher „in eines der nächsten vier Jahre nach 1560" fällt (S. 4), und datiert von da an die drei Jahrtausende allgemeiner Geschichte mit wohlbegründeten Abschlüssen: „die erste Epoche bildet Cyrus', des ersten indogermanischen Universalherrn, Einzug in Babylon im Herbste etwa des Jahres 538; daran reihen sich die zweite und dritte Epoche vom Sommer 476 und Herbste 1492 nach Chr., deren Begründung jedermann gegenwärtig ist". Sodann zeigt Büdinger, wie die weite Ausdehnung des ägyptischen Reiches nach Asien unter Amasis' Urenkel Thut-

mosis III. den „Gedanken von der Menschheit als einem Ganzen und von dem göttlichen Anspruche des Ägypterkönigs auf ihre Beherrschung“ zeitigt, und wie dieser Gedanke in der Litteratur, d. h. in dieser Zeit in den Kriegs- und Beuteberichten der Könige, zutage tritt. Der Beamte, welcher mit der Abfassung dieser offiziellen Berichte betraut wurde und der sie „um niemandes Gunst und niemandem zu Leide verfaſst“ hat, ist Tjainni, der somit „als der erste Darsteller einer zeitgenössischen Universalhistorie, eines Stückes der Geschichte der Menschheit bezeichnet werden kann“ (S. 5).

Eine einigermaſsen neue universalhistorische Auffassung nimmt ihren Anfang bei den Israeliten in der Darstellung des Propheten Jesaias, indem hier der Glaube an „die universale Kraft eines einzigen Gottes für die Geschicke der gesamten Menschheit“ mit ebenso viel poetischem Schwunge als unerschütterlicher Glaubensstärke vorgetragen wird (S. 7).

Der Gedanke, daſs die gesamte Menschheit ihnen zu Gehorsam verpflichtet sei, tritt um dieselbe Zeit bei den Begründern der zweiten Weltherrschaft, bei den Assyrerkönigen auf, in wunderbar erhabener und doch fast demütiger Gestalt bei Sargon, wechselnd zwischen bescheidener Beschränkung und ungemessenem Anspruche bei den neubabylonischen Königen von Nabopolassar und dessen Sohn Nebukadnezar bis auf Nabonid. Mit der Regierung von Adad-Nirari II. (911—890) beginnen die uns erhaltenen, bis 666 ununterbrochenen Tafeln der Eponymen, durch die „wir eine vollkommen gesicherte Zeitrechnung für Vorderasien und das Bild einer groſsartigen militärischen Reichsorganisation gewinnen“ (S. 9). Aber in der langen Reihe der Kriegs- und Siegesberichte assyrischer Könige vom Ende des zwölften bis nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts findet man nirgends in gleicher Weise den Vorzug der Wahrhaftigkeit, wie beim Ägypter Tjainni. Obgleich zwar „die assyrischen Selbstberühmungen und Greuelberichte“, die oft unerfreuliche Zweifel erregen, deutlich zeigen, daſs in diesem Reiche die eigentliche Universalhistorie keine Stätte finden konnte, so bleiben immerhin zwei wesentliche Elemente ihrer Fortbildung assyrisches Verdienst: auſser der festen Zeitrechnung nach Eponymieen „die, ungezählte Nationalitäten umfassenden Gestaltungen der Reichsverwaltung“. Sobald jedoch die neubabylonischen Herrscher von dem Bewuſstsein durchdrungen waren, daſs andere Groſsmächte die von Medien und Lydien, neben ihnen existierten, verlor die babylonische Geschichte den realen Boden der Universalmonarchie, so daſs be-

greiflicherweise der von Jesaias entwickelte Gedanke einer monotheistischen Leitung der gesamten Menschheit kaum einen fruchtbareren Boden finden konnte, als den litterarisch gebildeten Hebräern das babylonische Exil bot (vgl. Ezechiel und andere Propheten des 6. Jahrhunderts und die ältesten Psalmen).

Die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts ist nun aber die Zeit, wo der indogermanische Menschenzweig Vorderasien und Ägypten gewann, ein Stamm, dessen religiöse Grundvorstellungen von der übersinnlichen Welt vielfach zusammentrafen mit der in jenen Gegenden bereits erwachten „Überzeugung von universalen, überirdischen wie irdischen, die ganze Menschheit umfassenden Gewalten". Ich mag die tiefsinnigen Ausführungen des Verfassers über die Grundanschauungen der Indogermanen über „Zeit und Raum", über „Zeit und Schicksal" und das Walten der Gottheit, die er hier auf den äufserst knappen Raum von zwei Seiten zusammengedrängt, dagegen in Aufsätzen im 93. und 113. Bande der Wiener Sitzungsber. eingehender dargelegt hat, nicht durch einen Auszug, den sie übrigens gar nicht vertragen, zerstören, sondern verweise die Leser auf das Buch selber. Von den Westariern ging die Gründung der dritten, der persischen Universalmonarchie aus, die wir datieren können vom Einzuge des Königs Cyrus in die neue Hauptstadt Babylon im Herbste etwa des Jahres 538. Damit kommen wir wieder in eine Epoche, in der Büdinger nicht blofs ganz zuhause ist, sondern über die er selber die bedeutendsten Abhandlungen aus neuerer Zeit geschrieben hat, deren Ergebnisse er hier S. 12—15 knapp und scharf zusammenfafst. Er zeigt namentlich, wie die persische Universalmonarchie bei aller Schonung und Achtung der überkommenen Religionen, Sitten und Rechtsordnungen der gehorchenden Völker bis zu den Niederlagen durch die Hellenen die religiöse Pflicht unablässiger Verbreitung ihrer Kräfte über die Erdscheibe behielt und so wesentlich zur Fortbildung universalhistorischer Ideen beitrug. Allerdings hat niemand in den Hauptlanden des Perserreiches diese Ideen klar erfafst oder sich gar zu einer universalhistorischen Darstellung in diesem Sinne angetrieben gefühlt (S. 14); dagegen erstand in einer der westlichen Statthalterschaften ein allem Anscheine nach auf ein solches Ziel gerichteter Geist in dem griechisch schreibenden Lyder Xanthos zur Zeit der Perserkriege.

Damit ist der Übergang zum zweiten Abschnitte gegeben, in welchem der „Anteil der Hellenen" dargestellt ist (S. 16—62), indem

die Thätigkeit der Vorgänger des Thukydides, Hekataios, Charon, Hellanikos und Herodot, dann Thukydides selber mit seinen Fortsetzern Kratippos, Xenophon und Theopompos, hernach Ephoros, der Einflufs des Aristoteles, die Arbeitsweise des Duris und Hieronymos von Kardia und ganz besonders Timaios behandelt wird. Der umfangreichste, dritte Abschnitt, betitelt „Einwirkung der Römerherrschaft“, führt uns unter den Kapitelüberschriften: Griechische Kultur in Rom, Anfänge römischer Geschichtschreibung, Polybios, Polybios' Nachfolger, Diodor, Trogus, Tacitus bis zu diesem, mit dem nach der Auffassung Büdingers die Universalhistorie des Altertums endet.

Die Übersicht über den Inhalt erleichtert ein ziemlich eingehendes Inhaltsverzeichnis (S. V—VII); das Nachschlagen in dem an interessanten Einzelheiten so reichen Buche ist durch ein sehr sorgfältiges Autorenregister (S. 203—211), in welchem alle angeführten oder kurz besprochenen Autorenstellen aufgeführt sind, und durch ein dankenswertes Sachregister (S. 211—222) sehr bequem gemacht.

Auf Einzelheiten einzugehen, mufs ich mir versagen, hoffe aber, dafs die Inhaltsübersicht über den die Anfänge der Universalhistorie im Orient behandelnden ersten Abschnitt recht viele philologische Fachgenossen veranlassen möge, die nicht minder originellen Ausführungen Büdingers über die ihnen näher liegende Geschichtschreibung der Griechen und Römer zu studieren. Wer das Werk eingehend studiert, wird hohen Genufs davon haben, denn Büdingers Untersuchungen bewegen sich nie und nirgends in ausgefahrenen Geleisen.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

115) **E. Kroker, Geschichte der griechischen Litteratur.** Erster Band: Die Poesie. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895. 378 S. 8. geb. ℳ 2,50.

Für welche Kreise das hübsche kleine Buch bestimmt ist, wird nicht ausdrücklich gesagt, da es des üblichen Vorwortes entbehrt; doch geht auch ohne die Andeutung auf S. 36 aus seiner ganzen Anlage hervor, dafs es für „gebildete Laien“, aufserdem aber wohl auch für die Schüler der oberen Gymnasialklassen bestimmt ist. Demgemäfs fehlen mit allem gelehrten Ballast Litteraturangaben, und streitige Fragen sind nur mit äufserster Reserve zugezogen. Bei dieser Anlage und Bestimmung des Werkes wird das Referat sich weniger mit der eigentlich philologischen

Thätigkeit des Verfassers zu beschäftigen haben, der übrigens augenscheinlich den Stoff gut beherrscht. Nur einige Kleinigkeiten seien erwähnt. Der Jambograph Simonides läfst die Frauen nicht nach dem Vorbild der Tiere (S. 93) geschaffen sein, sondern von Tieren abstammen. — In den Rittern des Aristophanes ist die Angabe, es habe kein Künstler gewagt, die Maske des gefürchteten Kleon anzufertigen, doch wohl trotz Dierks mit Bernhardy als launige Motivierung der greulichen Larve des Staatsmannes auszulegen. — Aristophanes wird nach Ansicht des Ref. etwas gar zu scharf kritisiert. Mag den modernen Geschmack manches an ihm abstofsen: es geht doch zu weit, wenn von dem genialsten aller Komiker S. 370 gesagt wird, dafs er mit beiden Händen im Schmutz wühle und S. 363 von seinen „faulen Witzen" gesprochen wird. — Nicht recht passend scheint es auch, wenn Kroker S. 225 bei dem Selbstmord des Aias an die „schauerliche Tragödie am Starnberger See" erinnert. Doch dies nebenbei. Für den Verfasser mufste richtige Auswahl des Stoffes und vor allem eine anziehende, gefällige Darstellung Hauptsache sein, wenn er, wie das sein Zweck ist, einen weiteren Leserkreis fesseln will. Man wird ihm das Zeugnis nicht versagen können, dafs er Geschmack und Geschick verrät. Manche Details hätte er wohl besser vermieden; dafs z. B. die Eltern der Sappho Skamandronymos und Kleïs hiefsen (S. 114), braucht selbst ein Philologe von Fach nicht zu wissen. Die ausführliche Berechnung der Lebenszeit des Aristophanes, die mehrere Seiten einnimmt, konnte füglich auch wegbleiben. Statt dessen hätte Ref. mehr Proben gewünscht, da solche allein einen Begriff von den Dichtungswerken zu geben vermögen. Dafs Proben wie Citate nur in deutscher Übersetzung gegeben sind, war natürlich nach dem Plan des Buches, das überhaupt kein griechisches Wort enthält. Die Übersetzung selbst ist meist gut; ob sie überall originell ist, hat Ref. nicht kontrolliert, darf es aber wohl voraussetzen. Die Form der Darstellung, auf die hier alles ankommt, ist im allgemeinen lobenswert. Vereinzelt findet sich freilich auch sprachlich Bedenkliches, wie S. 12 „die Natur hätte ihnen gelehrt"; S. 138 „vor Pindar vorziehen". Die harte Pluralform „in den Odysseusen" (S. 322) war nicht leicht zu vermeiden, doch konnte sich der Verfasser die Titelangabe der verlorenen Dramen des Kratinos überhaupt schenken. Auch Otfried Müller, an den das Buch in manchen Stücken erinnert, und nicht zu seinem Schaden, hat sie entbehren zu können geglaubt. Ausdrücke wie „toll und voll gesoffen" und „sauwohl" (S. 351)

sind selbst in der Inhaltsangabe eines Aristophanischen Stücks nicht unbedenklich. Der Satz S. 43: „Die Nachahmung folgt ja immer ihren Vorbildern“ klingt trivial, wennschon er im Zusammenhang erträglicher ist. — Im allgemeinen aber ist das Buch flott und mit Wärme geschrieben; zu den besten Partien gehört, was K. tadelnd über die kritische Zerpflückung der homerischen Gedichte sagt.

Auf die Gefahr hin, der Pedanterie geziehen zu werden, mufs Ref. ein Wort über die Schreibung der Eigennamen anfügen. Da der Verfasser sich an weitere Kreise wendet, lag es nahe, die dem Laien mehr mundgerechten latinisierten Formen zu wählen: Pisistratus, Krösus, Iphigenie, wie er thatsächlich (131) Platää und (325) Phidias schreibt. Wollte er die griechische Urform beibehalten, so konnte er auch Epameinondas und Peiraieus schreiben. Statt dessen wird mit einer Konsequenz, die einer besseren Sache würdig wäre, fast überall die doch unrichtige Mischform gesetzt: Eumäos, Kröseos, Phöbos, Oeneon, Peiraeeus etc. Ähnlich schreibt K. Trochäos und Cykliker; wie würde ihm etwa die analoge Form Kirce oder Cirke gefallen? Hoffentlich stellt K. im zweiten Teil diesen Mifsstand ab.

Wer sich als Nichtphilologe von den Dichtungen jener Männer, die jeder Gebildete doch wenigstens dem Namen nach kennen mufs, einen Begriff bilden will, soweit dies ohne Kenntnis der Sprache und ohne Lektüre der Originale möglich ist, dem kann man das kleine Buch mit gutem Gewissen empfehlen. Die Ausstattung ist vortrefflich, Druckfehler sind selten. Notiert habe ich mir S. 191, Z. 4 Ubermut. S. 217, Z. 27 Dchiter. S. 357, Z. 3 in „nicht“ und S. 70, Z. 15 ein Buchstabe verstellt.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

116) **Otto Schwab, Historische Syntax der griechischen Comparation** in der klassischen Litteratur. III. Heft A. u. d. T.: Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, herausgegeben von **M. Schanz.** Bd. IV. Heft 3 (der ganzen Reihe 13. Heft). Würzburg, A. Stuber, 1895. 205 S. 8.

Mit diesem Hefte, welches von den Zusätzen bei Komparativ und Superlativ sowie von dem Ersatz der organischen Steigerungsformen handelt, schliefst Schwab seine Untersuchung über die Komparation im Griechischen ab, eine Arbeit, die für die historische Syntax in der That als grundlegend gelten darf. Rezensent, der durch die Lektüre dieses

Buches reiche Belehrung gefunden hat, kann nur den Wunsch wiederholen, den er bei der Besprechung des 11. und 12. Heftes der „Beiträge zur historischen Syntax" ausdrückte, daſs die Philologen gerade diesem Werke ihr Interesse zuwenden möchten.

Bartenstein i. Ostpr. **Ernst Hasse.**

---

117) **Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer.** Unter Mitwirkung der K. K. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien herausgegeben von **Feodor Hoppe.** Wien, Verlag von Karl Gräser. 1. Lieferung 1896. 1 Gulden.

Dieses neue Anschauungsmittel ist auf 5 Lieferungen zu je 6 Tafeln von 53 × 39,5 cm Blattgröſse berechnet. Schon die auf 30 Blatt beschränkte Anzahl der Bilder wird eine sehr besonnene und wohl überlegte Auswahl notwendig machen, und die vorliegende erste Lieferung rechtfertigt das Vertrauen, daſs hier das für Lehrzwecke im Rahmen des Gymnasiums Notwendigste in trefflicher Wiedergabe geboten werde. Die erste Lieferung enthält in vorzüglichen Lichtdrucken die Augustusstatue von Prima Porta, die Büste Homers, die Laokoongruppe, das Orpheus- und Eurydike-Relief, die Büste des Perikles und die Zeusbüste von Otricoli. Bei Nr. 3 und 4 hätte sich wohl ein etwas gröſseres Format für das eigentliche Bild empfohlen, da für die Fernwirkung die gewählte Bildgröſse kaum ausreichen dürfte. Bei der Benutzung in der Klasse wird es jedenfalls notwendig sein, entweder die Bilder längere Zeit aufgehängt zu lassen, oder die Schüler in kleineren Gruppen heraustreten zu lassen. Dem vollständigen Werk soll eine Aufbewahrungsmappe und ein Textbuch von mäſsigem Umfang beigegeben werden. Der Preis ist für das Gebotene sehr mäſsig zu nennen und ist deshalb an einer günstigen Aufnahme des Werkes in Lehrerkreisen nicht zu zweifeln.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

118) **Ludwig Buchhold, Die Antikensammlungen des groſsherzogl. Museums in Darmstadt.** Darmstadt, C. F. Wintersche Buchdruckerei, 1895. 152 S. 8.

Das groſsherzogliche Museum in Darmstadt enthält teils Gegenstände, die die alten Griechen und Römer wirklich in Gebrauch gehabt haben, teils Nachbildungen solcher Gegenstände, Gipsabgüsse und Modelle, nament-

lich Korkmodelle von merkwürdigen Gebäuden, z. B. vom Kolosseum. Es eignet sich dadurch zu einer Einführung in das Studium des antiken Lebens überhaupt, des religiösen, öffentlichen und Privat-Lebens. Verf. hat nun mit seiner Schrift den Zweck verfolgt, die Schätze des Museums eben hierfür nutzbar zu machen und sich deshalb nicht an die Anordnung des Museums gehalten, sondern eine sachliche Anordnung gewählt. Dadurch ist das Büchlein zu dem genannten Zweck nicht blofs für Besucher des Museums, sondern auch für die Benutzung zuhause brauchbar gemacht, und da der Verf. mit seinem Gegenstand sich durchweg innig vertraut zeigt, und auch die einschlägige Litteratur völlig beherrscht und verwertet, so kann das hübsche kleine Werk zur Einführung in das Verständnis des antiken Lebens nach seinen verschiedenen Äufserungen wohl empfohlen werden. ζ

---

98) **K. Chr. Plancks Übungsstücke für die lateinische Komposition.** Herausgegeben von **H. Ludwig.** Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1896. I. Teil: Deutscher Text. VIII und 51 S. II. Teil: Lateinische Übersetzung. 47 S. 8. ℳ 2.25.

Die vor 25 und mehr Jahren von Planck, weiland Ephorus von Maulbronn, seinen älteren Schülern zur Übung in der lateinischen Komposition gestellten Übersetzungsaufgaben, zu denen er nach vollendeter Arbeit den lateinischen Text als Muster diktierte, sind hier von einem pietätvollen Schüler aus jener Zeit herausgegeben. Sie verdienen diese Veröffentlichung, um auch weiteren Kreisen nutzbar zu werden. Ein grofser Teil wird zwar über das, was heute auf dem Gymnasium geleistet werden kann, hinausgehen, wenn auch für tüchtige Primaner und Abiturienten manche Aufgaben brauchbar sind; aber jedenfalls hat der Student, der Besucher des philologischen Seminars und der Lehramtskandidat hier treffliches Übersetzungsmaterial. Was die Übungsstücke für die Zwecke höherer Anforderungen besonders geeignet erscheinen läfst, ist der Umstand, dafs sie, weil alle frei erfunden, selbständige Gedanken eines philosophischen Kopfes, in korrekter, eleganter deutscher Ausdrucksweise Themata der verschiedensten Art behandeln, in deren sprachlicher Durchführung aber trotzdem die Beziehung zum klassischen Altertum, wenn sie nicht vorliegt, sich durch geistige Arbeit herstellen läfst. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts mögen einige Themata veranschaulichen: Kyklopische Mauern; Kleon; die Leibesübungen bei den Griechen und Römern; die

patria potestas bei den Römern; Cäsar und Cato; fremde Kulte in Rom; Tacitus über die Germanen; die gedungenen Gelehrten nach Lukian; das deutsche Kaisertum; Wegnahme Strafsburgs 1681; Winkelmanns Übertritt zum Katholizismus; Weihnachten und Neujahr. Jede der 52 kleinen Abhandlungen (in 104 Abschnitten) ist für sich des Lesens und somit auch des Übersetzens wert. Zeigt Planck im deutschen Text seiner Aufgaben eine ernste und strenge Denkweise, im Ausdruck Knappheit und Kraft, so hat auch die lateinische Übertragung ein festes Gepräge, giebt ohne Weitläufigkeit und leere Phraseologie die konkrete Anschauungsweise des Lateiners wieder, oft in überraschender Einfachheit. Daher zeigt die Übersetzung nicht immer ängstlichen Anschlufs an den deutschen Text, ist vielleicht manchmal etwas zu frei; Planck will das, was richtig deutsch gedacht und ausgesprochen ist, im Geiste der lateinischen Sprache richtig wiedergeben. Sein Muster ist nicht blofs Cicero, sondern ebenso die Klassiker der silbernen Latinität.

Möchte es gelingen, auch unsern Gymnasialschülern einigermafsen die Fähigkeit zu erhalten oder wiederzugewinnen, wenigstens einen Teil solcher Aufgaben, wie sie Planck stellt, bearbeiten zu können. — Dem Herausgeber gebührt Dank für die Veröffentlichung.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

120) **F. Schultz, Lehrbuch der alten Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten.** I. Abtlg.: Griech. G. II. Abtlg.: Röm. Gesch. Mit erläuternden Abbildungen im Text. Dresden, Ehlermann, 1893. 104 u. 128 S. 8.

Das vorliegende Lesebuch, seit Ostern 1894 auch am hiesigen Gymnasium im Gebrauch, giebt dem Referenten bei aller Anerkennung seiner Vorzüge zu mannigfachen Ausstellungen Veranlassung. Zunächst leidet das Werk an einem Fehler, den zu vermeiden seit Einführung der neuen Lehrpläne doppelte Pflicht ist, an Überfülle des Stoffes: braucht doch S. für die Behandlung der Griech. Geschichte 104 Seiten, während noch Herbst — bei gleichem Format! — mit 103 auskommt. Und dies zu einer Zeit, wo noch die mehr als doppelte Stundenzahl zu Gebote stand! Die einzelnen Abschnitte besonders hervorzuheben, die einer Kürzung dringend bedürfen, würde eine Besprechung Seite für Seite des Buches notwendig machen; ich begnüge mich daher, besonders die Abschnitte über die Geschichte der orientalischen Völker, die Belagerung von Syrakus, den

ersten Pun. Krieg, die Staatsumwälzungen durch Marius und Sulla, die Catilinarische Verschwörung zur Kürzung zu empfehlen; anderseits bei der Darstellung der Kulturgeschichte und des Geisteslebens daran zu erinnern, dass der Jugend gegenüber auch heute noch das „arma virumque cano“ seine Geltung nicht verloren hat. Vor allem möchte ich raten, bei einer neuen Auflage die mehrfach ganz schiefen und nicht selten bei den Haaren herangezogenen Analogieen und Parallelen zu beseitigen. Für wen sind übrigens diese Vergleiche eigentlich bestimmt? Die gleiche Forderung möchte ich für die Mehrzahl der Bemerkungen unter dem Text erheben, da sie dem Buche einen anekdotenhaften Anstrich verleihen.

Auch die Anordnung des Stoffes läfst zu wünschen übrig. So mufste in Bd. I die oriental. Geschichte der griechischen, in Bd. II der Gründung Roms die Geographie und Ethnographie Italiens vorausgehen; letztere Partie könnte ausführlicher behandelt sein, wie sich denn auch inhaltlich manches an ihr aussetzen läfst. Eine Anlehnung an Nissens Italische Landeskunde ist hier dringend geboten. Zuletzt möchte Verf. noch vor einer zu weitgehenden Schematisierung, „Zusammenstellung des Gleichartigen“ warnen, die mitunter zur offenbaren Unklarheit in der Darstellung führt, wie zum Beispiel die Unterordnung unter das Schema II B 2 $a^{1, 2}$, b 3 u. s. w. (II, p. 15) es dahin gebracht hat, dafs die Licinische Gesetzgebung vor der Einsetzung der Tribunen — „Volksanwälte“ nennt sie S. — zur Darstellung kommt. Was die Auffassung einzelner Personen und Ereignisse — Perikles, Bedeutung der Gallischen Kriege für das Emporkommen Roms, Entstehung des Tarentin. Krieges u. a. — betrifft, so verzichtet Ref. darauf, seine abweichenden Ansichten hier zum Ausdruck zu bringen, ebenso auf ein Urteil über die beigefügten Illustrationen; sie vermögen den Ref. jedenfalls nicht von seiner altväterischen Ansicht zu bekehren, dafs Bilder weder in ein Lehrbuch noch in einen Schulschriftsteller gehören.

Alles in allem genommen, macht das Buch den Eindruck, als sei es aus dem sorgsam geführten Präparationsheft eines fleifsigen und kenntnisreichen Lehrers erwachsen, der indessen nicht mehr Zeit gefunden hat, dieses Heft durch unbarmherzige Sichtung und klare Gruppierung zu einem Lehrbuch auszugestalten. Bis jetzt beruht der Wert des Buches im wesentlichen auf der Anregung, die es zu geben vermag.

Bernburg. **Paul Stein.**

121) **Martin Baltzer, Weiterer Bericht über den im Jahre 1892 begonnenen Versuch zur Änderung des griechischen Unterrichts.** Schwetz 1896. (Programm.) 20 S. 8.

Im Progymnasium zu Schwetz begann 1892 der damalige Direktor Dr. Gronau (jetzt Direktor in Elbing) eine Änderung des griechischen Elementarunterrichts, indem er ohne Zuhilfenahme eines Lesebuchs den Schülern gleich die Anabasis Xenophons vorlegte und damit die Erlernung der Elemente der Grammatik verband. Sein Amtsnachfolger hat diese Methode beibehalten und giebt in der vorliegenden Abhandlung einen höchst interessanten Bericht über deren Ergebnisse als eine Fortsetzung von dem, was Gronau im Programm von 1893 über das erste Jahr mitgeteilt hat. Am meisten gewonnen hat bei diesem Verfahren die Lektüre: in Tertia bekamen die Schüler eine Übersicht über die ganze Anabasis und lasen in Untersekunda etwa ein Fünftel der Hellenika und 2000 Verse der Odyssee aus den ersten zwölf Büchern. Der Grammatikunterricht ergab ebenfalls sehr befriedigende Resultate; schon dafs die Schüler nicht mit vielem Gleichartigem und daher leicht zu Verwechselndem überhäuft wurden, wie es bei der systematischen Durchnahme der drei Deklinationen nacheinander von vornherein der Fall ist, erwies sich als eine erfreuliche Frucht des Verfahrens. B. will indes die Methode, die sich für Klassen von verhältnismäfsig schwacher Frequenz ohne Lehrerwechsel bewährt hat, nicht gerade allgemein ohne weiteres empfehlen; zu wünschen wäre es aber jedenfalls, wenn derartige Versuche noch mehr gemacht würden. Hervorgehoben sei noch, dafs B. das gute Alte auch sonst nicht verwirft: er legt mit Recht eine Lanze ein für häufiges Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, das erst die rechte Sicherheit in den Formen giebt, die einmal unumgänglich nötig ist. Auch sein Tadel über die modernsten „Schülerausgaben", die den Text nur verkürzt geben, wird gewifs von vielen als berechtigt angesehen werden. **H.**

Vakanzen.

Breslau, R. S. I. Hilfsl. N. Spr. Magistrat.
Danzig, Stadtbibliothek. Archivar. 3000 M. Magistrat.
Frankfurt a. M., Adlerflycht-Schule (R. S.). Obl. Math. u. Physik. 3200—6600 M. Curatorium d. höh. Schulen.
Gleiwitz, O. R. S. N. Spr. Oberbürgerm. Kreidel.
Göttingen, R. S. Hilfsl. Deutsch u. Franz. Dir. Ahrens.
Hagen i. W., R. S. Direktor. Oberbürgerm. Prentzel.
Kattowitz, H. T. S. Obl. N. Spr. N. E. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 25. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

122) **Hermann Grimm, Homer. Ilias, zehnter bis letzter Gesang.** Berlin, Wilhelm Hertz, 1895. 405 S. 8. ℳ 8, geb. ℳ 9.

Der Name des Verfassers des oben genannten Buches bürgt schon dafür, dafs dieses über das Mittelmafs gewöhnlicher Bücher sich erhebt. Auch hat die Behandlung des ersten Teiles des Ilias gezeigt, dafs der Verf. auch auf diesem Gebiete die feine und geistvolle Schreibweise und den Gedankenreichtum zu bethätigen versteht, den wir auf dem Gebiete der deutschen Litteratur bei ihm bewundern. Das Ziel des Herrn Verfassers in der vorliegenden Schrift ist, unabhängig von der zunftmäfsigen Behandlung der homerischen Frage, blofs aus selbständiger Betrachtung des Inhalts zu entscheiden, ob die Ilias als poetische Einheit aufzufassen sei oder nicht. Mit Scharfsinn und feinem Gefühl für dichterische Absicht und Darstellung unterwirft er die sämtlichen mehr hervortretenden Charaktere und in Verbindung damit die Schilderungen von Scenen und die Wendungen der Handlung der Ilias einer genauen Untersuchung. Besonders geht er sorgfältig zu Werke, wo Einzelheiten der Darstellung

Anlafs zum Zweifel an der Einheit der Ilias gegeben haben. Oft weifs er hier die Auffassung zu verteidigen, dafs bei rechtem Lichte besehen von Widerspruch so wenig die Rede sei, dafs sogar eine besonders feine Absicht des Dichters in dieser Wendung liege. Wo dies Verfahren nicht angeht, pflegt der Herr Verf. dann Zusätze oder Lücken anzunehmen; als Beweis mufs vielfach nur das subjektive dichterische Empfinden des Verfassers dienen. Er gelangt auf diese Weise zu dem Resultate, dafs die Ilias, wie sie uns vorliegt, durchweg eine dichterische Absicht zeige und deshalb, bis auf die erwähnten Interpolationen, als einheitliche Dichtung zu gelten habe. — Dafs diese Betrachtungsweise einer alten Dichtung, wie sie der Herr Verf. hier angewendet hat, ihre Gefahren hat, ist wohl leicht zu sehen; besonders nahe liegt der Fehler, dafs man unsere moderne Anschauung in das Erzeugnis des Altertums hineinträgt. Und dieser Gefahr ist, besonders in Beurteilung der Charaktere des Achill, Menelaos, Diomedes der Herr Verf. nicht entgangen. Er sucht oft Absicht des Dichters in einzelnen Schilderungen des Verhaltens dieser Helden, die für die altgriechische Auffassung durchaus natürlich sind, während sie nach neuerem Gefühle nach der einen oder andern Richtung Anstofs erregen. Ref. vermag hierin dem Herrn Verf. vielfach nicht zu folgen; wenn z. B. dem Achill eine hamletähnliche Nervosität, dem Diomedes eine von dem Dichter beabsichtigte Brutalität zugeschrieben wird, so meint Ref., dafs dies in der ursprünglichen Schilderung nach dem Willen des Dichters nicht liegt, sondern von dem geistreichen Sohne unserer Zeit hineinempfunden wird. Es ist eben das Schicksal aller Versuche, aus dem blofsen Inhalte der Ilias auf ihre Entstehungsgeschichte zu schliefsen, ein und dasselbe: wer schon ähnlicher Ansicht ist wie der Verfasser, wird auch seinen subjektiven Geschmack in Beurteilung der Einzelheiten teilen und infolgedessen der Erörterung beweisende Kraft zuschreiben; wer gegenteiliger Ansicht ist, wird sich durch subjektive Gründe nie überzeugen lassen. So ergeht es auch diesem vorliegenden Versuche, die Einheit der Ilias nachzuweisen; jede objektiv beweisende Kraft mufs ihm abgesprochen werden. Das hindert aber nicht, dafs jeder, auch jeder Kenner der Ilias das Buch mit Genufs und mit Vorteil lesen wird, da die oft eigenartigen Auffassungen des Herrn Verfassers und die einem vielseitigen Wissen entnommenen Heranziehungen anderer Dichtungen oder auch anderer Kunstgebiete neben anderen Vorzügen der Darstellung eine ungewöhnlich reiche Anregung bieten.

Cöthen. **H. Kluge.**

123) **Claes Lindskog, De enuntiatis apud Plautum et Terentium condicionalibus.** Lundae, H. Möller, 145 pp. 8°.

Die Plautinischen Bedingungssätze sind schon von Rotheimer (Göttingen 1876), die Terentianischen von Liebig (Görlitz 1863) behandelt worden; doch hat der Verf. vorliegender Schrift diese und andere einschlägige Arbeiten, wie die von Blase, gekannt und benutzt. Er ordnet den Stoff nicht nach den Zeiten und Aussageformen, sondern wie O. Brugmann in seiner Abhandlung über den Gebrauch des condicionalen *ni* in der älteren Latinität (Leipzig 1887) nach der Bedeutung der Bedingungssätze, je nachdem sie zu Drohungen, Versprechungen, Versicherungen, Verwünschungen, Gelöbnissen verwendet werden, oder finalen, kausalen, koncessiven, interrogativen u. s. w. Sinn haben. Das Bestreben L.s geht darauf hinaus, möglichst alle Beispiele zusammenzustellen; die Freiheiten der Sprache erklärt er mit Recht nicht durch den Zwang des Metrums; die Stellen werden mit dem kritischen Apparate vorgeführt, der Text nicht selten auf Grund der gefundenen Ergebnisse verbessert.

Die ganze Behandlung bekundet eindringende Sorgfalt und besonnenes Urteil. Nur wenn sich aus einer grofsen Zahl von Beispielen eine syntaktische Regel mit Bestimmtheit erschliefsen läfst, werden die wenigen sich dieser nicht fügenden Stellen umgemodelt z. B. Pseudolus 178, wo Ritschls Lesart *congeretur* und Useners *confiet* durch den Hinweis darauf, dafs Plautus in drohenden Bedingungssätzen immer den Indikativ Präsentis, aber nicht Futuri verwende, als unrichtig beseitigt und durch das handschriftlich überlieferte *convenit* ersetzt wird. Von den Ergebnissen der Untersuchung verdienen besonders hervorgehoben zu werden: 1) dafs *ni* und *nisi* von Plautus und Terenz ohne Bedeutungsunterschied gebraucht werden und 2) dafs si bei Plautus noch nirgends die Geltung einer Fragepartikel hat, bei Terenz nur an einigen Stellen.

Der Stil der Schrift ist fliefsend und leicht lesbar, manchmal mehr Livianisch als Ciceronianisch z. B. in der Wortstellung (vgl. S. 2: *de his ad ipsam sententiam dispositis generibus)*. Leider sind zahlreiche Druckfehler eingeschlichen, die nicht alle im Nachtrage berichtigt sind, z. B. S. 58, Z. 8 und S. 59, Z. 3 falsch abgeteilt, S. 101 A. schlifst für schliefst, S. 8, Z. 7 v. u. och statt und, S. 129 ist die Zeitschr. f. Gymnas. p. 102 citiert ohne Angabe des Jahrgangs.

Eisenberg S. A. **O. Weise.**

124) **C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico.** Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von **K. Hamp.** Mit Abbildungen, Plänen und einer Karte von Gallien. Bamberg 1895. C. C. Buchners Verlag (Rud. Koch). 259 S. 8. ℳ 2.80.

Das Urteil über diese Cäsarausgabe wird verschieden lauten, je nachdem man sich auf den wissenschaftlichen oder den praktischen Standpunkt stellt. Von letzterem aus betrachtet kann sie — mit Einschränkung — empfohlen werden. Die Einrichtung ist zweckmäfsig. Die Anmerkungen sind in Nachahmung der „Bibliotheca Gothana" vom Text getrennt, es ist eine knappe, für Schüler berechnete geschichtliche Einleitung vorausgeschickt, der sich eine Übersicht über das Heerwesen Cäsars anschliefst. Dieses ist noch weiter erläutert durch sechs Seiten mit Abbildungen, die verständigerweise die Gegenstände nicht in verstümmeltem Zustande, sondern teilweise noch Restaurationen vorführen. Weggelassen ist das 8. Buch, das doch in Gymnasien nicht gelesen wird. Angefügt ist ein erläuterndes Verzeichnis der Eigennamen, eine brauchbare Karte von Gallien und acht Seiten mit Plänen und Skizzen. Ob es auch richtig war, wie es ganz neuerdings wieder eingeführt wurde, bei jedem Cäsarkapitel eine Inhaltsangabe an den Rand zu setzen, ist mir mehr als zweifelhaft. Der Verfasser sagt zwar: die Inhaltsübersichten am Textrande verfolgen keineswegs den Zweck, „die Schüler zur Trägheit und Denkbequemlichkeit zu verleiten", aber sie thun dieses jedenfalls; es fällt so eine der Hauptaufgaben jedes Lektüre-Unterrichts weg, nämlich dafs die Schüler lernen, selbst den Inhalt eines jeden Kapitels knapp zusammenzufassen. Da der Herausgeber die Gefahr dieser Einrichtung erkannte, so hätte er der neuen Mode entgegentreten sollen. Nicht zu loben ist der enge Druck des Textes und der viel zu kleine Druck der Anmerkungen.

Bedenklicher erscheint, dafs der Herausgeber nicht mit der nötigen Gelehrsamkeit ausgerüstet ist, die zur Herausgabe, auch einer Schülerausgabe, gehört. Seine Stellung dem Texte gegenüber ist doch recht unklar. Er sagt über diesen Punkt: „Was die Textgestaltung betrifft, so wurde diese unter Berücksichtigung auch der neuesten kritischen Ausgabe Cäsars von H. Meusel im allgemeinen konservativ durchgeführt" (— da sollte man doch meinen, Meusels Ausgabe wäre auch konservativ —), „jedoch mit Betonung des praktischen Standpunktes der Schule, welcher zwar die Überlieferung achten lehrt, aber doch eine zu grofse Engherzigkeit in

dieser Beziehung mit Recht verwirft." Dafs der praktische Standpunkt der Schule die Überlieferung achten lehrt, ist neu; im Gegenteil, er mahnt eher, alle Unebenheiten der Sprache zu beseitigen und so die Individualität des Schriftstellers zu verwischen. Da der Herausgeber seinem Texte selbst keinen wissenschaftlichen Wert beimifst, so sehen wir davon ab, ihn im einzelnen zu kritisieren. Stichproben ergeben, dafs er für die Schule nicht unbrauchbar ist. Eine gröfsere Bedeutung legt der Herausgeber den „Realien" bei, d. h. der Darstellung des Heerwesens und den beigegebenen Abbildungen. Dann hätte er diesem Gebiete aber auch sorgfältigere Studien zuwenden sollen. Dafs Cäsar, wie es S. 9 heifst, den Sold auf das doppelte erhöhte, bleibt wohl noch zu erweisen. Da Sueton von Domitian im 7. Kapitel erzählt, dafs er *quartum stipendium addidit, aureos ternos*, so haben sie vorher 9 aurei erhalten = 225 Denare, nicht 240 Denare. Diese Rechnung stimmt mit Tacitus Ann. I, 17. Suetons Worte in Caes. Kap. 26: „*duplicavit stipendium*", sind also nicht mathematisch genau zu fassen. Ob es zweckmäfsig war, Dinge zu erwähnen und abzubilden, die bei Cäsar gar nicht vorkommen, wie *armillae, phalerae,* mag unentschieden bleiben. Die *missio causaria* und *ignominiosa* durfte jedenfalls als unwesentlich wegbleiben. Dafs Cäsars Soldaten Hosen trugen, ist sonst nicht bekannt. Es wäre interessant, einen Beweis für diese Behauptung zu erhalten, ebenso für die, dafs sie *caligae* getragen haben. Auch in einem Schulbuch darf doch nicht als Wahrheit hingestellt werden, was höchstens Vermutung ist. Dafs die *galea* ein Lederhelm war, steht keineswegs fest; werkwürdigerweise bietet auch Hamp in seinen Abbildungen für *galea* I, 15 u. 16 einen Metallhelm neben einem mit Lederteilen. Von Panzern bezeichnet er fünf Arten; eine davon wird den Offizieren zugewiesen; wer die vier anderen getragen hat, erfährt der Schüler nicht. Nun weifs man ja thatsächlich nicht genau, wie der Panzer von Cäsars Legionssoldaten beschaffen war; aber das läfst sich doch aus einer Darstellung dieser Art nicht erraten. Vom Schilde sagt uns Polybius VI, 23 nicht, dafs er aus leichtem Hölz gefertigt war, sondern dafs er aus zwei Bretterlagen bestand; auch nicht, dafs er mit „Rindshaut" überzogen war, sondern mit „Kalbfell". Die genauere Überlieferung hätte doch nicht mehr Worte gekostet als die ungenaue. Auch giebt Polybius die Länge des Holzschaftes am Pilum nicht auf 1 m, sondern auf 3 πήχεις = 1, 38 m an. Ebenso lang war die eiserne Spitze, die aber bis zur Hälfte ins Holz eingelassen war, so dafs

die ganze Länge des Pilums 2, 07 m betrug. Auch das hat H. falsch angegeben. Den Reitern weist er eine längere Lanze *(hasta)* zu, während man sonst geneigt ist, sie mit leichteren Wurflanzen ausgerüstet zu denken. Dafs die Reiter Cäsars ein längeres Schwert als die Legionen geführt haben, läfst sich nicht nachweisen; und das Wort *pugio* verwendet Cäsar überhaupt nicht, nur seine Fortsetzer. Von Schleudern aus Binsen weifs Cäsar auch nichts. Zu den *antesignani* hätte H. nachlesen sollen bei Zander, Andeutungen zur Geschichte des römischen Kriegswesens; dann würde er nicht behauptet haben: „Aufserdem hatte jede Legion, wie es scheint, ein auserlesenes Corps *(antesignani)* von etwa 300 Mann, welche stets gepäckfrei und gefechtbereit waren.“ Die Litteratur über die Rheinbrücke ist ihm unbekannt geblieben. Wie hätte er sonst die ganz undenkbaren *fibulae* wiederbringen können, die auf Napoleons längst verurteiltes Modell im Museum zu St. Germain zurückgehen. Ebenso wenig Beachtung geschenkt hat er den so wertvollen Veröffentlichungen des französischen Obersten Stoffel, sonst würde uns nicht der Annäherungsdamm *(agger)* in der nun schon längst zurückgewiesenen Form begegnen. Warum hat H. nicht wenigstens das so leicht zugängliche Werk von Fröhlich, Kriegswesen Cäsars zurate gezogen?

Günstiger ist über den Kommentar zu urteilen. Er trägt zwar kein originelles Gepräge, die Anmerkungen erinnern oft an die in der Ausgabe der „Bibliotheca Gothana“, aber er wird seinen Zweck so gut wie mancher andere erfüllen.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

125) **Kapff, Die poetische Sprache der griechischen Tragiker** zunächst im Anschlufs an des Euripides Iphigenie in Tauris. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des K. Gymnasiums in Cannstatt. Cannstatt 1895. 14 S. gr. 8°.

Die vorliegende Arbeit, wohl vorzugsweise der Schullektüre und deren Bedürfnissen entsprungen, giebt uns in einfacher und leicht verständlicher Sprache einen Überblick der hauptsächlich poetischen Ausdrücke und Wendungen, wie sie besonders in den lyrischen Partieen von Eur. Iph. Taur. zutage treten. Adjectiva, Verba und Substantiva werden in dieser Weise nach ihrem poetischen Gehalte geprüft, bezw. erklärt, woran sich gelegentlich eigene Interpretationsversuche, allerdings nur in sehr bescheidenem Mafse, knüpfen. Möge die kleine Arbeit, welche der

Lehrer in Prima bei eventueller Lektüre des betr. Dramas nicht ohne Nutzen für die sprachliche Erklärung verwenden kann, in den beteiligten Kreisen gebührende Beachtung finden.

Regensburg. **Alfons Steinberger.**

126) **E. V. Arnold and R. S. Conway, The restored Pronunciation of Greek and Latin.** Cambridge. Af the University Press., 1895. 19 S. 8. 1 sh.

Die Bedeutung der vorliegenden kleinen Schrift ist am klarsten und bündigsten durch die folgenden Worte der Vorrede charakterisiert: „The project (Einführung einer möglichst richtigen Aussprache des Griechischen und Lateinischen) has also received the approval of the Court and Senate of the University, and it may therefore be considered that these bodies desire to see som uniform system of pronunciation adopted in the teaching and examinations of the University.“ Den Inhalt bilden nach einer Aufzählung der grofsen Fehler der in England herrschenden Aussprache der beiden klassischen Sprachen zwei Übersichtstabellen der griechischen und lateinischen Laute, welche in geeignet gewählten Beispielen die entsprechenden Laute im Englischen, Französischen und Welschen gegenübergestellt sind. Allgemein phonetische Erörterungen, welche im Anschlufs an die besten Gewährsmänner gegeben sind, und ein kurzes Kapitel über den griechischen und lateinischen Accent geben der Schrift den notwendigen wissenschaftlichen Untergrund. Es ist nicht zu bezweifeln, dafs die in knapper Klarheit gegebenen Erörterungen der beiden Verfasser, welche insbesondere die lebendige Fühlung zwischen den Lauten der beiden alten und der oben erwähnten drei modernen Sprachen, zu denen sich gelegentlich auch das Italienische gesellt, beständig im Auge behalten, den verdienten Beifall der wissenschaftlichen Kreise finden werden, die hoffentlich auch dem Beispiel der Universität Cambridge baldigst nachfolgen werden.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

127) **A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.** Dritter Band. Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer. Erste Hälfte. III: Lateinisch von Prof. Dr. **P. Dettweiler,** Direktor des grofsh. hess. Gymnasiums zu Bensheim. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1895. 255 S. 8.

Dettweiler hat in verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften und in

selbständig erschienenen Abhandlungen die Grundsätze, nach denen er auf den einzelnen Stufen den lateinischen Unterricht gehandhabt wissen will, gelegentlich ausgesprochen; in dem vorliegenden Teil des Baumeisterschen Handbuches hat er seine Ansichten systematisch zusammengestellt und eingehend, mit Heranziehung einer reichen Litteratur (auch entgegenstehender Meinungen) und mit Berufung auf reichliche eigene Erprobungen und Erfahrungen begründet. Er ist — wo nicht ein Verächter der früheren Methoden — doch ein warmer Fürsprecher der neuen Art im Unterrichtsbetriebe des Lateinischen, wie sie die Lehrpläne der meisten deutschen Staaten jetzt anerkannt haben. Wenn er die in dieser Beziehung nunmehr geltenden Bestimmungen auch keineswegs überall als mustergültig anerkennt, so stellt er sich doch auf den Boden der gegebenen Thatsachen: nachdem der lateinische Unterricht überall beschnitten ist, wird sich jeder mit der zur Verfügung stehenden Stundenzahl abfinden und möglichst viel damit zu erreichen suchen müssen. Verf. glaubt auch damit viel erzielen zu können, nur mufs noch manche Übung, die man bisherigem Vorurteil zu Gefallen gepflegt hat, aufgegeben werden. Prinzipiell wird des öfteren betont, dafs das formale Prinzip im Lateinunterrichte, auf das man bisher besonderes Gewicht legte, eine eigentlich historische Berechtigung nicht hat und dafs dies von nun an auch mehr und mehr zurücktreten müsse; dem Verf. ist es darum zu thun, um der Sache willen in die Tiefe der lateinischen Sprache einzudringen. So wenig er aber auf der einen Seite eine Berechtigung dazu einräumt, dafs man früher durchaus auf dem Evangelium von der formalen Bildung das Gymnasium aufbaute, so rückhaltlos anerkennt er und betont nachdrücklich die Bedeutung des Lateinischen als geistiges Zuchtmittel. Es mufs indessen viel mehr als bisher nach den Grundsätzen der empirischen Psychologie verfahren werden, die wichtigste Triebfeder für die Entwickelung des Willens, das Interesse, mufs geweckt werden; deshalb soll auch der Sachunterricht im Lateinischen so eingerichtet sein, dafs immer auf heimatliche oder gegenwärtige oder allgemein menschliche Verhältnisse, Anschauungen, Einrichtungen vergleichend Bezug genommen wird; auf Anknüpfung an schon Bekanntes oder Verknüpfung des Zerstreuten, Konzentration, mufs der ganze Unterricht gerichtet sein. Um der Konzentration willen verwirft Verf. auch das Fachlehrertum; der Lateinlehrer mufs Klassenlehrer sein. Durchweg soll der Unterricht darauf eingerichtet sein, dafs überall das Verständnis geweckt, nicht rein gedächtnismäfsig

verfahren wird. Und gewifs hat Verf. recht, wenn er wieder und wieder auf die Gefahr hinweist, die erwächst, wenn das Gedächtnisleben in seiner niedrigsten Form, die am Worte hängen bleibt statt in das Wesen einzudringen, alle höhere judiziöse Thätigkeit überwuchert und so das Ziel alles Unterrichtes, die Selbstthätigkeit, erstickt. Aber wir können uns der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs das Bestreben, überall Verständnis zu eröffnen, den Verf. die Bedeutung des Gedächtnisses, dieses köstlichen Gutes, dessen Besitz gerade dem jugendlichen Alter so reichlich beschieden ist, unterschätzen läfst; wir sind überzeugt, dafs gerade im Elementarunterrichte das gedächtnismäfsige Lernen in vielen Fällen schneller zum Ziele führt als das vom Verf. empfohlene verstandesmäfsige Ableiten.

Nachdem Verf. im allgemeinen den Zweck und die Bedeutung des lateinischen Unterrichtes festgestellt hat, geht er über zu der Besprechung der notwendigen Lehrbücher. Die Grammatik in erster Linie, die zunächst gar nichts mit der Übersetzung ins Deutsche zu thun hat, mufs sich auf die Grundgesetze der lateinischen Sprache beschränken, die für alle Schriftsteller gelten, alle Einzelbeobachtungen sind den Philologen zu überlassen; das Streben nach systematischer Vollständigkeit mufs ganz und gar fallen; sie mufs auch eine Grammatik für Deutsche sein, das heifst, sie hat davon auszugehen, worin der lateinische Sprachgebrauch vom deutschen abweicht. Aber auch die Schulgrammatik darf sich nicht der sprachwissenschaftlichen und historisch richtigen Fassung entschlagen, soweit gesicherte Resultate vorliegen. — Übungsbücher zum Übersetzen ins Lateinische verwirft Verf. grundsätzlich; die Arbeit habe der Lehrer selbst vorzunehmen; wenn solche Bücher aber in Gebrauch seien, müssen sie sich hinsichtlich des Sprachstoffes jedenfalls an den lateinischen Lesestoff anschliefsen; Verf. hofft, dafs sie allmählich von jedem selbständig denkenden und frei schaffenden Lehrer verworfen werden. Er weifs aus Erfahrung, dafs lateinische Hausarbeiten, für die solche Übungsbücher gern gebraucht werden, entbehrlich sind; er bekennt, dafs er nur ein Jahr lang, als junger Lehrer, ein Übungsbuch gebraucht hat, und dann niemals wieder. Die zahlreichen neuen Übungsbücher sind dem Verf. ein bedeutsames, aber keineswegs erfreuliches Zeichen der Zeitrichtung in unserer pädagogischen Litteratur. Auch als allgemeines Erziehungsmittel werden die hierin gebotenen Übungen gemeinhin überschätzt; das Extemporale erfordert Wissen, aber verhältnismäfsig wenig Können, es sind

Übungen des Gedächtnisses, nicht des Denkens. Mit den Erfahrungen von O. Weifsenfels und vielen anderen stehen demnach die Erfahrungen des Verf. als Lehrer des Lateinischen, als Mitglied der Reifeprüfungskommission, als Direktor eines Gymnasiums in diametralem Gegensatz. Die Übersetzungen aus dem Deutschen dienen, nach Dettweiler, fast ausschliefslich dem Spracherwerb und müssen vorzugsweise in der Schule angestellt werden, also mündlich. Wenn aber Verf. selbst das Extemporale nicht ganz fallen läfst, wozu soll man dann nicht dem Schüler ein brauchbares Buch in die Hand geben, das sich aus der grofsen Zahl vorhandener herausfinden läfst? Wozu soll jeder Lehrer die von anderen gethane Arbeit noch einmal machen? Warum soll man genötigt sein, immer wieder die kostbare Zeit auf das leidige Diktieren zu verwenden? — Wenn wir dem Verf. in seinem absprechenden Urteil über das Hinübersetzen nicht überall folgen können, so treten wir ihm gern bei in seiner Wertschätzung des Herübersetzens: „Das Gestalten der deutschen Übersetzung übt eine stilbildende Kraft, und in deren Anwendung und Übertragung auf den Schüler mufs in Zukunft der deutsche Gymnasiallehrer eine seiner vornehmsten Aufgaben erblicken.“ Wir hoffen, der grofse Teil der mit Bewufstsein und nicht nach der Schablone arbeitenden hat das schon bisher gethan.

In dem eingehenden „besonderen Teil“ wird das „Lehrverfahren an dem Gymnasium“ im einzelnen besprochen (in einem kurzen, 6—7 Seiten umfassenden Zusatz auch das an dem Realgymnasium). Hier kommt im 1. Abschnitt der Unterricht in den zwei unteren Gymnasialklassen, im 2. der in den drei mittleren, im 3. der in den vier oberen Klassen — Untersekunda bis Oberprima — zur Behandlung (wobei die auf Grund schulpolitischer Verhältnisse gemachte Scheidung nach Untersekunda, der Klasse, mit welcher ein Abschlufs festgesetzt ist, für das Lehrverfahren aufser Berücksichtigung bleibt). Jeder der drei Abschnitte hat seine Unterabteilungen: Lehrstoff, Bearbeitung und Behandlung, Einübung und Anwendung, Gewinn und Verknüpfung. Die Ausführungen enthalten eine Fülle wertvoller Beobachtungen, treffender Gedanken, beherzigenswerter Ratschläge und praktischer Winke, die vielfach bis in kleine Einzelheiten gehen und die auch den erfahrenen und gereiften Lehrer des Lateinischen zum Nachdenken und Nachprüfen anregen werden. Ohne hier auf die Wiedergabe des Inhalts eingehen zu wollen — was in diesen Blättern zu weit führen würde —, können wir nicht umhin, auf einiges die Auf-

merksamkeit zu richten. Die Behandlung der Grammatik auf den verschiedenen Stufen wird wiederholt durch praktische Beispiele erörtert, die zeigen, welchen Gang der Unterricht am ersprießlichsten zu nehmen hat. Da Konzentration und Erziehung zu frei schaffender Thätigkeit (der überhaupt jede Übung dienstbar zu machen ist) die immer wieder vom Verf. aufgestellten Forderungen sind, so spricht er in sehr verständiger Weise auch den „kleinen Ausarbeitungen“ das Wort, die er schon für die unteren Stufen in gewissen Grenzen für angezeigt hält; die praktischen Beispiele (aus Grammatik und Lektüre), die an verschiedenen Stellen gegeben werden, sind überaus lehrreich. Nach dem Prinzip der Konzentration ist auch die Auswahl der Lektüre einzurichten; sehr beachtenswert sind die Lektürepläne für Cäsar (und Ovid): aus Cäsar lese man in Untertertia das, was die Berührung der Römer mit Germanen und Britanniern betrifft, in Obertertia die „Freiheitskämpfe der Gallier“. Ähnlich wird für die obere Stufe eine Auswahl aus Tacitus befürwortet vorzugsweise nach dem, was auf die Germanen Bezug hat, — was indessen wohl kaum zur ausreichenden Kenntnis des Schriftstellers führen würde. Bezeichnend für die Stellung des Verf. ist, was er für die Lektüre des Cicero verlangt. In Untersekunda soll die Pompejana und etwa zwei katilinarische Reden (am besten die 1. und 3.) gelesen werden, dann pro Arch. und pro Ligar.: er verwirft pro Rosc. Am. und die philippischen Reden (insonderheit die 2.). Auf späteren Stufen Ciceros Reden zu lesen kann keinen andern Grund haben, als weil es herkömmlich ist; „der Cicerokultus hat den klassischen Studien ungemein geschadet“. Wenn in Prima ja eine gröſsere Rede gelesen werden soll, so sei es die 4. Verrine, nicht die Sestiana. Dagegen bevorzugt Verf. die Briefe. Von philosophischen Schriften möchte er nur de officiis in Auswahl zulassen, von den rhetorischen — für den letzten Teil des Primanerkursus — eine Auswahl aus de oratore. In sehr verständiger Weise tritt er, was die Historiker betrifft, für Curtius ein (als geeignete Lektüre der Untersekunda), der dem Sallust wegen der Bedeutsamkeit des Gegenstandes im allgemeinen vorzuziehen ist. Zeit für andere nachklassische Schriftsteller, wie sie z. B. in Auswahl dargeboten werden in der Chrestomathie von Opitz und Weinhold, Leipzig 1893, kann erst gefunden werden, wenn die lateinischen Stilübungen auf den oberen Stufen verschwinden. Deus meliora!

Verf. hat unserer Überzeugung nach im ganzen eine zu ungünstige Meinung von dem früheren Lehrbetriebe, verspricht sich auf der andern

Seite zu viel von dem neuen, deren Erfolg noch abzuwarten steht, giebt aber zweifellos für diesen treffliche und ermutigende Weisungen. Wir teilen keineswegs, wie wir schon gelegentlich andeuteten, überall die Anschauungen des Verf., der auch sonst gar manchmal zum Widerspruch herausfordert. Trotzdem sind wir der Ansicht, dafs kein inmitten freudig schaffender Thätigkeit stehender Lateinlehrer das Buch Dettweilers ohne Anregung oder Belehrung aus der Hand legen wird; es bekundet überall den geschickten Didaktiker, der zugleich die Wissenschaft beherrscht.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

128) **Historische Grammatik der lateinischen Sprache,** bearbeitet von H. Blase, J. Golling, G. Landgraf, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, J. Thüssing, C. Wagener und A. Weinhold. — Ersten Bandes zweite Hälfte: Stammbildungslehre von **Fr. Stolz.** Leipzig, B. G. Teubner, 1895. VI u. S. 365—706. gr. 8. — ℳ 7.

Die vorliegende Fortsetzung des verdienstlichen Werkes (vgl. N. Ph. R. 1895, S. 41) beschäftigt sich fast ausschliefslich mit der Nominalbildung. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen behandelt der Verf. zunächst die nominalen Zusammensetzungen, und zwar im Anschlufs an Brugmann, Grundrifs II, 21 in vier Klassen, je nachdem das erste Glied enthält: 1) den Stamm eines deklinierten Wortes, 2) ein Wort, das nie selbständig als flektiert auftritt, 3) ein adverbiales Wort, das auch aufserhalb der Zusammensetzung vorkommt, 4) einen wirklichen Kasus oder ein erst in sprachlicher Entwickelung entstandenes Adverb. — Daran schliefst sich eine Erörterung über die Bildung des zweiten Gliedes der Komposita, sowie über deren verschiedene Bedeutungen. Aus den folgenden Abschnitten verdient besonders die Behandlung der aus Partikeln bestehenden Zusammensetzungen (§ 80—83) Beachtung. Als Hauptteil des vorliegenden Halbbandes folgt dann von S. 443—588 die Bildung der Nomina durch Suffixe, die, abgesehen von den Diminutivbildungen, in 58 Nummern behandelt werden. — Aus dem Gebiete des Verbums sind nur die denominativen Zeitwörter berücksichtigt, die Bildung der Tempus- und Modusstämme soll der Formenlehre überlassen bleiben. — Es folgen noch umfangreiche Nachträge und Berichtigungen und endlich ein ausführliches Sach- und Wörterverzeichnis.

Die Anordnung des Stoffes ist klar und übersichtlich. Soweit die

lateinischen Bildungen ihre Erklärung in den gemeinsam indogermanischen Spracherscheinungen finden, werden letztere in geeigneter Weise verwendet, und zwar folgt hier der Verf. im wesentlichen den Untersuchungen Brugmanns; in § 99 ff. ist jedoch dessen Teilung, der der Verf. sich anschliefst, nicht streng durchgeführt, vielmehr der von Br. an dritter Stelle behandelte Punkt ohne besondere Bezeichnung in § 101 hinter dem ersten behandelt. Die aus dem Lateinischen verwendeten Beispiele umfassen die Zeit von Plautus bis nach Hadrian; dabei werden naturgemäfs die Erscheinungen der älteren Sprache im ganzen eingehender berücksichtigt, die späteren besonders so weit sie dem Verständnis irgendwelche Schwierigkeiten machen, oft genügen auch statistische Mitteilungen, für die der Verf. neben eignen Sammlungen besonders die Arbeiten von Wagener-Neue und Paucker benutzt hat.

Dafs trotz der vielseitigen Förderung, die das vorliegende Werk bietet, im einzelnen noch manches recht unsicher bleibt, ist selbstverständlich. So erscheint z. B. die in § 12 vorgetragene Ansicht, wonach auf italischem Boden eine Zeit lang der anlautende Vokal des zweiten Gliedes allgemein Aphärese erlitten haben soll, durch die Darlegungen des vorhergehenden Abschnittes nicht ausreichend begründet. — § 22 ist angesichts der auch vom Verf. angenommenen Analogiebildungen *quincu-* und *septu-* wohl auch *du-* mit Brugmann als Analogiebildung nach *quadru-* zu betrachten. — Derartige Ausstellungen liefsen sich noch eine Reihe vorbringen, allein sie fallen nicht ins Gewicht gegenüber der vielfachen Anregung des Werkes, und der Verf. selbst hat, weit entfernt, dem Leser seine Ansicht aufzudrängen, vielmehr durch kurze Darlegung der verschiedenen Meinungen diesem überall ein eigenes Urteil zu ermöglichen gesucht.

Hannover. **H. Schaefer.**

---

129) **Virgil Ferrenbach, Die Amici populi Romani republikanischer Zeit.** Strafsburg, Dissertation, 1895. 76 S. 8. ℳ 2.

Die alten Schriftsteller hatten für den feinen Unterschied, welchen das römische Staatsrecht zwischen einem Amicus populi Romani und einem Socius p. R. machte, wenig Verständnis. Die einen scheiden diese beiden Klassen der Verbündeten kaum voneinander, die anderen haben über die Rechte und Pflichten des Amicus p. R. falsche Meinungen, so dafs es schwierig ist, sich die staatsrechtliche Stellung der Amici p. R. und das

Verzeichnis derselben, die formula amicorum, klar zu machen. Prof. Neumann, welcher in der Real-Encyklopädie von Pauly-Wissowa I, 1832 über diese Materie handelt, bemerkt: Eine Lösung der Aufgabe, aus Schriftstellern und Inschriften die Reihe der Amici p. R. in zeitlicher Folge vorzulegen und damit diese Formula in gewissem Sinne zu rekonstruieren, steht in Aussicht. Sein Schüler F. hat diese Lösung versucht. Oft freilich vermag er nicht zu entscheiden, ob jemand blofs Amicus oder auch Socius der Römer war. Auffallend ist, dafs die Saguntiner, welche wahrscheinlich nicht eigentliche Verbündete, aber doch wohl Freunde der Römer waren (vgl. Meltzer, Geschichte der Karthager II, 441), nicht erwähnt werden. Ebenso ist nirgends die Rede von dem mit 1000 Pfund Gold erkauften Freundschaftsbund mit den Juden um 160 (1 Makkab. 15), welcher doch kaum als eine *societas*, eine ewige Kriegs- und Waffengemeinschaft, betrachtet werden kann. Ein Eingehen auf die *socii et amici* hat F. auf später verspart und dadurch die Beurteilung der vorliegenden Arbeit erschwert. Man sieht nicht klar, warum er das eine Bündnis aufzählt, das andere übergeht. Z. B. die Verträge mit Karthago in den Jahren 348, 343, 306, 279 werden erörtert, diejenigen von 241 und 201 nicht erwähnt, ebenso nicht der Friede mit Philipp 197. Philipp durfte keinen Krieg aufser seinen Landesgrenzen unternehmen, wohl aber Karthago nach 241. Wodurch unterscheidet sich also der Friede mit Hamilkar von demjenigen mit Antiochus 189, durch welchen eine Amicitia begründet wurde? Es wäre richtiger gewesen, sämtliche Friedensschlüsse und Bündnisse zu nennen und bei einzelnen kurz zu bemerken, warum sie hier nicht in Betracht kommen. — Das nicht erwähnte *foedus* des Tullus Hostilius mit den Latinern (Liv. 1, 32, 3) begründete wohl nur eine Freundschaft. Für den Friedensschlufs des Tarquinius Priscus mit den Sabinern wird die Hauptstelle (Liv. 1, 38) nicht genannt. Von den Massalioten wird nicht angegeben, dafs sie 218 und 217 den Scipionen Hilfstruppen stellten (Liv. 21, 26, 5 und 22, 19, 5), wahrscheinlich ohne dazu verpflichtet zu sein. — Die Beziehungen zu den Fürsten von Skodra werden erst von 171 an erörtert; es war auch der Friede mit Teuta (229), die Tributpflichtigkeit des Pinnes (Liv. 22, 33, 5), die Hilfeleistung an seinen Oheim und Nachfolger Scerdilaedus (Pol. 5, 110, 9), den Grofsvater des Gentius, zu erwähnen. — Wegen Artavasdes konnte auch auf Tac. Ann. 2, 3 verwiesen werden.

Nachdem F. unter Benutzung zahlreicher Inschriften die Reihe der

Amici p. R. bis 36 v. Chr. hergestellt hat, erörtert er die Entstehung und Bedeutung dieses internationalen Rechtsverhältnisses. Der Abschlufs eines Freundschaftsvertrages setzt die Selbständigkeit und den freien Entschlufs beider Parteien voraus. Schlofs Rom Freundschaft mit einem König, so erkannte es diesen als König an und sandte ihm die römischen Magistratsinsignien (so 210 dem Ptolemaeus IV., welcher S. 58 vergessen ist) nebst anderen Geschenken. Ein Freundschaftsvertrag bedurfte der Genehmigung des Senates. Mit einem König wurde er auf Lebenszeit, mit einer Gemeinde *in perpetuum* geschlossen. Er wurde beiderseits mit einem Eide bei den heimischen Göttern bekräftigt und auf Kupfertafeln eingegraben. Beim Brande des Kapitols 69 n. Chr. wurden 3000 solche Tafeln zerstört. Um über diese Verträge eine Übersicht zu haben, legte man ein offizielles Verzeichnis an, die *formula amicorum et sociorum,* spätestens um die Zeit der Militärreform von 220; denn 216 wurden bereits *milites ex formula* gefordert (Liv. 22, 57, 10), was S. 64 nicht bemerkt ist. Den Handelsleuten eines befreundeten Staates wurde innerhalb bestimmter Schranken Verkehrsfreiheit und Rechtsschutz zugesichert; seine Gesandten erhielten in Rom gastliche Bewirtung und eine Gastgabe von bestimmtem Wert (2000—100000 schweren Assen). Der Amicus konnte zu Tributzahlungen und Stellung von Geiseln verpflichtet sein.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

130) **Stephanus Cybulski, Tabulae quibus antiquitates graecae et romanae illustrantur.** Tab. IX. Machinae et tormenta. Leipzig, Kommissionsvertrag von K. F. Köhler.

Den früheren, in dieser Zeitschrift von mir besprochenen Tafeln C.s schliefst sich diese neunte würdig an. In 6 Feldern sind p. 2—4 Maschinen dargestellt. Die Zeichnung wirkt aus einiger Entfernung sehr plastisch. Bei Nr. 2 im 1. Felde würde man in die testudo arietata gern einen aries eingezeichnet sehn. Die Beigabe eines kurzen erklärenden Textes wäre hier sehr erwünscht, denn nicht jeder Lehrer wird die Beschreibungen der Belagerungs- und Angriffsmaschinen, wie wir sie bei Vegetius im 4. Buche der epitoma, bei Vitruv und sonst finden, nachschlagen mögen. Woher das Bild der „spectator" genannten Leiter genommen ist, möchte ich gern wissen.

Auf diese Tafel Cybulskis pafst das Wort der Lehrpläne: „Eine

zweckmäſsige Verwertung von Anschauungsmitteln kann nicht genug empfohlen werden."

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

131) **Florian Weigel, Verwertung von Anschauungsmitteln für unsere klassische Schullektüre,** besonders für Cäsars gallischen Krieg. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des K. K. Staatsgymnasiums im IX. Bezirke vom Jahre 1895. Wien 1895. 21 S.

Der Verfasser bespricht ausführlich, wie die Anschauungsmittel im Unterrichte verwendet werden sollen. Seiner Meinung über „Kunstunterricht" im Gymnasium wird man im allgemeinen zustimmen können, namentlich der Forderung einer organischen Verbindung des Zeichenunterrichts und der Lektüre der Klassiker.

Von S. 5—13 zählt W. die wichtigsten Werke auf, in denen sich Karten, Lagepläne und Abbildungen mit spezieller Beziehung auf Cäsars B. G. finden. S. 13—21 werden eine Reihe von Stellen des B. G. ausgehoben, die durch Vorzeigen geeigneter Bilder erklärt werden sollen. Die kleine Abhandlung ist mit groſser Liebe und viel Verständnis geschrieben, doch scheint sie ein wenig übers Ziel hinauszuschieſsen, denn würde überall nach W.s Wünschen verfahren, so würde man sehr bald den Gymnasien den Vorwurf machen, man übertreibe wie früher die grammatische, so nunmehr die archäologische Erklärung der Schriftsteller.

Das Schriftchen sei namentlich den Kandidaten der pädagogischen Seminare warm empfohlen.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

Vakanzen.

Essen, Gewerbl. Fortbildungs-Sch., Direktor, 4500—6000 M. Meld. bis 15./8. Oberbürgerm.

Frankfurt a. M., Adlerflychtschule (R. S.). Obl. Math., Phys. 3200 bis 6600 M. Meld. bis 1./8. Curatorium d. höh. Schulen.

Hagen i. W., R. G. u. G. zum 16./9. Hilfsl. N. Spr. 1800 M. Dir. D. Lenssen.

Leipzig, Handelslehranst. Direktor, Ostern 189?. 7200 M. u. W. Meld. bis 31./8. Handelskammer.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 8. August. **Nr. 16, Jahrgang 1896.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

132) **Georg Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten.** Für Schüler bearbeitet. Mit vielen Holzschnitten und zwei Karten. Siebente verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1893. XVI u. 378 Seiten. 8. 3 ℳ.

Es bedarf zur Empfehlung dieses Buches nur der Erwähnung, daſs seit dem Jahre 1873, wo es zuerst erschien, es bereits in siebenter Auflage vorliegt. Die Seitenzahl der sechsten Auflage betrug 375, die der neuesten beträgt 378 Seiten. Ist also ein bedeutender Unterschied zwischen den beiden inbezug auf die Seitenzahl nicht vorhanden, so sehen wir doch fast auf jeder Seite die Spuren der sorgfältig nachbessernden Hand. Eine nicht geringe Anzahl von Fehlern in den Citaten ist berichtigt, Unrichtigkeiten sind beseitigt; so stand Σ 50 *ἀργύφεον σπέος* bisher unter *ἄργυφος*, fehlte bei *ἀργύφεος*, ϑ 315 (*δωτῆρες*) stand sowohl unter *δωτήρ* als fälschlicherweise unter *δοτήρ*, *ἀργυρόπεζα* war als ausschlieſslich in der Ilias vorkommend bezeichnet, während dieses Wort auch einmal in der Odyssee sich findet. Die einzelnen Stellen, die es verdienten mehr berücksichtigt zu werden, sind besprochen, z. B. bei *ἀμήχανος* ist jetzt K 167 *σὺ δ᾽ ἀμήχανός ἐσσι, γεραιέ*, wo Ariston. bemerkt: *ἀμ. δύο σημαίνει, ἓν μὲν ἀνίκητος, ἓν δὲ ἀντὶ τοῦ πρὸς ὃν οὐκ ἔστι μηχανὴν εὑρεῖν. ὅπερ καὶ νῦν σημαίνει, ἵνα τῶν πόνων ἀποστῇ*, mit der Über-

setzung „du giebst keine Ruhe“ hinzugefügt. Ich hätte die Übersetzung „du bist unermüdlich“ vorgezogen. Bisher las man: „*ἐπάγω* herführen *Λ* 480 *ξ* 392“. An der letzten Stelle *οἷόν σ' οὐδ' δμώσας περ ἐπήγαγον οὐδέ σε πείθω* kann ein Schüler mit jener Bedeutung nichts anfangen; jetzt ist richtig zu der Stelle „verleiten“ hinzugesetzt. *Α* 65 *εἴτ' ἄρ' ὅ γ'* (Apollo) *εὐχωλῆς ἐπιμέμφεται εἴθ' ἑκατόμβης* war die unverständliche Übersetzung gegeben „es reut“, jetzt ist dies geändert; *N* 57 *τῷ κε καὶ ἐσσύμενόν περ ἐρωήσαιτ' ἀπὸ νηῶν* ist für die wenig gewandte Übersetzung „werdet machen, daſs er abläſst“, die bessere „wegdrängen“ gegeben. Bei *ἐσφορέω* stand bisher „hineinbringen *τ* 32, *ὕδωρ*“. Jetzt ist mit Rücksicht auf *ζ* 91 (*εἵματα χερσὶν ἕλοντο καὶ ἐσφόρεον μέλαν ὕδωρ*) zu *ὕδωρ* hinzugefügt „in das Wasser“. *Π* 602 *μένος δ' ἰθὺς φέρον αὐτῶν* scheint der Verfasser jetzt seine Zweifel bei der Übersetzung ‚*adversum eos*' aufgegeben zu haben. Bei *κακότης* ist mit Rücksicht auf *N* 108, wo das Benehmen Agamemnons gegen Achill getadelt wird, die Bedeutung „Schuld, Übermut“ zu den früheren hinzugesetzt. *B* 315 findet sich *μήτηρ ἀμφεποτᾶτο ὀδυρομένη*; da man an dem Hiatus Anstoſs nahm, wurde von verschiedenen Interpreten *ἀμφεποτᾶτ' ὀλοφυρομένη* vorgeschlagen. Leeuwen konjiziert unter dem Text „*ἀμφεποτάετ'*?“ Da jedoch an dieser Versstelle sich bei Homer der Hiatus mehrfach findet, kann man sich meiner Ansicht nach wohl dabei beruhigen. In der vorigen Ausgabe schrieb der Verfasser unter *ὀδύρομαι*: „wegen *B* 315 alter konson. Anlaut anzunehmen?“ Jetzt scheint er seinen Zweifel fallen gelassen zu haben; jedenfalls hat er diese Bemerkung gestrichen. Bei *ὀλοφύρομαι* ist hinzugekommen die Bedeutung „Freudenthränen vergieſsen“ mit Beifügung der Stellen *κ* 418, *π* 22, *ϱ* 40, bei *πρεσβύτερος, τατος* die Bedeutung ‚hehr' mit Beziehung auf *Δ* 59. Die Stelle *κ* 42 *οἴκαδε νισσόμεθα κενεὰς σὺν χεῖρας ἔχοντες* wird jetzt erklärt „dabei, mit bringen (Ironie)“; mir sagt die gewöhnliche Erklärung ‚zusammenhaltend' weit besser zu. Der Artikel *ἀθέσφατος* ist völlig geändert. Ausgehend von der Bedeutung *fatalis* hatte der Herausgeber das Wort im schlimmen Sinn = „verhängnisvoll, verderblich“ und im guten Sinn: „durch gütiges Geschick, Göttergabe“ erklärt; *η* 273 *ὦρινεν θάλασσαν ἀθέσφατον* schien ihm dieses Wort adverbiell gebraucht zu sein. Jetzt hat er die Grundbedeutung „*infandus deo*, unsäglich groſs u. dergl.“ angenommen und ist zur gewöhnlichen Übersetzung „ungeheuer, unendlich groſs, viel oder lang“ zurückgekehrt; *η* 273 sieht er jetzt

ἀθέσφατος als Epitheton von *θάλασσα* an. Von *ἐρύω verro*, zerren hat er jetzt losgetrennt *ἐρύω* (*eruo*, *ὀρύσσω*) herausreifsen, graben κ 303, Φ 175, Ε 110 und es als besonderes Verbum aufgezeichnet. Das schwierige Subst. *λυκάβας* war in der letzten Auflage vom Jahr verstanden worden, in der neuen wird es, wie es auch Stengel gethan hat, als Mond erklärt. Von *ὄζος* Ast, Zweig ist jetzt *ὄζος* (= *ἄοζος* aus *ἁ ὄδγος* Gefährte) Genosse des Ares (bisher: Sprößling des Ares) getrennt. Bei *οὐδήεσσα* lasen wir bisher: „zur Erde (*οὖδας*) gehörig, Konjektur des Aristoteles statt *αὐδήεσσα*“, jetzt finden sich unter diesem Artikel die Worte: „von *οὐδή* aus *Ϝοδα* = *ἀϜοιδά*, *ὑδείω*) schön singend κ 136, λ 8, μ 150 alte Lesart des Arist.“. Die gewöhnliche Erklärung von *φυσίζοος* ist jetzt aufgegeben; der Herausgeber hat dafür Ficks Ansicht, nach der das Wort „Getreide hervorbringend“ bedeutet, zur seinigen gemacht. Für *τιθήνη* Amme, Pflegerin Ζ 389 hat er jetzt geschrieben: „Stillamme, verschieden von der *τροφός* Pflegerin Ζ 389“. Bei *τιθαιβώσσουσι* nahm er mit Zögern die Bedeutung „brüten, bauen“ an, fügte auch Göbels Konjektur hinzu; diese ist jetzt gestrichen, als Übersetzung ist ‚sie bereiten Honig‘ gegeben, aber als nicht sicher mit einem Fragezeichen versehen. Die Epitheta des Hermes *ἐριούνης* und *ἐριούνιος* werden nicht mehr mit *ὀνίνημι* in Beziehung gesetzt, so dafs sie bedeuten würden ‚segenspendend‘ sondern mit arkad. *οἴνει* im Trab, kypr. *οἶνος* Lauf; ihre Bedeutung wird daher als rasch laufend, eilend angegeben. Die Etymologie ist diesmal ganz besonders berücksichtigt. So finden sich bei einer sehr grofsen Anzahl von Vokabeln etymologische Zusätze, wie bei *βιβρώσκω*, *δόρυ*, *ἑορτή*, *Ἑρμῆς*, *ἱδρώς*, *ἰός*, *ἴος*, *ἱερός*, *κραιπνός* und vielen anderen; geändert ist die Etymologie bei *ἕρκος*, *κῆπος*, *λέσχη*, *λίς* (Löwe), *ὄγμος*, bei *ἀνήρ* ist eine Vermutung gestrichen; bei *πεδόθεν* lasen wir bisher: vom Boden aus = von klein auf. In der neuen Auflage ist die erste Bedeutung beibehalten und hinzugefügt, dafs das Wort ein alter Fehler sei statt *παιδόθεν* oder *πάϜιθεν* von Kind auf. Von neueren Arbeiten hat der Herausgeber, wie er auch in der Vorrede ausdrücklich bemerkt hat, die mythologischen Beiträge von Lewy in Fleckeisens Jahrbüchern benutzt; wir können dies z. B. bei *Εἰλείθυια*, *Κιμμέριοι*, *Λητώ*, *Βελλεροφόντης*, *Μίνως*, *Νιόβη*, *Σαρπηδών*, *Σκύλλα*, *Σχερίη*, *Χάρυβδις*, *Ὠρίων* sehen. Es ist mir freilich zweifelhaft, ob alle diese Etymologieen in einem Wörterbuch für Schüler Aufnahme verdienten. Dagegen sind mehrfache Erörterungen von Lauth, die in der vorigen Auflage sich fanden, jetzt mit

Recht gestrichen worden, so bei *Ἔχετος*, *Ἠλύσιον πεδίον*, *Πολύδαμνα*, *Πρωτεύς*, *Τιτῆνες*. Bei *μώνυχες* war die Erklärung der Alten adoptiert = einhufig, die von *μέμαα* abgeleitete = „strebhufig" beigefügt, allerdings als unwahrscheinlich bezeichnet; jetzt ist die letztere gestrichen, die erstere durch Jac. Wackernagels Zusammenstellung mit *σμία* = *μία* bekräftigt worden. Bei *ἐγχεσίμωρος* und *ἰόμωρος* (vgl. auch *ὑλακόμωρος*), ferner bei *εἴσεται* glaubte der Herausgeber O. Hoffmanns (mehrfach wird der Name freilich Hofmann in der Ausgabe geschrieben) Ableitung nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, ebenso wie die von Fick bei *οὖλος* (verderblich), die von Stier bei *αἰγίλιψ* und die von W. Schulze über *εὔαχε* in Kuhns Zeitschr. XXIX, 230 ff. und seinen quaestiones epicae S. 56 (vgl. auch Leeuwen, Enchiridium dictionis ep. S. 471). Zusätze geographischer oder sachlicher Art finden sich nicht selten, so bei *Ἀμύκλαι*, *Ἰθάκη*, *Κεφαλλῆνες*, *Κόρακος πέτρη*, *Νύμφη* (wo mir freilich zu viel über die Grotte der Nymphen auf Ithaka geredet ist), *Φόρκυνος λιμήν*, *Κάβησος*, *ἐφόλκαιον*, *λύχνος*; bedeutend gekürzt ist der Artikel *πεμπώβολα*. Der Herausgeber hat sich durch die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über Ithaka wohl verleiten lassen des Guten etwas zu viel zu thun; so halte ich den neu hinzugefügten Artikel *Πόλις*, wie heute die Bucht im NW. der Insel Theaki heifse, und die weitere Erörterung daselbst für leicht entbehrlich.

Wie der Verfasser im Lauf der Zeiten immer mehr davon zurückgekommen ist, die Bedeutung der einzelnen Vokabeln in lateinischer Sprache zu geben, so hat er sich mit Recht in dieser für Schüler bestimmten Ausgabe bereit finden lassen bei den Subst. den Nomin. Sing., bei den Verben die erste Person Sing. Praes. voranzustellen, wenn diese auch in den homerischen Gedichten nicht vorkommen. Daher lesen wir jetzt *ἀεικείη* (für *ην*), *ἀελπτέω* (für das bisherige *ἀελπτέοντες*), *ἀενάω*, *ἀεσιφροσύνη* u. a. Ganz durchgeführt freilich ist dies Prinzip noch nicht, so finden wir noch *βουλεύουσιν*, *βρύει* u. a. Die Reihenfolge der Vokabeln mufste infolge dessen bisweilen geändert werden. So ist jetzt *αἴθω* richtig gestellt, nicht aber *ῥύω*, das seine Stelle noch vor *ῥυπάω* hat. *εἴσεται* ist unverändert gelassen, aber, um es leichter zu finden, ist *εἴσομαι* hinter *εἰσόκε* eingefügt, wo auf jene Form verwiesen ist. *ἐρῆομεν* ist hinter *ἐρῆμος* neu hinzugesetzt, auch *ὀπόποι* hinter *Ὀπόεις* mit Verweisung auf *πόποι*, wo freilich auf jene Vermutung Wecks keine Rücksicht genommen ist. Das Verbum *ἐπιστέλλω*, das *ψ* 361 in der Florentiner Ausgabe

steht und Cobet Misc. crit. S. 429 verlangte für das überlieferte ἐπιτέλλω, ist neu aufgenommen. Die Artikel μείς und μήν, die bisher zusammen behandelt waren, sind jetzt gänzlich voneinander getrennt. Die Stelle *I* 378 τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ, die bisher unter κάρ behandelt wurde, ist jetzt bei κήρ, καρός besprochen: „wie ψήρ, von κείρω". Während der Herausgeber μιν auf δῶρα bezog, ist er von dieser Ansicht zurückgekommen und übersetzt jetzt: ich achte ihn (den Agamemnon) gleich nichts. Zu billigen ist es auch, dafs der Herausgeber sich jetzt eine gewisse Beschränkung in der Quantitätsbezeichnung aufgelegt hat, die doch nur da nötig ist, wo ein Zweifel darüber sein kann.

Versehen oder Druckfehler habe ich folgende bemerkt: S. 1 ἀ steht *Δ* 816 (für *Λ*), S. 5 ἀγνώσασκε s. ἀγνέω (für ἀγνοέω); bei ἄγυια steht εἰς ἄγυιαν (für ἐς) *Y* 254, ἀιδήλως findet sich *Φ* 220 (nicht *Ψ*); αἰσχύνω *Σ* 188 ist unrichtig; ἀλέῃ steht ϱ 23 (nicht 13), bei ἀνάγκῃ: ὑπ (für ὑπ'), ἀπαφίσκω *Ψ* 216 (für ψ), ἐνδουπέω σ 479 (für ο), ἐπέθηχ ohne Apostroph, bei ἐπιπείθομαι: ἐπέεσι *O* 162 (für ἐπέεσσι), Νότος *Ψ* 334 (für *Φ*), S. 270 θέτ für θέτ', bei πρόθυρον am Schlufs φ 390 (für 389), bei φρήν am Schlufs Naegelsb. S. 384 (für 354). Unrichtigkeiten der Accente habe ich mir folgende notiert: S. 12 Αἰάντε, S. 106 ἑκήβολος (für -βόλος), S. 195 κρῆγυον und κρατέσφι, S. 217 αἴολος (für αἰόλος) und ἄμφ' (für ἀμφ'), S. 230 νήστις (für νῆστις); nicht selten ist Accent oder Spiritus weggefallen, so z. B. bei Ἀγάστροφος, Ἀγαυή, Ἀκρισιώνη, Ἀμνισῷ, Ἀμυθάων, Ἀμφοτερός, Ἀνδρομάχη u. ö.; vielleicht hätte bei ἔγρεσθαι die jetzt in verschiedenen Ausgaben sich findende Form ἐγρέσθαι in Parenthese hinzugefügt werden können. Warum schreibt der Herausgeber S. 60 γαίην (für γαῖαν), warum S. 167 Λευκοθέα (unter Ἰνώ), während S. 203 die allein sich findende Form Λευκοθέη richtig steht; warum schreibt er γραίη die Greisin und läfst darauf gegen die alphabetische Reihenfolge die Stadt Γραῖα folgen? Schreibt man γραῖα, so ist alles in bester Ordnung. Bei ἐκτελέω lesen wir: in Erfüllung gehen lassen *Σ* 8; an dieser Stelle steht aber nur τελέω. Bei τηλύγετος findet sich δ 11 mit der Bedeutung: jugendlich zart, zwei Zeilen darunter dieselbe Stelle mit der Bedeutung: zärtlich geliebt, bei σῶς „die aufgelöste Form σάος τ 300", wofür σόος stehen mufs. Bei τειχιόεις ist die Bemerkung „*B* 559. Ameis 646" wenig verständlich (für 559. 646, s. Am. zur 1. Stelle). Bei den Verweisungen auf den Anhang der Ameisschen Ausgaben der Ilias und Odyssee mufsten die Citate nach den neueren Auflagen geändert

werden. Die Zusätze zu dem Anhang, die schon längst in denselben verarbeitet sind, sind z. B. noch bei *Βοώτης* und *κρατέω* citiert; auch das Citat bei *ἔξαῦτις* 'Anh. *E.* S. 30' stimmt nicht mehr. Warum ist das *ἅπαξ εἰρ. τεθυωμένος* genau behandelt bei *θυόω*, wo die Übersetzung gegeben wird 'nach *θύον* duftend' und bei *τεθ.* 'dufterfüllt' noch einmal? Am Schlufs des Artikels *διά* sind drei Stellen angeführt, an denen *ι* im Anfang des Verses lang gebraucht ist. Ich sähe es gerne, wenn die einzige noch fehlende Stelle — wir finden diese Erscheinung nur viermal — *Δ* 135 hinzugefügt würde. Bei *ἀσπερχές* 'eifrig' ist diese Bedeutung *Π* 61 *ἀσπερχὲς κεχολῶσθαι* wenig brauchbar, bei *δατέομαι* ist die Redensart *ὠμὰ δάσασθαι* *Ψ* 21 *σ* 87 nicht berücksichtigt; mit der Bedeutung teilen kommt man hier nicht aus. Die Bedeutung von *εἰλαπίνη* als Trinkgelage will mir wegen *λ* 415, wo von der Tötung von Schweinen bei der *εἰλαπίνη* die Rede ist, nicht recht zusagen. Buchholz Real. II, 2, 196 definiert *εἰλ.* als ein luxuriöses und frequentes, mit einem Trinkgelage verbundenes Mahl. Für *λῦμα* empfiehlt sich, hinter „das Abgewaschene, Abgeriebene" das Wort Schmutz *Ξ* 171 hinzuzufügen. *Π* 392 *μινύθει δέ τε ἔργ' ἀνθρώπων* (durch die Wasserfluten) genügt weder die Bedeutung schwinden noch einschrumpfen, ebenso wenig *κ* 404 *κτήματα ἐν σπήεσσι πελάσσατε* die Bedeutung nähern. Benndorfs Deutung von *παλύνω* *Σ* 560 'kneten', welche Stengel im Hermes zu bekräftigen suchte (denn wo *παλύνω* vorkomme, werde die Vorstellung erweckt, dafs ein zäher Brei entstehe), die viel Wahrscheinlichkeit hat, konnte noch nicht benutzt werden. Ob der Herausgeber sich Uppenkamps Erklärung in Fleckeisens Jahrb. 1894, S. 252—256 von *νυκτὸς ἀμολγῷ* „der Einsamkeit der Nacht" anschliefsen wird, bleibt abzuwarten.

Zum Schlufs noch die Bemerkung, dafs von den Tafeln am Ende des Buches nur die zweite (das Haus des Odysseus) eine Neuherstellung erfahren hat, wofür der Herausgeber die von Iwan v. Müller auf Grund der neuesten Forschungen in dessen griechischen Privataltertümern zusammengestellten Data benutzte.

Aus der ausführlichen Besprechung möge der Verfasser erkennen, mit welchem Interesse ich auch diese Auflage durchgesehen habe. Er möge die verschiedenen Ausstellungen als einiges Material für eine doch zweifellos nächstens zu erwartende neue Auflage ansehen, um das treffliche Buch immer brauchbarer zu machen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

133) **Pohlmey und Hoffmann, Gymnasial-Bibliothek.** 24. Heft. **R. Lange, Cäsar, der Eroberer Galliens.** Mit Titelbild und einer Karte. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896 87 S. ℳ 1. 20.

Die Haltung dieses Bändchens wird charakterisiert durch das Bestreben des Verfassers, die Handlungsweise Cäsars vom Standpunkt der bekriegten Völker, also vom nationalen Gesichtspunkte aus zu beurteilen. Dafs dabei Cäsar schlechter wegkommt als bei seinen unbedingten Bewunderern, ist begreiflich, doch ist die Beurteilung desselben keineswegs ungerecht, sondern Verfasser weifs das Verdienst Cäsars um das Römerreich trotzdem wohl zu würdigen. Als beste Empfehlung des Büchleins darf ich wohl anführen, dafs mein 13 jähriger Sohn dasselbe in einem Zug mit grofsem Beifall, namentlich wegen des vom Verfasser eingenommenen Standpunkts, durchgelesen hat; denn damit ist offenbar der Zweck des Verfassers erreicht.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

134) **Eduard Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums.** Ein Vortrag, gehalten auf der dritten Versammlung deutscher Historiker in Frankfurt a. M. am 20. April 1895. Jena, Gustav Fischer, 1895. 72 S. gr. 8. ℳ 1.50.

Während man in den Darstellungen der alten, zumal der griechischen Geschichte bis vor kurzem umsonst nach Kapiteln wirtschaftsgeschichtlicher Natur suchte, während den Verfassern geradezu Sinn und Verständnis für diese aufserordentlich wichtige Seite des Altertums zu fehlen schien, haben vor allen Ed. Meyer, Jul. Beloch und Rob. Pöhlmann in ihren bekannten Werken diese Lücke auszufüllen gesucht. Ed. Meyers Hauptverdienst ist dabei, seine Darstellung nicht auf die Geschichte eines einzelnen Volkes beschränkt, sondern die Weltgeschichte des gesamten Altertums neu begründet zu haben.

Diesen universalhistorischen und dabei wirtschaftsgeschichtlichen Charakter, welcher die moderne Auffassung des Altertums auszeichnet, trägt auch die vorliegende, höchst dankenswerte Arbeit, durch deren Publikation Meyer weitere Kreise für diese Frage zu interessieren sucht. Die Darstellung ist knapp, übergeht aber keine wichtigere Thatsache. Diese Arbeit mag für diejenigen, welche genügend allgemeine volkswirtschaftliche Bildung besitzen, als Einladung gelten, die hier blofs skizzierten Probleme eingehender zu behandeln; denn, dafs sie nicht erschöpfend sein kann,

sondern in manchen Einzelheiten der Ergänzung bedarf, weifs niemand besser als der Verfasser selber. Was er nun hier bietet, ist eine geistvolle und in allen Hauptpunkten unanfechtbare Skizze, bei deren Lesen man sich gerne der Führung des Verfassers anvertraut; denn wenn er auch Vollständigkeit nicht erstrebt hat, so hat man doch das beruhigende Gefühl, dafs er überall aus dem Vollen schöpft. Besonderer Beachtung seien zum Schlusse die interessanten „Beilagen“ empfohlen.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

135) **Erich Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum.** Leipzig, S. Hirzel, 1896. 350 S. ℳ 5.

Der Verf. des vorliegenden Buches ist kein Neuling auf dem Forschungsgebiete des antiken Bühnenwesens. Bereits vor zwei Jahren hat er im Index scholarum der Rostocker Universität eine Abhandlung „De scaenicorum certaminum victoribus“ veröffentlicht, in welcher er meines Erachtens überzeugend nachgewiesen hat, dafs im tragischen, bzw. im dramatischen Agon weder die Dichter noch die Choregen noch die Schauspieler, sondern einzig und allein die Chöre Kämpfer und Träger des Siegespreises waren.

Bethes Buch besteht aus einer Reihe von Essays [1]), welche in ihrer Gesamtheit die Einrichtung und Ausstattung der Bühne, die Kostümierung der Schauspieler und Choreuten, endlich — jedoch mehr nur gelegentlich und andeutungsweise — die Art der schauspielerischen Deklamation und Mimik behandeln. Vorwiegend werden die griechischen Bühnenverhältnisse berücksichtigt, dem römischen Theater ist ein einziges Essay (S. 293—318) gewidmet, aber freilich ein sehr inhaltreiches.

Aus jeder Seite des Buches ist zu ersehen, dafs der Verf. durchaus vertraut ist mit der auf das Bühnenwesen des griechisch-römischen Alter-

---

1) Dieselben tragen folgende, ihren Inhalt kennzeichnende Überschriften: I. Tragödie und Komödie (S. 15—26); II. Entstehung der Tragödie (S. 27—47); III. Entstehung der Komödie (S. 48—67); IV. Standort von Chor und Schauspielern bis zum peloponnesischen Kriege (S. 68—82); V. Schauplatz des Aischylos (S. 83—99); VI. Ekkyklema und Scenenwechsel (S. 100—129); VII. Göttererscheinungen (S. 130—141): VIII. Flugmaschine (S. 142—158); IX. Prometheus (S. 158—185); X. Vorhang (S. 186 bis 203); XI. Die erste Bühne (S. 204—229); XII. Das hellenistische Theater (S. 230 bis 277); XIII. Die Phlyakenbühne (S. 278—292); XIV. Die römische Bühne (S. 293 bis 318); XV. Spiel, Ausstattung im 5. Jahrh. (S. 319—338); Anhang: Satyrn und Böcke von G. Körte (S. 339—344); Namen-, Sach- und Stellenverzeichnis (S. 345—350).

tums bezüglichen Forschung, dafs er eine klare und feste Gesamtanschauung von dem antiken Theater besitzt und über alle Einzelfragen sich auf Grund eindringender sowohl philologischer als auch archäologischer Studien ein selbständiges Urteil gebildet hat. Wenn dennoch und ungeachtet der streng exakten Methode, mit welcher er gearbeitet hat, schwerlich alle Ergebnisse, die er gewonnen zu haben glaubt, die ungeteilte Zustimmung der Sachkundigen finden dürften, so wird daraus doch kein Vorwurf gegen ihn und seine Arbeitsweise abgeleitet werden können. Die Quellen für die Kenntnis der antiken Theaterzustände fliefsen, wie bekannt, nur spärlich und noch dazu vielfach recht trüb. Was aus ihnen geschöpft werden kann an einigermafsen verläfslichen Angaben, bietet dem Bühnenhistoriker nicht die Möglichkeit dar, auch nur den Grundrifs einer zusammenhängenden Geschichte des antiken Theaters in sicheren, weil durchweg nach Anleitung urkundlicher Nachrichten gezogenen, Linien zu entwerfen. Es müssen vielmehr die weit klaffenden Lücken der Überlieferung notwendigerweise, wenn überhaupt ein Zusammenhang hergestellt werden soll, durch Vermutungen und Kombinationen ausgefüllt werden. Damit aber wird, auch bei vorsichtigstem und besonnenstem Verfahren, in die Forschung und weiterhin in die auf dieser fufsende Geschichtsschreibung, ein subjektives Element hineingetragen und dem Widerstreite der Meinungen Thür und Thor weit geöffnet.

Aber auch wer nicht mit allen Aufstellungen Bethes sich einverstanden erklären kann, wird aus der Lektüre des Buches Belehrung und Genufs gewinnen. Belehrung, weil der Verfasser auch da, wo er vielleicht geirrt hat, doch eine Fülle anregender Gedanken darbietet, neue Gesichtspunkte der Betrachtung aufstellt, die Anschauungen seiner Vorgänger entweder ergänzt oder berichtigt oder widerlegt, im letzteren Falle einer Polemik sich bedienend, welche ebenso sachlich wie in der Form liebenswürdig ist, einer Polemik, die eben stets nur dem Gegenstande, nie den Personen gilt. Genufs aber, reichen Genufs kann das Buch gewähren, weil die Schreibweise des Verfassers eine geschmackvolle, eine künstlerisch gebildete ist. Der Stil Bethes gemahnt an denjenigen Lessings: so klar und abgerundet, so sauber gefeilt und geglättet ist er.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei mir die Besprechung einiger Einzelheiten gestattet.

Die neuerdings so viel umstrittene Frage nach dem Standorte des Chors und der Schauspieler, bzw. nach dem Verhältnisse von Orchestra

und Logeion zu einander im attischen Theater beantwortet B. in folgender Weise. Bis zur Einführung der Hintergrundsdekoration (um 467—458) waren Orchestra und Logeion voneinander nicht abgegrenzt, die Orchestra war eben zugleich auch Logeion. So lange als neben dem Chor nur ein Schauspieler thätig war, hatte derselbe seinen erhöhten Standort auf der Thymele gehabt. Für zwei (und mehr) Schauspieler aber bot die Thymele nicht genügenden Bewegungsraum dar. Da nun eine Erweiterung der in Mitte der Orchestra stehenden Thymele zu einer wirklichen Bühne unthunlich war, weil dadurch der für den Chor notwendige Tanzplatz beschränkt worden wäre, mufsten die Schauspieler auf den Fufsboden herabsteigen und auf gleichem Niveau mit dem Chore auftreten, sie nahmen aber, um die Choreuten zu überragen und von ihnen sich abzuheben, den Kothurn an, der ihnen eine Art Ersatz für den erhöhten Standort auf der Thymele gewährte: der Kothurn war gleichsam ein bewegliches Holzgerüst, welches jeder einzelne Schauspieler unter seine Füfse schnallte und dadurch für seine Person einen erhöhten Standpunkt gewann. Von dieser Zeit an (etwa 467) traten die Schauspieler meist unmittelbar vor der Hintergrundsdekoration auf. Als um das Jahr 427/26 die vorgeschrittene Entwickelung des Theaterwesens die Herstellung eines besonderen, von der Orchestra getrennten Logeions wünschenswert erscheinen liefs, wurde der vor der Skene (bzw. vor der Hintergrundsdekoration) zwischen den Paraskenien gelegene oblonge Platz als solches eingerichtet. Dieses Logeion, welches — um dies nebenbei zu bemerken — überdacht war, lag ein wenig höher als die Orchestra und war mit dieser durch niedrige Stufen verbunden, so dafs die Schauspieler leicht in die Orchestra und die Choreuten ebenso leicht auf das Logeion gelangen konnten, wenn der Gang der dramatischen Handlung dies erforderte. Als in hellenistischer Zeit durch den Wegfall des Chors die Orchestra bei dramatischen Aufführungen nicht mehr benutzt wurde, erhöhte man die Bühne wesentlich (bis zu einer Höhe von 12 Fufs). In noch späterer Zeit, als in Nachahmung römischer Art bei den Tragödienaufführungen glänzende Aufzüge beliebt wurden, übertrug man das breite römische Pulpitum auf das griechische Theater.

Ich wüfste nicht, was man gegen diese Entwickelungsgeschichte der Bühne einwenden könnte: sie wird von Bethe durch Beweise ausreichend gestützt und trägt überdies das Gepräge der inneren Wahrscheinlichkeit an sich. So dürfte der alte Irrglaube, dafs die Bühne der griechischen Staatstheater bereits in klassischer Zeit eine Höhe

von 12 Fufs gehabt habe und folglich von der Orchestra aus nur schwer zugänglich gewesen sei, endgültig zerstört worden sein. Und das ist recht wichtig. Die Vorstellung, dafs der Chor von der tief liegenden Orchestra aus die auf dem hohen Logeion stehenden Schauspieler angesungen habe, während die Schauspieler zu dem tief unter ihnen befindlichen Chor wie in einen Keller hinein gesprochen oder vielmehr geschrieen hätten —, diese Vorstellung dichtete dem griechischen Theater eine so widersinnige und geradezu lächerlich verkehrte Anlage an, dafs man sich freuen mufs, endlich zu besserer Einsicht geführt worden zu sein.

Dagegen kann ich, was die Einrichtung der Bühne im einzelnen betrifft, mehrere Annahmen Bethes nicht als richtig anerkennen.

Bethe behauptet (S. 209), dafs die Schauspieler nur entweder durch die drei (denen des Bühnengebäudes entsprechenden) Thüren der Hintergrundsdekoration oder aber durch die Orchestra auf die Bühne haben gelangen können, dafs also Seitenthüren nach den Paraskenien nicht, oder doch in klassischer Zeit noch nicht, vorhanden gewesen seien. Das wäre eine wunderlich unpraktische Einrichtung gewesen, denn sie hätte erforderlich gemacht, dafs Schauspieler, welche infolge der Art der dramatischen Handlung durch eine Hintergrundsthüre nicht auftreten konnten, den weiten Weg von dem Bühnengebäude aus längs eines der beiden Paraskenien bis zur Orchestra und dann durch diese hindurch hätten zurücklegen müssen, um auf die Bühne zu kommen. Man würde also den auf Kothurnen wandelnden und mit schweren Kostümen bekleideten Schauspielern einen mühseligen Marsch, noch dazu zum Teil aufserhalb des Theaters — denn der seitwärts von jedem Paraskenion gelegene Raum gehörte doch nicht mehr zum Theater, sondern war Strafse —, zugemutet haben. Das glaube, wer da kann! Bethe meint, es sei dies aus Rücksicht auf den Chor geschehen, denn „die Chöre konnten im allgemeinen nach wie vor die Orchestra für ihre Tänze nicht entbehren, und zwischen ihnen und den Schauspielern eine solche Scheidung herbeizuführen, wie sie dadurch entstehen mufste, dafs diese nur auf die Bühne, jene in der Orchestra erschienen, widersprach zu stark den Interessen der Dichter, die die beiden Parteien der Darsteller zu einer Einheit zusammenschmelzen mufsten“. Das verstehe ich einfach nicht. Dadurch, dafs gelegentlich einmal ein Schauspieler über die Orchestra hinweg zur Bühne ging, konnte doch ein „Zusammenschmelzen“ von Chor und Schauspielern

nicht erreicht werden. Für diesen Zweck haben sich die Dichter vielmehr des allein geeigneten Mittels bedient, dafs sie die Aktion des Chors in engste innere Verbindung mit der dramatischen Handlung setzten. Wollten sie aber Schauspieler und Chor auch räumlich miteinander in Verbindung setzen, so konnten sie Situationen erfinden — und haben sie erfunden —, welche ein Betreten der Bühne durch den Chor oder ein Betreten der Orchestra durch die Schauspieler veranlafsten. Ich glaube demnach, dafs, seitdem Paraskenien überhaupt eingerichtet waren, die Bühne Seitenausgänge nach diesen hin besafs. Ich kenne auch keine einzige Stelle eines Dramas, durch welche diese Annahme verboten und das Auftreten eines Schauspielers von der Orchestra her erwiesen würde. Überall da, wo nach Lage der jedesmaligen dramatischen Situation der Schauspieler nicht durch eine Hintergrundsthür die Bühne betreten haben kann, läfst sich ungezwungen annehmen, dafs er eine Seitenthür benutzt habe, also aus einem der beiden Paraskenien hervorgetreten sei. Richtig ist, dafs das Erscheinen von Personen, welche nicht aus einer Hintergrundsthür heraustraten, ausführlich angekündigt zu werden pflegt. Daraus kann man aber doch nicht, wie Bethe es will, schliefsen, dafs der betreffende Schauspieler einen weiten Weg habe machen müssen, sondern nur, dafs durch die Ankündigung die Zuschauer auf das Erscheinen einer Person von einer ungewohnten Seite her und zugleich (denn solches Erscheinen bedeutete immer etwas Aufsergewöhnliches) auf einen Wendepunkt der dramatischen Handlung vorbereitet werden sollten.

Sehr angelegentlich befürwortet Bethe (S. 186 ff.) die Annahme, dafs die Bühne auch schon der klassischen Zeit, etwa seit 427/26, durch einen Vorhang den Blicken der Zuschauer habe abgeschlossen werden können. Er widmet der Erörterung der Frage ein ganzes langes Kapitel. Ich halte die Sache nicht gerade für undenkbar, aber doch für höchst unwahrscheinlich. Erstlich war der Abstand des Bühnendaches vom Fufsboden der Bühne gewifs recht bedeutend, denn nur dadurch wurde den höhersitzenden Zuschauern ein freier Blick auf die Bühne und die dort sich abspielende Handlung ermöglicht. Der Vorhang hätte also entsprechend lang sein müssen, erheblich länger als in unsern Theatern; er wäre folglich wohl nur mittelst einer komplizierten Maschinerie zu handhaben gewesen, selbst wenn er nicht ein Roll-, sondern ein Schiebvorhang gewesen sein sollte. Wozu hätte man diese Unbequemlichkeit sich aufladen sollen? Es wäre das ja so ziemlich zwecklos gewesen. Bethe

selbst hebt S. 200 ausdrücklich hervor, dafs die „antike Kunst" von der durch den Vorhang gewährten Möglichkeit des Dekorationswechsels „innerhalb eines Stückes keinen Gebrauch gemacht hat" [1]). Also war für jede einzelne Aufführung der Vorhang durchaus entbehrlich. Zwischen den aufeinanderfolgenden Aufführungen einer Tetralogie (bzw. einer Trilogie) fanden ohne Zweifel Pausen statt, während deren die Zuschauer das Theater verliefsen, so dafs ein etwa notwendiger Dekorationswechsel vorgenommen werden konnte, ohne dafs das Publikum die betreffende Manipulation mit ansah. Und übrigens konnte der Dekorationswechsel wohl sehr schnell vollzogen werden, denn man mufs vermuten, dafs die bei einer tetralogischen Gesamtaufführung nacheinander erforderlichen Hintergrundsdekorationen von Anfang an hintereinander an der Bühnenrückwand befestigt waren, so dafs, wenn die vorderste, sei es nach oben, sei es (was wahrscheinlicher) zweiteilig nach den Seiten hin weggezogen, beziehungsweise aufgerollt wurde, die zunächst dahinter befindliche ohne weiteres hervortrat. Auch auf unseren Theatern findet solcher Dekorationswechsel mitunter bei offener Bühne statt, und kein Zuschauer nimmt daran Anstofs. Bethe macht nun freilich zugunsten seiner Ansicht geltend, dafs mehrfach gleich am Beginne eines Dramas ein fertiggestelltes lebendes Bild erscheint, wie z. B. die an den Felsen gefesselte Andro-

1) Für Sophokles' Aias erkennt indessen auch Bethe (S. 125) einen Scenenwechsel an: der erste Teil spielt vor dem Zelte — Bethe meint, vor dem Hause — des Aias, der zweite in einem Waldthale. Da nun aber der Aias höchst wahrscheinlich schon vor dem Jahre aufgeführt worden ist, in welchem Bethes Annahme zufolge der Bühnenvorhang zuerst gebraucht worden sein soll (427/26), so ergiebt sich daraus die Thatsache, dafs Dekorationswechsel bei offener Bühne nicht als etwas schlechthin Unthunliches angesehen wurde. Bethe freilich möchte den Scenenwechsel durch Anwendung des Ekkyklema erklären, und was er in dieser Beziehung sagt, ist sehr scharfsinnig und fein durchdacht, wahrscheinlich sogar durchaus zutreffend. Aber auch wenn im Aias das Ekkyklema wirklich zur Darstellung des Waldthales gebraucht worden ist, bleibt doch immer die Thatsache bestehen, dafs Scenenwandel auch bei offener Bühne ausgeführt werden konnte; ob dies mittelst Hintergrundswechsels oder mittelst Ekkyklemas geschah, das ist ja nebensächlich. — Sehr überzeugend weist übrigens Bethe nach (S. 127), dafs Aias sich nicht vor den Augen der Zuschauer in sein Schwert gestürzt haben kann: der den Aias darstellende Schauspieler wurde (V. 815) auf dem Ekkyklema, in welchem vor ihm das Schwert aufgerichtet war, in die Bühne hineingerollt, hielt dort seinen Monolog und liefs sich dann zurückrollen; V. 894 erscheint dann das Ekkyklema wieder, die Tekmessa tragend nebst einer auf ein Schwert aufgespiefsten Puppe, welche den toten Aias darstellt. So wird der einzige Fall eines auf der Bühne vollzogenen Selbstmordes, den man bislang annehmen zu müssen glaubte, aus der Geschichte des griechischen Theaters hinweggeräumt.

meda. Bethe findet den Gedanken widersinnig, dafs der die Andromeda darstellende Schauspieler vor den Augen der Zuschauer seinen etwas unbequemen Platz am Felsen eingenommen habe. Nun freilich, auf unserem Theater kann, wenigstens in einem ernsten Drama, so etwas nicht wohl geschehen: den Zuschauern würde die Sache sehr spafshaft vorkommen und alle Illusion ihnen von vornherein zerstört werden. Aber braucht man um der gefesselten Andromeda willen das Vorhandensein eines Bühnenvorhangs anzunehmen? kann man sich die Sache nicht vielleicht so vorstellen: das den Felsen darstellende Setzstück wurde samt dem daran befestigten Schauspieler verhangen in die Bühne hineingeschoben und dann bei Beginn der Aufführung enthüllt? Wo es sich aber um fertige Gruppen handelt, welche gleich am Beginne eines Dramas sich darstellen, da will mir doch die Annahme, dafs sie bei offener Bühne arrangiert worden seien, als ganz statthaft erscheinen. Auch auf unseren Theatern finden zwar nicht im Beginne, aber doch im Verlaufe der Aufführung Gruppierungen gar nicht selten oder vielmehr sehr häufig (namentlich in Schlufsscenen) bei offener Bühne statt, ohne dafs wir dies als störend empfinden. Überdies darf man annehmen, dafs, wie bei uns, so auch im griechischen Theater die Zuschauer bis zum Beginne der Aufführung mit dem Aufsuchen und Einnehmen ihrer Plätze, mit dem Begrüfsen ihrer Bekannten, mit dem Ordnen ihrer Kleidung u. s. w. so beschäftigt waren, dafs sie keine Zeit hatten, um auf das, was auf der Bühne geschah, sonderlich zu achten. Endlich ist zu erwägen, dafs Gewohnheit auch eine Macht ist und nicht am wenigsten in Theatersitten: waren die Zuschauer es nicht anders gewöhnt, als dafs die bei Beginn eines Stückes erscheinende Gruppe vor ihren Augen aufgestellt wurde, so konnte ihnen das schwerlich als etwas Kunstwidriges erscheinen: auch der Chor gruppierte sich ja vor den Augen der Zuschauer, denn selbst Bethe glaubt nicht, dafs die Orchestra einen Vorhang gehabt habe, sondern nimmt dies eben nur bezüglich der Schauspielerbühne an.

Gegen Bethes Hypothese möchte ich aber noch zwei Bedenken aussprechen. Weder eine unmittelbare noch eine mittelbare Überlieferung bezeugt den Gebrauch des Vorhanges in der klassischen Zeit, und das ist doch, meine ich, eine sehr der Beachtung werte Thatsache. Wäre der Vorhang üblich gewesen, so sollte man erwarten, dafs die auf seine Handhabung bezüglichen technischen Ausdrücke — man denke an unser „der Vorhang hebt sich“, „der Vorhang senkt sich“ — in die Allgemein-

sprache übergegangen und bildlich gebraucht worden wären. Mir (und wohl auch anderen) ist davon gar nichts bekannt. Vollends aber ist mir unbegreiflich, warum die durch den Gebrauch des Vorhanges gebotene Möglichkeit eines Dekorationswechsels innerhalb eines und desselben Dramas von den Dichtern nicht ausgenutzt worden sein sollte. Will man dagegen einwenden, dafs die einmal feststehende Sitte solche Ausnutzung verboten habe, so gebe ich dies bereitwilligst zu, jedoch mit dem Bemerken, dafs, wenn — wie auch ich glaube — die Einheit des Ortes feste Theatersitte geworden war, eben um deswillen der Hauptgrund fehlte, der zur Einführung des Vorhanges hätte Anlafs geben können. Bei der Gestaltung, welche das griechische Theater und Drama zu der Zeit, als nach Bethe der Vorhang eingeführt worden sein soll, besafsen und auch noch weiterhin (allerdings nicht allzu lange mehr) behaupteten, war der Vorhang ein recht entbehrlicher Bühnenapparat. Der Umstand, dafs die Römer den Theatervorhang brauchten und ihn mit einem griechischen Worte benannten, beweist nichts für das griechische Theater der klassischen Zeit.

(Schlufs folgt.)

---

136) **Paul Trommsdorff, Quaestiones duae ad historiam legionum Romanorum spectantes.** Dissertatio inauguralis ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum ordine Lipsiensi rite impetrandos. (Lipsiae 1896.)

Aus Leipzig kommt von Zeit zu Zeit eine Dissertation, welche die Geschichte der römischen Legionen in willkommener Weise bereichert; so zuerst Ritterling, de legione Romanorum X gemina (1885), dann Schilling, de legionibus Romanorum I Minervia et XXX Ulpia (1893), Jünemann, de legione Romanorum I adiutrice (1894), Gündel, de legione Romanorum II adiutrice (1895). Diesen schliefst sich die vorliegende Dissertation würdig an, indem sie mehrfach contraverse Punkte klarlegt. Sie behandelt zunächst die Geschichte der leg. II Traiana, die Kaiser Trajan für Ägypten kreierte, als infolge der Eroberung von Arabien die Hinverlegung der leg. III Cyrenaica beschlossen wurde (106 n. Chr.). Es war die zweite Legion Trajans, da während der dacischen Kriege die leg. XXX Ulpia ins Leben getreten war, die in Pannonia superior stationiert blieb, bis sie (in der ersten Zeit Hadrians) die leg. VI victrix in Germania inferior ersetzte; wofür die näheren Umstände hier scharfsinnig

erörtert sind. Der Verfasser behandelt sodann die Beinamen der Legion, die unter Caracalla wahrscheinlich wegen der Teilnahme am alemannischen Kriege von 213 als „Germanica“ bezeichnet wurde. Weniger klar ist, warum die Legion schon in den ersten Jahren als „fortis“ erscheint, es sei denn, daſs sie in Oberägypten, wohin ein Detachement derselben stationiert wurde, Gelegenheit hatte, ihre Tapferkeit zu bewähren. Andere dachten an die Kämpfe gegen die Juden, die aber erst 115 n. Chr. erfolgten, als die ägyptischen Legionen gegen die Parther standen; Cichorius meint, daſs der Beiname „ominis causa“ der Legion gegeben worden sei, wofür sich jedoch kaum ein Analogon findet. Über das Insigne der Legion, den Herkules, setzt sich der Verfasser mit Domaszewski auseinander. — Die zweite Untersuchung hat zum Gegenstand „quae legiones exstiterint inde a Vespasiani imperio usque ad Marci Aurelii aetatem“; wobei es sich besonders um die Geschichte der in dieser Zeit kassierten Legionen handelt. Die V Alauda ist nach dem Verfasser die im Jahre 92 von den Sarmaten vernichtete Legion, während die XXI rapax, als Trajan die XXX Ulpia kreierte, noch vorhanden war. In einem besonderen Abschnitt wird dargelegt: „quae legiones exstiterint inde a Traiani imperio usque ad Marci Aurelii aetatem“, mit Beziehung auf die Legionen, welche unter Trajan noch in Aktivität waren, hingegen auf der bekannten Legionscolonette (aus der Zeit etwa des Antoninus Pius, wie der Verfasser ausführt) nicht mehr genannt erscheinen, nämlich die zu Anfang von Hadrians Regierung von den Brigantes in Britannien vernichtete IX Hispana; dann die XXI rapax und die XXII Deiotariana, deren erstere aus einem uns unbekannten Grunde von Trajan oder von Hadrian kassiert wurde, während die letztere wahrscheinlich im Partherkriege von 116 zugrunde ging. — Die durchweg gelungene Abhandlung, deren Resultate hier skizziert sind, ist den Herren Curt Wachsmuth und Konrad Cichorius zugeeignet.

J. Jung. Prag.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 22. August. Nr. 17, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

137) **Franz Jelinek, Homerische Untersuchungen.** I. Die Widersprüche im II. Teile der Odyssee. Wien, Alfred Hölder, 1895. 50 S. 8⁰.

Die obengenannte Untersuchung zerfällt in drei Teile, in deren erstem der Verfasser unter polemischer Erwähnung anderer Ansichten (Kirchhoff, Niese) seine Entscheidung dahin ausspricht, dafs der zweite Teil der Odyssee, wie wir sie besitzen, aus zwei ihrem Wesen nach einander widersprechenden Bestandteilen mit Hilfe minderwertiger Bindemittel zusammengesetzt sei: einer realistischen Bogenkampfodyssee und einer idealistischen Verwandlungsodyssee. Im zweiten Teile werden eine Reihe von einander widersprechenden Hauptmomenten der Handlung eingehend besprochen; der dritte Teil bringt dann den Versuch einer Rekonstruktion der idealistischen Verwandlungsodyssee, die nach des Verfassers Ansicht die rechtmäfsige Fortsetzung des ersten Teiles der Odyssee bildet. Die Untersuchungen sind mit vielem Scharfsinn angestellt und haben in manchen Punkten viel Bestechendes. Indessen mufs man sich fortwährend gegenwärtig halten, dafs sowohl die Feststellung solcher verschiedenen Bestandteile wie auch ihre Rekonstruktion doch immer grofse Bedenken hat, zumal wenn innere Gründe die Entscheidung geben. Im

vorliegenden Falle kann es z. B. sehr leicht geschehen, dafs die verschiedenen Teile der Darstellung gewissermafsen polarisiert, um einen realistischen und einen idealistischen Pol gruppiert werden, so dafs alle Stellen mit ausgesprochen realistischer Färbung den übrigen, denen diese Färbung weniger eigen ist, gegenüber gestellt werden. Beseitigt man innerhalb dieser beiden Gruppen dann noch darin eingeschlossene kleinere Partieen, die den Charakter der betreffenden Gruppe stören, als unecht oder als blofsen Mörtel, dann hat man sauber präpariert zwei scheinbar ganz heterogene Darstellungen. In Wahrheit ist die Scheidung aber künstlich, wenn auch unbewufst, hineingetragen.

Im einzelnen enthält die Schrift viele gute Beobachtungen und ist für jeden, der sich für die homerische Frage interessiert, lesenswert.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

138) **Giovanni Pascoli, Lyra Romana ad uso delle scuole classiche.** (Fauni, vatesque. Veteres poetae. *Νεώτεροι* [Catullus—Vergilius]. Qu. Horat. Flaccus.) Livorno, Guisti 1895.

Nach einer warm empfundenen prefazione folgt eine nota, die sich über die im Catull (flama) und im Horaz befolgte Orthographie ausspricht. (In ciò ho seguito il Kiessling, con qualche modificazione. I manuscritti d' Orazio contenzono qualche traccia di tale ortografia: come alla Satira II, 4 und 62 in mundis, all' ode sesta del terzo libro in permissa e vai dicendo.) Es folgt eine storia delle poesia lyrica in Roma sino alla morte di Orazio. Diese Geschichte enthält 83 klein gedruckte Seiten, und es kann nicht meine Absicht sein, in eine Kritik der einzelnen Ansichten einzutreten. Nur soviel will ich schon hier sagen — es gilt dies noch mehr von den erklärenden Anmerkungen — ich halte das Werk für ein aufserordentlich tüchtiges, an Anregungen in einer wunderbaren Weise reiches, und habe den lebhaften Wunsch, dafs eine deutsche Bearbeitung — keine Übersetzung — die vielen neuen Auffassungen uns vermittle. Wie hübsch z. B. spricht der Verfasser über II, 7: sensi fugam puo valere fugi? o non varrà piuttosto provai le amare conseguenze della fuga degli altri? . . . qui fugit, non qui sentit fugam, relinquit aliquid. Quindi non reliqui parmulam et fugi, ma sensi fugam in qua relicta est parmula etc. oder wenn er p. 66 von Peerlkamp sagt: di ciò potrebbe persuadere la sproporzione delle parti, il tumore dello stile, l'oscurità del tutto, difetti che vi si treovano al certo, se indussero il

Peerlkamp a considerare l'ode per gran parte fattura d'altri che Orazio. Es folgt eine Übersicht über die Metrik, endlich die Lieder selbst. Was die des Horaz betrifft, so sind sie in anderer, vermutlich chronologischer Ordnung. Auf Ode. I, 1 folgt sogleich Laudabunt alii' mit der Überschrift: Tra il vecchio e il nuovo. Al reduce delle Oriente. Und so sehen wir den Verfasser überall selbständig mit fast vollständiger Beherrschung der deutschen Litteratur über Horaz in der Erklärung vorgehen!

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

---

139) **S. Aureli Augustini Confessionum libri XIII.** Ex recensione **Pii Knoell.** Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag. MDCCCXXXVI. XXXIIII u. 396 S. 8.

Preis 5 fl. 40 Kr. (10 ℳ 80).

Von den über hundert Titel zählenden Schriften Augustins können neben der civitas Dei nur die dreizehn Bücher der' Confessiones ein allgemeines litterarisches Interesse beanspruchen. Es mangelte nun zwar bei diesen nicht an Ausgaben, doch war noch keine vorhanden, die den Forderungen der neuen Zeit an einen zuverlässigen Text entsprochen hätte. Daher begrüfsen wir Knölls erste kritische Rezension mit grofser Freude und nehmen sie mit herzlichem Dank entgegen. Der Herausgeber hat seine Arbeit auf einem Cod. Sessorianus saec. VII begründet, der ältesten und besten unter den zahlreichen Handschriften dieses Buches. In zweiter Linie sind einige Mss. des neunten Jahrhunderts herangezogen, nämlich CF(G)HOP, alle in Paris, und aus dem elften ein Vindobonensis (W), der mit S sehr nahe verwandt ist. Von einigen andern Mss., die Knöll verglichen, aber dann verworfen hat, können wir hier füglich absehen. Alle Handschriften aufser dem Sessorianus sind durch Interpolationen entstellt, allerdings in sehr ungleichem Grade; besonders stark treten diese Schäden in P und dem Codex auf, aus dem die editio princeps geflossen ist; hier müssen die Anfänge der Verderbnis schon aus einem gemeinsamen Archetypus herrühren. Die englischen (Oxforder) Handschriften hat Knöll nur indirekt benutzt, d. h. soweit sie in der Ausgabe Parkers (1838) herangezogen sind. Was sonst an Handschriften des XII, XIII und XIV Jahrhunderts sich auf den abendländischen Bibliotheken findet, und das ist eine sehr grofse Zahl, hat der Herausgeber von vornherein als unbrauchbar abgewiesen. Jetzt, wo nun eine Norm in Knölls Text gegeben ist

und ein ausreichender Varianten-Apparat vorliegt, wird es ja der Lokalforschung unter Umständen ein leichtes sein, den etwaigen Besitz zu kontrollieren und gehörigen Ortes einzureihen. Viel wird freilich nicht dabei herauskommen, wenn schon die älteren Codd. so arg entstellt sind. — In den Büchern, welche wir für diesen Bericht durchgeprüft haben, sprechen uns die Resultate des neuen Textes wohl an. Freilich geht Knöll, indem er dem Sessorianus „in recensendo atque emendando scriptore ubique religiose“ folgt, zuweilen in seiner Konsequenz etwas zu weit. So z. B. wenn er S. 16, 1 (der neuen Ausgabe) mit SW *parturibat* schreibt, eine Bildung, die uns in den durchgemusterten Büchern (und das ist die Mehrzahl) nur noch 186, 14 bei *insanibat* (und zwar nur in S allein) aufgestofsen ist, während wir 150, 6 *parturiebatur* in Knölls eignem Texte gefunden haben. Warum wird denn da 74, 4 nicht *sequerem* gelesen? Das steht ja auch in SW, und an Beispielen für aktives *sequere* fehlt es sonst nicht in der späteren Latinität! Auch an *obiacta* 111, 20 und *refallerent* 112, 1 wollen wir erinnern; beides liefse sich sonst verteidigen und steht hier in SW, ohne bei Kn. Aufnahme gefunden zu haben. — Ein Gegenstück bietet uns der Herausgeber 304, 21, indem er *praeteriebat* mit S in den Text setzt gegen die andern Handschriften einschliefslich W. Soweit wir in dieser Schrift beobachtet haben, wandelt Augustin, der gründliche Kenner der Klassiker, die Verba eundi normal ab. Und wir brauchen gar nicht weit zu gehen, um ein Beispiel zu holen: in derselben Zeile steht drei Worte vorher *ibat*, und zwar auch in Knölls Texte. — Eher möchten wir schon die sehr gewöhnliche Schreibung *susum* 350, 8 und 532, 1 mit S aufnehmen, wofür Knöll beidemale sursum giebt. Schade, dafs der Herausgeber nicht Gelegenheit fand, seine Beweismittel für Einzelnes beizubringen, man würde gern dafür geringfügige Varianten missen.

Wir lassen noch ein paar Stellen folgen, in denen wir nicht mit dem Herausgeber übereinstimmen. So möchten wir mit der Vulgata 58, 23 *a bene iudicantibus* lesen, wo Knöll mit SW *bene iudic.* liest. 110, 18 korrigiert der Herausgeber *sermonis suavitate* unnötig, da *sermone suavitatis* (SW) einen guten Sinn giebt. 139, 17 behalten wir *afluentia* mit COS bei, während hier *affluentia* im Text steht; dasselbe gilt 282, 12 von der wiederkehrenden Verbindung *afluentia voluptatum* (CS), die in der neuen Ausgabe *affluentia* geschrieben ist. Der Kürze halber sei auf Dombarts Aufsatz in den Jahrb. f. Kl. Ph. 1877 (115, S X 341 ff.) ver-

wiesen. — Bedenklich scheint uns, dafs 149, 19 *cum cundem Firminum praegnans mater esset* unbeanstandet im Texte steht; ohne weitere Belege für die Struktur vermögen wir die Lesart trotz der Übereinstimmung der meisten Codd. nicht anzuerkennen. 304, 14 ist zu lesen: *attende, ubi albescit veritas (albescet* Kn. mit S.) — 369, 3 vermissen wir das mit S gestrichene (Verbum autem) *tuum*, (deus etc.) sehr, dessen Existenz hier neben den andern Handschriften W in erster und zweiter Lesung bezeugt. — 380, 1 heifst es *nec interior Helias, sed [exterior] pascebatur, qui posset etiam talis cibi egestate corrumpi.* Das nur von Sessorianus ausgelassene *exterior* sollte wiederhergestellt werden. — 183, 9 würden wir statt *adhaerere se socium* etc. *adhaerere se socio* empfehlen. Das. Z. 10 verdient *urbem* (S) statt des gewählten *turrem* noch einmal geprüft zu werden. Der Ausdruck *divina* (S) *domo* 194, 13 ist ungewöhnlich, daher *vicina d.*, wie sonst gelesen wird, doch vielleicht vorzuziehen ist. Doch genug hiervon!

Wir schliefsen unsere Anzeige mit dem Wunsche, dafs Augustins Schrift in der neuen Ausgabe, die auch eine treffliche äufsere Ausstattung erhalten hat, recht viele Leser finden möge.

---

140) **Wizemann, Die Giebelgruppen des Parthenon.** Programm des K. Realgymnasiums zu Stuttgart, 1895. 54 S. 4.

Der Verfasser hat den dankenswerten Versuch unternommen, eine kritische Zusammenstellung der vielen Erklärungsversuche der Parthenongiebelgruppen zu bieten, und ihn mit besonnenem und nüchternem Urteil durchgeführt. Bei der Menge der über diesen Gegenstand aufgestellten Erklärungen kann es nicht wundernehmen, wenn ihm einige der neueren entgangen sind. Das Schlufsergebnis würde dadurch wohl schwerlich ein anderes werden; es mufs zugegeben werden, dafs bezüglich der meisten Figuren eine ohne weiteres einleuchtende Deutung nicht gegeben ist, und auch wohl nie wird gegeben werden können, da unsere Hilfsmittel nicht ausreichen. Trotzdem bleibt es verdienstlich, dafs hier in dem Rahmen einer Abhandlung von 54 Seiten zusammengestellt und beurteilt ist, was die archäologische Forschung bisher über diesen Gegenstand zu ermitteln bemüht gewesen ist, und so sei diese fleifsige Arbeit allen, die sich über den Gegenstand orientieren wollen, bestens empfohlen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

141) **Erich Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum.** Leipzig, S. Hirzel, 1896. 350 S. ℳ 5.

(Schlufs.)

Lebhaft bekämpft Bethe die gewöhnliche Annahme, dafs die Flugmaschine zuerst bei der Aufführung von Euripides' Medeia (431) gebraucht worden sei, es soll dies vielmehr erst bei der einige Jahre später (spätestens aber 425) erfolgten Aufführung des euripideischen Bellerophon geschehen sein. Die Differenz ist also nicht eben grofs, erhält aber einige Tragweite dadurch, dafs, wenn Bethe mit seiner Annahme und auch mit seiner Vorhanghypothese Recht haben sollte, die Einführung des Vorhangs und der Flugmaschine, sowie die Einrichtung der Schauspielerbühne ungefähr gleichzeitig, nämlich im Jahre 427 oder 426, stattgefunden haben würde, dieses Jahr also für die griechische Bühnengeschichte eine epochemachende Bedeutung besäfse[1]). Es will mir aber scheinen, als ob Bethe entschieden Unrecht habe. Eine kurze Darlegung meiner Gründe sei mir verstattet.

Nach dem entsetzlichen Ende Glaukes und Kreons eilt Jason, um das Schicksal seiner Kinder besorgt, weil er ahnt, dafs ihrem Leben von der Mutter Gefahr drohe (v. 1303 *ἐμῶν δὲ παίδων ἦλθον ἐκσώσων βίον*), zu Medeias Hause. Vor demselben angekommen frägt er die Frauen des Chors, ob Medeia darin sei (v. 1292 ff. *γυναῖκες, αἳ τῆς δ' ἐγγὺς ἕστατε στέγης, Ἆρ' ἐν δόμοισιν ἡ τὰ δείν' εἰργασμένη Μήδεια τοῖς δ' ἔτ', ἢ μεθέστηκεν φυγῇ;*). Der Chor berichtet ihm nun das Schreckliche, was geschehen, die Ermordung der Kinder. In höchster Aufregung befiehlt Jason seinen Dienern, die verschlossenen Pforten des Hauses zu sprengen (v. 1314 f. *χαλᾶτε κλῇδας ὡς τάχιστα, πρόςπολοι, Ἐκλύεθ' ἁρμούς*). Während man damit noch beschäftigt ist, erscheint Medeia auf einem Wagen stehend, den ihr Helios, ihres Vaters Vater, zur Verfügung gestellt hat; neben ihr liegen die Leichen der ermordeten Kinder. Sie redet Jason mit folgenden Versen (1317 ff.) an:

τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας,
νεκροὺς ἐρευνῶν κἀμὲ τὴν εἰργασμένην;

1) Wäre gleichzeitig der Vorhang und die Flugmaschine eingeführt und die Schauspielerbühne eingerichtet worden, so würde dies geradezu eine Revolution auf dem Gebiete des Bühnenwesens bedeutet haben. Das erscheint mir an sich schon bedenklich, weil eine solche Revolution dem konservativen Sinne widerspricht, den die Griechen im litterarischen und sprachlichen Leben stets bethätigt haben.

παῦσαι πόνου τοῦδ'. εἰ δ' ἐμοῦ χρείαν ἔχεις,
λέγ', εἴ τι βούλει, χειρὶ δ' οὐ ψαύσεις ποτέ.
τοιόνδ' ὄχημα πατρὸς Ἥλιος πατὴρ
δίδωσιν ἡμῖν, ἔρυμα πολεμίας χερός.

Wie soll man sich nun das Erscheinen der Medeia vorstellen? Bethe nimmt an, dafs es mittelst des Ekkyklema bewerkstelligt worden sei. Das halte ich für einfach unmöglich. Das Ekkyklema mufste selbstverständlich aus einer Hintergrundsthür auf die Bühne herausgerollt werden, jedenfalls aus der Mittelthür, weil diese gewifs breiter war als die beiden anderen. An den Thüren aber sind in dem Augenblicke, als Medeia erscheint, Jason und seine Diener noch mit Öffnungsversuchen beschäftigt (V. 1317). Also konnte das Ekkyklema nicht aus einer Thür herausgerollt worden sein, denn da hätten ja die an dieser befindlichen Personen zur Seite treten müssen, und die Worte Medeias τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας; wären, wenigstens für diese eine Thür, gegenstandslos gewesen. Und ferner: Medeia sagt ausdrücklich, dafs der Wagen der Helios ihr Schutz gewähre vor Feindeshand (ἔρυμα πολεμίας χερός). Wie aber war das möglich, wenn der Wagen, wie ein gewöhnliches Wagen, auf ebener Erde sich befand? Da konnte ja Jason bequem hineinsteigen und die Leichen seiner Kinder nicht nur berühren, sondern auch hinwegnehmen. Oder soll man etwa annehmen, dafs der Wagen in Flammen eingehüllt gewesen sei, welche eine Annäherung unmöglich machten? Dann aber mufs man fragen: wie wurden diese Flammen erzeugt? Wirkliches Feuer konnten sie nicht sein, da Medeia sich inmitten ihrer befunden hätte; überdies wäre es ja Tollheit gewesen, mit Feuer auf einer leichten Holzbühne unmittelbar vor der Hintergrundsdekoration zu spielen. Also konnten es nur auf chemischem Wege erzeugte Scheinflammen sein. Solche aber vermochte man zu Euripides' Zeit ganz gewifs nicht herzustellen. Nein, man mufs annehmen, der Wagen habe in der Luft geschwebt oder doch auf erhöhtem Standorte, auf dem obersten Stock des hinter der Dekoration errichteten Gerüstes, sich befunden. Dann war sein Erscheinen auch viel effektvoller, als wenn er zu ebener Erde aus einer Hintergrundsthür in die Bühne hineingefahren wäre. Erst dann auch haben Medeias Worte „χειρὶ δ' οὐ ψαύσεις ποτέ“ wirklich Sinn, denn zu dem in der Höhe befindlichen Wagen konnte Jason freilich nicht gelangen. Und überdies erwäge man: wäre der Wagen aus einer Hintergrundsthüre, d. h. aus Medeias Hause, herausgefahren, so hätten die Zuschauer ja

glauben müssen, dafs er sich vorher im Hause befunden habe. Dies aber hätte die Zuschauer zu der weiteren Annahme genötigt, dafs der — vorher nicht auf der Bühne erschienene — Wagen des Helios durch irgendwelchen Zauber unsichtbar in das Innere des Hauses gekommen sei. Durfte aber Euripides seinem Publikum eine so wunderliche Annahme aufdrängen wollen? Ich glaube es nimmermehr. Und endlich noch eins: befand sich der Wagen zu ebener Erde, so wäre damit angedeutet worden, dafs Medeia ihre Flucht fahrend (und nicht durch die Luft fliegend) habe bewerkstelligen wollen. Wie thöricht wäre das von Medeia gewesen! sie hätte sich ja damit der Gefahr ausgesetzt, von etwaigen Verfolgern — und auf diese mufste sie gefafst sein — eingeholt und ergriffen zu werden. Wie unwürdig auch für eine mächtige Zauberin und Enkelin des Helios auf einem fahrenden Wagen zu entfliehen! das können gemeine Sterbliche auch.

In der ersten Hypothesis der Medeia wird ausdrücklich angegeben: „*Μήδεια δὲ τοὺς ἑαυτῆς παῖδας ἀποκτείνασα ἐφ᾽ ἅρματος δρακόντων πτερωτῶν, ὃ παρ᾽ Ἡλίου ἔλαβεν, ἔποχος γενομένη ἀποδιδράσκει εἰς Ἀθήνας*“ u. s. w. Auch das Scholion zu V. 1317 bemerkt von Medeia: „*ὀχουμένη δρακοντίοις ἅρμασι*“. Damit stimmt überein, wie Bethe S. 148 selbst berichtet, die bildliche Darstellung auf der grofsen Medeiavase von Canosa in München. Die Überlieferung also besagt, dafs Medeia auf einem mit geflügelten Drachen (Schlangen) bespannten (und also durch die Luft fliegenden) Wagen entflohen sei. Das Fliegen war auch für einen Wagen des Helios die einzige passende Art der Fortbewegung.

Bethe nimmt nun zunächst daran Anstofs, dafs der Wagen des Helios mit Drachen bespannt gewesen sein soll. Ich begreife gar nicht, weshalb ihn das befremdet. Drachen erscheinen so oft in Sonnenmythen! Ein Drache bewachte das dem Sohne des Sonnengottes, dem Aietes gehörige goldene Vliefs und wurde durch Medeias List getötet. So spielt der Drache von vornherein im Medeiamythos eine Rolle. Weshalb also sollte der Wagen, auf dem Medeia entflieht, nicht Drachen zum Gespann haben, zumal da solche Untiere gut zu einer Zauberin passen? Der Wagen allerdings, auf welchem Helios selbst seine Tagesfahrt vollzieht, war mit Rossen bespannt. Aber diesen konnte er seiner Enkelin auch gar nicht zur Verfügung stellen, weil er ihn selbst nötig hatte, denn Medeias Flucht erfolgt noch bei Tage (nicht in der Nacht), zu einer Zeit also, wo Helios noch auf der Fahrt begriffen ist.

Auch das findet Bethe befremdlich, dafs das Erscheinen des Drachenwagens, wenn es in der euripideischen Medeia stattgefunden habe, nicht vorher angekündigt worden sei. Allerdings, Lufterscheinungen werden in den Tragödien gewöhnlich vorher angekündigt —, freilich, wie ich glaube, nicht so regelmäfsig, wie Bethe annimmt. Aber im vorliegenden Falle wäre eine Ankündigung ganz unangemessen gewesen, hätte die Bühnenwirkung des Theatercoups zerstört: Medeias Erscheinen auf dem drachenbespannten Wagen mufste, wenn es Effekt haben sollte, unerwartet und plötzlich erfolgen. Eine leise Andeutung dessen, was geschehen könnte, gaben den Zuschauern übrigens Jasons Worte (V. 1296 f.):

δεῖ γάρ νιν ἤτοι γῆς σφε κρυφθῆναι κάτω,
ἢ πτηνὸν ἆραι σῶμ' ἐς αἰθέρος βάθος.

Die Zuschauer waren also darauf vorbereitet, Medeia entweder in die Erde versinken oder durch die Luft entfliegen zu sehen. Vermutlich erwarteten sie (weil eben die Flugmaschine noch nie angewandt worden war) das erstere, und mufsten also um so mehr über das letztere erstaunen.

Mit der Angabe der Hypothesis und des Scholions findet sich Bethe dadurch ab, dafs er behauptet, der Drachenwagen sei allerdings auf der hellenistischen Bühne in die euripideische Tragödie eingeführt worden in Nachahmung dessen, dafs in einer späteren Medeia-Tragödie Medeia auf dem Schlangenwagen des Oistros entführt worden sei. Das ist eine feinsinnige Vermutung, zu der man gern seine Zuflucht nehmen würde, wenn die herkömmliche Annahme, dafs schon Euripides selbst den Drachenwagen in seiner Medeia angewandt habe, unbedingt verworfen werden müfste. Das ist aber, wie ich nachgewiesen zu haben hoffe, durchaus nicht der Fall, es stöfst vielmehr die auf Beseitigung dieses Wagens abzielende Hypothese Bethes auf die gröfsten Bedenken.

Wenn aber die euripideische Medeia auf einem Drachenwagen stehend erschien, so konnte dies nur mittelst (entweder des θεολογεῖον oder, was viel wahrscheinlicher ist) der Flugmaschine ermöglicht werden. Die Flugmaschine ist also, so scheint es, bereits im Jahre 431 und nicht erst bei der Aufführung des Bellerophon zur Anwendung gekommen.

Was die Konstruktion und Handhabung der Flugmaschine anbelangt, so vermutet Bethe (S. 207), dafs sie durch das Vorhandensein eines Schnürbodens ermöglicht oder doch erleichtert worden seien. Ich kann indessen einen Schnürboden für das griechische Theater nicht annehmen: derselbe würde ein doppeltes Bühnendach voraussetzen, durch ein solches

aber würde, da zwischen den beiden Dächern ein mindestens mannshoher Raum sich hätte befinden müssen, die Höhe der Bühne erheblich gemindert und infolge dessen den auf den obersten Bänken sitzenden Zuschauern der Blick auf die Bühne erschwert, wenn nicht gänzlich entzogen worden sein. —

Noch gegen eine andere Behauptung Bethes mufs ich Einspruch erheben. Er sagt S. 319: „Der Kothurn machte die Schauspieler nicht unbehilflich.“ Er beruft sich darauf, dafs er Venetianerinnen auf ihren „zoccoli“ (Stelzenschuhen) „graziös trippeln, ehrbarlich schreiten, ohne Beschwerde niederknieen und aufstehen“ gesehen habe. Aber erstlich sind die „zoccoli“, wie Bethe auch selbst angiebt (S. 323), niedriger als die etwa 0,25 m hohen Kothurne, sind also bequemer zu tragen als diese. Sodann haben die Venetianerinnen jedenfalls den Vorteil gröfserer Übung im Laufen auf den „zoccoli“ für sich. Die athenischen Schauspieler trugen Kothurne doch nur bei den Aufführungen, möglicherweise auch schon bei den Proben, nicht aber im gewöhnlichen Leben, so dafs sie, mögen sie immerhin fleifsige Privatübungen im Kothurnlaufen angestellt haben, doch im Gebrauche dieser Klotzschuhe schwerlich grofse Gewandheit entwickeln konnten. Bethe will die gegenteilige Behauptung durch den Hinweis auf die Häufigkeit der in den euripideischen Tragödien vorkommenden Kniefälle stützen. Nun ja, Kniefälle sind bei Euripides etwas recht Gewöhnliches, aber was wissen wir über die Art, wie sie von den Schauspielern ausgeführt worden sind? Wenn die Schauspieler wirklich regelrecht niederknieten, so mufs das, eben des Kothurns wegen, für sie eine recht mühselige Sache gewesen sein. Das ist gar nicht anders denkbar: wer Klötze um die Füfse geschnallt hat, kann sich eben nicht gewandt bewegen.

Bethe neigt überhaupt zu der Annahme, dafs das Spiel auf der griechischen Bühne, auch in der Tragödie, ein verhältnismäfsig sehr lebhaftes, in der älteren Zeit sogar ein realistisch gefärbtes gewesen sei, dafs die Schauspieler sich viel bewegt und grofse mimische Kunst entfaltet haben. Ich bin, mindestens bezüglich der Tragödie, ganz anderer Ansicht, jedoch mufs ich mich hier mit kurzer Andeutung begnügen. Der Gebrauch der Masken schlofs die Gesichtsmimik von vornherein aus, verurteilte die Schauspieler zur Unbeweglichkeit der Gesichtsmuskeln. Wenn aber der Schauspieler zu völligem Verzicht auf die — für die Darstellung der seelischen Zustände und Vorgänge so überaus wichtige — Gesichtsmimik

genötigt und wenn ihm überdies die Freiheit im Gebrauche seiner Glieder durch das schwerfällige Kostüm, das er anlegen mufste, und durch den Kothurn geschmälert wurde, so mufs man, glaube ich, daraus folgern, dafs die Griechen (in der klassischen Zeit ihres Theaters) die volle Verwertung der mimischen Kunst für die Zwecke der dramatischen (bzw. der tragischen) Aufführungen geflissentlich und grundsätzlich verschmäht haben. Und das würde sich sehr wohl verstehen und erklären lassen: die dramatischen Aufführungen waren ein Bestandteil der dionysischen Feier, sie waren demnach eine Art von gottesdienstlicher Handlung, eben deshalb aber ziemte den Schauspielern (der Tragödie) als den an dieser Art von gottesdienstlicher Handlung thätig beteiligten Personen eine ernste, ruhige, gemessene Haltung, nicht aber lebhafte Gestikulation und grofse Beweglichkeit. Der tragische Schauspieler hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Priesterliches an sich, und demgemäfs mufste er sich auch, so weit es anging, mit einer gewissen priesterhaften Feierlichkeit und Grandezza geberden.

Die eben gemachten Bemerkungen beziehen sich nur auf die tragischen Aufführungen und die tragischen Schauspieler. Bezüglich der Komödie gelten sie nicht. Mit dieser verhält es sich vielmehr wesentlich anders. Komödienaufführungen an den grofsen Dionysien wurden erst verhältnismäfsig spät üblich und blieben immer gegenüber den tragischen in zurückgesetzter Stellung. Es waren die Komödienaufführungen zwar auch ein Bestandteil der dionysischen Feier, aber ein nachträglich hinzugekommener, ein nicht recht als voll, jedenfalls den tragischen Schauspielen nicht als gleichwertig geltender Bestandteil. Und eben deshalb verstattete man den komischen Schauspielern leichtere Kleidung und gröfsere Freiheit der Bewegung als den tragischen; man mufste dies ja auch thun, wenn man die Aufführung komischer Dramen nicht von vornherein zu einem Widersinne machen wollte. Aber auf Gesichtsmimik mufsten auch die komischen Schauspieler verzichten, denn der Gebrauch der Maske war bereits zur festen Bühnensitte geworden. Die Dichter gewannen übrigens dieser Sitte eine praktische Seite ab, indem sie nicht nur Charaktermasken, sondern auch Porträt- und Groteskmasken zur Anwendung brachten und damit komische Wirkung erzielten. Immerhin ist es höchst bemerkenswert, dafs die Griechen sogar im Lustspiele sich den Verzicht auf die Gesichtsmimik auferlegten; es ist das um so bemerkenswerter, als man aus mehreren Gründen schliefsen darf, dafs die Griechen

grofse Beanlagung für die Gesichtsmimik besassen. Es würde solcher Verzicht nicht geübt worden sein, wenn nicht die Griechen der klassischen Zeit sowohl an das Drama (insbesondere an die Tragödie) als auch an die schauspielerische Darstellung des Dramas ganz andere Anforderungen gestellt und einen ganz anderen Mafsstab angelegt hätten, als wir Menschen der Neuzeit es thun, die wir in der Luft der Romantik aufgewachsen sind. Doch es würde hier zu weit führen, dies eingehend darzulegen und zu begründen.

Ich bin mit meinen Bemerkungen zu Ende, oder vielmehr ich mufs ihnen ein Ende machen, weil die Rücksicht auf den beschränkten Raum mich dazu nötigt. Sonst hätte ich noch manches zu sagen.

Bethes Buch sei angelegentlichst allen denen empfohlen, welche in richtiger Erkenntnis der Bedeutung, die das griechische Theater und Drama für die Entwickelung sowohl des antiken als auch des modernen Geisteslebens besitzen, die Beschäftigung mit den Bühnenaltertümern für wichtig und dankbar erachten.

Kiel. **G. Körting.**

---

142) **Hugo Liers, Das Kriegswesen der Alten** mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Breslau, W. Koebner, 1895. VIII und 391 S. 8⁰. ℳ 9.

Da der Hauptgegenstand der klassischen Prosalektüre auf den Gymnasien die alte Kriegsgeschichte ist, so kann eine für den Lehrer praktische Zusammenfassung dessen, was zum Verständnis des Kriegswesens der Alten notwendig ist, nur beifällig aufgenommen werden. Der reiche Inhalt des Buches ist aus einer kurzen Übersicht der Kapitelüberschriften zu entnehmen: I. Die Streitmittel, A. Aufstellung der Streitkräfte (Wehrpflicht, Aushebung und Ergänzung, Söldnerheere, stehende Bürgertruppen). B. Die Waffengattungen. C. Disciplin. D. Geldmittel. — II. Marsch. Lager. Schlacht (41 Seiten.). Verpflegung. — III. Die Kriegführung: A. Grund und Zweck des Krieges. B. Vorbereitungen. Kriegsplan. C. Offensive. D. Defensive. E. Basis. F. Kundschafterdienst. G. Schlacht. H. Verfolgung. J. Der kleine Krieg. K. Operationen mehrerer Heere. L. Leitung des Krieges. — IV. Der kriegerische Charakter der alten Völker (Spartaner, Athener, Böotier, Macedonier, Numidier, Karthager, Gallier, Germanen, Römer.). — Ausgeschlossen ist der Belagerungs- und der Seekrieg.

Der Inhalt wird dadurch noch reicher, dafs der Verfasser sich nicht in behaglicher Breite verliert, sondern eher aphoristisch darstellt. Ausgedehnte Vergleiche mit modernen Verhältnissen giebt er daher nicht; er betont mit Recht, dafs die modernen Kriege sich weniger zur Vergleichung mit dem Altertum eignen als die Kriegführung des 17. und 18. Jahrhunderts. — Im grofsen und ganzen wird man seinen Ausführungen beipflichten, was natürlich einen Widerspruch gegen einzelne Anschauungen nicht ausschliefst. Ich hebe hervor, dafs L. gegen die Ansicht Delbrücks, dafs die Zahl der persischen Truppen in den Hauptschlachten der Perserkriege nicht viel gröfser gewesen sei als die der Griechen, protestiert. Gewifs sind die überlieferten Zahlen, ebenso wie für die Schlacht bei Kunaxa, unzuverlässig; an einer bedeutenden Überlegenheit der Perser an Zahl ist aber doch nicht zu zweifeln, man müfste denn über die ganze Beschreibung Herodots einen Strich ziehen.

Nicht ganz glücklich scheinen mir L.s Erörterungen über die Ermattungs- und Niederwerfungsstrategie betreffend die Feldzüge Cäsars. Man kann doch nicht sagen, dafs die Schlacht, d. h. das vernichtende Prinzip, bei der Niederwerfungsstrategie Selbstzweck sein mufs. Zweck des Krieges ist die Niederwerfung des Feindes, die Schlacht bleibt doch immer nur Mittel zum Zweck. Die Niederwerfung des Gegners sucht Cäsar überall mit Nachdruck zu erreichen und tritt daher fast immer als Angreifer auf; eine Schlacht liefert er nur so, dafs er der Überzahl der Feinde — er ist ihnen in den meisten Schlachten ja an Zahl nicht gewachsen — mit Erfolg entgegentreten kann. Die Worte Cäsars, B. Gall. III. 23: „hi consuetudine populi Romani loca capere, castra munire, commeatibus nostros intercludere coeperunt" fafst Liers nicht ganz richtig auf; sie bedeuten nicht, dafs die römische Kriegsführung darin besteht loca capere etc., sondern doch nur, dafs die Römer bei ihrer Kriegführung dies zu thun pflegen, während die Gallier sonst mit ungestümem Angriff vorgehen, da sie für ihre Truppenmassen leicht an Lebensmitteln Mangel leiden und die Sicherung des Heeres viel zu wünschen übrig läfst. — Cäsars Kriegführung ist meistens eine mit schneller Entscheidung, ein rasches, aber überlegtes Draufgehen, wie es auch die Mehrzahl der modernen deutschen Heerführer gezeigt hat. Dafs das in höherem Mafse von Alexander gilt, gebe ich allerdings dem Verfasser gerne zu. — Den Hannibal beurteilt Liers nicht so günstig wie seine Vorgänger, besonders Bleibtreu, und tadelt vor allen das fast Eigensinn zu nennende Ausharren in Süditalien.

Für alle Lehrer der klassischen Sprachen ist Liers Arbeit als praktisches Buch zum Nachschlagen nur zu empfehlen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

143) **Wilhelm Freund, Das klassische Griechenland.** Zur Einführung in die Kulturgeschichte der Griechen. Für Studierende, Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten und zum Selbststudium. Leipzig, Hans Paul, o. J. 8. *ℳ* 1. 50.

Dieses im Jahre 1889 geschriebene Buch besteht aus 3 Abteilungen. I. Das alte Athen und seine bedeutendsten Denkmäler 86 S. II. Die griechischen Ruhmesstätten: Marathon, Thermopylae, Salamis, Plataeae 73 S. III. Delphi und Olympia 68 S.

Im I. Teile folgt auf eine kurze Einleitung über die attische Ebene eine Übersicht der Geschichte der Stadt Athen, daran schliefst sich die Topographie, die wiederum in 3 Abteilungen, A. Akropolis. B. Unterstadt. C. Hafenstadt zerfällt. Die Darstellung ist überall knapp. Durch Angabe der Quellen wird man zu weiteren Studien angeregt. Dafs die Akropolis ein Anaktensitz gewesen, wie Tiryns, Mykenä und andere wird nicht gesagt. In C. wird der Hippodamosmarkt des Piraeus nicht erwähnt. Indes giebt das Buch eine leichte und rasche Orientierung über geschichtliche und topographische Fragen Athens. Die Ergebnisse der neuesten Untersuchung lassen sich nachtragen. — Unter den Hilfsmitteln für den II. Teil vermisse ich Delbrücks Perser- und Burgunderkriege, Berlin 1887. Ohne Zweifel würde dieses Buch auf die Darstellung der grofsen Schlachten Einflufs gehabt haben. Im III. Teile ist S. 31/32 eingehend vom Parnafs die Rede. Da hätten auch die Namen für die beiden Gipfel des Berges — Tithorea und Hyampeia — nach Herodot 8, 32 und 39 angeführt werden können. Die Beschreibung von Delphi wird bald antiquiert sein, die von Olympia ist ein Auszug aus A. Boettichers „Olympia". Die Karten, Skizzen und Abbildungen müfsten sauberer ausgeführt sein, die Einbanddecke mit dem schwarzen Kirchenfenster ist geradezu geschmacklos.

Freunds Griechenland verdient einen Platz in den Schülerbibliotheken.

Wolfenbüttel. **Brancke.**

---

144) **L. Koch, Beiträge zur Förderung des Kunstunterrichts auf den höheren Schulen.** Bremerhaven 1896. Gymn.-Progr. 35 S. 4.

In der Einleitung erörtert der Verfasser die Frage, welche Stellung dem kunstgeschichtlichen Unterricht auf dem Gymnasium eingeräumt werden müsse. Nach einem geschichtlichen Rückblick beschäftigt er sich mit den neuen preufsischen Lehrplänen. Er ist unwillig darüber, dafs in den Erläuterungen zu diesen eine „zweckmäfsige Verwertung von Anschauungsmitteln, wie sie in Nachbildungen antiker Kunstwerke und in sonstigen Darstellungen antiken Lebens so reichlich geboten sind“, nur empfohlen und nicht gefordert wird, und meint, es werde diese Empfehlung wenig Erfolg haben. Denn „es braucht ja von diesen auf Vertiefung des altsprachlichen Unterrichts zielenden Bestrebungen niemand Notiz zu nehmen“ (S. 5.). So pessimistisch sind wir nicht und denken auch nicht so gering vom Lehrerstande, dafs wir annehmen, der preufsische Gymnasiallehrer thue nur das, wozu er gezwungen wird, zumal es sich hier um eine so angenehme und gar nicht schwere Beschäftigung wie die der Vermittlung sinnlicher Anschauung handelt. Auch dafs nach dem Erscheinen der neuen Lehrpläne in der spärlicher werdenden Litteratur nur von der Pflege der alten Kunst auf dem Gymnasium die Rede sei (S. 6.), ist nicht richtig, wie jeder Eingeweihte weifs und auch ein Blick auf des Verfassers eigenes Litteraturverzeichnis (S. 35.) lehrt. — Da die „Einführung eines organisch in das ganze Lehrgebäude eingefügten Kunstunterrichts“, wie sie der Verfasser wünscht (S. 8), zur Zeit ausgeschlossen ist, da ferner die Forderung, „dafs die Schule das Interesse an den Schöpfungen der Kunst wecke, nähre und erziehe, dafs sie das Auge öffne für das Schöne und es sehen lehre“, durch die blofse Heranziehung der Anschauungsmittel im lehrplanmäfsigen Unterricht nach der Meinung des Verfassers nicht erfüllt werden kann (S. 10), so verlangt er, dafs die Schüler aufserhalb der Schulzeit in der Kunstgeschichte unterwiesen werden und fordert „einen zweijährigen Cyklus von je 10 kunstgeschichtlichen Vorträgen mit Unterstützung des Skioptikons für die Schüler der oberen Klassen“. Das Programm für die 20 Vorträge (S. 16 f.) ist passend ausgewählt. Sehr dankenswert sind die praktischen Winke über die Beschaffung eines brauchbaren Skioptikons und geeigneter Lichtbilder (S. 13—16). Auf S. 19—24 werden die für die 10 Vortragsabende des ersten Jahres zu verwendenden Bilder genannt. Die Aus-

wahl der Bilder ist an sich ganz gut, die Anordnung könnte vielleicht hier und da verbessert werden, so z. B. beim 6. Vortragsabend (römische Baukunst), wo hintereinander Gräberstätten, Wasseranlagen, Tempel, Triumphbogen, eine Ehrensäule, der Janus quadrifrons, dann wieder Gräberstätten, das Theater, das Pantheon, Thermen und Kaiserpalast erscheinen; ich meine, es wäre besser, das inhaltlich Zusammengehörige auch zusammenzustellen. Durchgehends besteht ein Mifsverhältnis zwischen dem reichen Inhalt des einzelnen Vortrags nebst den zur Anschauung zu bringenden Bildern (durchschnittlich 25) einerseits und der für den einzelnen Vortrag angesetzten Zeit von 1 bis 1½ St. anderseits (S. 12 und 24.). Um diese Zeit einzuhalten, müfste anstelle der ruhigen und erfolgreichen Betrachtung, wie sie der bewährte Praktiker Menge in den Lehrproben 38 S. 66f. vorschlägt, ein förmliches Jagen treten, was aber sicherlich die Nachhaltigkeit der gewonnenen Eindrücke schädigen würde. Oder man müfste erheblich viel Zeit zugeben; wer aber einmal Skioptikonbilder angeschaut hat, der weifs, wie sehr es die Augen angreift, auch nur 1½ Stunden lang solchen Vorführungen zu folgen. Man darf gespannt darauf sein, wie sich des Verfassers Theorieen (mit der Einrichtung der Vorträge soll im nächsten Winter begonnen werden S. 33) praktisch bewähren werden. — In dem letzten Teil seiner Abhandlung redet K. von anderen Hilfsmitteln für den Kunstunterricht auf unseren höheren Schulen, von Gipsabgüssen und Wandtafeln; namentlich die Vorschläge, wie die letzteren zu verwerten seien, wird jedermann billigen.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

Vakanzen.

Graudenz, R. R. Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Groth.

Hagen i. W., G. u. R.-G. Obl. N. Spr. N. E. Dir. Dr. Lenssen.

Hattingen (Ruhr), Stadthch. N. Spr. z. 15./9. Rektor Traeger.

Leipzig, Handelslehranst. Direktor. 7200 M. u. W. Meld. bis 31./8. Handelskammer.

Tiegenhof, R. S. Lst. Gesch., Geogr., Franz. N. E. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 5. September. Nr. 18, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

145) **J. May, Zur Kritik der Reden des Demosthenes.** Erste Rede gegen Philippos (§ 33 — Schlufs) — im Offenburger Programm von 1894/95. Leipzig, Fock, 1895. S. 1—21. 4.

Zur Besprechung in dieser Zeitschrift ging uns blofs der zweite Teil der Mayschen Abhandlung zu. Der erste war am Ende des vorausgehenden Schuljahres erschienen. Inzwischen hatte Blafs die neue Auflage seines Demosthenes (Att. Bereds. III[a]) veröffentlicht. Das hat Herrn M. veranlafst, die einleitenden Bemerkungen des ersten Teils im zweiten in etwas anderer Fassung zu wiederholen. Er sieht die ganze Theorie, welche Blafs über den oratorischen Rhythmus aufgestellt hat, als feststehend an, legt die Grundzüge derselben dar und macht den Versuch, die I. Philippika ‚nach Kola und im Zusammenhang damit rhythmisch zu zergliedern'. Manche Kola und Rhythmen hatte Blafs selbst schon gelegentlich bestimmt, ein Schüler von Blafs aber, K. Wichmann, hat bereits 1892 in seiner Dissertation ‚De Numeris quos adhibuit Dem. in or. Phil. I.' die ganze Rede unter demselben Gesichtspunkte zergliedert, wie M., der auffälligerweise nirgends auf diesen seinen Vorgänger Bezug nimmt. Da

beide dieselben von Blafs statuierten Prinzipien möglichst genau befolgen, so stimmen sie naturgemäfs in der Bestimmung der Kola und Rhythmen meistenteils überein. Immerhin ergeben sich Differenzen genug, um uns ersehen zu lassen, dafs der Boden, auf welchem Analysen der fraglichen Art sich bewegen, doch etwas sandig ist. Und wie würden sich die Divergenzen mehren, wenn die erwähnten Prinzipien nicht ohne weiteres als mafsgebende Normen betrachtet würden, wenn man z. B. in § 6 nicht glaubte so trennen zu dürfen, wie Blafs lediglich seiner Rhythmentheorie zulieb thut:

καὶ γάρ τοι ταύτῃ χρησάμενος | τῇ γνώμῃ πάντα κατέστραπται,

sondern dem Sinne gemäfs nach *ταύτῃ* und nach *γνώμῃ* mit Weil, oder nur nach *γνώμῃ* eine leichte Pause ansetzte?

Doch wir wollen uns in einen Streit über die einzelnen metrischen Gruppen, die man aufstöbert, hier nicht weiter einlassen, sondern lieber noch ein Wort über einige Punkte von mehr prinzipieller Bedeutung sagen. Demosthenes konnte seine Sätze und Satzgefüge nicht in der Weise bilden, wie er sie gebildet hat, ohne dafs bald hier bald dort, wie es sich eben traf, bestimmte Versfüfse oder annähernd gleiche Gruppen von Versfüfsen bald unmittelbar hintereinander, bald nach gröfseren oder kleineren Intervallen — ab und zu bei gleicher Silbenzahl der symmetrisch und konzinn gebauten Satzglieder, aber immer ohne irgendwelche Regelmäfsigkeit — sich hätten wiederholen und sich entsprechen müssen, auch wenn er auf solche metrische Gebilde ganz und gar nicht bedacht war. Bewufste Absicht würde vielmehr die Meidung derartiger ‚Rhythmen' ebenso, wie die des Hiatus und der Kürzenhäufung, zur notwendigen Voraussetzung haben. Läfst sich aber bei den Rhythmen — von einzelnen frappanten Redefiguren abgesehen — weder Absichtlichkeit noch Regelmäfsigkeit konstatieren, so ergiebt sich daraus die sehr wichtige praktische Schlufsfolgerung, dafs die Rhythmen durchaus nicht als ein Kriterium bei der Feststellung des Textes in Demosthenes' Reden gelten dürfen, wie immer die Sache sich bei Isokrates verhalten möge. Nach M. ist dabei grofse Vorsicht notwendig. Wir meinen, keine Vorsicht ist dabei grofs genug.

Es ist nur konsequent, wenn M. die sprachliche Form der Demosthen. Reden als poetische Prosa bezeichnet und meint, man könne sie wohl auch eine gekünstelte nennen. Wir müssen von unserem Standpunkt aus beide Bezeichnungen ablehnen. Den Eindruck des Gekünstelten

machen die uns überlieferten Reden des Demosthenes durchaus nicht und haben ihn auch nie gemacht, wenn man von ein paar Stellen absieht, wie 18, 265 nach dem Urteil des Demetrios. Wenn nach Plutarch (Dem. 6) dem Volke die ersten Vorträge des Demosthenes mifsfielen, so war es nicht gerade das ‚Gekünstelte' der sprachlichen Form, das den übeln Eindruck hervorbrachte; und wenn es dies gewesen wäre, so hat nicht das Publikum sich allmählich daran gewöhnt, sondern der Redner hat nachher das Mifsfällige aus seiner Darstellungsweise entfernt.

In seinem Schlufsteil bespricht Verf. einige ‚kritische Stellen' der Rede. Von dem, was er vorbringt, ist einiges nicht ganz neu, anderes aus dem Grunde gegenstands- oder doch bedeutungslos, weil die besprochenen Lesarten von Blafs in der letzten Ausgabe der Rede (1893) wieder geändert sind, May aber diese Ausgabe nicht berücksichtigt hat. So bestätigt sich neuerdings, was wir vor einem Jahre in der Rundschau S. 164 bemerkt haben.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

146) **Horaz als Freund der Natur** nach seinen Gedichten. I. Teil von **Franz Hawrlant.** Landskron in Böhmen, 1895. 8. Progr.

Die Arbeit des österreichischen Gelehrten enthält nichts Neues, konnte es auch wohl nicht, da über dieses Thema nach dem vielen Schönen, das darüber schon geschrieben ist, nur ein Dichtergenius selbst etwas Besonderes sagen könnte. Aber das Vorhandene hat er gut benutzt, hübsch geordnet und mit vornehmer Polemik Stellung genommen. Mehr als alle Vorgänger hat er A. von Humboldt über Naturgefühl, dessen Wesen und Arten reden lassen — und das mit Recht. Heutzutage darf keiner mehr dem Horaz ein lebhaftes Naturgefühl absprechen. Ob es aber blofs die beiden vom Verfasser angeführten Gründe gewesen sind, die ein lebhaftes Naturgefühl in ihm entstehen liefsen: 1. angeborne Gemütstiefe. 2. Geburt und Erziehung in einer naturschönen Gegend — oder ob nicht auch seine Abstammung von griechischen Ahnen, sicherlich aus einer Gegend, in der griechisches Empfinden sich geltend machte, lasse ich unerörtert. Auch will es mir scheinen, als wenn der Verfasser in dem Beweis, wie sehr Horaz das Landleben gelobt habe, zu ausführlich gewesen sei. Eine Beziehung zwischen Freude am Landleben und Naturgefühl ist wohl vorhanden, aber diese ist durchaus nicht so eng. Sonst wären unsere Gutsbesitzer die gröfsten Naturschwärmer. Überhaupt

hätte der Verfasser mehr dem einzelnen Bilde, dem Adjektivum, der Stimmung des Dichters nachgehen sollen, als dafs er uns ganze Gedichte vorlegte, nicht einmal in eigener Übertragung. Was die Erklärung betrifft, so stimme ich an 2 Stellen nicht überein. II, 7 verstehe ich *sub laura mea* nicht von einem Aufenthalt im Garten. I, 7 ist an einen Dialog doch überhaupt nicht zu denken. Aber, wie gesagt, die kleine Schrift ist vortrefflich geeignet, in die interessante Frage hineinzuführen.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

147) **Guilelmus Stüve, Ad Ciceronis de fato librum** observationes variae. Diss. inaug. Kiliae 1895. 57 S. 8.

Im ersten Kapitel, de libri Ciceroniani parte posteriore (§ 20 — 33), sucht Stüve im Gegensatz zu Schmekel (Die Philosophie der mittleren Stoa, Berlin 1892) nachzuweisen, dafs im § 26 ein Teil zu Ende gehe und nicht 23—28 eine einheitliche Erörterung bilde. Der Nachweis ist mifsglückt, denn in der That enthalten diese Paragraphen die Auseinandersetzung des Carneades gegen die Lehre des Chrysippus und gehören zusammen. Dabei hat Stüve in § 28 *etenim* falsch bezogen auf den unmittelbar vorhergehenden Satz *(nec ob eam causam fatum aut necessitas extimescenda est)*, während es sich auf den zunächst vorhergehenden bezieht, und sich dadurch zu der mindestens überflüssigen Konjektur *at enim* verleiten lassen. Hieran schliefst sich, wie auch Schmekel nach Stüves Citat bemerkt, die Auseinandersetzung über den ἀργὸς λόγος. Mit ihm wird nämlich der stoische Fatalismus bekämpft, indem man die Konsequenz daraus zieht, dafs man dem Unabwendbaren gegenüber die Hände unthätig in den Schofs legen könne. Dieser Konsequenz sucht Chrysippus dadurch zu entgehen, dafs er sagt, auch das Kämpfen gegen Leiden und dgl. sei vom Schicksal bestimmt, ein Einwand, den Carneades nicht gelten läfst *(Carneades genus hoc totum non probabat et nimis inconsiderate concludi hanc rationem putabat* § 31*)*. Dieser zieht vielmehr aus dem aus Erfahrung abgeleiteten oder als Grundsatz hingestellten Satz, dafs wir selbst etwas in der Bestimmung unseres Geschicks vermögen, den Schlufs, dafs nicht alles vom Fatum bestimmt sei *(est autem aliquid in nostra potestate ...... non igitur fato fiunt, quaecunque fiunt)*. Und was macht aus alledem Stüve! Carneades habe erkannt, dafs man den ἀργὸς λόγος gegen die Stoiker mit Unrecht anwende und er, der Gegner, ver-

teidige darum die Stoiker gegen den ungerechten Angriff! Das soll auch bestätigt werden durch Ciceros Worte (§ 31) *nec ullam (Carneades) adhibebat calumniam,* welche erklärt werden, Carneades habe sich der Schmähungen enthalten, während sie doch nur bedeuten, dafs er keine Verdrehung oder Verfälschung anwende. Wenn nun aber Stüve weiter auseinandersetzt, dafs in der ursprünglichen Darstellung des Carneades (oder Clitomachus) an dieser Stelle vom ἀργὸς λόγος überhaupt nicht die Rede gewesen sei, dafs vielmehr §§ 28—30 von Cicero anderswoher *ratione satis tumultuaria* hier eingeschoben sei (was an sich wohl möglich ist): so mufs er, um die eben citierten Worte § 31 *nec ullam (Carneades) adhibebat calumniam* auf den Inhalt von §§ 28—30 zu beziehen, auch sie einer freieren Arbeit Ciceros zuschreiben. Das zweite Kapitel (S. 16—23) handelt *de notione τῆς συμπαθείας*, welche richtig entwickelt wird, das dritte (S. 24—42) *de eo, quod fieri potest (τὸ δυνατόν)*, setzt auseinander, wie die Stoiker neben dem Fatum die Möglichkeit aufrecht zu erhalten suchen. Ich hebe daraus die Beobachtung hervor, dafs Cicero in § 17 an die Lehre des Peripatetikers Diodorus mit den Worten: *qui locus attingit* die des Carneades anknüpft und damit über den Gedanken des Diodorus hinausgeht.

Das vierte Kapitel endlich *(de diversis generibus causarum apud Stoicos* S. 43—57*)* hat es im wesentlichen mit Kritik und Erklärung von § 44 der Schrift *de fato* zu thun. Stüve meint, der erste Teil des Paragraphen sei richtig so überliefert: *Haec cum ita sint a Chrysippo explicata, si illi, qui negant adsensiones fato fieri, fateantur tamen eas non sine viso antecedente fieri, alia ratio est; sed si concedunt anteire visa nec tamen fato fieri adsensiones, quod proxima illa et continens causa non moveat adsensionem, vide, ne idem dicant.* Er erklärt dies so: „Aus den Auseinandersetzungen des Chrysippus ergiebt sich folgendes: Wenn die Gegner des Chrysippus, die erklären, das Beipflichten werde nicht durch das Fatum hervorgerufen, trotzdem einräumen, dafs es nicht ohne den vorangehenden Anblick eintrete, so unterscheiden sie sich nur formell von Chrysippus. Wenn sie aber zugeben, dafs der Anblick vorangehe und doch erklären, dafs das Beipflichten nicht vom Fatum hervorgerufen werde, weil der Anblick als nächster Grund des Beipflichtens dieses nicht mit Notwendigkeit und als zwingender Grund hervorrufe, so scheinen sie bei genauer Betrachtung doch dasselbe wie Chrysippus zu sagen." Danach würden 2 Fälle einander entgegengesetzt sein, in dem

einen würden sich die Gegner nur der Form nach von Chrysippus unterscheiden, im anderen scheinen sie bei genauer Betrachtung dasselbe zu sagen. Aber ist denn das wirklich ein Gegensatz? Und weiter: wo ist denn in den einander entgegengesetzten Bedingungssätzen ein wirklicher Gegensatz? In beiden Fällen geben die Gegner zu, dafs der Anblick vorangehe und bestreiten, dafs das Beipflichten durch das Fatum hervorgerufen werde! Cicero aber sagt: in dem einen Falle *alia ratio est*, in dem andern *vide, ne idem dicant* und stellt die beiden Fälle einander mit *sed* entgegen. Das verlangt einen wirklichen Gegensatz. Und wie verträgt sich ferner der Konjunktiv *fateantur* mit Stüves Erklärung? Die Wahl des Modus weist vielmehr darauf hin, dafs Cicero den Gegensatz zwischen einer Möglichkeit und einer Wirklichkeit beabsichtigt hat, so dafs vielleicht statt *alia ratio est* zu lesen wäre *alia ratio sit*. Doch scheint die Stelle so verdorben zu sein, dafs sich mit einiger Sicherheit nichts behaupten läfst. Im folgenden Satz hat eine Reihe von Gelehrten, darunter von den Neueren Madvig und C. F. W. Müller, das zweite *neque* gestrichen, ihnen schliefst sich Stüve an. Der Sinn des Satzes kann wohl nicht zweifelhaft sein: Chrysippus giebt zu, dafs der nächste Grund des Beipflichtens im Anblick liege, aber nicht, dafs dies ein zwingender Grund zum Beipflichten sei. So ist er von Madvig erklärt, so will ihn auch Stüve auffassen, aber eben darum ist mit Christ (in der zweiten Orellischen Ausgabe) das zweite *neque* notwendig, denn das erste *neque* verneint den Satz *Chrysippus — concedet,* soll aber auch *eam causam esse — necessariam* verneint werden, so bedarf es noch einer zweiten Negation.

Im ganzen fehlt es der Dissertation weder an Scharfsinn noch an Belesenheit, wenn auch das Ergebnis für die Wissenschaft nur als dürftig bezeichnet werden kann.

Oels i. Schles. **Leopold Reinhardt.**

---

148) **S. Aureli Augustini Quaestionum in Heptateuchum libri VII, adnotationum in Iob liber unus.** Ex recensione **Josephi Zycha.** (= Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum) vol. XXVIII, sect. III., p. 3 Pragae, Vindobonae: F. Tempsky; Lipsiae: G. Freytag, MDCCCXXXXV. XXVI u. 667 S. gr. 8. fl. 8.80.

Zycha hat Augustins Locutiones in Heptateuchum die Quaestiones ziemlich schnell folgen lassen, und damit ist die Wiener Ausgabe dieses

populärsten aller Kirchenväter ein gut Stück weitergekommen. Zum Text des Hauptwerkes dieses Bandes sind folgende Codices herangezogen: ein Colbertinus (C) des 8.—9. Jahrhunderts, der die Führung unter den Handschriften hat, aber leider nur die vier ersten Bücher enthält; weiterhin ein Parisinus (P), ein Sangallensis (S) und ein Valentinianensis (V), die alle drei dem 9. Jahrhundert angehören und auch die letzten Bücher mitenthalten. Da keiner von ihnen vorwiegende Autorität hat, so mufs die Entscheidung bei lib. V—VII im einzelnen nach den Forderungen des jeweiligen Zusammenhangs und der gröfsten Wahrscheinlichkeit der äufseren Überlieferung getroffen werden. Meistens kann man der Auswahl oder Änderung des Herausgebers beipflichten, und zwar häufiger im gewöhnlichen Text als in den zur Erklärung excerpierten Bibelstellen; bei letzteren nämlich läfst sich der Herausgeber noch durch die Überlieferung der betreffenden Stellen in anderen Schriften Augustins und durch Codices der LXX mitbestimmen. Das könnte man aber doch nur dann gutheifsen, wenn die für das vorliegende Werk gegebenen Grundlagen nicht zu einem annehmbaren Resultate führten; und das trifft doch nur sehr selten zu. An folgenden Stellen vermögen wir Zycha nicht beizustimmen und notieren unsere Abweichung in Parenthese: 10, 2 *gigas* (*gigans* mit CS); *commemoret* (*commemorat* mit CV); 25, 12 *emisit* (*exemit* codd.); 54, 1 *quos si immoraretur* (*quos si moraretur*; dies die einfachste Auflösung des handschriftlichen Befundes); 69, 18 *numquid inveniemus hominem talem, qui habet* (*habeat* codd.); 104, 13 *ignorans* (*ignoras* codd.); 108, 22 *in universa terra Aegypti* (*Aegypto* mit C; 120, 18 schreibt Zycha selbst *in terra Aegypto* mit C und 120, 20 ebenso, obwohl CPV hier *Aegypti* bieten. An letzterer Stelle mufs natürlich *Aegyhti* bleiben; Augustin gebraucht eben beide Ausdrucksweisen); 261, 11 *adtulerunt* (*obtulerunt* codd.); 288, 17 *manifeste* (*manifesta* CPSV); 300, 13 *animas vestras* (*animas* codd.); 301, 6 *offert* (*offeret* CV[2], *offerret* PSV[1]; entweder schreibt man *offeret*, eine vulgäre Form für *offert*, oder ändert *offeret* in *offerit*. Über beides vgl. Rönsch, Itala u. Vulg. S. 286; es handelt sich aber hier gerade um eine Bibelstelle. Ebenso setzen wir 301, 9 *offeret* gegen Zychas *offert* mit gleicher Beglaubigung und Berechtigung ein); 305, 20 *praeminebat* (*preminebat* resp. *praem.* die Mss.); 308, 26 *ab agro tuo* (*agrum tuum* die Mss.) *non metes;* 309, 16 *agrum* (*agrum arborum,* wie alle Mss. haben, giebt neben *vineam* einen sehr guten Sinn); 320, 18 *ad suspicionem* (*a suspione* „wegen V.“, mit CP;

mit *ad s. adducere* läfst sich gar nichts anfangen, denn *adducere* hat seine nähere Bestimmung in dem vorschwebenden *ad sacerdotem*, cf. Num. 5, 15); 320, 19 *det te* (*det eam*, wie die Handschriften haben, pafst recht gut zur vermittelnden Rede. Dafs später noch einmal direkt *det te* etc. folgt, beweist für die erste Stelle nichts); 332, 17 *inquiunt* (*inquit* Mss., hier also in der bekannten Bedeutung „heifst es"); 333, 18 und 334, 20 *dispersit* (*disperdit* codd.; die Wiederholung spricht nicht für Zychas Neuerung); 359, 18 *avertetur* (*auferetur* codd.); 372, 23 und 373, 1 *subter terra* (*sub terra* die Handschriften; ein Grund für diese gewaltsame Anordnung ist nirgend zu erkennen); 373, 5 *solem et lunam et stellas* (*solem et stellas* codd., was durchaus genügt). Endlich heifst es 399, 15 zu *iuraverint* in der Anmerkung „*haud dubie legendum: annuntiaverint*". So zweifelsohne ist die Sache denn doch nicht, auch wohl für Zycha nicht, sonst hätte er es in den Text gesetzt. — In der Textrevision der beigegebenen Erklärungsschrift zum Buche Job haben wir nichts Besonderes zu bemerken gefunden. Da die Handschriften hier weder zahlreich noch gut sind, so wird eine endgültige Entscheidung über die Aufnahme der Lesart sich an einigen Stellen kaum herbeiführen lassen. Gröfstenteils aber wird man mit dem vorliegenden Texte auskommen. Der kritische Apparat macht hier wie in der ersten Schrift einen recht sorgfältigen Eindruck. Die Citate sind am Fufse der Kolumne angegeben und nachher im Index scriptorum übersichtlich geordnet. Möchte die Ausgabe recht bald fortgesetzt werden. † †

---

77) **E. Egli, Die christlichen Inschriften der Schweiz** vom 4—9. Jahrhundert. Zürich, Fäsi & Beer, 1895. 64 S. und 4 Tafeln. 4°. ℳ 3,20.

In dieser Sammlung finden sich die spätrömischen, merovingischen und karolingischen Denkmäler der Schweiz, meist schon anderwärts zerstreut publiziert, nunmehr vereinigt. Über Originale und Litteratur ist bei jeder Nummer (50 im ganzen) das Erreichbare mitgeteilt. Die Wiedergabe der einzelnen Nummern, so weit die Originale noch da sind, im Bilde ist gut; unter der Lupe meint man bei manchen den Stein selbst vor Augen zu haben. In Tafel II ist die Numerierung falsch. 40 mufs 12, 12 mufs 40 heifsen. Sprachlich sind manche Inschriften nicht ohne Interesse. Ich erwähne blofs, dafs das im späten Latein so beliebte und überall, selbst noch bei den Juristen Justinians (Cod. 12, 17, 4), sich findende 'sine fine'

auch in der Grabschrift (46) des Bischofs Hartmann von Lausanne (9. Jahrh.) erscheint: requiem sine fine perhennem.

Buchsweiler i. E. **Ed. Grupe.**

150) **J. Brenous, Étude sur les hellénismes dans la syntaxe latine.** Paris, C. Klinksieck, 1895. S. 445. 8⁰. Preis 6 Frcs.

Das vorliegende Werk, das ganz auf deutscher Gelehrsamkeit aufgebaut ist, kann als ein wertvoller Beitrag für eine vergleichende Syntax der griechischen und lateinischen Sprache betrachtet werden. Da gerade in der Syntax ein ungemein reiches, noch lange nicht genügend durchgepflügtes Feld für die vergleichende Grammatik der genannten Sprachen vorliegt, so dürfen wir diese Studie eines Schülers von Max Bonnet als einen Prodromos für das Conpendium der vergleichenden griechischen und lateinischen Grammatik von Victor Henry begrüfsen, worin bekanntlich bis zur Stunde noch die Syntax ausgeschlossen ist. Wer möchte in Abrede stellen, dafs diese beiden Kultursprachen des Altertums bei den grofsen Verschiedenheiten, die eine nähere linguistische Verwandtschaft innerhalb der indogermanischen Sprachen unter sich ausschliefsen, anderseits viel gemeinsame Berührungspunkte aufweisen? Delbrücks vergleichende Syntax hat viel Licht in diese Frage gebracht: desungeachtet bleiben bei den grofsen Verlusten lateinischer Sprachdenkmäler noch Schwierigkeiten genug, um bei der Beurteilung sogenannter Gräcismen die richtige Entscheidung zu treffen. In meiner Dissertation über die augusteiischen Dichter (Amberg 1884), die auch in vorliegendem Werke eine gründliche Beachtung gefunden hat, war ich bemüht, sorgfältig zwischen Gedankengräcismen und syntaktischen Gräcismen zu scheiden und dem psychologischen Moment Rechnung zu tragen. Dabei war nicht zu verkennen, dafs manche Ausdrücke und Strukturen besonders in dieser Periode der römischen Litteratur mit Bewufstsein dem Griechischen nachgeahmt seien. Allein trotz vieler Detailforschungen, die ich mir seit dieser Zeit gesammelt habe, vermag ich Riemann nicht beizupflichten, der in seinen „Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live“ (Paris 1885), S. 16 den Gräcismus als eine bewufste Nachahmung des Griechischen deffiniert. Nach meinen Beobachtungen kann diese Frage nur durch sorgfältiges Studium der direkten und indirekten Beeinflussung lateinischer Prosaiker durch griechische Muster gefördert werden. Als eine solche dankenswerte Studie nenne ich beispielsweise das Programm

der Hansaschule in Bergedorf bei Hamburg „Über Gräcismen in Ciceros Reden“ von J. Kertelhein.

Die umsichtige und inhaltsreiche Untersuchung der Gräcismen in der lateinischen Syntax, wie sie hier Brenous in konservativem Geiste vor allem auf der Dichtersprache fufsend geführt hat, darf wohl als die unentbehrliche Grundlage für ähnliche Arbeiten erachtet werden. Die Annahme einer Nachahmung der griechischen Syntax gilt ihm in den meisten Fällen als leitender Gesichtspunkt.

Nicht minder verdient Beachtung die Einleitung, worin er einerseits den Einflufs des Englischen und Deutschen auf das Französische nachzuweisen sucht, anderseits Gallicismen in der deutschen Sprache bespricht, die leider so leicht fremder Beeinflussung unterliegt. Diese Studien werden nur auf die römische Sprache angewendet. Auffallend ist der Umstand, dafs der Verfasser nicht auch die Frage der Latinismen, beispielsweise bei griechischen Historikern berührt hat. Man vergleiche die feinen Beobachtungen über den Sprachgebrauch des Polybius in Götzelers Dissertation (Würzburg 1887).

Dillingen a. D. **J. Schaefler.**

---

151) **J. E. Hylén, De Tantalo commentatio academica.** Upsala, Almquist et Wiksell, 1896. 129 S. 8°.

Der Hauptwert dieser von grofsem Fleifs und viel Umsicht zeugenden Monographie über Tantalos besteht in der Sammlung aller auf den Tantalosmythus bezüglichen Quellen und ihrer kritischen Prüfung. Da die Tantalossage zwar in vielen anderen Untersuchungen hereinspielt, aber bis jetzt nicht für sich eingehend behandelt worden ist, so darf man dem Verfasser für seine Schrift dankbar sein, wenn man auch sein Ergebnis nicht als ein abschliefsendes wird anerkennen können. Ist es ja doch überhaupt fraglich, ob man zu einem solchen je gelangen wird. Dem Verfasser ist Tantalos keine historische, sondern eine mythische Persönlichkeit. Er findet keinen Zusammenhang zwischen der Örtlichkeit, wo diese Sage hauptsächlich lokalisiert erscheint, und dem Träger des Namens, der dann vielmehr Tmolos oder Sipylos heifsen müfste, sondern er sucht zu erweisen, dafs die ursprünglichsten Züge der Sage, der Reichtum des Tantalos und die Vernichtung desselben durch eine Erdkatastrophe, auf ein Land hinweisen, wo der Name Tantalos nicht einer Person, sondern einer Örtlichkeit zukam, und findet ein solches Land in Lesbos, in welchem es

einen Berg Tantalos gab. In Lesbos, meint er, liegen dieselben Bedingungen für die Entstehung des Mythos vor, wie in Lydien, und komme noch der Name des Berges hinzu, der dann auf den mythischen einstigen Repräsentanten einer hohen Blüte von Lesbos und von den dort herrschenden Lydern nach dem Festland übertragen, sowie von den Äolern nachher übernommen worden sei. Damit ist jedoch der reiche Inhalt der Schrift nicht erschöpft; der Verfasser verfolgt wie die Heimat so auch die Genealogie, die Familienverhältnisse, den Namen des Tantalos und seine Etymologie durch die ganze Litteratur von der ältesten bis zur neusten, er erörtert die sprichwörtlichen Redensarten, die sich an die Tantalossage knüpfen, die verschiedenen Erklärungsversuche des Mythus und sucht auch die Entstehung der verschiedenen einander teilweise stark widersprechenden Angaben über die Schuld und Strafe des Tantalos zu erklären, so dafs wir in dem Büchlein eine wertwolle Abhandlung über diesen Gegenstand nach allen seinen Seiten begrüfsen. Den eigentlichen Ursprung der Sage erkennt er in der Furcht der Menschen, indem sie sahen, welche Macht auf das hinfällige Los der Sterblichen eine Naturkatastrophe ausübe, und dieselbe auf den Zorn der Götter zurückführten.

Calw. **P. Weizsäcker.**

152) **Ludwig Adamek, Unsignierte Vasen des Amasis.** Ein Beitrag zur griechischen Vasenkunde. (Prager Studien aus dem Gebiet der klass. Altertumswissenschaft, Heft V.) Prag, H. Dominikus Verlag 1895. Mit 2 Tafeln und 16 Textabbildungen. 51 S. ℳ 3.60.

Ausgehend von einer Berliner Amphora, die schon Furtwängler im „Arch. Anzeiger“, 1893, S. 98f. dem Amasis zugesprochen hat und von der in vorliegender Schrift auf Tafel I und II und Figur 1 die beiden Seiten und die Gesamtansicht abgebildet sind, sucht der Verfasser Anhaltspunkte zu gewinnen, um eine Reihe verwandter Vasen, die ebenfalls keine Meistersignatur tragen, als Werke des Amasis nachzuweisen. Er will die Verwendung gefranster Gewänder als ein besonderes Charakteristikum des Amasis erkennen und zählt eine Reihe von Vasen mit seiner Inschrift auf, auf denen solche Gewänder erscheinen. Es sind sechs Stücke; leider hat Verfasser es unterlassen, anzugeben, dafs sie alle in den Wiener Vorlegeblättern, 1889, Tafel 3 und 4 zusammengestellt sind; bei einer hat er dies gethan, aber fälschlich Tafel 4, 6 st. 4, 4 gesetzt. Auch

die Publikation der signierten Pariser Amasisvase ist falsch citiert, statt Wiener Vorlegeblätter Tafel 4, 2 ist zu lesen Tafel 3, 2. Weiterhin giebt nun Adamek zu, dafs sich befranste Gewänder auch auf Vasen finden, die nicht auf Amasis zurückzuführen sind, sucht aber nachzuweisen, dafs gerade diese auf die Vorliebe des Amasis für Fransenschmuck von Einflufs gewesen sind. Erkennt man den Beweis, dafs dieser Fransenschmuck eine Art Signatur der Werke des Amasis bilde, als erbracht an, was ja, wenn auch der übrige Kunstcharakter der Bilder auf Amasis pafst, als ein Anhaltspunkt gelten kann, aber sonst doch wohl kaum als ausschlaggebender Entscheidungsgrund aufgestellt werden darf, so sind dem Amasis noch eine ganze Reihe nicht signierter Vasen zuzuweisen, deren Aufzählung und Besprechung nun den gröfsten Teil der Schrift einnimmt (Berlin 1688—1692 und 1731, vielleicht auch 1686), worauf noch eine kurze Umschau in anderen Vasensammlungen folgt.

In einem Schlufsabschnitt über die Zeit des Amasis und seine Stellung unter den attischen Vasenmalern kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dafs er in die Mitte des 6. Jahrhunderts zu setzen und als Vorläufer des Exekias anzusehen ist. Für alle, die sich mit der Geschichte der Vasenmalerei befassen, ist diese Schrift Adameks von hervorragender Wichtigkeit; sie ist in der That, wie der Titel sagt, ein Beitrag zur griechischen Vasenkunde, und zwar ein recht beachtenswerter, wenn auch der Verfasser vielleicht in seinem Suchen nach Anzeichen für Werke des Amasis etwas zu viel gesehen hat.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

153) **Ernest Arthur Gardner, A handbook of greek sculpture,** London, Macmillan a. Co., 1896. XV, 268 S. 8. Mit 55 Abbildungen.

Über die alte Plastik hatte die englische Litteratur bereits zwei praktische, gemeinverständliche Übersichten (von Mitchell und Murray) aufzuweisen; der frühere Direktor der archäologischen Schule in Athen hat es nun wieder unternommen, ein derartiges Buch nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu schreiben. Das bis jetzt Vorliegende umfafst eine Einleitung über die Quellen der Kunstgeschichte und über Materialien, Klassen und Perioden der Plastik; nach kurzen Bemerkungen über die ägyptische und asiatische Kunst wird die griechische Plastik bis auf Phidias dargestellt.

Das hübsch ausgestattete Buch ist nach englischer Mode, welche un-

sere Studenten meistens bevorzugen würden, mit wenig gelehrtem Apparat ausgestattet; wenn auch die Erfahrung später erst darüber ein bestimmtes Urteil abgeben kann, scheint es seinem Zweck gut zu entsprechen. Für eine neue Auflage möchten wir auf einige verbesserungsbedürftige Stellen hinweisen. Was die Quellen anlangt (S. 1—4), so gebührt nach den jetzigen Verhältnissen der erste Platz den „Monumental sources", nicht den „Literary sources". Die letzteren sind richtig in direkte und indirekte geschieden, aber die letzteren so kurz behandelt, dafs ein Laie den Abschnitt unmöglich versteht. Unter den Materialien lautet das Lemma des wichtigsten Abschnittes (S. 18): „Stone or marble (*λίϑος*)". Ist dies im Englischen ein Gegensatz? Jedenfalls kann im Griechischen *λίϑος* wohl den Marmor einschliefsen, aber dieser selbst heifst *λευκὸς λίϑος*. — Bei der ägyptischen Kunst (S. 48) vermissen wir einen Hinweis auf die Ausgrabungen in Unterägypten, welche denn doch auf das Verhältnis von Ägypten und Griechenland neues Licht geworfen haben. — Da der Fundort der „mykenischen" Goldbecher unglaublich entstellt wird, möchten wir die Schreibung mit Accent *Vafiό* empfehlen (S. 58, 2). — Die neuen kretischen Entdeckungen sind S. 65, 1 zu kurz angedeutet. — Die archaische Plastik wird zunächst nach den Typen, dann (in Overbecks Art) nach Territorien dargestellt, was manche Nachteile mit sich bringt. — Der Marsyas Myrons wird S. 240 in der üblichen Weise beschrieben; leider pafst die Beschreibung des plötzlichen Zurückprallens auf die Londoner Bronze (Arch. Ztg. 1879, T. 8) ganz und gar nicht (s. Parerga S. 28). — Eine Lieblingswendung des neuen Philologendeutsch, „die Handbücher", „die Litteraturgeschichten" u. dgl. zu sagen, wenn man ein Buch oder ein paar eingesehen hat, findet jetzt auch in England Eingang als „all handbooks" (S. 265). — Am Schlusse ist Phidias erfreulicherweise streng nach der Überlieferung dargestellt, so dafs z. B. die Parthenonskulpturen erst später zur Sprache kommen werden. Diese besonnene Kritik eröffnet erfreuliche Aussichten auf den zweiten Teil.

Würzburg. **Sittl.**

---

154) **H. S. Müller, Grammatik zu Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern.** Leipzig, B. G. Teubner, 1896. VIII und 327 S. 8°. ℳ 2.60.

Der Titel des Buches erklärt sich daraus, dafs die in den Ostermannschen Übungsbüchern enthaltenen grammatischen Abrisse hier wört-

lich wiederholt sind; sonst aber ist das Buch eine abgeschlossene Schulgrammatik, die in ihren drei Teilen (I 1—84 Formlehre, an die sich S. 85—110 „die in Sexta und Quinta systematisch gelernten Vokabeln" anschliefsen; II S. 113—267 Syntax; III S. 271—316 Anhänge, und zwar Stilistik S. 271—303, der römische Kalender, Prosodie und Verslehre 304—316) auf alle Klassen des Gymnasiums berechnet ist und auch wirklich den Lernstoff, der ein sicheres Wissen verbürgen soll, völlig ausreichend enthält. Denn dies ist gerade ein Vorzug der neuen Grammatik, dafs sie den Lernstoff auf das Wichtige und Notwendige beschränkt. Aufserdem verdient die übersichtliche Gruppierung des Ganzen und die klare Fassung der Regeln hervorgehoben zu werden, ebenso wie die Zuverlässigkeit in dem Inhalte der Regeln und in den dazu gehörigen Beispielen. Was der Verf. in diesen drei Beziehungen geleistet hat, verdient vom pädagogischen wie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus volle Anerkennung: jede Seite läfst erkennen, dafs der erfahrene Schulmann mit dem tüchtigen Lateinkenner überall Hand in Hand gegangen ist.

Der Verf. ist streng nach dem Grundsatze verfahren, dafs rein Lexikalisches nicht in die Grammatik gehört, dafs die syntaktischen Regeln nicht mit stilistischen Zuthaten verbrämt werden sollen, dafs vornehmlich zwischen dem Gewöhnlichen, was der Schüler unbedingt zu lernen hat, und den nur vereinzelt auftretenden sprachlichen Erscheinungen, die ihm bei der Lektüre zu erklären sind, geschieden werden mufs, und hat daher gar manches weggelassen, was sonst in keiner Grammatik zu fehlen pflegt; aber es ist eine ansehnliche Masse Stoff übrig geblieben, zu deren voller Bewältigung, wie sie der Verf. wünscht, es einer ernsten Anspannung der Kräfte vonseiten der Schüler bedürfen wird; ja in stilistischer Beziehung enthält das Buch mehr, als in den meisten Schulgrammatiken nach den neuen preufs. Lehrplänen von 1892 zu finden ist, so dafs eine besondere Stilistik selbst nach der Vermehrung der Lateinstunden in O. II und I nicht nötig ist.

Als charakteristische Seiten sind endlich an dem Buche noch hervorzuheben, dafs der Verf. überall von der Muttersprache ausgegangen ist und die Beispiele in der Syntax hauptsächlich aus Caesar genommen hat. Beides ist gewifs zu billigen, insbesondere das letztere, da doch die Tempus- und Moduslehre gerade auf der Klassenstufe zur Einübung gelangt, in der Cäsars Gallischer Krieg im Mittelpunkte des Unterrichtes steht. Im

übrigen aber hat der Verf. der Klassicität nicht zu enge Grenzen gezogen, sondern auch auf Livius und vereinzelt auf Ciceros Briefe Rücksicht genommen.

Nur in wenigen Punkten bin ich nicht ganz der Ansicht des Verfassers und erlaube mir, hier für eine zweite Auflage, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, folgende Bemerkungen zur Prüfung. Die Paradigmen in der Formlehre scheinen mir unnötig reichlich gegeben zu sein. So sind z. B. in der dritten Deklination sechs Substantiva und zwei Adjektiva völlig durchdekliniert und in der Konjugation die Deponentia in allen Formen angeführt, obwohl mir die erste Person ebenso ausreichend erscheint wie bei *capio* (etwa mit Ausnahme des Präsens), das im Praes., Imperf., Fut. Activ. und Pass., Indic. und Konj. ganz durchkonjugiert wird, ja selbst vom Perfektum ab noch in der ersten Person sing. gebracht wird. Wie hier in den Paradigmen, so würde sich im zweiten Teile eine Beschränkung in der Zahl der Beispiele empfehlen. Denn in einer Zeit, wo die Mappen der Schüler gewogen werden, ist jede Verminderung eines Buches an Umfang, die ohne Schaden geschehen kann, unbedingt anzustreben. Ferner würde ich es für richtiger finden, wenn die Verba mit unregelmäfsigen Perfekten und Supinen, sowie die Deponentia nicht hinter den Paradigmen her folgten, sondern unter die in VI und V zu lernenden Vokabeln (S. 84 bis 110) eingereiht würden, deren Zusammenstellung ich auch als einen Vorzug des Buches betrachte, da der Lehrer der folgenden Klasse bei Wiederholungen einen sicheren Anhalt hat. Endlich würde ich, um eine Einzelheit in den gegebenen Regeln zu erwähnen, bei *interest* und *refert* (§ 131) nur *plus* und *magis* zulassen, nicht auch *pluris,* da dieses meines Wissens nur bei Plautus (Rud. 966 *nihilo pluris hoc quam quanti illud refert* d. h. also in Verbindung mit *quanti*) vorkommt.

Doch das sind Kleinigkeiten; im ganzen stehe ich nicht an, die Grammatik als ein in hervorragendem Mafse praktisches Schulbuch zu bezeichnen und den Herren Kollegen zu raten, im Interesse des Lateinunterrichts von ihm Kenntnis zu nehmen. Wie einst die Grammatik von Ellendt-Seyffert der damaligen Richtung des Lateinunterrichts entsprach, so scheint mir diese Grammatik der veränderten Richtung und Bedeutung des Lateinunterrichtes im vollsten Mafse entgegen zu kommen und ein zwar beschränkteres, aber wenigstens sicheres Wissen vermitteln zu wollen.

Die Ausstattung des Buches ist eine ganz vorzügliche. Druckfehler habe ich nicht bemerkt.

Friedenau. **C. Rothe.**

155) **Hugo Horak und Eduard Hula, Über die Anlage und Einrichtung eines archäologischen Schul-Kabinettes.** Brünn, 1895. Jahr.-Ber. des 2. d. Gymn. S. 18—35. 8°.

Das in Brünn begründete archäologische Schulkabinett verdankt seine Entstehung der auf der 42. Philologenversammlung in Wien gegebenen Anregung. Der jetzige Bestand weist acht verschiedene Abteilungen auf: I. Gipsabgüsse (Architekturteile, Statuen, Büsten, Reliefs, Grundformen der antiken Gefäfsbildnerei). II. Modelle (namentlich die von Hensell-Darmstadt). III. Gewänder (griechische und römische). IV. Anticaglien (in Bronze, Eisen, Bein, Thon aus Carnuntum). V. Münzen (galvanoplastische Abdrücke von solchen und griechische, römische, byzantinische Originalmünzen. VI. Inschriften (eine auf einer Bleiröhre, einige Lampenstempel). VII. Wandtafeln und Litteratur (von Niemann, Launitz, Cybulsky, dazu eine Anzahl Bücher und Hefte). VIII. Photographieen. Der Bericht zählt indessen nicht nur den angedeuteten Bestand auf, sondern weist auch für die käuflichen und angekauften Gegenstände die Bezugsquellen und Kosten nach. So ist die kleine Schrift allen, welche in ähnlicher Weise ein archäologisches Schulkabinett einrichten wollen, bestens zu empfehlen.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 19. September. Nr. 19, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

156) **Hugo Magnus, Die antiken Büsten des Homer.** Eine augenärztlich-ästhetische Studie, Breslau, J. U. Kern, 1896. 60 S. Mit 1 Heliogravüre.

Der kunstsinnige Ophthalmologe, auf dessen Buch über „Die Darstellung des Auges in der antiken Plastik“ wir kürzlich aufmerksam machten, läfst diesem allgemeinen Überblicke eine Sonderstudie über die Darstellung der Blindheit Homers folgen.

Das Homerideal stammt natürlich aus der Litteratur, wo der Dichter zufolge der bekannten Stelle des delischen Hymnus (V. 172) als blind und sodann als Greis erscheint. Die Künstler bilden den Greis natürlich nicht realistisch, sondern mit einer ehrwürdigen Fülle weifsen Haares und im Besitz seiner Zähne; denn wer möchte sich den göttlichen Sänger mit Zahnlücken denken? (Dies zu S. 23 u. 41.) Christodoros führt diesen Gedanken des „anmutigen Alters“ in seiner Ekphrasis näher aus (V. 321 ff.).

Über die Blindheit hat der Augenarzt das autoritative Wort; er versichert uns, es sei nicht Altersblindheit, sondern das Muster müsse, wenn auch die Griechen natürlich wieder stilisierten, von den durch die ägyptische Augenkrankheit erblindeten Landsleuten hergenommen sein (S. 68 ff.). Dafs aber die gehobene Haltung des Kopfes mit der Blindheit zusammenhänge (S. 65 f.), das weifs wohl der Fachmann, allein der Grieche konnte darin nichts anderes als den so oft auf diese Weise dargestellten *ἐνθουσιασμός* sehen.

Begreiflicherweise ist die Diagnose so manches Homerkopfes nicht allseitig anerkannt. M. hat das Verdienst, auf einen schönen Kopf der Galerie Doria zu Rom, dessen gute Nachbildung das Buch ziert, hingewiesen zu haben; indes könnte ein Punkt, den er als besonderen Beweis anführt, so manchen stutzig machen. Wir meinen den Epheukranz, der bekanntermafsen ein bakchischer Schmuck ist, also den dramatischen und dithyrambischen Dichtern eignet; indes hat M. deshalb doch recht. Nur scheint es nach Betrachtung der Stellen (einiges ist in meiner „Archäologie" S. 848, A. 16 citiert), dafs im 1. Jahrhundert v. Chr. die attische Sitte mit dem Aufblühen des Atticismus auf alle Dichter ausgedehnt wurde (vgl. Verg. Buc. 7, 25. 8, 13 und viele andere, besonders Plinius nat. hist. 16, § 147); dann wäre der Kopf sicher römisch (also dürfte ihn eigentlich ein moderner Archäologe nicht loben).

Die Formen sind mit dem Auge des geübten Arztes beobachtet. S. 26 wird eine Geschichte des Ohres in der antiken Kunst gefordert, ich weifs nicht, ob in Erinnerung an den medizinischen Kunsthistoriker Morelli-Lermolieff; leider sind die Marmorohren zum grofsen Teil verstümmelt! Die Haltung des Kopfes wird ebenfalls aufmerksam betrachtet; allerdings kommt gegenüber der Medizin die Kunstsprache nicht ganz zu Gehör. Über das Emporhalten haben wir oben schon gesprochen; das gesenkte Haupt des Neapler Homers wird entschieden als Alterszeichen gedeutet (S. 24), wofür allerdings Christodors Worte zu sprechen scheinen: *αὐχένι μὲν κύπτοντι γέρων ἐπεσύρετο βότρυς χαίτης* (V. 325 f.), indes würde die Deutung auf Nachsinnen ebenso viel für sich haben.

Die aufserordentlich verdienstlichen Forschungen des Verfassers würden gewifs noch mehr Anerkennung, Verbreitung und Nachahmung finden, wenn er nicht manchmal einen Lapsus calami beginge; wir meinen z. B. die Citierweise des Arch. Anzeigers als „Anmerkungen" und den „sterbenden Alexander des Lysipp". Uns stört dergleichen nicht; im

Gegenteil hoffen wir aufrichtig, dafs sich der Verfasser um die wissenschaftliche Fundierung der Archäologie noch so manches Verdienst erwerbe.

Würzburg. **Sittl.**

157) **Rief, Wert der Iliaslektüre für die Jugendbildung,** 1. T. Progr. Ellwangen 1894, 2. T. Progr. Ehingen 1895 (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchdruckerei).

Ein altes Thema wird hier auf 109 grofsen Quartseiten von neuem behandelt, und zwar mit Einschränkung auf die Ilias! Rief ist auf den Vorwurf gefafst, manches vorgebracht zu haben, was ebenso von der Odyssee wie von den alten Schriftstellern überhaupt gilt (I, 9). Aber es mufs zugestanden werden, dafs er durch seine liebevolle Begeisterung für den Gegenstand, durch seinen feinen, allseitig gebildeten ästhetischen Sinn, durch seine umfassende Kenntnis der poetischen Weltlitteratur ebenso wie durch möglichst ausgedehnte Berücksichtigung der wissenschaftlichen, philologischen, archäologischen und pädagogischen Schriften bis in die letzten Jahre den Leser andauernd zu fesseln versteht; selbst mit der Philosophie hält er Fühlung, soweit es ihm das Vorherrschen seiner theologischen Neigungen gestattet. Von Überschwenglichkeit in Form und Inhalt bleibt er nicht in dem Mafse frei, wie man es bei einem Bewunderer der Einfachheit und Schlichtheit, des edlen Mafses der Griechen erwarten sollte. Daher verspürt man bisweilen Schwankungen und Unebenheiten, stöfst auf wissenschaftlich unhaltbare Urteile. In der höheren Homerkritik z. B. geht Rief doch entschieden zu weit, wenn er von neuem die Vorstellung verbreiten hilft, als ob Ilias und Odyssee von e i n e m Dichter herrührten, und wenn er von dieser e i n e n phänomenalen Dichternatur (II, 71), die an Tiefe und Umfang von keinem späteren übertroffen wird (I, 2), von dem originellsten Genie (II, 62) sagt, es lasse im 24. Gesang der Ilias (!) in der Seele des Helden sich einen Umschlag vollziehen (I, 46). Wir müssen es uns versagen, über dies und manches andere mit Rief zu rechten; im ganzen schuldet ihm jeder Lehrer der Homerlektüre Dank für seine begeisternde Anregung, und es bleibt nur zu wünschen übrig, dafs der idealistische Mann in der rauhen Wirklichkeit einerseits immer recht begabte und für Wissenschaft und Kunst mehr als für Sport und dgl. erglühende Schüler, anderseits wohlwollende Vorgesetzte finden möge, die ihn mit seiner schönen Eigenart im Deutschen und Homerunterricht gewähren lassen. **O. Sch.**

158|159 **P. Vergili Maronis Opera,** apparatu critico in artius contracto iterum recensuit **Otto Ribbeck.** II—IV, Aeneis, Appendix Vergiliana. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. S. 209—840, 101 S. 8. (Vgl. N. phil. Rdsch. 1895. S. 231.*) à ℳ 3.50.

P. Vergili Maronis Opera cum Appendice, in usum scholarum iterum recognovit **Otto Ribbeck.** Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XLI u. 493 S. 8. ℳ 1.50.

Mit den oben angeführten vier Heften ist die gröfsere Virgilausgabe von Ribbeck abgeschlossen; dazu kommt die kleinere Ausgabe — duplex dos, wie Phaedrus sagt. Die Prolegomena zu der kritischen Ausgabe sind nicht neu aufgelegt worden, auf dieselben wird oft im Apparat Bezug genommen. Handschriftliches finden wir wenig Neues; von den noch nicht vollständig herausgegebenen Studien Maxim. Hoffmanns wird einiges noch in den Addenda mitgeteilt, namentlich Berichtigungen aus dem Mediceus (beinahe zwei Seiten), auch aber aus den Codices FAPR. Etwas befremdend wirkt eine gewisse Leichtigkeit, mit der dies alles sowie die Centonensammlung von C. Schenkl genommen wird. Von einigen Berner Handschriften habe ich mir zufällig einige Stellen notiert; die meisten Abweichungen von Ribbecks Angaben berühren die frühere Ausgabe, nicht diese neue mit ihrem verkürzten Apparat. Nur folgende kleine Probe möge deswegen hier einen Platz finden. Aen. I, 70 hat *b,* gleich wie Bern. 167, eine Rasur bei *dissice; a* hat Aen. III, 10 *lacrimas* wie P[1] und V. 101 *errantis; c* hatte Aen. I, 174 ursprünglich *excutit* wie *R.* Bern. 167 hat Aen. I, 41 *Olei*, so auch Bern. 239 ursprünglich; diese alte Handschrift hat übrigens Aen. I, 70, wie *c, relliquias* und läfst *Ille ego* etc. weg.

Jetzt wie früher ist ganz besonders das feine Gefühl zu rühmen, womit Ribbeck die Wiederholungen von Versen und Versteilen oder Gedanken bei Virgil benutzt, um die entsprechenden Stellen entweder zu verteidigen oder anzufechten. Im zweiten Buche der Aeneis — ich werde mich hier überhaupt auf diesen kleinen Raum beschränken — ist kaum ein Vers ohne stärkere, wenn auch nicht immer, wie z. B. V. 45, zwingende Gründe als suspect bezeichnet. Nur war bei V. 76, nicht V. 107 als Verdächtigungsursache anzuführen, sondern lieber die gründ-

*) Vgl. noch die ausführliche Besprechung von D. v. Nagujevski in d. Gelehrt. Notiz d. Univers. Kasan, Bd. III (russisch).

liche Auseinandersetzung E. Albrechts im Hermes XVI (s. S. 427) zu erwähnen.

Bisweilen ist in den kritischen Anmerkungen die Absicht des Herausgebers mir nicht ganz deutlich, V. 226 z. B. *effugiunt* und V. 458 *evado* ist das Praefix *e* (auf) gewifs das einzig richtige. V. 117 ist es nicht klar, womit Ribbeck *venistis* stützen will; sollte hier ein Rest der ursprünglichen Bedeutung und der Wurzel des Wortes (wohl = *βαίνω*) erhalten sein?

Konjekturen werden in Menge mitgeteilt, nicht selten mit mifsbilligenden Zusätzen, wie „*infeliciter*“ V. 12, „*perperam*“ V. 24, „*nihil mutandum*“ (V. 322). Zu der Kategorie der weniger nötigen Vorschläge führe ich noch die zu V. 62 (zwei), V. 94, 95, 97 (alle drei von Nauck!), V. 235, 307, 471 erwähnten und von Ribbecks eigenen die zu V. 450 und 662. Sehr bedenklich scheint auch das in den Text gesetzte *Priami* V. 422, weniger sicher *quive fuat* V. 75. Altertümliche Formen und altertümliche Orthographie werden von Ribbeck noch immer sehr stark bevorzugt (vgl. V. 57 *pos*, V. 228 und 629 *treme facta*, auch *novos, equos, ecus, ecum, divom, Argivom, Archivom*, V. 306 *bovom*); da könnte doch V. 59 das von Servius vorangestellte *quis* (Dat. Plural) schon als *lectio difficilior* schwer wiegende Rechtsansprüche aufweisen. Stark archaisierend sind auch die Vermutungen über *ac* zu V. 546, 713, 718.

Noch an folgenden Stellen aus Aen. II erlaube ich mir einen Zweifel über die Wahl der Lesart auszusprechen: V. 56 lieber *stares*, V. 69 *me* wie Quintilian, V. 105 doch wohl *causas*, 132 *ergŏ*, 465 *ea lapsa*, 521 *non*, 731 *vicem* (denn *evadere viam* kann kaum mit *evadere urbes, ripam* geschützt werden).

In der *Appendix* werden besonders neue Arbeiten von Bücheler, Ellis, Leo berücksichtigt. Verlockend wäre es noch an einigen Stellen den Culex, „*coniecturis sepultum*“, wieder hervorzuziehen; ich beschränke mich auf eine, V. 168, wo die gute Emendation Ribbecks *nisus* durch nichts weniger als zwei andere, in den Text heraufgenommene: *mollibant herbae* (statt *tollebant aurae*, was ja vortrefflich ist) arg beeinträchtigt wird. Zur Appendix hat Ribbeck auch *Dirae* und *Lydia* zugefügt, „*ne opellam meam olim in his carminibus positam praeclara sospitatorum noviciorum inventis nimia obruerent oblivione*“.

Die kleine Ausgabe, die nichts von Textkritik aufnimmt, ist mit einem Index Nominum und einer ausführlichen narratio de vita et scriptis Vergili bereichert.

Wenn Ribbeck seinen neuen Virgil „non renatum potius quam recoctum et deminutum“ nennt, brauchen wir gewifs nicht an Pelias zu denken. Diese Ausgabe wird selbstverständlich nicht so viel Aufsehen erregen wie die erste, aber ihre Lebensbahn wird doch nicht weniger gedeihlich und ehrenvoll sein.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

160) **Ciceros rhetorische Schriften.** Auswahl für die Schule nebst Einleitung und Vorbemerkungen von **O. Weifsenfels.** Leipzig, B. G. Teubner. VIII und 356 S. 8. ℳ 1. 80.

Über die Zweckmäfsigkeit der zur Lektüre ausgewählten Abschnitte kann man verschiedener Ansicht sein; es sind eine Anzahl längerer Abschnitte aus dem ersten Buche de oratore, eine kleinere Zahl aus dem zweiten Buche, wenig aus dem dritten, etwa 45 Kapitel aus dem Brutus, der Orator ganz. Der Berichterstatter unterdrückt seine subjektiven Wünsche, der Aufnahme des ganzen Orator spricht er gern seinen Beifall aus. Dem Texte, dem die Teubnersche Ausgabe von W. Friedrich zugrunde gelegt ist, sind Analysen der ausgewählten Abschnitte vorangeschickt, wohl geeignet, über Inhalt, Zusammenhang und Bedeutung der Stelle aufzuklären; am eingehendsten und vollständigsten wiederum ist die vom Orator. Besonderen Wert bekommt das Buch aber durch die 122 Seiten umfassende Einleitung, die in drei Kapiteln das Wesentliche über Geschichte und Wesen der antiken Beredsamkeit bringt. Im ersten Kapitel, „Die Entwicklung der Rede bei den Griechen“, wird die griechische Redekunst geschildert von Perikles bis Molo, im zweiten Kapitel, „Die Entwicklung der Rede bei den Römern“, die römische in ihren Hauptvertretern vom ältern Cato bis auf Cicero, im dritten Kapitel, „Abrifs der Rhetorik“, wird das Ideal der Beredsamkeit bei den Alten erörtert und sodann namentlich der Darstellung der *Inventio, Dispositio und Elocutio* ein breiter Raum gegönnt. Die geschichtlichen Darlegungen bringen nicht sowohl rein Historisches über Sachen und Personen — in dieser Hinsicht hätte Verf. im Interesse der Schüler weit mehr thun können —, als vielmehr eine ästhetische Würdigung der einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete der Beredsamkeit, der man trotz mancher Breite in der Darstellung gern Beifall zollt.

Hanau. **O. Wackermann.**

161) **Aloys Hartl, Sprachliche Eigentümlichkeiten der Vulgata.** Beilage zum XXIV. Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums Ried, 1895. 21 S. 8.

Verf. will in seiner Arbeit eine Darstellung des Sprachcharakters der Vulgata geben. Er erzählt zuerst die Geschichte ihres Entstehens, indem er von den Sprachen der h. Schrift ausgehend, wobei er eingehender die griechischen Übersetzungen des Alten Testaments behandelt, zunächst über die ältere, vor Hieronymus angefertigte lateinische Übersetzung, speziell über die im Vulgärlatein geschriebene Itala spricht, worauf er dann die Übersetzung des klassisch gebildeten Hieronymus, die Vulgata, näher betrachtet. Er erklärt die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Vulgata im allgemeinen als Eigentümlichkeiten der Itala, indem der Übersetzer den durch die Itala gebräuchlich gewordenen Ausdruck schonen wollte. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Vulgata teilt er dann in zwei Gruppen: Eigentümlichkeiten des Vulgärlateins und Spuren der Einwirkung des mit zahlreichen Hebraismen versetzten griechischen Originaltextes, und führt entsprechende Beispiele in grofser Zahl an. Eine gewisse Ergänzung zu dieser Schrift giebt

162) **E. Ehrlich, Beiträge zur Latinität der Itala,** Beilage zum Programm der Realschule zu Rochlitz, 1895. 36 S. 4.

Die Schrift stellt es sich zur Aufgabe, eingehend mit umfangreichem Beispielmaterial nachzuweisen, dafs die Itala bestrebt war, möglichst formelle Gleichheit mit dem griechischen Originalausdruck rücksichtlich der Etymologie und Wortbildung durchzuführen.

Buchsweiler i. E. **E. Grupe.**

---

163) **Emmerich Alker, Die vortrojanische Aegyptische Chronologie im Einklang mit der biblischen.** Nebst 4 Beilagen: 1) Typhon und Nuter-Set. 2) Religiöse Thätigkeit Josefs in Ägypten. 3) Bericht Manethos über die Unreinen. 4) Chronologie der Richterzeit. Leobschütz, Georg Schnurpfeil, 1896. VIII u. 272 S. 8. ℳ 8.

Der Verf. vorliegenden Buches hat, wie er im Vorwort berichtet, in einem früheren Werke „bis zur Evidenz" erwiesen, dafs Manetho seine ägyptische Geschichte in einen Cyklus von 3600 Jahren, der von 3948 bis 348 v. Chr. reichte, eingeschlossen hatte, und seinen ersten König Menes ausdrücklich 1586 Jahre nach Beginn dieses Cyklus, also 2362 v. Chr.

zur Regierung kommen liefs. Jetzt will er zeigen, wie sich die ersten 19 ägyptischen Dynastieen in den Zeitraum von 2362—1206 v. Chr., in welch letzteres Jahr nach ihm der Anfang der 20. Dyn. und der Trojanischen Ära fiel, unterbringen lassen; unter Berücksichtigung der von ihm, gleichfalls nach seiner eignen Angabe, in frühern Schriften hinreichend begründeten Hypothese von der Zählung nach $^{6}/_{10}$ oder Dreifünftel-Jahren in den Schriften gewisser Chronographen des Altertums.

Als Grundlage bei seiner Reduktion der Dauer der ägyptischen Geschichte benutzt er die Königsliste des Eratosthenes, welche er als ein vollständiges Verzeichnis nacheinander regierender ägyptischer Könige behandelt. Mit dieser Ansicht wird er wohl ziemlich allein stehen, denn es ist jetzt doch kaum mehr zweifelhaft, dafs wir in dieser Liste die Kopie eines Denkmales vor uns haben, auf dem, ähnlich wie in den Tafeln von Abydos und Saqqarah, eine Reihe von göttlich zu verehrenden und zu diesem Zwecke aus den Herrschern Ägyptens nach subjektiven Gesichtspunkten ausgewählten Königen verzeichnet stand. Dieser Liste wurden in hellenistischer Zeit zum Teil recht ungeschickte Übersetzungen der einzelnen Namen und für jeden Herrscher eine Regierungsdauer beigefügt. Das ursprünglich jedenfalls wertvolle Verzeichnis ist schlecht überliefert und kann daher verhältnismäfsig nur wenig Nutzen für die Geschichtsforschung stiften.

Diese schlechte Überlieferung erkennt der Verf. an, bezweifelt aber darum nicht die Brauchbarkeit der Liste, sondern entnimmt ihr nur die Berechtigung, dieselbe in der kühnsten Weise zu emendieren, umzustellen und umzudeuten. Ein Beispiel für viele. Als Nr. 22 hat die Liste *Νιτωκρίς, γυνὴ ἀντὶ τοῦ ἀνδρός*. Da „jeder Gassenjunge in Ägypten“ wufste, dafs Nitocris ein Weib war, wäre dieser Zusatz nach dem Verf. einfältig; so ist vielmehr nach S. 169 zu lesen: *Νίτωκρις, γυνή*, [*ἀντι ΓΟ'-ν-αὐαρ(ις)*], d. h. Nitocris begann im Jahre 3458 einer alten Weltära zu regieren — [oder nach Ablauf der 73. Hanti (= Periode) — à 33½ Jahr — nach der Zählung derer von Hauar (= Avaris)], d. h. der Hebräer.

Um die Angaben des Eratosthenes mit denen des Manetho in Einklang zu bringen, wird angenommen, bei letzterem fände sich eine Reihe thatsächlich identischer Dynastien gesondert verzeichnet. Auf Grund dieser Ansicht und einzelner aus Lauth, Brugsch und des Referenten ägyptischer Geschichte entlehnter Notizen konstruiert der Verf. historische Thatsachen

von überraschender Neuheit. Auch hier ein charakteristisches Beispiel. Der Verf. findet in Lauths sonderbarer Schrift „Chufus Bau und Buch" die Angabe, eine Prinzessin Merites (Mertitefs) nenne sich Favoritin des Snefru und Chufu und Geehrte des Chafra, und führe den Titel maat Har Set „die den Horus und Set sieht". In solchem Titel ist Horus und Set thatsächlich, wie jeder, der sich mit ägyptischer Geschichte beschäftigt, wissen sollte, eine Bezeichnung des Pharao, der die Macht der beiden feindlichen Brüder, welche die Herrschaft der Welt geteilt hatten, in seiner Person verkörperte. Der Verf. entnimmt dagegen Lauths Angaben S. 119 etwas ganz anderes: „Mertitefs, die jugendliche Frau des Snefru, überlebte den Snefru und hiefs als Königin-Witwe Maat-Har (Verehrerin des Horus). Um sie zu heiraten und König von Ägypten zu werden, zieht Chufu-Salatis-(Seth) mit seinem Volke nach Ägypten. Die Heirat findet statt und Mertitefs Maat-Har nennt sich nun aus Liebe zu ihrem neuen Gatten nach dem Gotte, dem er dient, Mertitefs, Maat-Har-Seth ..... Demnach ist also der tausendfach besprochene Einfall der Hyksos in Ägypten als die Hochzeitsreise des Chufu-Salatis zu betrachten, bei welcher er sich von seinem ganzen Volke begleiten liefs", u. s. f.

Dafs für den Verf. die Pyramidenerbauer und die Hyksos identisch sind, geht hieraus bereits hervor; dafs die Hyksos wieder einmal den Juden entsprechen müssen, ist hiernach zu erwarten. Überraschen mufs es aber doch, auf S. 234 zu lesen, dafs Herodots Cheops dem biblischen Josef entspricht, den man vor Herodot Hájosef „der Josef" genannt habe, was er in *Χεόψ* gräcisierte, während die Schlufssylbe von Josef = Jussuf zu *Σοῦφ-ις* wurde; und dafs andererseits Chephren dem Sohne Josefs Ephraim entspricht.

Für zahlreiche ähnliche Entdeckungen mufs auf das Buch selbst verwiesen werden; die angeführten Stellen werden genügen, um dem Leser zu zeigen, dafs der Verf. in die Reihe der Uhlemann und Knoetel gehört, deren Arbeitsweise bereits vor nunmehr 40 Jahren von Gutschmid (vgl. Kleine Schriften I, S. 330 ff.) genügend gekennzeichnet hat, ohne dafs dies verhindert hätte, dafs sie jahraus jahrein Nachfolger auf ihren phantastischen Bahnen finden.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

164) **Roberts, W. Rhys, The Ancient Boeotians, their character and culture, and their reputation.** Cambridge, 1895. Mit einer Karte von Böotien und Attika. VI u. 92 S. 8.

Der Verfasser untersucht die Berechtigung der bei Alten und Neueren

weit verbreiteten Anschauung, dafs die Böoter einen geistig tiefstehenden Zweig der Griechen gebildet haben, auf den wegen seiner ἀναισθησία das Wort *Βοιωτία ὗς* mit Recht angewandt sei. Er behandelt zunächst die litterarische Überlieferung, dann die politischen Verhältnisse, die Beziehungen der einzelnen Städte zu einander und zum Auslande, besonders zu Persien und Attika; der Inhalt der weiteren Kapitel ist: Litteratur und Kunst in Böotien; die Persönlichkeit des Epaminondas; die Böoter als Holländer Griechenlands; Zusammenfassung der Ergebnisse. Den Schlufs bilden eine Liste der Geschichtsdaten, eine Besprechung der benutzten Hilfsmittel und ein reicher Index.

Die Arbeit ist frei von Voreingenommenheit für den behandelten Volksstamm; wenn sie im ganzen eine Art „Rettung" ist, so ist das leicht erklärlich: wir kennen die Böoter des 5. und 4. Jahrhunderts, der Glanzzeit Griechenlands, wenig oder gar nicht aus Mitteilungen von Landsleuten, sondern aus den Berichten der Athener. Deren litterarische und künstlerische Bildung und weltmännischer Schliff übertraf die andern Stämme Griechenlands fast alle in ganz erheblichem Mafse, so dafs ein Weniger gerade bei den nächsten Nachbarn diese weit geringschätziger beurteilt werden liefs, als sie es, mit andern Stämmen verglichen, verdient hatten. Der Name Böotien, der an *βοῦς* erinnert, hat jedenfalls diese Geringschätzung befördert, ähnlich wie das mecklenburgische Wappen, der Ochsenkopf, die Ansicht von der geistigen Inferiorität der Mecklenburger gestützt hat.

Dafs dem Urteile der Athener etwas Thatsächliches zugrunde lag, läfst sich nicht in Abrede stellen; anderseits zeigen die herrliche Gestalt des Epaminondas und die nicht geringe Zahl von Künstlern, die aus Böotien stammten, dafs die Kulturstufe doch nicht niedrig zu nennen ist.

Die Vergleichung der Böoter mit den Holländern hinkt natürlich etwas; Ähnlichkeit ist allerdings da, doch scheint mir manches, was Rob. vorbringt, sehr gesucht zu sein.

Anzuerkennen ist die Litteraturkenntnis des Verfassers; auch die deutschen Forschungen hat er recht eingehend benutzt.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

165) **Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten, herausgegeben** und erläutert. III. Heft: Die kleineren Weltkarten. Mit 74 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Jos. Roth, 1895. 160 S. 4. ℳ 5.

Das dritte Heft des verdienstvollen Werkes, dessen beide ersten Hefte ich in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1895, S. 382, angezeigt habe, behandelt alle mittelalterlichen Weltkarten, die nicht von Ptolemäus, dem Kompasse, den Arabern und den neuen Entdeckungen beeinflufst sind, sondern auf der römischen Weltkarte beruhen, aufser der im ersten Hefte behandelten Beatuskarte und den grofsen Wandkarten von Hereford und Ebstorf, im ganzen 28 verschiedene Karten, resp. Gruppen von Karten. Ich nenne nur die wichtigsten: die beiden Karten des hl. Hieronymus (Asien mit der Balkanhalbinsel und Palästina), die Weltkarte des Heinrich von Mainz, die Cottoniana (angelsächsische oder Prisciankarte), die Psalterkarte von London, die Weltkarte Lamberts von St. Omer, die zwei Karten des Guido in Brüssel, die Karten des Mattheus Parisiensis (Weltkarte, Karte von England, Itinerarium nach Unteritalien, Karte von Palästina), die Karten des Ranulf Higden (8 Codices mit 9 Karten sind Miller bekannt geworden), die Gruppe der Sallustkarten, die sogenannten T-Karten, die Macrobius-Karten, Karten der Klimate, die Darstellung der Erde auf Münzen, die Weltkarten des Marino Santo und Petrus Vesconte, die Karte von Palästina in Oxford. Die meisten Karten werden uns in Lichtdrucken, wichtigere auch in Farbendruck vorgeführt, einige auf richtige Verhältnisse reduziert. Von allen Karten wird der Text übersichtlich zusammengestellt. Wie viel der Verfasser dabei geleistet hat, geht schon darau hervor, dafs wenigstens zweitausend falsche Lesungen früherer Herausgeber ausgemerzt sind.

Ich will wünschen, dafs die Hoffnung des Verfassers, es möchte die Arbeit auch von den Lehrern der Geographie benutzt werden, in Erfüllung gehe; so vorzüglich und zugleich so billig und bequem ist bis jetzt die kartographische Thätigkeit in den Mappae mundi während des Mittelalters noch nicht vorgeführt worden.

Oldesloe. **R. Hanson.**

---

166) **F. P. Garofalo, Sul plebiscitum Atinium.** Catania, tip. Monaco e Mollica, 1896. 26 S. 4.

Nach Ateius Capito bei Gellius 14, 8 hatten die Volkstribunen

das *ius senatus habendi, quamquam senatores non essent ante plebiscitum Atinium.* Über die Zeit und den Wortlaut dieses für die Beziehungen der Volkstribunen zum Senat bedeutsamen Plebiscits wissen wir nichts. Gewifs ist, dafs seit der Zeit des Augustus nur Senatoren das Volkstribunat bekleideten; denn es folgte in der Ämterlaufbahn auf die Quästur, und der Antritt dieser verlieh sofort den Sitz im Senate. Dafs diese Einrichtung durch ein Plebiscit geschaffen wurde, scheint nicht annehmbar. Deshalb herrscht die Meinung vor, das Plebiscitum Atinium habe den Volkstribunen nicht unmittelbar den Sitz im Senat zuerkannt, sondern blofs das Recht, bei der nächsten Lectio senatus in die Liste der Senatoren eingetragen zu werden und inzwischen mit beratender Stimme an den Verhandlungen des Senates teilzunehmen. Schon vorher also hatten die Volkstribunen nach Ateius Capito das *ius senatus habendi*, von dessen Benutzung freilich ein einziger und zwar ein nicht gegen alle Zweifel gesicherter Fall aus dem Jahr 216 bekannt ist (Liv. 22, 61, 7), und damit offenbar auch das *ius sententiae dicendae,* verloren aber diese beiden Rechte mit Ablauf des Amtsjahres. Ist diese Auffassung richtig, so fällt das Plebiscitum Atinium wahrscheinlich vor den Beginn des zweiten punischen Krieges, weil damals die *tribunicii* bereits einen Anspruch auf einen Sitz im Senate hatten. Denn bei Cannae fielen aufser einer Anzahl *praetorii* und *aedilicii* auch Männer, *qui eos magistratus gessissent, unde in senatum legi deberent,* wobei man doch vorab an die *tribunicii* denkt; und bei der aufserordentlichen Ergänzung des Senates in dem nämlichen Jahr wurden Männer in denselben aufgenommen, *qui aediles, tribuni plebis quaestoresve fuerant.* Ferner stiefsen 214 die Censoren den Quästor M. Caecilius Metellus aus den Tribus aus, worauf er das Volkstribunat bekleidete, aber 209 bei der Lectio senatus übergangen wurde, indem er somit als *tribunicius* einen Anspruch hatte, in den Senat aufgenommen zu werden. Man braucht also Liv. 45, 15,9 nicht anzunehmen, dafs Cn. Tremellius Aedilis curulis gewesen war.

Alle diese hier in Frage kommenden Momente werden von G. unter Benutzung einer reichen Litteratur eingehend erörtert. Er glaubt die Worte des Gellius so auslegen zu dürfen, dafs das Plebiscit des Atinius blofs den *mos maiorum* zum Gesetz erhoben habe und kurze Zeit vor den Gracchen erlassen worden sei.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

167) **Eduard Hula, Die Toga der späteren römischen Kaiserzeit.** S. A. aus dem Jahresbericht des K. K. 2. deutschen Gymnasiums in Brünn pro 1894/95. 8.

Verfasser behandelt zuerst die Toga zur Zeit Tertullians auf Grund einer Stelle aus dessen de pallio c. 5, die eingehend erörtert und mit einigen Stellen von Quintilian und Macrobius verglichen wird, dann den Umbo, ferner die Togastatuen und Togabüsten mit einem breiten Querstreifen über der Brust, die Tracht zweier Statuen des Konservatorenpalasts und endlich die Toga der Diptychen. In zwei wichtigen Punkten bin ich anderer Ansicht als der Verfasser. In der Erklärung der Tertullianstelle scheint er mir zu irren, wenn er ambitus als den ganzen Rand der Toga faſst. Ambitus ist vielmehr dasjenige Drittel der Toga, das um den Leib herumläuft, während das erste vorn, das letzte hinten von der l. Schulter herabfällt. Der Zusatz *ex quo sinus nascitur* paſst wie auch der Name vorzüglich zu dieser Erklärung, denn an dem mittleren Drittel war eben das faltige Stück angenäht, das den *sinus* bildete. Im zweiten Abschnitt sodann will H. nach Persius, Sat. 5, 33 den *umbo* und *sinus* als identisch fassen. Den Sinn der Stelle giebt er richtig so wieder: „Der Jüngling hat die toga praetexta, die mit einem Purpurstreif versehene Toga abgelegt: nun darf er sich frei in der Stadt ergehen und sich unter die Männer mischen: die Berechtigung dazu giebt ihm der *candidus umbo.*" Wenn er aber nun meint, offenbar sei unter diesem Ausdruck tropisch die ganze Toga verstanden, so beruht das auf einem offenbaren Miſsverständnis der Sache; Marquardts von H. angefochtene Erklärung des *umbo* ist vielmehr ganz zutreffend und verträgt sich aufs beste mit der Persiusstelle. Marquardt sagt etwa: „War der Umwurf der Toga vollendet, so zog man unterhalb der Brust das zuerst angelegte Drittel der Toga, welches nunmehr unter dem *sinus* lag, etwas in die Höhe, so daſs es über den *sinus* herabfiel, wodurch der ganzen Lage des Gewandes mehr Haltung gegeben wurde (indem unter dem *umbo* die Toga mit *custodibus forcipibus,* mit Spangen zusammengeheftet wurde). Dieses Stück hieſs der *umbo* oder *nodus.*" Hatte nun die Toga eine breite Purpureinfassung, so war natürlich das hervorgezogene Stück ein Teil des Purpurbesatzes, also rot; bei der Männertoga, die diesen Besatz nicht hatte, selbstverständlich weiſs, so daſs die weiſse Farbe des *umbo* so gut wie der Wegfall des ganzen Streifens der *praetexta* die Männertoga von der Knabentoga unterschied. Nach H.s Auffassung müſste ja der ganze *sinus* der *t. praetexta* purpurn

gewesen sein. Auch die Tertullianstelle verträgt sich durchaus mit der üblichen Auffassung des *umbo*.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

168) **H. C. Müller, Beiträge zur Lehre der Wortzusammensetzung im Griechischen,** mit Exkursen über Wortzusammenstellung im Indogermanischen und in verschiedenen anderen Sprachfamilien. Leiden. A. W. Sijthoff 1896. 57 S. 8.

Der Titel dieser Schrift von rein kompilatorischem Charakter sollte eigentlich umgekehrt lauten, da, wie jedem Sachkundigen sofort klar wird, wenn er erfährt, dafs in derselben nur über die sogenannten Dvandva-Composita gehandelt wird, das Griechische nur den bescheidenen Raum von kaum 5½ Seiten einnimmt. Der ganze übrige Raum ist der Betrachtung der Wortzusammenstellung in den übrigen indogermanischen Sprachen und in anderen Sprachfamilien gewidmet. Selbständige Ansichten hat der Verfasser, so weit Referent sehen konnte, nicht aufgestellt, aber auch die Benutzung der Litteratur ist nicht ausreichend. Hätte er beispielsweise in die Histor. Gramm. der lat. Sprache I, 367 Einsicht genommen, so würde er gefunden haben, dafs die von ihm vollinhaltlich angenommene Lehre Justis von einem Unterschiede der Zusammenrückung und wirklichen Zusammensetzung schon längst von Tobler als hinfällig erwiesen worden ist. Auch wären in diesem Falle seine Ausführungen über die Dvandva-Zusammensetzungen der lateinischen Sprache sicher anders ausgefallen. Auf das ferne Gebiet der nichtindogermanischen Sprachen vermag ich dem Verfasser nicht zu folgen. Jedenfalls wäre, wovon er selbst am Schlusse der Schrift spricht, die bessere und gründlichere Erforschung des ungemein reichen Sprachmaterials besser vorausgegangen und dann erst eine auf selbständigerer Basis stehende Schrift über den zweifellos interessanten Gegenstand ausgearbeitet worden.

Innsbruck. **F. Stolz.**

---

169) **H. G. Zeuthens Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter.** Deutsche Ausgabe besorgt von Dr. von Fischer-Benzon. Kopenhagen, Andr. Fried. Höst & Sohn, 1896. 342 S. 8.

Das frisch und anregend geschriebene Buch ist aus Universitäts-Vorlesungen hervorgegangen, beruht, wo nicht auf eigenen Forschungen, auf

dem sicheren Grund der vom Cantor in seinen „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik" niedergelegten Untersuchungen und behandelt am eingehendsten Euklids Elemente. Nach des früh verstorbenen Hermann Hankel Beiträgen „Zur Geschischte der Mathematik in Altertum und Mittelalter", herausgegeben von seinem Vater W. G. Hankel (Leipzig, B. G. Teubner, 1874), ist kein Buch erschienen, das so geeignet wäre, in das Studium der Geschichte der Mathematik einzuführen und auf das schwerere Rüstzeug von Cantors umfassendem Werk vorzubereiten, als das uns vorliegende. Aber leider entbehrt Hankels nachgelassenes Werk des rechten Abschlusses und der letzten Feile, ist in manchen Teilen auch schon veraltet. Die so entstandene Lücke in der Litteratur auszufüllen ist Zeuthens Werk voll berufen. Für eine neue Auflage, die hoffentlich recht bald nötig sein wird, möchte ich den Wunsch aussprechen, dafs die Zahl der Druckfehler geringer ausfalle, auch hier und da bemerkte Härten des Ausdrucks beseitigt werden möchten.

Rendsburg. **Karl Hunrath.**

---

170) **Ad. Lange, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** für Sekunda. Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne im Anschlufs an die Klassenlektüre bearbeitet. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung, 1895. 212 S. 8. ℳ 1. 80.

Die Grundsätze, von denen sich der Verfasser bei Ausarbeitung seines Buches hat leiten lassen, und welche von vornherein für dasselbe einnehmen, sind folgende: Zuerst hat L. sein Hauptaugenmerk auf eine klare und gut deutsche Ausdrucksweise gerichtet. Dies hat natürlich zur Folge gehabt, dafs manche Ausdrücke, deren Übersetzung einem Untersekundaner Schwierigkeiten bereiten würden, durch Fufsnoten erklärt sind. Sodann sind die Übungsstücke so angelegt, dafs a) der auf der Unter- und Mittelstufe behandelte grammatische, stilistische und lexikalische Stoff möglichst vielseitig zur Einübung gebracht wird, und dafs die Texte dem geistigen Standpunkt des Schülers angemessen sind. Inhaltlich schliefsen sie sich an die Prosaiker an, welche „erfahrungsgemäfs am meisten in Sekunda gelesen werden": Livius, Buch VIII und IX mit Auswahl, Buch XXI und XXII ganz; Sallust, Cicero pro Roscio Amerino, de imp. Pompei und die 4 Reden gegen Catilina. Ungern vermissen wir Liv. Buch I, dessen Inhalt jeder Gymnasiast im Urtext gelesen haben sollte.

Im übrigen stehen wir nicht an, das Buch als ein brauchbares Hilfsmittel zur gründlichen Einübung der lateinischen Grammatik und zur Befestigung des aus der Lektüre genommenen Wortschatzes zu empfehlen.

Arnstadt. **W. Müller.**

171) **O. Richter, Lateinisches Lesebuch.** III. Teil: Quarta. 7. Aufl. Berlin, Nicolai, 1895. Geh. ℳ 2. 50; geb. ℳ 2. 75.

Das Richtersche Lesebuch für Quarta bietet den lateinischen Lesestoff an Stelle eines Nepos in zusammenhängenden Lesestücken, die sich gröſstenteils an lat. Schriftsteller, besonders auch Nepos und Curtius anlehnen. Sie führen zugleich grammatische Erscheinungen nach einem methodischen Plane vor. Im 2. Teile folgt diesen grammatischen Abschnitten entsprechender deutscher Übersetzungsstoff in sehr beschränktem Umfange und nur in Einzelsätzen mit buntem Inhalt. Für die ersten 48 lat. Stücke ist ein besonderes Vokabelverzeichnis vorhanden, für die übrigen ein alphabetisches; Abschnitt IV enthält ein Verzeichnis der Verba, in welchem das Supinum durch ein Part. fut. act. oder Part. perf. pass. ersetzt ist, Abschnitt V eine Formenlehre, die den übrigen Elementarstoff aus Quarta noch einmal zusammenfaſst. Abschnitt VI bietet syntaktische Regeln in einem für Quarta ausreichenden Umfange.

Wie wir schon bei den früheren Teilen des Richterschen Buches hervorhoben, verdienen die lat. Stücke unbedingtes Lob sowohl nach der inhaltlichen, wie nach der sprachlichen Seite. Was aber den Stoff zum Übersetzen ins Lateinische betrifft, so fragt man sich erstaunt: Wozu sind denn eigentlich die Lehrpläne erschienen? Damit gerade ihren methodischen Hauptforderungen ins Gesicht geschlagen wird? Wie können da die Lehrpläne dafür verantwortlich gemacht werden, daſs das Lateinische auf dem Gymnasium fortdauernd zurückgeht, wenn gerade die Lehrbücher die weiteste Verbreitung finden, welche sich gar nicht an die Lehrpläne halten? Dann möge doch die Willkür wenigstens amtlich freigegeben und nicht der Anschein erweckt werden, daſs der Gesichtspunkt der Konzentration im lat. Unterrichte existiere. **B. Grosse.** Arnstadt.

Vakanzen.

Halle, O.-R.-S. Dir. 5100 u. W. Magistr.
Havelberg, Rprg. Hilfsl. Math., Nat. u. N. Sp. N. E. Dir. John.
Kassel, O.-R.-S. N. Spr. oder Deutsch u. Gesch. N. E. Dir. Dr. Quiehl.
Stargard i. Pr., Rg. 1) N. Spr. 2) Deutsch, Latein od. Gesch. N. E. Dir. Dr. Rohleder.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 3. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

172) **Herodotus. The fourth, fifth and sixth books.** With introduction, notes, appendices, indices, maps. By **R. W. Macan.** Vol. I: Introduction, text with notes. CXX u. 396 S. Vol. II: Appendices, indices, maps. XI u. 341 S. 8. London, Macmillan and Co., 1895. 32 sh.

R. W. Macans Ausgabe des vierten, fünften und sechsten Buches des Herodot ist in derselben Weise bearbeitet, wie das im Jahre 1883 in demselben Verlage erschienene Werk von A. H. Sayce, das den Titel: The ancient empires of the east führt und die drei ersten Bücher Herodots behandelt. Es besteht aus einer ausführlichen Einleitung, dem griechischen Text mit begleitenden Fufsnoten und einer grofsen Zahl von Anhängen, welche die von Herodot gebotene Erzählung vom Standpunkt der historischen Kritik aus eingehend betrachten. So kann man R. W. Macans Werk gleichsam als eine Fortsetzung des Buches von A. H. Sayce bezeichnen.

In der Einleitung stellt der Verf. zunächst das Verhältnis fest, in dem die von ihm behandelten drei Bücher sowohl zu den drei vorher-

gehenden, als auch zu den drei folgenden stehen. Daran reiht er eine auf einer gründlichen Analyse des Inhalts beruhende Disposition der Bücher IV—VI. Dann wendet er sich zur Bestimmung der Zeit, nach der diese Bücher abgefafst sind, und findet auf Grund einer sorgfältigen Zusammenstellung, dafs in ihnen keine Bemerkung vorkommt, die über das Jahr 431 herabführt. Sehr interessant sind die Abschnitte, in denen der Verf. über die Anachronismen bei Herodot, über den Wert des herodotischen Geschichtswerkes und über Herodot als Geschichtschreiber spricht. Weniger befriedigt dagegen, was er über die Quellen des Herodot sagt, die er grofsenteils für litterarische hält; wenigstens hätte man erwarten dürfen, dafs er unserm Geschichtschreiber den Vorwurf ersparen werde, als ob er willkürlich auf eigene Faust Gewährsmänner für seine Erzählungen erfinde. Ebenso reizt auch der Abschnitt über die Reisen Herodots infolge der allzu grofsen Zweifelsucht des Verf. zum Widerspruch. Hinsichtlich der Abfassung des herodotischen Geschichtswerks weifs der Verf. nichts Neues vorzubringen; die Charakterisierung, die er am Schlusse der Einleitung von demselben giebt, ist recht gelungen.

Über den Text ist nichts zu sagen; es ist im wesentlichen der Steinsche der kleinen kritischen Ausgabe vom Jahr 1884, und auch die textkritischen Anmerkungen sind fast durchweg unvollständig oder ungenau. Um so besser sind die exegetischen Bemerkungen und die Anhänge, die sich auf den gesamten Inhalt der Bücher IV—VI erstrecken. Der 1. behandelt die Skythen des Herodot, der 2. die Geographie des Skythenlandes, der 3. die Zeit, die Beweggründe und den Verlauf des Zuges des Dareios nach Europa, der 4. die Perser in Thrakien, der 5. die Chronologie des ionischen Aufstandes, der 6. die Ereignisse der Jahre 493—491, der 7. die spartanische Geschichte, der 8. Athen und Ägina, der 9. die innere athenische Geschichte; Herodot und Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία*, der 10. Marathon, der 11. die parische Expedition, der 12. die libyschen Berichte, der 13. die Königsstrafse von Susa nach Sardes und der 14. Hippokleides und die Fabel vom Pfau. Dabei stellt sich der Verf. die Aufgabe, unter gewissenhafter Benutzung der einschlägigen Litteratur die Überlieferung einer scharfen kritischen Untersuchung zu unterwerfen, um das Haltbare von dem Unhaltbaren zu sondern und das letztere, wo möglich, durch Besseres zu ersetzen. Dies thut er mit solchem Erfolg, dafs gerade diese Anhänge den wertvollsten Teil seines Werkes bilden, die jeder, der sich mit Herodot IV—VI eingehender beschäftigen will, gerne und mit Nutzen zurate ziehen wird.

Zum Beweise dafür genüge es, auf den 5. Anhang, die Chronologie des ionischen Aufstandes, zu verweisen. Durch Rückdatierung von der Schlacht bei Marathon an steht das Jahr 494 für die Eroberung Milets durch die Perser fest; ebenso durch Herodots ausdrückliches Zeugnis IV, 18, dafs dies ἕκτῳ ἔτει ἀπὸ τῆς ἀποστάσιος τῆς Ἀρισταγόρεω geschehen sei, also im Jahre 499. In den Zeitraum von 499—494 müssen demnach alle von Herodot erwähnten Thatsachen des ionischen Aufstandes verlegt werden. G. Busolt in seiner griechischen Geschichte Bd. II thut dies nun so, dafs er alle Ereignisse von der Ankunft der Athener bis zum Beginn der Belagerung von Milet in das Jahr 498 zusammendrängt, im Jahre 497 die Belagerung von Milet beginnen läfst, die sich nach ihm drei Jahre lang hinzieht, und in das Jahr 493 die völlige Unterwerfung Ioniens und die Gefangennahme und den Tod des Histiäos setzt. Wie unwahrscheinlich diese chronologische Anordnung ist, leuchtet von selbst ein; eine dreijährige Belagerung Milets, ja überhaupt jede längere Belagerung dieser Stadt wäre von Herodot nach seiner sonstigen Gewohnheit ohne Zweifel ausdrücklich berichtet worden. Im Gegensatz zu G. Busolt verlegt R. W. Macan in das Jahr 499 das Mifslingen des Anschlags auf Naxos und den Abfall des Aristagoras, in den Winter 499/8 die Reise des Aristagoras nach Sparta und Athen, in das Jahr 498 die Ankunft der Athener, die Einäscherung von Sardes, die Schlacht bei Ephesos, die Ausbreitung des Aufstandes von Byzanz bis Kypern und den Abzug der Athener, in das Jahr 497 die Unternehmungen des Daurises im Hellespont, den Abfall Kariens, den Feldzug in Kypern, die Schlacht am Marsyas und die Flucht des Aristagoras, in das Jahr 496 die Beendigung des Aufstandes in Kypern, die Schlacht bei Labranda und Mylassa, die Ankunft des Histiäos und seine Umtriebe in Sardes, in das Jahr 495 die Abenteuer des Histiäos, in das J. 494 die Belagerung von Milet, die Schlacht bei Lade, die Einnahme von Milet und die Wegnahme von Byzanz durch Histiäos, in das Jahr 493 den Tod des Histiäos und die *Μιλήτου ἅλωσις* des Phrynichos. Im ganzen wird man sich mit dieser chronologischen Verteilung der Ereignisse einverstanden erklären können; nur werden sich die Vorfälle in Karien auch noch in das Jahr 495 erstreckt haben, und Kypern wurde sicher erst in diesem Jahre wieder unterworfen, da es ja von den mit den Persern im Jahre 494 vor Milet erscheinenden Kypriern bei Herodot VI, 6 heifst: *νεωστὶ κατεστραμμένοι*, was bei einer Unterwerfung im Jahre 496 nicht möglich ist. Damit verschiebt sich

auch der Abfall der Kyprier in eine etwas spätere Zeit, als der Verf. annimmt.

ß.

173—177) 1) **Herodot in Auswahl.** Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von **P. Dörwald.** Mit 4 Karten. Paderborn, F. Schöningh, 1893. VI, 227 S. 8. 2 ℳ

2) **Auswahl aus Herodot.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Fr. Harder.** Mit einem Bildnisse Herodots u. 5 Karten. Leipzig, G. Freytag, 1893. IX u. 269 S. 8. ℳ 1.50.

Schülerkommentar zu der Auswahl aus Herodot von **Fr. Harder.** Herausgegeben von **Fr. Harder.** Leipzig, G. Freytag, 1893. IV u. 100 S. 8. 70 ₰

3) **Herodot.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **J. Werra.** Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1893. XVI u. 276 S. 8. ℳ 2.

Herodot. II. Teil: Kommentar bearbeitet von **J. Franke.** Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1894. 132 S. 8. ℳ 1.

4) **Herodot.** Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von **H. Kallenberg.** Text mit einer Übersichtskarte. XIX u. 262 S. 8. ℳ 2. Kommentar 219 S. 8. ℳ 1. 60. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1895.

5) **Herodotos.** Auswahl für den Schulgebrauch von **H. Stein.** Erster Teil. Text V u. 208 S. 8. Anmerkungen 44 S. 8. ℳ 2. Zweiter Teil. Text 223 S. 8. Anmerkungen 55 S. 8. ℳ 2.40. Berlin, Weidmann, 1895.

Die vorliegenden Ausgaben des Herodot verfolgen alle die gleiche Absicht, nämlich die Lektüre dieses Geschichtsschreibers in der Schule zu fördern. Zu dem Zweck stellen sie aus der reichen Fülle des Inhalts diejenigen Abschnitte übersichtlich unter besondern Überschriften zusammen, die sich nach Ansicht der betreffenden Herausgeber besonders für die Schullektüre eignen. Harder und Kallenberg geben aufserdem noch am Rande die Disposition der einzelnen Abschnitte an, eine Übung, die meiner Meinung nach der gemeinsamen Arbeit von Lehrer und Schülern im Unterricht selbst vorbehalten bleiben mufs. Damit die Schüler aber auch beim Gebrauch einer Auswahl die Anlage und den Gang des Ganzen

kennen lernen, haben die meisten Herausgeber eine mehr oder weniger ausführliche Einleitung über das Leben und das Geschichtswerk des Herodot vorausgeschickt, welche die notwendigen Angaben enthält. Nur Stein hat leider von einer solchen Zugabe abgesehen; er vermittelt den Schülern den Überblick über das Ganze durch eine dispositive Inhaltsübersicht, die er jedem Bändchen beigegeben hat. Kallenberg giebt aufser den in der Einleitung über den Inhalt des Geschichtswerkes gemachten Mitteilungen noch vor jedem Buch besonders eine Inhaltsangabe in Form einer Disposition; ja, er und Harder erstatten sogar innerhalb der einzelnen Bücher kurzen Bericht über das Weggelassene in deutscher Sprache, was kaum notwendig sein dürfte. Harder fügt zu den Abschnitten über das Leben und das Werk Herodots noch eine Auswahl der wichtigeren Zeugnisse des Altertums über unseren Schriftsteller. Am Schlusse des Textes haben Harder, Werra und Kallenberg ein Verzeichnis der Eigennamen. Ob diese Einrichtung in einer mit Kommentar versehenen Schulausgabe praktischen Wert hat, bezweifle ich; denn es heifst doch gewifs dem Schüler etwas viel zugemutet, wenn man von ihm verlangt, dafs er bei der Präparation aufser Wörterbuch und Kommentar auch noch das Verzeichnis der Eigennamen nachschlagen soll, um sich darin über die ihm unbekannten Namen Rats zu erholen. Daher scheint es mir zweckmäfsiger, die in dieser Hinsicht notwendigen Angaben dem Kommentar einzufügen, wo sie der Schüler jedenfalls eher berücksichtigt.

Was nun die Auswahl selbst betrifft, so hat Dörwald von den Büchern I—V abgesehen; er beginnt mit der Schlacht bei Marathon VI, 102 ff. Ich glaube, er hätte, um etwas Vollständiges zu bieten, noch den ionischen Aufstand und den Zug des Mardonios hinzunehmen sollen. Die andern Herausgeber haben eine Auswahl aus dem ganzen Werke des Herodot getroffen. Nur Steins Auswahl zerfällt in zwei Teile, von denen der erste die Bücher I—V, der zweite die Bücher V—IX umfafst; der letztere fängt mit dem ionischen Aufstand an; richtiger wäre es gewesen, wenn auch noch der Skythenzug des Dareios, der ja in inniger Verbindung mit dem ionischen Aufstand steht, in den zweiten Teil gestellt worden wäre. Im übrigen bin ich mit Stein vollständig einverstanden; eine Trennung in zwei Teile ist notwendig, da ja ein Schuljahr unmöglich genügt, den ganzen Herodot kennen zu lernen; man mufs sich notwendigerweise entweder auf die asiatische Geschichte oder auf die Perserkriege beschränken. Abgesehen von Stein, hat nur noch Werra die

asiatische Geschichte in gröſserem Umfang. Kallenberg, der das zweite Buch ganz ausschlieſst, bietet zu wenig, und Harders Auswahl aus den ersten Büchern macht den Eindruck einer Sammlung von Anekdoten und Merkwürdigkeiten. Harders Auszug aus den Büchern I--IV umfaſst 57 Seiten, Kallenbergs 52 gegen 160, bzw. 175, die auf die Perserkriege kommen. Gröſsere Einigkeit und Übereinstimmung herrscht unter den Herausgebern hinsichtlich der Auswahl aus den Büchern V—IX. Alle auſser Dörwald, von dem ich oben sprach, haben den ionischen Aufstand, den Zug des Mardonios, des Datis und Artaphrenes und des Xerxes bis zur Eroberung von Sestos. Natürlich sind auch hier Schwankungen im einzelnen vorhanden. Am ausführlichsten ist auch hier wieder Stein; jedoch genügen alle der Anforderung, die Schüler mit der Geschichte der Perserkriege, wie sie von Herodot dargestellt wurde, bekannt zu machen, und diese Partie ist und bleibt für die Schule eben doch die wichtigste, viel wichtiger als die Kenntnis der orientalischen Geschichte Herodots, und deshalb habe ich mich bei meiner Auswahl (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896) zunächst auf diese Partie allein beschränkt.

Eine Übersicht über den Dialekt Herodots geben Harder, Werra und Kallenberg am Ende der Einleitung vor dem Text, Dörwald vor den Erläuterungen; Stein dagegen hat von einer solchen abgesehen, was kaum zu billigen ist. Hinsichtlich des Dialekts halten sich alle Herausgeber an die Überlieferung mit Ausnahme Kallenbergs, der ihn nach den Inschriften umarbeitet, ja durch Analogieschlüsse noch über diese hinausgeht. Ich kann dies Vorgehen ebenso wenig billigen, wie das Cauers bei Homer und Hillers bei den äolischen Dichtern; denn wer bürgt uns dafür, daſs Herodot wirklich denselben Dialekt, wie die Inschriften, und nicht vielmehr einen davon abweichenden litterarischen benützte? Und selbst angenommen, er habe den Dialekt der Inschriften benützt, so geht doch dieser selbst wieder so weit auseinander, daſs wir nicht wissen, welchen Inschriften wir folgen sollen. Ja, selbst wenn wir uns für die milesischen entscheiden, lassen uns diese in so vielen Fällen im Stich, daſs wir auf Grund derselben gar keine einheitliche Regelung der herodotischen Sprache vornehmen können. Ich denke, alles dieses mahnt uns, so lange bei der Überlieferung stehen zu bleiben, bis wir einmal irgendwo eine festere Grundlage als diese finden.

Die beigegebenen Kommentare haben alle denselben Zweck; sie wollen nicht den Lehrer ersetzen, sondern nur dem Schüler bei seiner Vorbe-

reitung soweit behilflich sein, dafs er das aufgegebene Stück verstehen und zu einer vorläufigen Übersetzung desselben gelangen kann. Fast nur lexikalisch sind die Kommentare von Harder und Franke, der letztere nicht ohne Versehen. Mehr betonen neben dem Lexikalischen das Grammatische Stein und Dörwald. Der beste unter den Kommentaren ist der Kallenbergs, der es sich angelegen sein läfst, die Schüler auch in die Eigentümlichkeiten der herodotischen Sprache einzuführen. Noch etwas ausführlicher habe ich den Kommentar zu meiner Auswahl gestaltet, um dieses Ziel um so sicherer zu erreichen. Dörwald giebt im Kommentar vom siebenten Buche an den Inhalt der ausgelassenen Abschnitte an.

Durlach. **J. Sitzler.**

178) **Goebel, Übersetzung von Buch Λ der Metaphysik des Aristoteles.** (Soester Gymnasialprogramm 1896) Soest. 16 S. gr. 4.

Seinen „Kritischen Bemerkungen zu Aristoteles' Metaphysik" (Soester Progr. 1889 u. 1891) läfst der Verf. nunmehr eine Übersetzung des XII. Buches des genannten Werkes ins Deutsche folgen. Am Schlusse sind von S. 13—16 kritische Bemerkungen angereiht, welche die Stellen behandeln, in denen der Verf. von der gew. Überlieferung abweicht. Dieselben sind verhältnismäfsig nicht zahlreich; die Begründung vorgenommener Textänderungen ist knapp und präcis, aber meist treffend und überzeugend. Dafs der Verf. hierbei im Anschlufs an Christs Ausgabe viele müfsige Zusätze als Glossen behandelt und in der Übersetzung wegläfst, ist nur zu billigen, wenn man die Art bedenkt, wie die meisten aristotel. Werke, insonderheit die Metaphysik, uns überliefert sind. Durch diese Weglassung störenden Ballastes gewinnt der Zusammenhang der Gedanken an Klarheit und Übersichtlichkeit und wird dem Leser das Verständnis mancher Partieen wesentlich erleichtert. Ein weiterer Vorzug dieser Übersetzung eines einzelnen Buches, der sie auch nach so manchen vorausgegangenen Übersetzungen des Gesamtwerkes, wie z. B. der treffl. Arbeit Albert Schweglers, keineswegs überflüssig erscheinen läfst, ist der, dafs sie im ganzen ein fliefsendes Deutsch bietet und sich durch Ersetzung sonstwohl gebrauchter philos. Fremdwörter durch gleich gut verständliche deutsche Ausdrücke vorteilhaft auszeichnet. So spricht der Verf. z. B. von „Wesenheiten" statt „Substanzen", „Urgründen" statt „Prinzipien", von „Beschaffenheit und Gröfse" statt von „Qualitativem und Quanti-

tativem"; „alle Artgegensätze sind dem Vermögen nach dasselbe" statt: „alles Entgegengesetzte ist potenziell identisch" (Schwegler) u. dgl. mehr. Nur scheint er in dieser Beziehung hie und da etwas zu weit zu gehen und gelangt dann zu Wortbildungen, die kaum zulässig sind, so wenn er 1075ᵇ 10 *ἡ ἰατρικὴ ἐστί πως ἡ ὑγίεια* übersetzt mit: „Die Arzneikunst sei in urgewisser Hinsicht (statt etwa: gewissermaſsen) die Gesundheit".

Nachfolgende Bemerkung sei noch gestattet: Zu 1075ᵇ 12 *ἐὰν μὴ ῥυθμίσῃ τις* meint der Verf. der Lesart Alexanders *ῥαθυμήσῃ* den Vorzug geben zu müssen, weil für die ursprüngl. Lesart *ῥυθμίσῃ* „uns der Schlüssel zum Verständnis verloren gegangen sei". Allein warum *ῥυθμίσῃ* „*nisi quis in iustam formam redegerit*" oder wie Schwegler will „es sei denn, dass ein Dritter nachhilft" dem Zusammenhange nach nicht ebenso verständlich sein soll, als Goebels „man müſste denn keine wissenschaftliche Ansprüche machen" ist nicht abzusehen. — Zu 1076ᵃ 4 bemerkt der Verf. die korrigierte Lesart *εἷς κοίρανος ἔστω* sei zu verwerfen und mit Ab *ἔστω* auszulassen, da der Eine *κοίρανος*, der *νοῦς* wirklich da sei, also *ἔστω* nicht passe. Sachlich ist das gewiſs richtig. Formell aber ist dagegen einzuwenden, daſs es ja nicht des Aristoteles eigene Worte sind, die die Ausführung abschlieſsen, sondern eben der allbekannte Homervers, den zu verstümmeln um so weniger ein Grund vorlag, als ja das vorangehende *οὐκ ἀγαθὸν* ein *ἔστω* fordert, und die Ergänzung eines *ἔστι* wohl ausschlieſst. Doch das sind Kleinigkeiten. Jedenfalls bietet die Arbeit für das Studium des XII. Buches der Metaphysik, welches als Abschluſs des ganzen Werkes die höchsten Gründe alles Seins behandelt und von Schwegler „gleichsam die überwölbende Kuppel der gesamten Metaphysik" genannt wird, eine wesentliche Förderung und ist als solche dankbar zu begrüſsen.

Landshut. **Joseph Amsdorf.**

---

179) **Corpus Inscriptionum Etruscarum**, ab Academia Litterarum Regia Borussica Berolinensi et Societate Litterarum Regia Saxonica Lipsiensi pecuniis adiutus administrante Augusto Danielsson edidit **Carolus Pauli.** Segmenta II—VI, p. 75—394. Lipsiae apud Ioannem Ambrosium Barth (Arthurium Meiner) 1894—1896. 4⁰. ℳ 80.

Es freut uns, über den rüstigen Fortschritt des verdienstvollen Werkes (vgl. N. Ph. R. 1894, Nr. 1) berichten zu können, das nunmehr bereits

bis zur Hälfte vollendet vorliegt. Die seit der ersten Besprechung erschienenen Hefte behandeln in Nr. 475 bis 3125 ausschliefslich das Gebiet von Clusium, ja es bleiben aus diesem sogar noch ca. 50 Inschriften übrig, die erst das nächste Heft zusammen mit dem Anfang der perusinischen bringen wird. Der Herausgeber teilt den Stoff folgendermafsen ein: 1) Der nordöstliche Teil des Clusinischen Gebietes (Castiglione del Lago, Petrignano, Gioiella, Vaiano) Nr. 475—649. — 2) Der nordwestliche Teil (Montepulciano, Chianciano, Pienza, Castelluccio) Nr. 650—1157. — 3) Die Stadt Clusium selbst Nr. 1058—1454. — 4) Der südwestliche Teil (Palazzolo, Castiglioncello, Sarteano, Gragnano, Cetona, Trevinano) Nr 1455—1626. — 5) Der südöstliche Teil (Città della Pieve, Carnaiola) Nr. 1627—1646. — 6) Inschriften von unsicherer Fundstätte, die aber aus bestimmten Gründen als clusinisch zu betrachten sind, Nr. 1647 bis 3125.

Die sorgfältige Arbeit und die treffliche Ausstattung, besonders auch in den Abbildungen, verdienen dasselbe Lob wie früher. Wie gewissenhaft der Herausgeber bemüht ist, möglichst gesicherte Lesarten zu geben, zeigt sich z. B. bei dem grofsen, schon von Gamurrini behandelten Cippus (Nr. 1136), wo nicht weniger als 16 Papierabklatsche für die Feststellung des Textes verwendet sind.

Die wissenschaftliche Ausbeute der vorliegenden Abteilungen ist eine beträchtliche. Von den 2651 behandelten Inschriften werden nicht weniger als 437 hier zum erstenmal veröffentlicht. Wir heben daraus hervor die Grabschriften der Familien crepi (1473—1479), halsne (1480—1485), herclite (1486—1488), peiϑi (1505—1506), acilu (1524—1525), tetina (1528—1529), vetu aϑnu (1654—1657), sowie einen Cippus mit längerer, freilich unverständlicher Aufschrift (Nr. 1546). Bei vielen der schon früher bekannten Inschriften erhalten wir neue, bessere Lesarten, wie z. B. in Nr. 1082. 1196. 1218. 1430. Auch die Besserungen oder Ergänzungen bei stark verstümmelten Inschriften verdienen wieder Beachtung, wenn auch natürlich in dieser Beziehung manches zweifelhaft bleibt. Als besonders überzeugend möchten wir die Vorschläge zu Nr. 518. 586. 588. 1203. 1821. 2396. 2433 anführen. Ganz unsicher dagegen erscheint die Besserung in Nr. 504. 3119. Auch 1210 kann statt mu ebensowohl num gelesen werden. Bei Nr. 1007 ist das versprochene Facsimile nicht vorhanden.

Wir sind dem Herausgeber für sein mühevolles Werk zu gröfstem

Danke verpflichtet und hoffen, daſs er das wichtige Unternehmen in nicht zu langer Zeit glücklich zu Ende führen werde.

Hannover. **H. Schaefer.**

180) **O. Weiſsenfels, Cicero als Schulschriftsteller.** Leipzig, B. G. Teubner. XV und 319 S. 8. ℳ 4.

Für Cicero eine Lanze einlegen erscheint in unsern Tagen fast als ein Wagnis; seit Drumann und Mommsen über ihn den Stab gebrochen, gilt er in Deutschland als vogelfrei. Und doch macht sich nach und nach eine gesunde Reaktion geltend, es mehren sich die Stimmen, die für den wegen sittlicher und politischer Schwächen Geschmähten eintreten. Ist er von der hohen Stufe, die er im Gymnasialunterrichte früher einnahm, herabgestiegen, so hat man ihn doch nicht aus diesem verdrängen können, und selbst diejenigen Schulmänner, die ihn weder als Staatsmann noch als Mensch noch als Redner noch als Schriftsteller bewundern, denken nicht daran, ihn aus der Schule zu entfernen. „Sie begreifen alle zu ihrem Verdrusse, daſs er für uns der eigentliche Genius des Lateinischen ist, und daſs man diese Sprache, falls sie nämlich auch ferner auf der Schule der griechischen vorgezogen werden soll, nicht gründlich lehren kann, ohne sich mit Cicero an erster, zweiter und dritter Stelle zu beschäftigen.“ Das ist es, was Weiſsenfels in seinem Buche erweisen will; und nachdem er im 1. Kapitel desselben „Die klassische lateinische Prosa“, sich über den Bildungswert der lateinischen Sprache eingehend ausgesprochen, die verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand kritisiert und berichtigt hat, führt er in gründlicher Darlegung aus, daſs alle in Betracht kommenden Vorzüge der Sprache Ciceros, „des vornehmsten und glücklichsten Entfesselers römischer Sprachkräfte“, in hervorragendstem Maſse eignen. Aber Ciceros Schriften lassen sich nicht bloſs von der sprachlichen Seite verwerten, sie sind auch von Bedeutung bei allen für den Jugendunterricht wichtigen ethischen und wissenschaftlichen Fragen. Weiſsenfels hat den römischen Genius, der der Herold griechischer Kultur geworden ist, richtig erkannt; er bringt eine Menge treffender Gedanken bei, um zu erweisen, daſs in Ciceros Werken der Ertrag des antiken Lebens gesammelt ist; und so kann er wohl zu dem Schlusse kommen, so stolz das Wort auf den ersten Blick erscheint, daſs „Cicero durch seine rhetorischen und philosophischen Schriften zu einem Lehrer der Menschheit geworden ist“. Weiſsenfels verschweigt bei der Betrach-

tung der Persönlichkeit Ciceros nicht seine sittlichen Schwächen, seine Eitelkeit und seinen Egoismus, nicht seine politischen Fehler; sie werden nicht entschuldigt, sondern erklärt. Mit Recht wird aber auf Rankes Urteil über den Staatsmann Cicero Gewicht gelegt; in mafsvoller Weise und eingehend wird mit Drumann abgerechnet. Welche Schriften Ciceros Verf. zur Behandlung im Gymnasium für geeignet hält, mag aus dem Angedeuteten schon erhellen; es sind weniger die Reden, die dem historisch-politischen und auf das Reale gerichteten Zuge unserer Zeit genehm sind, eine Bevorzugung, gegen die Verf. mit einleuchtenden Gründen polemisiert, auch nicht die Briefe, die wohl eine Summe von einzelnen Tagesereignissen bieten, ein Gesamtbild für den Schüler aber schwer gewinnen lassen, sondern seine rhetorischen und namentlich seine philosophischen Schriften (unter denen wir übrigens gern auch de divinatione einen Platz gewünscht hätten), die nicht nur für die formalen Bildungszwecke des Gymnasiums nicht zu entbehren sind, sondern bei denen wir auf jeder Seite einer Gesinnung begegnen, wie wir sie uns für die Bedürfnisse unsrer vorgeschrittenen Jugend gar nicht reiner und anregender wünschen können.

Auch der warme Verehrer Ciceros wird nicht an allen Stellen mit W. übereinstimmen, aber doch gern seinen Ausführungen und seinen reichen Gedanken folgen. Manche Exkurse sind eingefügt; so eine Erörterung des Unterschiedes der römischen und modernen Sprache und Denkweise, eine einleuchtende Beurteilung der lateinischen Wortstellung und der lateinischen Periode, eine Vergleichung der alten Philosophie und des Christentums u. a. Bei seiner Beweisführung holt W. immer etwas weit aus, seine Erörterungen sind umständlich, oft breit, aber man wird durch die Vielseitigkeit und den Reichtum der Gedanken entschädigt. Das Buch verdient wegen seines Inhaltes im einzelnen und wegen seiner wohlberechtigten Tendenz durchaus die Beachtung der Fachmänner.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

181) **G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique.** Les Origines. Egypte et Chaldée. Paris, Hachette & Cie., 1895. 804 S. gr. 8.

Seit längern Jahren steht Masperos Geschichte der Völker des alten Orients mit in erster Reihe, wenn es gilt, sich über die Verkettung der Geschicke dieser Völker oder ihre Kultur schnell und zuverlässig zu unterrichten. Mehrere Auflagen des französischen Originales sind er-

schienen und haben weite Verbreitung gefunden, auch in das Deutsche wurde das Buch übersetzt. Was man aber immer bedauern mufste, war die Kürze des Werkes, welche dazu zwang, zahlreiche Fragen nur zu streifen, streitige Punkte so gut wie ganz unerörtert zu lassen. Und doch war Maspero der Mann, der am geeignetsten erschien, um eine ausführliche Geschichte des Orientes zu verfassen. Hatte er doch in einer langen Reihe grundlegender Schriften und Bücher sich als einer der hervorragendsten Kenner der Sprache und Kultur besonders Ägyptens in ihren verschiedenen Epochen von der Zeit der Pyramidenerbauer bis zu der der christlichen Kopten hin erwiesen und besafs die ausgedehnteste Kenntnis der ägyptologischen Litteratur in allen ihren Verzweigungen. Er hatte auch in langjähriger, erfolgreicher Thätigkeit als Leiter der Ausgrabungen der ägyptischen Regierung und des Museums zu Kairo sich eine lebendige Anschauung von Land und Leuten im Nilthale und von dessen Denkmälern zu verschaffen gewufst, wie kaum ein zweiter sie besafs.

Den Wunsch, dafs dieses vielseitige Wissen zu einer Neubearbeitung der Geschichte des Orients in weiterem Rahmen verwendet werde, erfüllt das vorliegende Werk, welches seit Mai 1894 in Lieferungen ausgegeben wird, und von dem jetzt der erste Band vollendet ist. Das Ganze soll 3 Bände von jeweils etwa 800 Seiten umfassen und die Geschichte der klassischen orientalischen Völker, also vor allem die der Ägypter, Assyro-Babylonier, Juden bis auf Alexander den Grofsen hinab behandeln und möglichst auch den wechselseitigen Beziehungen dieser Völker untereinander gerecht werden. Aus letzterem Grunde wohl ist der Stoff nicht nach der hergebrachten Methodik nur nach Völkern geordnet, sondern der Versuch gemacht worden, eine annähernd parallele Entwickelung der einzelnen Stämme vorzuführen. Bei der Schwierigkeit, oder richtiger Unmöglichkeit, absolute Zahlen für die ältere Geschichte der in Frage kommenden Länder und damit sichere Synchronismen zu gewinnen, ist der Verfasser hierbei mit grofser Vorsicht vorgegangen und hat jeweils in gesonderten Kapiteln ein Land im Zusammenhange vorgeführt und dann in andern Kapiteln das Nachbarland unter Verweisung auf die im Parallelkapitel besprochenen Zustände behandelt.

Die in diesem ersten Bande enthaltenen Kapitel besprechen: 1. Den Nil und Ägypten (der Flufs und sein Einflufs auf die Zustände des Landes, die ältesten Bewohner und ihre erste politische Organisation). 2. Die Götter Ägyptens (ihre Zahl und Natur, die als lebend und die als ver-

storben gedachten Feudalgötter, die Triaden, die Tempel und Kulte, die Kosmogonieen im Delta, die Götterneunheiten von Heliopolis und Hermopolis). 3. Die sagenhafte Geschichte Ägyptens (die Götterdynastieen, Thot und die Erfindungen der Wissenschaften und der Schrift, Menes und die drei ersten menschlichen Dynastieen). 4. Die politische Konstitution Ägyptens (König und Königin, Verwaltung, Feudalherren und Priesterschaft, Soldaten, Volk in Stadt und Land). 5. Das memphitische Reich (Pyramidenerbauer, Litteratur und Kunst dieser Zeit, Eroberung Nubiens). 6. Das erste thebanische Reich (die unbedeutenden Dynastieen von Heracleopolis, die 12. Dynastie, Eroberung Äthiopiens, Dynastieen 13 und 14). 7. Die Anfänge Chaldäas (Die Welterschaffung und die Göttergeschichte, Land und Volk, die ersten Regierungen). 8. Die Tempel und Götter Chaldäas (Anlage und Besitz der Tempel, volkstümliche und theologisch ausgeklügelte Gottheiten, die Unterwelt). 9. Die chaldäische Kultur (Königtum, Organisation der Familie, Handel und Industrie). Anhang: Liste der ägyptischen Könige der 1—14. Dynastie.

Es ist ein reicher Stoff, welcher in diesen Kapiteln für die Geschichte bis um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends etwa hinab zusammengetragen worden ist, und er wird in anschaulicher, übersichtlicher, stilistisch vollendeter Form vorgetragen. Zahlreiche, geschickt ausgewählte und trefflich ausgeführte Illustrationen, zumeist von Faucher-Gudin nach Photographieen umgezeichnet, begleiten den Text, drei Tafeln (der Schech el beled, die Prinzessin Nefert, der Schreiber des Louvre) vermitteln die Anschauung der bedeutendsten Kunstwerke des alten ägyptischen Reiches. Anmerkungen unter dem Texte geben die vollständigste, bisher vorliegende Bibliographie für die einzelnen behandelten Punkte und erörtern Streitfragen und Einzelheiten, welche sich in den Text des Buches nicht wohl einfügen liefsen; es ist dabei möglichste Vollständigkeit erstrebt und wohl auch erreicht worden.

Es ist selbstverständlich, dafs in einem so umfassenden Werke über Gebiete, deren wissenschaftliche Erforschung noch im Gange ist, sich hie und da Punkte finden, bei denen eine andere Lösung der Schwierigkeiten, eine andere Auffassung der Ereignisse möglich erscheint, bei denen die Zukunft Genaueres lehren wird. Aber es wäre unrecht, diese im Verhältnisse zum Umfange der gesicherten, hier verzeichneten Forschungsergebnisse verschwindenden Streitpunkte in den Vordergrund zu rücken; denn überall steht auch hier der Verf. auf der Höhe unseres heutigen

Wissens. Und er begnügt sich dabei nicht damit, das bereits Gewonnene zusammenzustellen, sondern fördert auch auf den verschiedensten Gebieten in umfassender Weise unsere Erkenntnis.

In diesem Werke liegt, um unser Urteil kurz zusammenzufassen, die beste Geschichte des alten Orients vor, welche bisher verfaſst worden ist und bei dem heutigen Stande der orientalischen Studien überhaupt geschrieben werden konnte.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

182) **Tjallingi Halbertsmae adversaria critica.** E schedis defuncti selegit, disposuit, edidit Henricus van Herwerden. Leidae apud E. J. Brill. MDCCCXCVI. XXXVII u. 175 S. 4. ℳ 5.

Halbertsma, der 1894 gestorbene Professor zu Groningen, hatte 1867—69 in Paris, im Escurial, in Toledo, in Italien Codices zu heidnischen und christlichen Autoren des Altertums verglichen. Die Einleitung S. XV bis XXXVII giebt darüber Aufschluſs; es scheint dies jedoch ein Material von geringem Wert zu sein.

H. trug sich ferner mit dem Gedanken, seine noch nicht in der Mnemosyne mitgeteilten Konjekturen zu vielen Autoren zu mustern und zu publizieren. Dies hat nun ein Freund des Verstorbenen gethan. Er fand aber bei vielen Stellen keine Notizen vor, warum H. dieselben für korrupt hielt.

S. 1—132 enthalten Bemerkungen und Konjekturen zu griechischen Autoren, Homer, Hesiod, Sophokles (S. 17—43) und den andern Tragikern, Aristophanes, Thucydides, Xenophon (S. 73—92), den Rednern und Grammatikern, Theokrit und Lucian. Weniger umfangreich ist das die römischen Autoren betreffende Material; es bezieht sich namentlich auf Terenz, Sallust, Horaz, Ovid, Phädrus, Livius, Sueton und Juvenal.

Es ist nicht möglich, alle diese Konjekturen hier aufzuzählen; es mögen also nur wenige passende, wenn auch nicht notwendige, aus der groſsen Masse hervorgehoben werden: Il. II, 356 *ὠρύματα* statt *ὁρμήματα*, 865 *Γυγαίη τέκε νύμφη* (Hss. *λίμνη*), V. 517 *πόνος αἰνὸς* (Hss. *ἄλλος*); Hes. Theog. 295 *Γῆ* (Hss. *ἡ*) *δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον*; Aesch. Prom. 144 *θολερὰ* (Hss. *φοβερὰ*) ... *ὀμίχλα*; Soph. Antig. 877 *τάνδε λοίσθαν* (für *τάνδ' ἑτοίμαν*) *ὁδόν*; Oed. R. 820 *ταῖς ἀραῖς* für *τάσδ' ἀρὰς*, 1528 *ἀεὶ* statt *ἰδεῖν*; El. 980 *προυστήτην φονῆς* (= *φονεῖς*, cf. Ai. 1133), 1113 *κονίομεν* st. *κομίζομεν*; Eur. Iphig. in Aul. 684 *διαίνει* für *διώκει*; Xen.

Anab. 1, 2, 21 *ἀμήχανος* [*εἰσελθεῖν*] *στρατεύματι*, 2, 5 39 [*προδόντες ἡμᾶς*], 3, 3, 16 *τῶν Περσικῶν* [*σφενδονῶν*]; Aristot. Pol. Ath. 4, 2 *διεγγυᾶσθαι* ⟨*πρὸς*⟩ *τοὺς πρυτάνεις*; Demosth. II, 8 *οἱ παρὰ τὴν αὑτῶν ἀξίαν δεδουλωμένοι* [*Θετταλοὶ*], Luc. Somn. 8 *τοῦ σχήματος* (so neuere Ausgaben, statt *σώματος*) *τὸ εὐτελές*, Tim. 48 *πλησίον* ⟨*ὤν*⟩; Ter. Andr. 650 *conflarit* (entsprechend *vorser*), Heaut. 798 *uncta* (cf. Catull. 29, 22; Hss. *acta*); Catull. 14, 12 *ut miser periret;* Verg. Aen. 2, 87 *parvis huc misit ab arvis* (Hss. *primis* . . . *annis*); Hor. Sat. 1, 1, 35 *haud incauta ac non ignara futuri*, 1, 6, 95 *legere ex fastis;* Ov. Met. 2, 64 *enitantur* (cf. 54); Sall. Cat. 36, 5 *quisquam omnino* (Hss. *omnium*), 50, 4 ⟨*iterum*⟩ *referundum*, Jug. 63, 4 ⟨*fama*⟩ *facile notus;* Liv. 1, 10, 1 *nec domi tanta indignatio se continebat;* 7, 14, 1 *quo acta auctore* (Hss. *more*); Suet. Jul. 22 *frementibus* (st. *gementibus*), 48 *provincialium* (st. *provinciarum*), Aug. 44 *separatum* (st. *separatim*), 94 *tunica laticlavia resoluta ex utraque parte.*

Es ist natürlich, dafs aus einer so grofsen Zahl von Textesänderungen nur sehr wenige als einleuchtende Verbesserungen erscheinen. Gleichwohl bieten die mit besonnenem Urteil abgefafsten Auseinandersetzungen zu den einzelnen Stellen reiche Belehrung, und der unermüdliche Eifer des in seinen letzten 20 Jahren fast erblindeten Gelehrten verdient unsere Anerkennung.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

183) **O. Lutsch, Lateinisches Lehr- und Übungsbuch für Quarta** im Anschlufs an die Lehr- und Lesebücher für Sexta und Quinta und an Cornelius Nepos. Dasselbe für Gymnasial-Tertia und Untersekunda im Anschlufs an Cornelius Nepos, Caesars Bell. Gallicum und Ciceros Rede De imperio Cn. Pompei. Teil I u. II. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1891. 1894. 1895. Geb. ℳ 1.80.

Von den vorliegenden Fortsetzungen der Lutschschen Lehrbücher schliefst sich natürlich jedes einzelne an die vorhergehenden Teile an, aber in einer Weise, die wir für einen methodischen Fehler halten. Mancher wird es freilich mit Lutsch besonders löblich finden, wenn der Übersetzungsstoff des ersten Halbjahres jeder Klasse sich an die Lektüre der vorhergehenden Klasse anschliefst, weil damit die Schüler zur Wiederholung der betr. Abschnitte genötigt werden. Wir sind anderer An-

sicht. Der Unterricht darf sich nicht zersplittern. Die wohlberechtigte Forderung der Lehrpläne, dafs der Übungsstoff zum Übersetzen sich an das Gelesene anlehnen soll, kann nur so verstanden werden, dafs nur ein ganz kurzer Zeitraum zwischen der Durchnahme eines Schriftstellerkapitels und dem Übersetzen des entsprechenden Übungsstückes liegen darf. Die Freude an der flotten Übersetzung ins Lateinische soll der Lohn sein für die Arbeit und Aufmerksamkeit bei der Durchnahme des betr. Schriftstellerkapitels. Wir halten es demgemäfs schon für einen Fehler, Lektüre- und Übersetzungsstunden zu trennen, vielmehr müssen beide ineinander greifen. Neben der fortschreitenden Lektüre nun in den Übersetzungsstunden sich mit der vor einem halben Jahre oder länger behandelten Lektüre befassen zu müssen, ist für die Schüler eine überflüssige Quälerei und macht gerade die durch die Lehrpläne verlangte Konzentration illusorisch.

Von diesem methodischen Punkte abgesehen, sind die Lehrbücher von Lutsch recht geschickt gearbeitet und könnten auch unseren Grundsätzen entsprechend mit grofsem Erfolge benutzt werden, wenn der Lehrer die den Übungsstücken entsprechenden Schriftstellerkapitel immer gleichzeitig lesen wollte. Freilich wird sich nicht jeder Lehrer zu dieser Verschiebung der Lektüre verstehen wollen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 17. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

184) **Sophokles' Oidipus Tyrannos.** Zum Gebrauch für Schüler herausg. von **Christ. Muff.** 2 Bdch., Text XXIII u. 80, Kommentar 52 S. 8. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1894.

Vorliegende Ausgabe, deren Verfasser durch seine „Chorische Technik des Sophokles“ (Halle 1874) schon rühmlich bekannt ist, hält sich im ganzen streng an das Programm der Sammlung. Im einzelnen werden grammatische Dinge nur in ganz wenigen Fällen, wo es für das Verständnis ganz unerläſslich war, kurz besprochen. Dagegen ist der Ausdruck und der Gedankengang, der Fortschritt der Handlung und die Entwickelung der Charaktere eingehend betrachtet. Da die Ausgabe auch für die Privatlektüre (wohl eine vergebliche Hoffnung, denn ich wüſste nicht, wofür der Schüler auſser der Privatlektüre bedeutender Geschichtsbücher, naturwissenschaftlicher Schriften und der Homers neben den deutschen Klassikern noch Zeit und Lust finden sollte) bestimmt ist, so werden auch Inhaltsangaben, Aufklärungen über die Metra, kurze Betrachtungen über das griech. Theater, den Dichter Sophokles, das vorliegende Stück u. s. w. geboten. Auch den chorischen Fragen ist, wie

bei dem Verfasser der chorischen Technik natürlich, eine kurze Betrachtung gewidmet. — Die Einleitung behandelt 1) die griech. Tragödie vor Sophokles, 2) Leben und Wirken des Dichters, 3) den König Oidipus, 4) das Theater und die Aufführungen und 5) den Chor in der Tragödie. Der Text ist mafsvoll gehalten. Nicht gefällt mir die Gestaltung desselben an Stellen wie v. 18 *οἵδε δ' ἠϊθέων*. Denn nur Kinder und greise Priester sind als Bittflehende vor dem Königspalast erschienen. Das beweist die Nichterwähnung der *παρθένοι*, die mit demselben Rechte, wie die unverheirateten Jünglinge, an dem Bittzuge hätten teilnehmen sollen. Auch die vorhergehenden Worte *ἐγὼ μὲν Ζηνός* erfordern den Gegensatz *οἱ δὲ γῆς θεῶν* (Seebeck) *λεκτοί*. Nicht einmal also alle Priester Thebens waren gegenwärtig, sondern nur auserlesene der Landesgötter. Die übrigen safsen mit dem Volke am Tempel der Pallas u. s. w. Sehr erfreulich ist dagegen die Aufnahme der Schmidtschen Verbesserung *καὶ νῷν τά* v. 21 st. *κοινῶν τε*. Nur schade, dafs ebendesselben Gelehrten Umstellung der Königsrede v. 216—275 unterlassen ist. Die Ausführungen M. Schmidts, Z. f. österr. Gymn. 1864, S. 10ff., und meine in Phil. Rdsch. 1884, S. 1381f., sowie in der Berl. Phil. Wochenschr. 1886 S. 1397, sind doch selbst nach dem letzten mit grofsem Scharfsinn unternommenen Versuche Emil Müllers, die Überlieferung zu rechtfertigen, zu überzeugend, als dafs sie hätten unbeachtet gelassen werden sollen. Ferner ist zu meinem Bedauern die Emendation Naucks, *τὸν δὲ δρῶντ' οὐδεὶς ὁρᾷ* v. 293, von der ein äufserst konservativer Sophokles-Gelehrter behauptete, sie sei die einzige Vermutung, die er in den Text aufnehmen würde, übergangen. v. 329 entspricht Weckleins *ὧδ' ἀνείπω* mehr der Überlieferung als Schuberts *ἐξενέγκω*. v. 623 wird noch immer der im Altertum rechtlich gar nicht bestehende Gegensatz zwischen leiblichem und bürgerlichem Tode beibehalten in *θνῄσκειν, οὐ φυγεῖν*. Vgl. v. 640f. Dafs hier zwei Verse ausgefallen sind, glaube ich Phil. Rdsch. II, S. 1478f., nachgewiesen zu haben. v. 795 ist die handschriftliche Lesart *χθόνα* beibehalten und *ἄστροις ἐκμετρεῖσθαι χθόνα* erklärt: die Lage eines Ortes nach den Sternen abmessen ist s. v. a. von einem Orte fern sein (?!). Ich habe schon längst vorgeschlagen, *πόρον* st. *χθόνα* zu lesen. Oidipus mifst seinen Weg hinfüro nach den Sternen. v. 1208 ist *μέγας λιμήν* beibehalten, ein ungeheuerliches Bild in diesem Zusammenhange! Hier war die alte Vermutung Bruncks *γάμου λιμήν* am Platze.

Der Kommentar hebt an verschiedenen Stellen gut den Doppelsinn

des Königs und die tragische Ironie, die der Dichter damit bezeichnen wollte, hervor und zeichnet sich auch sonst durch praktische Brauchbarkeit aus. Man merkt, dafs ein hierin erfahrener Pädagog ihn verfafst hat. Doch ist v. 206 *προσταθέντα* unrichtig von *προΐστημι*, wie allerdings fast allgemein, abgeleitet. Ich leite es von *προστείνω* ab. Ein Druckfehler ist wohl: *οἷα* st. *ὅτι ταῦτα*. Es soll wohl heifsen: st. *ὅτι τοιαῦτα*. Auch v. 1222 ist *κατεκοίμασα τοὐμὸν ὄμμα*, wie der Zusammenhang und das vorhergehende *ἀνέπνευσα* beweist, falsch erklärt: durch dich habe ich mein Auge eingeschläfert, d. h. du zwingst mich zum Schlafe des Todes. Es heifst vielmehr, das wache Auge als Bild der wachsamen Furcht genommen: ich beruhigte mich. Doch genug der Ausstellungen. Die Ausgabe ist für die Zwecke, welche sie verfolgt, mögen sie richtig oder verfehlt sein, gut und praktisch bearbeitet.

Weifsenburg i. E. **Heinr. Müller.**

---

185) **The Politics of Aristotle.** A revised text with introduction, analysis and commentary by **F. Susemihl** and **R. D. Hicks.** Books I—V. London, Macmillan and Co., 1894. 8.

Susemihls Ausgabe der Politik des Aristoteles (Leipzig 1879, 2 Teile) erscheint hier in englischem Gewande. Das Äufsere der englischen Ausgabe unterscheidet sich von der griechisch-deutschen hinsichtlich des Textes nicht nur insofern, als aufser der Schneiderschen Einteilung in Kapitel und Paragraphen und neben der Bezeichnung der Seitenzahl und Kapitel nach J. Bekkers Ausgabe der Politik in Quartformat (1831) noch die Seitenzahl nach dessen kleinerer Ausgabe sich vorfindet; es wird vielmehr unter Anführung auch der Bekkerschen Paragraphen nur nach diesen citiert. Statt I, 2, 7—19 heifst es I, 4 bis 6 § 8, statt V (VIII), 1—2, 6 entsprechend V, 1—3 § 5 u. s. f. u. s. f. Der Text ist zwar ganz und gar der Susemihlsche von 1879, bezw. derjenige in der Teubnerschen Textausgabe, aber die Umstellungen in den Kapiteln sind in der englichen Ausgabe nicht blofs durch Angaben der zum umgestellten Texte gehörigen Zeilenzahlen, sondern auch durch Klammern < > bezeichnet und aufserdem noch dadurch, dafs der umgestellte Text an seiner ursprünglichen Stelle, allerdings mit anderen Lettern gedruckt, sich dem Auge des Lesers noch einmal darbietet (z. B. 1336a 34—39 vor 1336a 20 gestellt und doch auch wieder hinter 1336a 33 an die ursprüngliche Stelle, S. 555).

Dieses Verfahren dürfte der Mehrzahl der Leser, am meisten aber den englischen Studierenden durchaus willkommen und nützlich sein. Für angehende Gelehrte ist es zweifellos besser, den Text eines Werkes, welches sie lesen und betrachten wollen, in dem ursprünglich überlieferten Zusammenhange dargeboten zu erhalten als einen in seinen Teilen und Hauptteilen umgestellten. Hat doch die regelrechte Beschäftigung des Philologen mit der Aristotelischen Politik auch den Inhalt zu prüfen und notgedrungen sich zu entscheiden, ob überhaupt umzustellen sei. Die Antwort könnte doch auch verneinend ausfallen.

Die Rücksicht auf einen Leserkreis angehender Gelehrten hat den englischen Herausgeber dann auch dazu geführt, eine der deutschen entsprechende Übersetzung nicht zu geben. Dagegen enthält der Kommentar unter dem Texte seiner Ausgabe vieles mehr als in der Susemihlschen vom Jahre 1879, z. B. Inhaltsangaben ganzer Abschnitte, weniger formal als thatsächlich gehalten, was in noch höherem Grade von der Inhaltsangabe einzelner Kapitel gilt. Neben ausführlichen Sacherklärungen unter Angabe von einschlägigen Citaten bietet er, wo es nötig ist, auch grammatische Hilfen, z. B. I, 1 § 2 = 1252 a 8; I, 1 § 3 = 1252 a 21; III, 4 § 1 = 1276 b 20 und III, 4 § 2 = 1276 b 21. Der Kommentar zu III, 18 = 1288 a 32 ff. enthält neben den Inhaltsangaben u. a. einen Hinweis auf die Bedeutung folgender Stelle: „*ἐπεὶ δὲ τρεῖς φαμεν εἶναι τὰς ὀρθὰς πολιτείας, τούτων δὲ ἀναγκαῖον ἀρίστην εἶναι τὴν ὑπὸ τῶν ἀρίστων οἰκουμένην, τοιαύτη δ' ἐστὶν ....., ἐν δὲ τοῖς πρώτοις ἐδείχθη λόγοις ὅτι τὴν αὐτὴν ἀναγκαῖον ἀνδρὸς ἀρετὴν εἶναι καὶ πολίτου τῆς ἀρίστης πόλεως φανερὸν ὅτι τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ διὰ τῶν αὐτῶν ἀνήρ τε γίνεται σπουδαῖος καὶ πόλιν συστήσειεν ἄν τις ἀριστοκρατουμένην ἢ βασιλευομένην ...... διωρισμένων δὲ τούτων περὶ τῆς πολιτείας ἤδη πειρατέον λέγειν τῆς ἀρίστης, τίνα πέφυκε γίνεσθαι τρόπον καὶ καθίστασθαι πῶς*“ für die Reihenfolge der Bücher I, II, III, VII, VIII, IV, VI, V nach Susemihl, wobei die Verteidiger der alten ziffermäfsigen Ordnung und ihre Hauptgegner genannt werden. Eine ausführliche Begründung seines persönlichen Anschlusses an Susemihls Umstellung darf der Leser von Hicks vielleicht in einem Exkurse des zweiten Teiles seiner Ausgabe erwarten. — In der Angabe der dem Text parallelen Abweichungen der Lesarten ist Hicks — trotz der Critical Notes auf S. 663—666, welche die allerneuesten Ergebnisse der Textkritik berücksichtigen — weniger vollständig als Susemihl. So schreibt er S. 40 und 45 *γίνεσθαι*

und *γίνεται*, ohne die Lesarten *γίγνεσθαι* und *γίγνεται* nach P^2 u. ^{3}, auch ohne *γίνηται* P. 4[1] ohne *ὥστε* Π^3 Bekker statt *ὥστ'* und ohne *ταῦτα* P^4 T^b statt *ταὐτὰ* zu erwähnen. Dagegen führt Hicks Citate aus der alten Litteratur an, z. B. zu I, 9 § 16 = 1258^a 2, I, 11 § 8 = 1259^a 8, welche sich bei Susemihl nur in dessen kritischer Ausgabe (1872) oder gar nicht finden.

Wenn ferner in der englischen Ausgabe die Handschriften und Ausgaben wie Aristoteles' Politik nach Susemihls Vorrede X—XXIII zu einem besonderen Teile der Einleitung gemacht werden und die Hickssche Einleitung aufser durch die Überschrift I. Manuscripts and editions of the Politics durch die folgenden: II. The compilation and subsequent history of the treatise, III. General estimate, IV. Economic (*οἰκονομική*) — Slavery and the theory of wealth, V. The review of preceding theories and approved constitutions, VI. The leading propositions of political science, VII. Monarchy and the best State, VIII. The pathology of the existing constitutions, IX. Date of the work and its assumed connexion with the Nicomachean Ethics, wie endlich auch durch den Abschnitt Hicks, der bei Susemihl nicht vorkommt, X. „The most recent criticism of the text" mit seinen Nebenteilen: „The comparative worth of the manuscripts" und „Dislocations and double recensions" an Übersichtlichkeit zweifellos gewinnt, so wird damit zwar dem Zwecke, das Studium der aristotelischen Politik in England zu fördern gedient, aber an der Thatsache, dafs vorzugsweise das geistige Eigentum eines so hervorragenden und verdienstvollen deutschen Forschers, wie Susemihl, dargeboten wird, nichts geändert. Wohl hat der englische Herausgeber nicht allein im Kommentar die Litteratur über die Aristotelische Politik seit 1879 berücksichtigt, sondern auch in der Einleitung, wo er z. B. S. 10 unter den Ausgaben die Arbeiten von acht anderen Gelehrten und S. 660 unter Addenda von noch neun anderen anführt; auch enthalten die zahlreichen Exkurse, welche meist längere Noten aus Susemihls Ausgabe (1879), Teil II sind, derartige Zusätze; der über Epimenides z. B. nennt die Arbeiten von C. Schultefs und Niese S. 204, die Exkurse über Weibergemeinschaft S. 326 ff., über die kretischen Periöken S. 337 ff., über Katharsis S. 643 u. a. enthalten andere Zusätze, während allerdings bei dem Exkurse über die solonische Verfassung S. 350 ff. die unlängst aufgefundene „Politie der Athener" auch in den Addenda — wo sie der Leser suchen darf, nur mit den Stellen c. 7, 4 u. c. 9 ohne ausführliche Angabe des (auf die Volksgeschworenengerichte bezüglichen) Inhaltes ge-

nannt wird; endlich enthält auch die dispositionelle Inhaltsangabe der Aristotelischen Politik auf Seite 98—135 bei Susemihl und Hicks = VII—LXXVI bei Susemihl hier und da einen Zusatz aus dem Urtexte, um den englischen Ausdruck zu ersetzen oder zu erklären, z. B. S. 99 *περὶ πάσης κτήσεως καὶ χρηματιστικῆς* neben of the acquisition or management of property, S. 110 the right (*δίκαιον*), the absolut right which it based on excellence (*τὸ κυρίως δίκαιον τὸ κατ᾽ ἀρετήν*); the respectable classes (*οἱ ἐπιεικεῖς*); the one best citizen (*εἷς ὁ σπουδαιότατος*); S. 111 capacity and virtue (*ἀρετή*); S. 113 rule of a master over slaves (*δεσποτεία*); a normal republican government (*πολιτεία*); das alles aber sind doch fast ausnahmslos Vorzüge der gemeinsamen Aristotelesausgabe von Susemihl und Hicks, die den Wert derselben nicht steigern, vielmehr nur ihren Wirkungskreis erweitern.

Der deutsche Leser ist deshalb einigermafsen überrascht, wenn er sieht, wie der englische Herausgeber S. 7 in der Einleitung unter „Manuscripts and editions" schreibt: „There was no collection of critical apparatus at once sufficcently complete and trustworthy before my critical edition, which rests so far as possible upon Π^1, the consensus of the manuscripts of the first family, viz. Γ, M^s, P^1: failing that, upon $P^{2\ 3}$. There is less need then in a work, where the basis is the same, to give more than a mere selection of the most important and valuable readings. I shall, howewer, quote in full those which are found in Stobaeus extract. ... Der englische Leser mufs aus der Bezeichnung my critical edition, aus I shall quote, aus der Bezeichnung my edition z. B. S. 66 u. a. O. zunächst den Eindruck gewinnen, dafs er es hier mit der Leistung des Verfassers der Vorrede, die allein von Hicks unterzeichnet ist, zu thun habe. Erst wenn er die Anm. 1 zu S. 7 betrachtet: „Further particulars in Susemihls larger edition as quoted above, p. XLV ff.", erfährt der Leser, dafs er es nicht mit Hicks zu thun habe. Dafs es sich hier aber mehr um den Schein handelt, ergiebt die Erwägung folgender Thatsachen. Hicks setzt den Namen Susemihls vor den seinen auf den Titel des Werkes, erklärt aufserdem in der Einleitung, dafs er der Ausgabe der Politik von Susemihl 1879 und dessen Arbeiten mehr als allen anderen Quellen verdanke, und bezeichnet endlich die vorliegende englisehe Ausgabe in der Zusammenstellung der angewendeten Zeichen und Abkürzungen auf S. 136 mit Susem.[4], the present work.

Solingen. **W. Heine.**

---

186) **Q. Horatii Flacci carminum liber II,** with introduction and notes by **F. Gow.** Cambridge, the university press; London, Clay & Sons, 1896. 69 S. 8. Q. Horatii Flacci Carminum liber III with introduction and notes by **J. Gow.** Ebda. 1896. 106 S. 8.

Zwei kleine schön gebundene Ausgaben, die von einander unabhängig sein sollen, da jede dieselbe reiche introduction enthält. Dieselbe enthält 1 life of Horace. Über die Mutter des Horaz finde ich keine Vermutung. Über die paupertas, welche den H. zur Dichtung trieb, sagt G.: but it is unlikely that he found poetry a source of income. More probably he had introductions to some conservative coteries and used his litterary talents to make himself welcome, in spite of his poverty. No other society would have received with favour, at that time, such denunciations of civil war as Epodes 7 and 16, two of Horace 's earliest pieces. Eine längere Erörterung findet sich S. XIV über den Grund, warum der Name Maecenas im 4. Buche nicht mehr so hervorstechend ist wie in den anderen. Die coolness between Maecenas and Augustus wird wohl allzu sehr betont. 2) chronology of the odes. An den Ansätzen ist nicht viel auszusetzen. 3) some charakteristics of Horace's poetry; p. 20: in real inspiration H. was probably deficient. p. XXI: he has produced an incomparable series of brilliant phrases which are at once easy to remember and impossible to translate. Dafür wird hingewiesen auf „*simplex munditiis*“, „*insaniens sapientia*“, „*splendide mendax*“ und für die Kürze des H. auf *dulce et decorum* etc. und auf *nihil est ab omni* etc. 4) some characteristics of Hor. s latinity: Die Stelle II, 18, 37 wird durch die Figur ἀπὸ κοινοῦ erklärt: *laboribus* sowohl zu *levare* als auch zu *functum, levare* zu *vocatus* und zu *audit.* Interessant ist § 5: metres of the odes, der ganz auf den Ansichten J. H. Heinrich Schmidts beruht und einiges über die Betonung lat. Verse in England mitteilt. § 6: order of the odes enthält nichts Neues, ebenso wenig der sehr ausführliche § 7: the text. Er sagt übrigens in der preface: in the text, at a few notorious passages, i have admitted conjectures which give a good sense with very little alteration of the letters. § 8 bringt die bekannten imitations of Greek poets. — Was nun die notes anbetrifft, so ist nicht viel dazu zu bemerken. Sie beruhen auf dem genauen Studium der bekanntesten deutschen Ausgaben, namentlich der von Kiefsling, und enthalten sich oft des eigenen Urteils, sich mit some editors infer u. dgl. begnügend.

Natürlich fehlt es nicht an Stellen, wo man die Erklärung für unrichtig halten mufs, wie z. B. wenn es zu II, 1, 40: *leviore plectro* heifst: the abl. belongs to quaere: „seek your tunes with lighter quill", oder wenn er II, 3 hinzuzufügen zu müssen glaubt: The lost Blandinian MS. V had Gelli for Delli. This Gellius might be L. Gellius Publicola, who was consul etc. Auch sonst kann ich mich vielfach mit den Ansichten des Verfassers nicht befreunden, z. B. wenn er Plüfs' Ansichten über das Ged. II, 20 und namentlich über *quem uocas* noch für erwähnenswert hält, oder gar, wenn er für die Staatsoden die bekannte kleine Schrift Mommsens so stark benutzt, dafs er nicht blofs in der Ode III, 2 (the ode also impresses on all officials of the empire the necessity of secrecy and loyalty in the discharge of their duties), sondern auch in od. III, 5 ihr glaubt folgen zu müssen, obwohl, wie ich glaube, Mommsen für diese seine Ansicht unter den Deutschen nicht viel Anklang gefunden hat (od. 5 a defence of Augustus's policy in abandoning, for the present, the Roman prisoners and standards held by the Parthians). Auch sind der Anmerkungen zu viele; selbst die einfachsten Dinge werden erklärt.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

---

187) **Lautensach, Gramatische Studien zu den griechischen Tragikern und Komikern.** I. Personalendungen. Beilage zum Programm des Gymnasium Ernestinum zu Gotha 1896. 32 S. 4.

Von dem Grundsatze ausgehend, dafs zur Förderung der Wissenschaft der griechischen Grammatik eine genaue und vollständige Feststellung des thatsächlichen Sprachgebrauches der Schriftsteller notwendig ist, handelt der Verfasser in der vorliegenden Schrift unter möglichst vollständiger und übersichtlicher Zusammenstellung der Lehren der alten Gramatiker, Lexikographen und Scholiasten von den indikativischen Personalendungen der Verba, wie sie sich bei den griechischen Dramatikern finden. Von den gewonnenen Resultaten sind erwähnenswert: *ᾔειν, ᾔεις, ἦν, ἦς*, die Plusquamperfecta auf *-ειν, -εις* sind gegenüber den Formen *ᾖα, ᾔεισθα, ᾖ, ᾖσθα* und den Plusquamperfekten auf *-η, -ης* als jüngere Neubildungen zu betrachten. Ebenso das von Euripides, Alc. 780 gebrauchte, dann in der neuen Komödie erscheinende *οἶδας* für *οἶσθα* wie *ἔφης* für *ἔφησθα*. Das ursprüngliche *ᾔδησθα* ist in den Hss. durchweg in *ᾔδεισθα, ᾔδης* oder *ᾔδεις* verdorben, die Pluralformen lauten

ἤσμεν, ἤστε, ἤσαν. Aus metrischem Bedürfnis sind, besonders von den Tragikern, Formen auf *-μεσθα* neben denen auf *-μεθα* verwendet. Erstere überwiegen in den eine hohe Altertümlichkeit verratenden Supplices und dem Agamemnon des Äschylus, den Herakliden des Euripides und den Acharnern des Aristophanes, in der mittleren und neuen Komödie treten sie vor denen auf *-μεθα* zurück. Inbetreff der Endungen im Dual wird bestätigt, was ich in meiner Arbeit „Über den Dual bei den attischen Dramatikern" (1891) nachgewiesen habe. Hoffentlich läſst der Verfasser seiner mit philologischem Fleiſse und Scharfblick ausgeführten Arbeit bald die in Aussicht gestellte Fortsetzung folgen.

Bartenstein. Ostpr. **Ernst Hasse.**

---

188) **Th. Mommsen, Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen.** Berlin, Weidmann, 1895. X u. 847 S. 8. ℳ 18.

Die Arbeiten des Verf. auf dem Gebiet der griechischen Präpositionen sind allgemein bekannt. War er es doch, der zuerst den Gebrauch von *σύν* und *μετά* bei den griechischen Schriftstellern untersuchte und auf Grund eingehender Forschungen zeigte, daſs *σύν* in guter Zeit nur der edlen Dichtersprache und dem Xenophon angehörte, während *μετά* c. gen. fast nur bei Prosaikern zu finden ist oder in solchen Dichtern und Dichterstellen, welche sich der Prosa nähern. Die Ergebnisse, zu denen der Verf. bei seinen Untersuchungen gelangte, sind jetzt allgemein angenommen und werden überall verwertet.

In dem vorliegenden Buche stellt der Verf. seine Abhandlungen auf diesem Gebiete, die als Beilagen zu dem Programm des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. in den Jahren 1874—1879 erschienen, zusammen. Jedoch beschränkt er sich nicht darauf; er ergänzt und vervollständigt sie auch nach jeder Seite hin. Ganz neu ist der umfangreiche Abschnitt IV, der auf S. 278—661 die Anwendung von *σύν, μετά* und *ἅμα* bei den Elegikern, Epigrammatikern, Jambographen und Prosaikern, ferner bei den Lyrikern, dann bei den Tragikern und endlich bei den Komikern behandelt. Auch neue Exkurse sind hinzugekommen, so I, 1 über das Adverb *ὄντως*, I, 4 über den Sigmatismus bei den griechischen Dichtern und Prosaikern, IV über Euripides Phoeniss. 1116 f., V über Präpositionen und Kasusadverbia am Ende des Trimeters in Verbindung mit dem folgenden Verse und VII über den Sillograph Timon.

Man sieht, dafs jahrelange Arbeit und unermüdlicher Fleifs in diesem Buche steckt. Die Geschichte der Präpositionen σύν und μετά ist von dem Verf. für die ganze Zeit der griechischen Litteratur, auf dem Gebiete der Poesie sowohl als auf dem der Prosa, klar und eingehend dargelegt worden. Wie viele Fragen der sogen. niedern Kritik haben dadurch ihre endgültige Lösung gefunden! Aber nicht genug damit, auch auf die Beurteilung mancher Litteraturwerke in ihrem Verhältnis zu den andern, ja sogar auf die Abfassungszeit fallen unerwartete Lichtstrahlen. Aufserdem beschenkt uns der Verf., von den kleineren Gaben ganz abgesehen, mit einer interessanten Geschichte des Sigmatismus bei den griechischen Dichtern und Prosaikern. Mit diesen wertvollen Beiträgen zu einer historischen Grammatik der grichischen Sprache hat er sich gewifs berechtigten Anspruch auf unsern Dank erworben.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

189) **M. Deloche, Le port des anneaux dans l'antiquité romaine** et dans les premiers siècles du moyen âge. Extrait des Mémoires de l'Academie des inscr. et belles-lettres, Tome XXXV, 2e partie, Paris, Klincksieck, 1896. 112 S. 4. frcs. 4.40.

Den Lesern der Revue archéologique (Jahrg. 1890, 1892, 1893) ist der Verfasser bereits durch seine Studien über die Ringe merovingischer Zeit bekannt. Indem er offenbar von der richtigen Ansicht ausgeht, dafs die merovingische Periode eine natürliche Weiterentwickelung des Altertums sei, stellt er uns jetzt die Sitten und Verordnungen, welche sich auf das Tragen von Ringen und deren Beschaffenheit beziehen, von der altrömischen Zeit bis tief in das sogenannte Mittelalter hinein mit grofser Klarheit und Übersichtlichkeit dar. In die Gliederung der Stände, in das Verhältnis der Geschlechter, in das Sklaventum, selbst in die Liturgie greift diese Untersuchung ein. Die Bureaukraten freilich haben wie mit allen Kleiderordnungen niemals einen Erfolg gehabt. Überhaupt war es mit der altrömischen Einfachheit nicht so arg bestellt, wie uns die moralisierenden Schriftsteller des luxuriösen Zeitalters glauben machen wollen; wenn auch Rom und Latium gegen Etrurien nicht gerade reich genannt werden konnten, so ist doch die schroffe „prisca severitas“ erst ein Produkt der auf Erzwingung kleinbürgerlicher Gleichheit gerichteten Gesetze, Senatsbeschlüsse und Censorenmafsregeln, wovon die Zwölftafelgesetze jetzt

wohl das älteste Zeugnis ablegen. Beim Lesen von S. 8 kommt einem der Gedanke, dafs eine Geschichte des χρυσοφορεῖν — ein wichtiges kulturgeschichtliches Kapitel — noch fehlt.

Zu S. 42, 1 ist zu bemerken, dafs es auch Ringe von Glas oder Fayence (z. B. aus Ägypten) giebt. — S. 57: Plinius (Nat. hist. 33, 12) und Tertullian (Apologet. 6) widersprechen sich über den Brautring schon deswegen nicht, weil nur der letztere vom Verlobungsring (pronubus anulus) zu handeln scheint, während Plinius ein blofses Brautgeschenk (muneris vice) erwähnt. Zu den Anhängen wäre etwa beizufügen, dafs man auch Goldmünzen mit dem Bild des Kaisers in Ringe fassen liefs (Caylus, Recueil V 7, 112, 1). Ferner möchte ich die Aufmerksamkeit auf die Ringe in Kirchenschätzen lenken, die als Reliquien gelten; so finde ich citiert: J. B. Lauri, De annulo pronubo Deiparae Virginis qui Perusiae religiosissime adservatur, Romae 1622. Die im ersten Anhange S. 99 f. gegebenen Mitteilungen über die in einer belgischen Armen-Nekropole gefundenen Ringe, welche alle eisern waren, geben eine Probe von der Wichtigkeit, welche eine Sammlung der einschlägigen Notizen aus brauchbaren Ausgrabungsnotizen haben würde.

Würzburg. **Sittl.**

---

190) **P. Cauer, Die Kunst des Übersetzens.** Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. VIII u. 148 S. 8°. ℳ 2.80.

Vor kaum zwei Jahren war die erste Auflage dieses Buches erschienen. Wenn es heute schon neu aufgelegt ist, so kann sein Verfasser daraus entnehmen, dafs seine Ratschläge und Fingerzeige gar manchem der Fachgenossen, an die er sich wendet, willkommen gewesen sind. Und in der That weifs er nicht nur die Schwierigkeiten, die die Übung des Übersetzens und die richtige Anleitung dazu dem Lehrer bietet, ins Licht zu setzen, sondern auch die Wege anzugeben, wie diese Schwierigkeiten am geschicktesten zu überwinden sind. Denn dafs die rechte Kunst des Übersetzens eine überaus schwierige ist, steht aufser allem Zweifel. Manche Koryphäen der Wissenschaft, wie W. v. Humboldt, M. Haupt, haben das Übersetzen für etwas an sich Unmögliches erklärt. Neuerdings hat U. v. Wilamowitz-Möllendorff die Schwierigkeiten einer vollständigen Übersetzung in seiner Einleitung zu Euripides'

Hippolytos betont, zugleich aber auch die Möglichkeit einer verständnisvollen Nachbildung, die die Übersetzung bieten soll, erörtert. Auch für die bescheidneren Aufgaben der Schule, die ein Verständnis der Kunstwerke der fremden Sprache ja nur erwecken kann durch das Übersetzen, mufs dieses Ziel unbedingt angestrebt werden. Und es erscheint nicht unerreichbar, „einen deutschen Text herzustellen, der auf heutige Leser oder Hörer einen ähnlichen Eindruck macht, möglichst annähernd gleiche Gedanken und Empfindungen in ihnen weckt, wie das Original sie in den Zeit- und Volksgenossen des Autors hervorrief“. Zwei Gegensätze sind hierbei zu vereinigen, zu versöhnen, der Geist der fremden und der eignen Sprache; nach zwei Seiten mufs also das geistige Auge des Übersetzers unausgesetzt scharf ausschauen. Die letzte Entscheidung liegt für die Lösung der Aufgabe nicht bei dem Verstande, sondern bei dem subjektiven Gefühl. Daher kann und will Verf. nicht ein geschlossenes System aufstellen, nicht Regeln geben, die sich einfach und sicher überall anwenden liefsen; sondern er will „durch gewählte Beispiele eine lebendige Anschauung vom Wesen der Sprache und ihrem Verhältnis zum Denken erwecken helfen“. Er hat seine reichen Erfahrungen selbst durch sorgfältige Beobachtung in der Schulpraxis gesammelt; in ebenso überzeugender wie ansprechender Weise giebt er an einer Menge von Beispielen Anleitungen zu genauem, vollständigem, Sinn wiedergebendem, richtigem deutschen Übersetzen. Zahlreiche litterarische Nachweise werden in den Anmerkungen gegeben. Die Register ermöglichen eine sehr bequeme Benutzung des Buches (das übrigens im Zusammenhange gelesen werden will): Sachregister, Register der lateinischen und griechischen Ausdrücke, Verzeichnis der etwa 180 Stellen von Klassikern. Sicherlich wird die neue Auflage des Buches wie die erste einen zahlreichen und dankbaren Leserkreis finden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

191) **Gustav Bromig, Wie kann das Gymnasium den Sinn für Kunst wecken?** (Progr.) Hamburg, Lütcke u. Wulff, 1896. 34 S. 4.

Die Behandlung der Kunst auf unsern Gymnasien wird immer mehr zur brennenden Frage. Einig ist man in der Forderung, dafs der Sinn für Kunst geweckt werden soll; über die Art, wie diese Forderung erfüllt werden kann, und über den Umfang, inwieweit sie in dem Rahmen unserer heutigen Lehrpläne erfüllt werden kann, gehen die Ansichten

auseinander. B. hat sich ein weites Ziel gesteckt; der Weg, auf dem er es zu erreichen hofft, ist der der analytischen Betrachtung von Kunstwerken. Wohl mit um hierfür Zeit zu gewinnen, will er die Lektüre von Lessings Laokoon beschränkt wissen. Die scharfe Kritik, die B. an Lessings Laokoon übt, schliefst sich im wesentlichen an die bekannten Ausführungen des Kunsthistorikers Konrad Lange in seinem Buche „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ an. B. meint, weil alles, was Lessing über Kunst und Regeln für den Künstler sagt, keinen bleibenden Wert habe, so solle man den gesamten Teil des Laokoon, der von Kunst handelt, beiseite lassen; nur die Ausführungen, die Lessing an Homer anknüpft, mögen des Homer wegen gelesen werden; allein B. will sie kurz abmachen; er setzt dafür auf S. 23, Anm. 1 etwa zwei Stunden an. Wir wollen mit dem Verfasser darüber nicht rechten, auch darüber nicht, dafs er auch die sonstigen Aufsätze über Kunst, welche manche Lesebücher für Prima bieten, von der Lektüre ausschliefst, um den Schüler nicht zum Theoretisieren über Kunst zu verführen, ehe er Kunst kennt (p. 5). „Geben wir statt der Auseinandersetzungen über Kunst dem Schüler Kunst selbst“, sagt er und versteht darunter, dafs der Schüler Kunstwerke kennen lernen solle. Unbefangenerweise wird man aber doch, wie dies auch Langes Ansicht ist, erst dann zugeben, dafs dem Schüler Kunst selbst gegeben wird, und dafs er sie erst dann wirklich empfängt, wenn er das Wesen des künstlerischen Schaffens aus eigener Praxis kennen lernt; so bliebe also das Zeichnen als der eigentliche Kern des Kunstunterrichts auf dem Gymnasium übrig (s. Lange S. 86). Doch wir wollen uns der Führung des Verfassers überlassen. „Wir wollen“, sagt er S. 8, den Schüler sehen lehren zunächst an der Kunst, die ihn umgiebt. Für die Architektur gehe ich aus von der Schule und führe ihn dann zu einigen charakteristischen Gebäuden der Stadt. Für die Plastik weise ich ihn zunächst auf einige öffentliche Denkmäler hin. Dann begebe ich mich mit ihm in die Kunsthalle, um weitere Werke der Plastik, Gemälde und Kupferstiche ihm nahe zu bringen, endlich thun wir einen Blick in die Sammlung des Kunstgewerbemuseums.“ Der Schüler des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg macht also folgenden Gang durch: in der Architektur betrachtet er den Lichthof des Gymnasiums, das einfache Haus (Fachwerkbau, Backsteinbau, Hausteinbau, Zementbau), Kirchen (Nikolaikirche, Petrikirche, Michaeliskirche), monumentale Profanbauten; in der Plastik die Gypsfiguren der Schule, die öffentlichen Denkmäler, plastische

Werke der Kunsthalle; in der Malerei ausgewählte Gemälde und Kupferstiche; im Kunstgewerbe die Sammlung des Kunstgewerbemuseums (Öfen, Möbel, Trinkgefäfse). Dieser ausführlichen Behandlung der mittelalterlichen und modernen Kunst gegenüber tritt die Antike mehr zurück. In der Architektur lernt der Schüler die Tempelformen kennen, das griechische Theater, das römische Haus; in der Plastik Gruppen (Giebelgruppen von Ägina, Olympia, vom Parthenon), Einzelfiguren (Sophokles, Demosthenes) anderes nach Photographieen und Zeichnungen. Es ist des Verfassers Absicht nicht, das Gebiet der Antike zu erschöpfen, sondern er will nur zeigen, dafs die antike Kunst nach denselben Grundsätzen der Anschauung wie die moderne zu behandeln sei (S. 29). In dem letzten Abschnitt „Entwickelung der Architektur" deutet Verf. an, wie Langls „Bilder zur Geschichte" zur Veranschaulichung der verschiedenen Epochen der Baukunst benutzt werden können, und weist auf Seemanns Wandbilder hin als geeignete Anschauungsmittel, um Plastik und Malerei an einzelnen bedeutenden Erscheinungen weiter zu verfolgen. — Es ist gewifs eine reiche Fülle von Kunstwerken, mit welchen B. seine Schüler bekannt macht. Die analytische Methode, die er dabei befolgt, der Grundsatz, dafs liebevolles Vertiefen in die Absicht des Künstlers die Hauptsache sei (S. 30), viele treffende ästhetische Bemerkungen im einzelnen (z. B. S. 18. 19 über die Kunst der Reformationszeit), können wohl auf allgemeine Anerkennung rechnen. Allein eins vermissen wir, das ist die Beantwortung der Frage, wie sich die Einführung in die Kunst, ohne den jetzt geltenden Lehrplan zu ändern, in den Unterricht eingliedert. B. geht darüber leicht hinweg: „Eines besonderen Unterrichtskursus, besonderer festgesetzter Stunden bedarf es nicht. Wenn ich mir den Stoff auf die oberen Klassen des Gymnasiums verteilt denke, so beansprucht er wenig Zeit" (S. 23). Wie viel Stunden versteht B. unter wenig Zeit? Genügt die Zeit, die durch Beschränkung der Laokoonlektüre gewonnen wird? Welche Fächer aufser dem Deutschen sollen noch Stunden abtreten? Oder an welche anderen Unterrichtsstunden aufser den deutschen sollen sich die Anregungen anschliefsen? Diese Fragen sind zwar pedantisch, aber praktisch, und ihre Beantwortung wäre wertvoll. Denn auch die schönsten Theorieen auf dem Gebiete der Gymnasialpädagogik verlieren bedeutend an Wert, wenn sie sich nicht auf dem nüchternen, aber realen Boden des Unterrichtsbetriebs erheben.

Darmstadt. **Ludwig Buchhold.**

---

192) **Studia Biblica.** Essays in Biblical archaeology and Criticism and kindred subjects. By members of the University of Oxford. Oxford at the Clarendon Press. London, H. Frowde, 1885. VIII u. 263 S. 8. geb. 10 sh. 6 d. — Vol. II. VIII u. 324 S. 1890. geb. 12 sh. 6 d. — Vol. III. with facsimiles. 1891. 325 S. geb. 16 sh. — [Zu Bd. II u. III ist der Titel etwas abgeändert: Studia Biblica et Ecclesiastica. Essays chiefly in Biblical and Patristic Criticism.]

In diesen drei Bänden, die in der Form einer zwanglosen Serie geboten werden, begrüfsen wir eine Publikation englischer Theologen, welche die wissenschaftliche Welt nicht anders als mit freudiger Anerkennung aufnehmen kann. Im Jahre 1883 hatten die unlängst auf ihre Lehrstühle berufenen Oxforder Professoren: S. R. Driver, William Sanday, John Wordsworth beschlossen, in zwanglosen Konferenzen sich die Früchte ihrer Studien mitzuteilen. Und die bei dieser Gelegenheit vorgelesenen Essays konnten Dank dem uneigennützigen Entgegenkommen des Oxforder Universitätsverlages, der Clarendon Press, einem weiteren Interessentenkreis zugänglich gemacht werden. Gewifs hat diese Entstehungsart der einzelnen Arbeiten wesentlich dazu beigetragen, das Urteil der Verfasser in den von ihnen behandelten Materien noch präciser zu gestalten und sorgfältiger abzuwägen. Wie der Titel sagt, umfassen diese Studien das A. und das N. T. und daneben die Patristik. Dabei sind es vielfach Detailuntersuchungen historischen Charakters, die ziemlich abseits vom Wege der theolog. Tagesfragen liegen, aber in ihrer ruhigen Objektivität höchst willkommenes Licht über dunkle Punkte in der geschichtlichen Forschung verbreiten. Dem Philologen werden diese stattlichen, zudem mit Lichtdruck-Facsimiles, Tabellen, Appendices etc. reichlich ausgestatteten Bände darum um so mehr von Interesse sein, als der Hauptanteil dieser Untersuchungen auf die Textkritik, besonders die neutestamentliche, entfällt. Was für eine feine, hochinteressante Studie ist z. B. Sandays Essay mit seinen stichometrischen Untersuchungen: The Cheltenham List of the Canonical Books and of the Writings of Cyprian, welcher mit historisch-theologischer Kritik einen Fund beleuchtet, den Mommsen 1885 bei seinem Aufenthalte in England gemacht (Bd. III, S. 217—325). Oder H. T. Whites Arbeit: The Codex Amiatinus and its Birthplace (II, S. 273—324), die uns von einer der glücklichsten Konjekturen berichtet, die je gemacht worden sind, und die keinen Geringeren als den Historiker der Katakomben

de Rossi zu ihrem ersten Urheber hat. Die Konjektur ist nämlich durch nachträgliche scharfsinnige Kombinationen und Entdeckungen zur Gewifsheit erhoben worden: Die Zierde der Mediceo-Laurentianischen Bibliothek in Florenz, der Vulgata-Codex Amiatinus, „das Wunder eines Manuskriptes" (VIII. Jahrh.) hat nicht etwa Italien zur Heimat, sondern wurde in England geschrieben, von wo es dem Papste zum Geschenke gemacht wurde. Eine Belesenheit in deutscher theologischer Litteratur, die kaum etwas zu wünschen übrig läfst, zeichnet die Aufsätze durchweg aus, wogegen sich ein Gleiches von deutscher Seite den Engländern gegenüber durchaus nicht immer sagen liefse. Weitere detaillierte Mitteilungen über das Gebotene, etwa über die angestellten Kalenderstudien (Polykarps Martyrium), über semitische und griechische Inschriften verbietet der Charakter dieser Zeitschrift. Möge das Prinzip der Kooperation, nach welchem die Herausgeber und Essayisten gearbeitet haben, auch in der deutschen gelehrten Welt die verdiente Anerkennung und Verbreitung finden!

Zumikon b. Zürich. **Arnold Rüegg.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 31. Oktober. Nr. 22, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

193) **K. Kuiper, Studia Callimachea.** I. De hymnorum I—IV dictione epica. Lugduni Batavorum apud A. W. Sijthoff, 1896. 238 S. gr. 8.

Während E. Scheer, Callimachus *Ὁμηρικός*. Rendsburger Progr. 1866 und F. v. Jan, De Callimacho Homeri interprete, Strafsburg 1893, sich auf homerische Worte und Stellen beschränkt haben, deren Beurteilung durch Kallimachos sich aus dessen Gedichten ergiebt, will der Verf. die Diktion der vier im epischen Dialekt abgefafsten Hymnen in ihre epischen und nichtepischen Bestandteile zerlegen, wie der conspectus observationum 222 ff. zeigt; zunächst werden die Homer, den homerischen Hymnen und Hesiod entlehnten Worte aufgezählt, dann folgen 224 f. die Aufschriften: epicum sermonem suis verbis imitatur und ab antiqua dictione recedit C. in sequentibus vocabulis epicis, endlich werden 226 die den Lyrikern und den Tragikern, 227 die Lykophron entlehnten, 228 die übrigen behandelten Worte in alphabetischer Folge angeführt. — Aus dem Index nominum et rerum (230—232) hebe ich hervor: Aristarchus convenit cum C., Arist. non consentit cum C., Homeri versus sonorum similitudine imitatur.

Dadurch, dafs die Ausführungen des Verf. in den partienweise abgedruckten Text der Hymnen eingeschoben sind, ergeben sich Wiederholungen der richtigen wie der unrichtigen Ansichten des Verf. über K.

Es ist richtig, dafs K. gerade seltene oder dunkle Wörter aus Homer übernimmt und diese letzteren in seiner Weise zu erläutern sucht, dafs er dabei vielfach am Äufserlichen hängt (vgl. S. 112) und nicht immer unseren Beifall finden kann und dafs er anderseits, namentlich wenn er Erklärungen giebt, prosaische Worte aufnimmt (vgl. S. 39. 87. 94. 114. 154). Es ist aber m. E. unrichtig, von *peccare* und *culpa* zu sprechen, wenn K. beispielsweise den Aorist ἐπηΰτησε (S. 62) und den Komparativ φιλαίτερος (S. 124) neubildet oder ἤθεα in unhomerischer Bedeutung (S 152), θήρ von einer Schlange gebraucht (217). Ein ähnlicher Standpunkt zeigt sich in grammatischen Fragen, wenn (12) die Übertragung des Reflexivums auf andere Personen oder (122) der Gebrauch von τόφρα für ὄφρα als *error* bezeichnet wird und (52) der Konjunktiv im Finalsatz nach historischer Zeit, (201) der potentiale Optativ ohne ἄν dem Verf. einer eingehenderen Besprechung zu bedürfen schien.

Nach Stellen zu schliefsen wie 129: *neglegentius paulo Homerum suum inspexit noster* und 147: *hymnum (Homericum in Apollinem), quem in hoc carmine componendo numquam e manibus deposuit,* scheint der Verf. wirklich zu glauben, K. habe bei jedem Verse die Homerstelle, die ihm in Betracht zu kommen schien, nachgeschlagen und hätte beispielsweise nimmermehr φόβος im Sinne von „Furcht" gebrauchen wollen, wenn er die homerische Bedeutung gekannt hätte (162). Wenn der Verf. dem Dichter wegen der Homer-Nachahmung grollt *(143 taedium fere movet continua illa imitationum investigatio)*, so hat er seine eigenen Worte vergessen (S. 4): *aequalibus magis quam nobis placuit,* wie er auch sonst, meist im Anschlufs an Cobet; vgl. 40, 61 *ita insulse dictum est (III 53), ut eam absurditatem superari posse negares, nisi statim post oculus ille compararetur cum scuto τετραβοείῳ, cui comparationi facile quivis palmam concedet ineptiae* — zu hart über K. urteilt und sogar die schöne Stelle: III 65 f. — die Götterkinder werden, wenn sie ungehorsam sind, mit den Kyklopen geschreckt — zwar als *res haud per se invenusta neque sine omni gratia enarrata,* aber doch als *fabella Olympiorum gravitate vix digna* bezeichnet.

Verbesserungsvorschläge werden aufser den in der Mnemosyne XIX (1891) 63 ff. zum 4. Hymnus beigebrachten folgende gemacht: I 36 πρωτίστῃ γενεῇν τε μετὰ Στύγα τε Φιλύρην τε (hier konnte die Besprechung der Stelle durch Dittrich, Jahrb. f. Philolog. 141, 829 ff. erwähnt werden; bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dafs ich die vom

Verf. zu II 51 vorgetragene Erklärung im wesentlichen, Zeitschr. f. österr. Gymnas. 1890, 1077 gegeben habe), 80 *ἀσσότερον καί*, II 38 *πέδοι*, 64 *ὥς ἔμαθεν*, 69 *βοηδρόμιον κλείουσι*, 72 *Καρνεῖε*, *τίθει* oder *δέμε*, III 9 *οὔ σ᾽ αἰτέω*, 43 wird als interpoliert erklärt (bei der Beschaffenheit der Kallimachos-Handschr. wenig wahrscheinlich), 52 *πρηόσιν οὐρείοισιν*, 94 *Λυκοσσουρίδας*, 152 *μαλακῷ τε πινύσκει*, 189 *φίλαο νυμφέων*, 213 *ἀχλαίνωτοι*, *ἀλίνωτοι vel tale quid*, 239 *φηγοῦ ἐνὶ πρέμνῳ*, IV 103 *ἄψ* [*δ᾽*]. — Von den mythologischen und litterarhistorischen Bemerkungen, deren sich der Verf. vergebens zu erwehren sucht (vgl. 51, 85 f.), ist mir besonders die Angabe aufgefallen, dafs gegenwärtig die meisten den Schlufs des 2. Hymnus als spätere Zuthat erklären.

Gestört wird die Benutzung des auch für die Geschichte der Homer-Erklärung nicht unfruchtbaren Buches (233—237 Index Homericus, 238 Hesiodeus) durch eine gewisse Breite, welche den Umfang des Buches erklärt, aber nicht rechtfertigt, und durch Inkorrektheiten, bezw. Härten des Ausdrucks (vgl. 23 *praeter solitudinem* für *c onsuetudinem*, 37 *iudicabit, quicumque reputat*, 48 *certa quaedam* „*πολυωνυμία*" *qua optet dea ut Apollo se ne superet contendendo*).

Wien. **Wilh. Weinberger.**

---

194) **R. Y. Tyrrell, Latin Poetry.** London, Macmillan and Co., 1895. XXIII und 323 S. 8. geb. 7 sh.

Wofern wir überzeugt sind, dafs die Geschichte der antiken Litteratur mit einer wirklichen Litteratur und nicht blofs mit den an sich gleichgültigen Objekten von Seminararbeiten, Doktordissertationen u. s. w. zu thun hat, werden wir auch einer „populären" Darstellung ein mehr als praktisches Interesse abgewinnen können; ja es treten bei einer solchen gerade die modernen Probleme, welche der neueren Litteraturgeschichte einen gewissen Vorsprung vor der antiken gegeben haben, stärker in den Vordergrund. Die römische Litteratur bietet Dank dem klassischen Werke von Ribbeck und auch den litterarhistorischen Kapiteln Mommsens dafür einen vorbereiteten Boden; wird sie gar vor einem amerikanischen Publikum vorgetragen — der Verfasser hielt die jetzt in Buchform erschienenen Vorträge 1893 an der John Hopkins University von Baltimore —, so darf man eine modern gedachte Darstellung erwarten. Diese Erwartung wird auch gerechtfertigt. Die Entschiedenheit des Urteils springt schon in die Augen, wenn wir die sehr verschiedene Länge der einzelnen Abschnitte

betrachten; was für weniger wichtig gilt, wird kurz abgemacht, z. B. nimmt die gesamte Dichtung vor Lucretius nur 30 Seiten ein, die Dichter nach Martial keine zwei. Wollten wir jedoch die Urteile, welche den herkömmlichen nicht selten entgegenlaufen, subjektiv nennen, so würden wir den Verfasser in eine falsche Rubrik einregistrieren. Er urteilt eben modern, in dem Sinne, als die moderne Zeit ausgeprägte energische oder eigenartige Persönlichkeiten und Wahrheit, wenn auch rücksichtslose Wahrheit in den Büchern sucht und die Schönschreiber gering schätzt. Catull und auch Petron sind also auch im modernen Sinne Klassiker, während z. B. bei Anlegung dieses Mafsstabes Horaz schlecht wegkommt. Es ist nicht zufällig, dafs der Verf. in derartigen Fällen das frappierende Wort „Unaufrichtigkeit" (insincerity) wählt. Seine geistreichen, aber jedenfalls einseitigen Bemerkungen über Horaz laufen in die Schlagwörter aus, der Schützling des Maecenas habe „vers de société" und „vignettes" geschrieben. Hier spielt ein zweiter Gesichtspunkt herein, welcher sich mit dem Modernen nur teilweise deckt. Der Verf. verhehlt die englische Färbung seines Urteils durchaus nicht; er beurteilt die Personen wie Menschen, mit denen er zusammengetroffen ist, und scheut sich nicht, Horaz als echten „gentleman" zu feiern und uns für Maecenas' „eccentrity" zu interessieren. Die germanische Abneigung gegen blofse schöne Form und Rhetorik macht ihn aber gegen Schriftsteller, die von den Romanen hochgestellt werden und denn doch für Romanen geschrieben haben, hart, um nicht zu sagen ungerecht. Horaz hat unter diesem nationalen Mafsstab, wie gesagt, zu leiden, aber er wird immerhin gewürdigt; an Ovid und den meisten nachaugusteischen Dichtern jedoch führt unser Litterarhistoriker uns beinahe so vorbei wie Virgil seinen Dante an den neutralen Bewohnern der Vorhölle.

Die Schriftsteller werden hinsichtlich ihrer Denkweise und ihrer poetischen Art beurteilt und die Urteile durch Proben beleuchtet; Analysen des Inhaltes fehlen, weil die Hörer offenbar zu eigenem Lesen angeregt werden sollen, was nur Lob verdient. Die gewählte Sprache, zahlreiche Vergleiche aus der englischen Litteratur, die englische Fassung der Citate kann ein deutscher Rezensent nicht genügend beurteilen. Wer selbst schon veranlafst war, philologische Gegenstände gemeinverständlich darzustellen, kennt, wenn er objektiv sein will, die schwierigste Klippe, nämlich die Art, wie das unsicher überlieferte und das einer grofsen Verschiedenheit der Meinungen unterworfene darzustellen sei; der Verf. hat dieses Problem

in einer Weise gelöst, die ihm gewifs den Beifall seiner Zuhörer eintrug. Er hat seine eigenen Ansichten mit Entschiedenheit vorgetragen und abweichende nur in Auswahl und dabei mehr pointierend oder dekorativ hereingebracht; z. B. erwähnt er S. 274, dafs Petronius mit dem hl. Petronius von Bologna (✝ 449 oder 450) identifiziert wurde. Wir Deutsche lernen übrigens durch das Buch verschiedene englische Arbeiten kennen, die so ziemlich allen unseren Bibliotheken fehlen.

Im einzelnen wären oft Bedenken gegen die Vergleiche, welche der Vortragende sehr liebt, zu erheben, zumal gegen die der griechischen Litteratur entnommenen. Manchmal frappiert ein ausdrückliches Citat, das eine Lücke zu verdecken scheint, z. B. p. 271: „Teuffel schreibt: Die Octavia betitelte Praetexta ist sicher nicht von Seneca.“ Ist dies wirklich nur eine Privatmeinung Teuffels? Oder aber, es ist gewifs verdienstlich, Virgils Einwirkung auf das Mittelalter zu skizzieren; der Verf. greift aber nur einige abgelegene Citate heraus, während seine Zuhörer nicht erfahren, dafs Virgil seine Stellung als Begleiter der Propheten (natürlich nicht „saint“) der scheinbaren Prophezeiung in der vierten Ekloge verdankt.

Das Werk bietet eine anregende Lektüre besonders in den Abschnitten, die von Catull, Lucrez, Virgil, Horaz und Juvenal handeln.

Würzburg. **Sittl.**

---

195) **Wilhelm Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern** von Dionysius von Halikarnafs bis auf den zweiten Philostratus. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Kohlhammer, 1893/6. 349 u. 734 S. 8. ℳ 7. 20.

Würdig reihen sich die vorliegenden Schlufsbände ihren beifällig aufgenommenen Vorgängern (vgl. Jahrg. 1889 Nr. 4 u. 1890 Nr. 22) an, und zwar nicht blofs hinsichtlich möglichster Gründlichkeit, sondern auch rücksichtlich umfassender Gelehrsamkeit durch Heranziehung des einschlägigen Apparats der neuesten Litteratur. Welcher Bienenfleifs mühseligen Sammelns und Sichtens! Und dabei tragen diese trefflichen Arbeiten doch vielfach den Stempel des nur Provisorischen! Mangels einer analog gehaltenen vergleichenden Bearbeitung der ihrerseits gleichfalls bereits bis zu einem gewissen Grade attikisierenden *κοινή*-Litteratur des Zeitraums vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 2. n. Chr. vermögen sich nämlich ungeachtet der in diesem Sinne sich abmühenden Sorgfalt der

Schmidschen Arbeit die Fortschritte der Attikisten nicht in der wünschenswerten Klarheit abzuheben, eine Thatsache, welche, so wenig sie auch imstande ist, dem Werte der in dem Werke niedergelegten Resultate Abbruch zu thun, doch wohl bei dem Verfasser selbst ein ebenso starkes Gefühl des Nichtbefriedigtseins hinterläfst wie bei dem Leser. Immerhin kann schon jetzt die Antwort auf die Frage, welche Wörter und Ausdrücke überhaupt, sei es nach Form und Bedeutung oder unter Änderung der Bedeutung blofs nach der Form, durch die gesamte Litteratursprache hindurch sich behauptet haben, wenigstens einigermafsen aus den mit *a* bezeichneten Rubriken mit Sicherheit ersehen werden, und ungeschmälert, wie das Verdienst des Verfassers bleibt, dürfte auch die Anerkennung sein, welche ihm die Fachgenossen, soweit sie Freunde derartiger Studien sind, zollen werden.

In dem den siebenten Abschnitt der ganzen Arbeit bildenden dritten Bande führt uns Schmid die Sprache des Sophisten Älian vor, eine Studie, deren Lektüre meines Erachtens noch nebenbei dem Leser etwaige Zweifel, ob man für die Schriften Varia historia und De natura animalium nicht etwa zwei Äliane als Verfasser anzunehmen habe, weit sicherer benimmt als die ausgesprochenermafsen diesen Zweck verfolgenden Bemühungen von Fr. Jacobs. Hat schon v. Rhoden ausgesprochen, dafs hinsichtlich der Zusammenfügung der Worte „die Stilrichtung des Älian und Philostratus eine neue Epoche bezeichnet", so betrachtet unser Verfasser die Sprache in beiden Schriften Älians, welche vorzugsweise dem Bedürfnisse der römischen Gesellschaft nach reichhaltiger stofflicher Belehrung in angenehm mundender Art entgegenkommen sollten, von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Den gemeinsamen Stilcharakter beider bildet nach ihm die *ποικιλία*. Diesen Stil, dessen Rezepte S. 11 verzeichnet zu lesen sind, verbunden mit der Unzahl der in jenen aufgetischten pikantesten Erotika führt Schmid nun unter Berufung auf K. Bürger (Herm. XXVII, 351) auf die Litteraturgattung der Milesia zurück und macht zugleich wahrscheinlich, dafs Älians Schriftstellerei eben dieser Technik und diesen „mit moralischer Brühe angesetzten" Dingen ihre Beliebtheit verdankte. Diese Ansicht scheint mir noch durch manche Einzelausdrücke unterstützt zu werden, so durch die obscöne Bedeutung von *ἔργον* und *συμφοίτησις*, durch die sonst nicht belegten Phrasen *συμπνεῖν ἐς ἔρωτα* und *συμπνεῖν ἐς γάμον* u. ä. Auch der Umstand, dafs unter den Gleichnissen die Erotik in geradezu unheimlicher Weise die dominierende Stellung behauptet,

dürfte, auf dieses Genre zurückgeführt, in der richtigen Beleuchtung erscheinen. Die Gemeinsamkeit des Stils der älianischen Schriften dokumentiert sich aber, abgesehen von der gleichmäfsigen Verteilung seiner Eigentümlichkeiten und mehrfach wörtlich gleichlautenden Konkordanzen (ich verweise nur auf V. H. 30, 28 u. N. A. 101, 13; 270, 21; 378, 32), auch an der Auflösung des bis dahin sechs Jahrhunderte lang zäh festgehaltenen Periodenbaues. Aufserdem weifs Schmid höchst glaubwürdig zu machen, dafs wir in der erhaltenen Varia historia keine Epitome, sondern das nicht voll ausgeführte Originalwerk besitzen.

Die sprachlichen und stilistischen Ausführungen greifen vom dritten Bande an teils infolge des in gröfserem Umfange zur Vergleichung angezogenen Materials — ich will nur die Pariser, Londoner und Berliner Papyrus namhaft machen —, teils durch fortwährende Nachträge und Berichtigungen und immer wiederkehrende Verweisungen derart in- und durcheinander, dafs, mit Bedauern mufs ich es sagen, sogar die Übersichtlichkeit nicht unwesentlich darunter leidet, und dafs ich, wollte ich mit eingehender Akribie referieren, mindestens einen fünften Band dazu schreiben müfste. Hand in Hand damit gehen ferner gar manche müfsige Wiederholungen. So kann z. B. der ganze Artikel s. v. μέλλω (S. 138), sämtliche Stellen nebst Hinweis auf Krüger, bereits S. 72 ohne weiteres abgelesen werden. Ich gestatte mir daher, da ich mich auf Einzelheiten beschränken mufs, alle, die sich für die Sache eingehender interessieren, auf die bereits im Druck befindlichen Register, welche demnächst in einem besonderen Hefte erscheinen sollen, zu verweisen. Hier mag die Bemerkung genügen, dafs die Untersuchung der Sprache Älians sowohl wie (Bd. IV) jener des Philostratus im ganzen und grofsen nach der gleichen Schablone vor sich geht wie bei den früher behandelten Attikisten, dafs jedoch bei Älian die seltenen Tiernamen, „welche er aus Lexika zusammengestoppelt hat“, bei der Auswahl der Wörter unberücksichtigt geblieben sind. Für die Kritik ergiebt sich der berechtigte Zweifel, ob die Stelle des Suidas s. v. ὑπερφρονεῖν mit Fug unter die Fragmente Älians aufgenommen ist.

Eine förmliche Manie hat Älian für das Neutr. adi. im Plur. bei εἶναι, wenigstens in περὶ ζῴων, wofür jetzt auch eine Stelle aus Aristides notiert ist, für den Gebrauch des Demonstrativpronomens zur Epanalepse, für Anknüpfung mit εἶτα μέντοι und geradezu unverständig und bis zum Überdrufs für die Verwendung von εἶτα am Anfange völlig neuer Sinn-

abschnitte und behufs Epanalepse nach Partizipien und zwar in den von Schmid angeführten Stellen überall ohne jede Spur von adversativem oder nur zeitfolgendem Sinne, sondern, wie bei dem ebenfalls im Übermaß angewandten Imperfekt, lediglich zu dekorativem Floskelzweck, ferner für Einführung sogar seiner schriftlichen Quellen durch ἦ δ' ὅς, desgleichen für τὸ ἔτι θαῦμα als steigernde Apposition, für λόγος διαρρεῖ und ähnliche Phrasen, für das Adv. ἐχυρῶς, für οἱονεί (ich habe 58 Stellen gezählt!), προειρημένος (149 Stellen!), ᾄδω = λέγω (66 Stellen!), γὲ μήν (187 Stellen!). Bemerkenswert erscheint mir des weiteren die Beobachtung, dafs das Subst. beim Dat. von αὐτός = mitsamt (vgl. die Stellen S. 58) nie den Artikel hat; die gleiche Erscheinung findet sich bei Philostratus von Schmid selbst hervorgehoben (Bd. IV, 60, worauf indes S. 65 unter Fehlen des Artikels ausdrücklich hätte verwiesen werden sollen).

Das besonders auffällige Fehlen des Artikels in den S. 64 angeführten Stellen wird nicht ganz unwahrscheinlich als eine durch den Einflufs der lateinischen Schriftsprache hervorgerufene Lässigkeit erklärt, desgleichen werden das zur Satzverbindung dienende ὁ αὐτός (oder vielleicht richtiger nach Thuk. I, 23, 3? vgl. Bd. IV, 616) und die (aus der römischen Kalenderterminologie bekannte) Kasusumdrehung bei πρό sowie die Phrase ἀθροίζειν ἑαυτόν auf Latinismus zurückgeführt. Betreffs der verkürzten Strukturen mit ἀλλὰ καὶ möchte ich dies angesichts der Untersuchungen von Th. Stangl (Wochenschr. f. kl. Phil. 1889) für sicher behaupten. Auch die Vorausschiebung von Satzteilen (S. 314) erinnert auffällig an die beliebten lateinischen Verschränkungen.

Irrig dagegen ist die Bemerkung (S. 83), Aristoteles verbinde die Finalpartikel nie mit dem Opt. Dies thut er vielmehr zweimal, nämlich 1) in dem schon von Eucken in seiner Inauguraldissertation angeführten Beispiele der Nikomachischen Ethik, 2) in der von mir (Speierer Progr. 1885) nachgewiesenen Stelle de animal. hist. Auf gründlich falscher Voraussetzung beruht ferner der erste Satz auf S. 70. Desgleichen erweist sich die Behauptung Jessens, Jos. habe ἄχρι fast gar nicht, gegenüber den Nachweisen von Krebs (Die Präpositionsadverbien in der späteren historischen Gräcität II, S. 3 ff.) als unstichhaltig. Auch zeugt es von einer ganz veralteten Anschauung, wenn S. 88 die Verbindung von ἔστε ἄν mit Konj. im Vergangenheitsverhältnis eine „Kühnheit“ genannt wird. Und wozu bei μέχρι der Zusatz (S. 286), dafs sich Älian um den Hiatus

nicht kümmere, wenn alle Stellen die Präposition vor Konsonanten aufweisen? Wohl aber hat sich mir bei der Lektüre der Gedanke aufgedrängt, als ob bei manchen Schriftstellern der Wechsel zwischen *θέλω* und *ἐθέλω* durch Hiatusrücksichten bedingt wäre. Bei dem substantivierten Neutr. der Adj. hätte die Verbindung mit dem Gen. part. wohl von den andern Gebrauchsweisen unterschieden werden sollen. Inbezug auf den Dualgebrauch wären die Untersuchungen von Keck instruktiver gewesen als die von Hasse. Der erstere hat (S. 50 ff.) nachgewiesen, dafs nur 9 Stellen der attischen Redner (nicht 11!), und zwar alle der 3. Pers., handschriftlich überliefert sind, dafs jedoch noch an 4 weiteren diese Form durch Konjektur hergestellt ist. Ebenso wenig hätten neben Sturms Abhandlung über *πρίν* Schulzes Proleg. in Dem. or. adv. Apat. angeführt zu werden verdient. Zu der Fufsnote 10, S. 243 ist beizufügen, dafs die Wörterbücher die betreffende Konstruktion auch mit Plato belegen.

Ohne Analogie ist *πρίν* mit Gen. abs. Auch zu dem absoluten Gebrauch von *ἐξωτέρω* kenne ich keine Parallelstelle, ebenso wenig für *μέντοι* an fünfter Stelle oder für das ohne Einflufs auf die Konstruktion am Satzanfange stehende *φασίν*. Eigentümlich ist ferner die Steigerung des Komparativs durch *οἷον*. Neu ist aufser den von Schmid S. 259 ff. gegebenen Ausdrücken die Bildung *ὀρνύφιον* (3 Stellen!), *λάγης* (= *λάγνος* oder *λαγνικός*), das zweiendig gebrauchte *παιώνιος*, der Komparativ von *ἔναρθρος*, die Steigerungsformen *ὀλιγώτερος*, *κεχαρισμενώτερος* und *ψευδίστατος*, der Gebrauch von *ἐγκαλύψονται* in passivem Sinn, das aktive *ἐπιτιθέναι* in der Bedeutung angreifen, der Inf. Fut. *πιεῖσθαι* und das ganz abnorme doppelte Augment in *ἠπηγημένων*. Seltsam mutet einen ferner der Gebrauch von *ἔφατο* (18 Stellen!), adjektivvertretendes *ἐξ ἐλάττονος*, der Acc. *τετταρεσκαίδεκα* sowie die Verwendung von *μέντοι* in subordinierten Sätzen und bei Part. an, mehr noch mitten im Satze stehendes *ἀλλά* (vgl. unser vulgäres „aber auch“), die Verbindung *οὐ μόνον* oder *οὐ* — *ἀλλὰ γὰρ καὶ* und jene zwei unter Aposiopese (S. 321) aufgeführten Stellen, in denen die Nichtnennung eines Eigennamens mit der Rauheit desselben motiviert wird.

Die von Schmid aufgestellten Listen der in allen Farben schillernden Schriftstellerei Älians weisen neben 319 spezifisch älianischen für den Sprachgebrauch dieses Autors 861 poetische, 673 attische, 575 späte, 78 platonische, 71 xenophontische, 52 herodotische, 27 thukydideische und 11 demosthenische Ausdrücke auf. Unter den Neubildungen nehmen die

Kompositionen weitaus den ersten Rang ein, materiell neue Wörter finden sich nur 3: *θύμαλος*, *κόνικλος* und *σηκύλη*.

Der vierte Band bringt zunächst im achten Abschnitt die Sprache des zweiten Philostratus zur Darstellung. Diesem vindiziert Schmid alle uns als philostratisch überlieferten Schriften aufser den erotischen Briefen, der ersten *διάλεξις* und den Gemälden seines Enkelsohnes Philostratus III., genannt *ὁ νεώτερος*, ein keineswegs einwandfreies Verfahren, bei welchem ihm aber wenigstens für den vorliegenden Zweck, d. h. in sprachlicher und stilistischer Beziehung die entgegenstehenden Bedenklichkeiten aus dem Wege zu räumen nicht eben mifslungen ist. Übrigens hat der Verf. bei seiner Analyse auch die stilverwandte *διάλεξις* hinzugenommen.

Die Schriften des Philostratus, dessen Ideal der Sophistenberuf und hier wieder insbesondere die Improvisation resp. der Anschein des Mühelosen ist, fehlt im Gegensatz zu denen Älians die bestimmte philosophische Färbung. Ist des letzteren Richtung schon durch seine mit der des Stoikers Chrysippus gleichbetitelte Schrift *περὶ προνοίας* deutlich genug gekennzeichnet, so läfst sich trotz mannigfacher Anklänge an verschiedene philosophische Systeme die Originalität des Standpunktes des ersteren sowohl nach der ethischen als nach der politischen Seite nicht verkennen. Hier ist die Aufgabe der Sophistik von einem höheren Standpunkte aufgefafst worden. Ihr mifst Ph. wichtige nationale Bedeutung für Wiederbelebung des Hellenismus bei, ihrer bedient er sich durch den Mund des Apollonius für seine religiösen Regenerationsideen zwecks Neuerweckung der altgriechischen Religion mit ihrem Heroenkult. Der Inhalt jener Formen, für die andern Attikisten kaum mehr als Träume und Schäume, sollte, weit entfernt Schöngeistern zu Kurzweil zu dienen, nach seiner Absicht wieder Wirklichkeit werden. Doch bei aller Hochachtung für seinen begeisterten Patriotismus können wir nicht umhin, den Gedanken, dafs die Form sich den Inhalt gebären und die wenn auch noch so schöne Vergangenheit zu neuer Blüte hervorlocken könne, einen thörichten Wahn zu nennen.

Wie Aristides für den Vollender des politischen Stils, so galt Philostratus den Späteren als Muster des „einfachen“, den er ja aus der widerlichen Verzerrung bei Älian mit echt griechischem Geschmack zur höchsten Stufe der Vollendung geführt hat. Er ist der letzte Sophist mit produktiver Anlage: was nachfolgt, ist Nachahmung der Nachahmung.

Von der älianischen ἀφέλεια unterscheidet sich die des Philostratus auch insofern zu ihrem Vorteil, als Ph. nicht in so auffällig vordringlicher Weise mit dem Tugendmantel, den Älian bei jeder Gelegenheit hervorkehrt, paradiert, sondern durch eingelegte Gnomen ethische Wirkung zu erzielen sucht. Mit Älian, der nach des Ph. Urteil an Chrysostomus anklingt, hat Ph. die häufigen Parenthesen und die Vorliebe für nachträgliche Beifügung kurzer, syntaktisch selbständiger Erklärungen gemein, meidet auch, mit einziger Ausnahme der Rede des Apollonius, gleich jenem längere Perioden, verschmäht aber die von Älian als bewufsten Zierat verwendeten Anakoluthien. Das bei den früheren Attikisten beliebte pleonastische μᾶλλον beim Komparativ findet sich bei Philostratus nur einmal; dagegen fügt dieser, wenn es die Charakteristik von Personen gilt, sehr gerne ἀνθρώπων zum Superlativ. Aktives ἥδω, wofür sich bei Alian nur ein Beispiel findet, gebraucht Philostratus viermal.

Philostratus hat natürlich gleichfalls seine Steckenpferde. So ist z. B. ἀπόχρη ein besonders bevorzugtes Lieblingswort desselben; er gebraucht es, wenn anders ich richtig gezählt habe, an 51 Stellen. Auffallend häufig verwendet er auch μέτριος, ξύμμετρος und φοιτᾶν. Umschreibendes ἅπτομαι verwendet er an 76 Stellen, an 48 dient ihm ἐπαινεῖν zum Ausdruck beifälliger und wohlwollender Gesinnung (2 Beispiele aus der älteren Litteratur s. Bd. III, 197). Hierher gehören ferner die Phrase ἔρχομαι ἔς τι an Stelle eines einfachen Verbums und die Konstruktion ἀποφέρομαι ἐς mit ethischen Objekten. Die oftmalige Vergleichung von Haar und Blüte, woher der Ausdruck κείρειν ἄνθη, darf bei dieser Gelegenheit ebenfalls nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Hat Philostratus die Vorliebe für ἀμφί mit Prokop gemein, so tritt dafür bei ihm die für deiktisches ι in den Vordergrund. Bis zur Unerträglichkeit aber treibt er einerseits die Personifikation, anderseits die Verwendung von τὲ καί (auf den ersten 50 Seiten 126 Beispiele!), so z. B. τρίτον τε καὶ εἰκοστὸν ἔτος. Die bei Älian erwähnte Verwendung von ᾄδω ist auch unserem Attikisten sehr geläufig, sogar das Part. ᾀδόμενος. Der absolute Nom. erscheint bei ihm noch weit zahlreicher als bei jenem. Ungemein reichhaltig sind des Ph. Schriften ferner an Ellipsen und Konstruktionen nach dem Sinne. Selbstcitate dagegen, von Älian zum Überdrufs gebraucht, sind sehr selten, die bei eben diesem so häufige Anschliefsung von οὖν an relative Pronomina und Adverbia findet sich gar nicht. τοιγάρτοι fehlt bei allen behandelten Attikisten, auch

bei den S. 565 nicht genannten Polemo (vgl. Bd. I, 66) und Herodes (I, 199 f.). Die Koordination syntaktisch verschiedener Bestimmungen ist schon von Kayser als ein Merkmal der philostratischen Sprache notiert worden.

Als auffällig in dem Stile des Philostratus erscheint, abgesehen von dem Gebrauche des Aor. in den Gemäldebeschreibungen und der elegant sein sollenden Häufigkeit des dritten Fut., die Steigerung von ihrem Begriff nach hiezu nicht fähigen Adjektiven, wie sich bei Älian vereinzelt auch *ξανθότατος* findet, sodann die Auffrischung der Dualform *ταῖν* und die Verunstaltung von *ἦ δ' ὅς* in *ἦ δ' ὁ* vor Eigennamen (daneben aber auch *ἦ δ' ὃς ὁ*. Die Geschichte der Formel giebt Ludewich im Rh. Mus. XLI, 437 ff.), abnorm die Genetivendung in *ἑρμηνέος* und *οὖν* an vierter Stelle. Einige eigenartige Übertragungen zeigt *ἠχώ*, wie sich auch unter den mit bemerkenswerter Vorliebe gebrauchten Lokalsuffixbildungen (S. 24) manche ungewöhnliche finden. *βίαιος* verdient angemerkt zu werden in der dreimal vorkommenden Wendung *βίαιος τέχνη* = Magie und (einmal) *βιαίως σοφός* = Magier, desgleichen *ἐρασταί* st. *ἐράστριαι*, *ἔργον τινος* = opus est re (Prototypstelle Xen. Cyr. 2, 3, 11). Das Pronomen *αὐτός* erscheint in bemerkenswerter Bedeutung in dem Ausdruck *δάκρυα ἱέναι αὐτά* wirkliche Thränen vergiefsen (vom Löwen). Philostratus schreibt nie *οὐ μὰ Δία*, sondern entweder *μά Δι' οὐ* oder blofs *μὰ Δία* etc. Während bei ihm die Konstruktion mit *πρὶν ἄν* völlig erloschen ist, behauptet *πρίν* mit Inf. fast allein das Feld, ähnlich in Konsekutivsätzen *ὡς* mit Inf. (166 Stellen). In Finalsätzen überragt *ὡς* mit Opt. Eine Abnormität ist *οὕτως ὡς* mit Ind. in konsekutivem Sinn (bei Lukian kommt *ὡς* mit Ind. nach Remacly überhaupt nie vor). Beim Potentialis der Gegenwart und Vergangenheit, sowie beim Irrealis fehlt *ἄν*, an je einer Stelle steht *ἔστε* und allgemeines Relativ, an 2 *εἰ* und an 3 *πρίν* ohne *ἄν* mit Konj., an einer andern dagegen *ἄν* beim Fut. und einmal (= *ἐάν*) mit Opt. Im ganzen ergiebt sich aus des Verfassers Zusammenstellung für die Modi ein starkes Vordrängen des Opt. Einmal steht *οὔτε — καί* st. *οὔτε — οὔτε* (bei Älian zweimal). Ganz absonderlich sind noch die Stellen Ap. 182, 31: *ἐπόθουν τὸν Ἀπολλώνιον ὡς εἰς ἕνα*; ib. 257, 7: *τὰ ἑτέρων ἄχη ἐς τὸ εὐφραῖνον εἷλκον*; H. 188, 13: *ἐς τὸ τεῖχος ἐθήτευσαν*. Kühn ist die Übertragung *διαχεῖ τὸν Ἀπόλλω*, er malt den Apollo heiter.

Speziell philostratisch sind das Med. von *ἐναρμόττω*, die Verbindung

σοφώτερον φρονεῖν, die Ausdrücke *ἐναντία παιδεύειν τινί* gegen j. Schule halten, *πίνειν ἀπό τινος* aus einem Gefäfse trinken, *τίθεσθαι ἐπί τινι* j. freistellen, die Konstruktion des passiven *ἐκδίδοσθαι* mit Gen. des Ausgangspunktes (7 Stellen), verschiedene Phrasen mit *ἐξαλλάττειν*, neue Gebrauchsweisen von *προσβάλλειν τινί τι*, mancherlei Umschreibungen mit *φέρειν* und die Bezeichnung einer ungefähren Altersangabe durch *ἐς*. Dazu kommt dann noch die stattliche Reihe der von Schmid S. 381 ff. aufgeführten Wörter und Formen, welche von Philostratus teils zuerst gebraucht, teils in neuen Bedeutungen und Konstruktionen angewandt worden sind. Von diesen würde indes *ἐπιπτήσσω* wohl richtiger dem Aristides zugeeignet. Mit der ebenda namhaft gemachten Struktur von *κλέπτειν* dürfte füglich auch Hom. *α* 69 und analoge Stellen (vgl. auch Madv. Griech. Synt., 2. Aufl., § 57b extr.) hinzuweisen sein. Zu *ἐπιτάττειν* ist zu bemerken, dafs dieses Wort dieselbe Bedeutung wie bei Xenophon auch bei Herodot hat, jedoch von diesem dann *τινὰ ἔς τινα* konstruiert wird. Latinismus scheint vorzuliegen im Gebrauch des Dat. qualitatis und in *ὕδωρ* = Wasserleitung. Am meisten befremdet haben mich die Bd. III, 58 f. und Bd. IV, 60 f. verzeichneten Anomalien in der Ortsbestimmung, insofern bei manchen die von mir (Jahrg. 1890 S. 350) gegebene Erklärung nicht ausreicht, auch die Annahme einer Attraktion ausgeschlossen erscheint. Diese sind vielmehr, soweit sie das Wo anlangen, mit Krumbacher für ein „gelehrtes Mifsverständnis" anzusehen, inbezug auf das Wohin aber als Eindringen des Vulgärgriechischen in die Litteratursprache zu betrachten. Die Zahlenverhältnisse der einzelnen Artikel des Wortschatzes des Philostratus entsprechen im allgemeinen den bei Älian angegebenen, nur dafs das poetische Element zurück-, das nachklassische Sprachgut hervortritt. Der Löwenanteil der Neubildungen trifft auch hier wieder auf die Komposita, materiell neue Wörter sind keine vorhanden. (Schluss folgt.)

---

196) **H. D. Darbishire, Relliquiae philologicae or Essays in Comparative Philology.** Edited by R. S. Conway. With a Biographical Notice by J. E. Sandys. Cambridge, at the University Press, 1895. XVI u. 279 S. 8.

Der vorliegende stattliche Band enthält, wie der Titel besagt, die philologischen (richtiger wohl sprachwissenschaftlichen) Arbeiten des im jugendlichen Alter von 30 Jahren am 18. Juli 1893 verstorbenen eng-

lischen Sprachforschers, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Den Inhalt desselben bilden eine Sammlung bereits veröffentlichter Arbeiten des Verstorbenen und eine solche von noch nicht veröffentlichten und zum Teil auch nicht vollendeten Aufsätzen. Es scheint mir am zweckentsprechendsten, den Inhalt des Bandes in kurzer Übersicht anzugeben, indem ich vorausschicke, daſs ich die Abhandlung über den spiritus asper im Jahrgang 1890, S. 200 (vgl. auch „Berl. phil. Woch.“ 1890, S. 1055) besprochen habe. Die bereits veröffentlichten Aufsätze sind folgende: 1) The Numasios Inscription. 2) On the Text of Tac. Ann. I, 32. 3) Notes on the Spiritus Asper with Addenda. 4) lat. ōmentum. 5) On the meaning and use of *ἐπιδέξιος, ἐπιδέξια: ἐνδέξιος, ἐνδέξια.* 6) On the Indo-European words for Fox and Wolf. 7) On the form *κατασβῶσαι,* Herodas v. 39. 8) Some Latin etymologies (altus, colo, iubar, numen, scio). Es folgen „Selections from occasional writings“ und zwar 1) From a notice of Whartons Etyma Latina (Class. Rev.). 2) Notice of Fennels Indo-European Vowel-System (Class. Rev.). 3) Abnormal Derivations (Nachtrag zu 1, Class. Rev.). 4) From a notice of Sweet's English grammar (Athenäum). 5) The Göttingen School of Comparative Philology. Der letzte Aufsatz scheint veranlaſst durch die 4. Auflage von Ficks Wörterbuch und Bechtels Hauptprobleme und ist, obwohl unvollendet, nach dem Tode des Verfassers in der Class. Rev. veröffentlicht worden. Die noch nicht veröffentlichten Arbeiten Darbishires führen folgende Titel: 1) Opening chapters of a Primar of Philology mit den Unterabteilungen 1) Definitions, 2) On variation in Language and the Unit-Group of Speakers und 3) On the Origin of Language. 2) Shorter fragments on kindred subjects: *α.* First lecture of a popular course on Philology. *β.* What is Correct Speech? *γ.* The Cradle of the Aryans. 3) Principles of Analysis, especially in Semasiology. 4) The relation between Phonetics and Phonology. 5) The Indo-European Phonological System. 6) The Sanscrit Liquids. 7) Miscellanea etymologica: *α.* *σμ-* in Greek. *β.* Gr. *ἀλείφω,* Lat. libo. *γ.* *τέλσον ἀρούρης.*

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

197) **Jos. Langl, Grundrisse hervorragender Baudenkmale.** Ein Lehrbehelf für den kunstgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. (Ergänzungen zu J. Langls Bildern zur Geschichte.) Ed. Hölzels Verlag in Wien.

Für jeden, der Langls Bilder zur Geschichte kennt und benutzt, bil-

den die „Grundrisse“ eine sehr wertvolle und willkommene Ergänzung. „Jeder Lehrende“, so sagt der Herausgeber in der Einleitung, „hat es wohl erfahren, dafs die perspektivische Darstellung eines baulichen Objekts allein nicht ausreicht, dessen Gesamtdisposition und räumliche Ausdehnung klarzulegen, sowie die Wechselbeziehung des Inneren zur konstruktiven Entwickelung des Äufseren zu kennzeichnen. Hierüber kann nur der bezügliche Grundrifs volle Auskunft geben, der gleichsam die mathematische Grundlage zur künstlerischen Entfaltung des Aufbaues bildet.“ Von diesen Grundsätzen, die wohl auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, ausgehend, hat J. Langl unter Benutzung des vom Prof. Dr. C. von Lützow bei seinen kunstgeschichtlichen Vorlesungen verwendeten Anschauungsmaterials vorläufig 12 Tafeln entworfen, „vom Wichtigsten das Wichtigste“, in einer Gröfse von 72×96 cm. Zur bequemeren Handhabung sind sie zum Zusammenlegen eingerichtet und mit zwei Ösen zum Aufhängen versehen. Die 12 Tafeln enthalten: I. (nach der „Description de l'Egypte) Tempel von Edfu (Appollinopolis Magna); bes. bezeichnet sind: Pylonen, Peristyl, Hypostyl, Prosekos, Opfertischsaal, Sanktuarium. II. (nach Penrose und W. Dörpfeld) Akropolis von Athen mit Propyläen, Tempel der Nike, Pinakothek, Erechtheion, alt. Athenatempel, Parthenon des Perikles und des Kimon, Altar der Athena; südlich sich anschliefsend: Odeion des Herodes Attikos, Asklepieion, Theater des Dionysos. III. Parthenon; bes. bezeichnet sind: Pronaos, Opaion, inner. Parthenon, Hekatompedon, Thesauros, Opisthodomos, Stereobat; die alte und neue Anlage ist durch verschiedenartige Schraffierung gekennzeichnet. IV. (nach E. Zillers Aufnahme mit eigener Ergänzung) Theater des Dionysos. Vollständiger Grundrifs des Theaters unter genauer Kennzeichnung des erhaltenen und zerstörten Teils. Durch verschiedenartige Schraffierungen sind die alten Fundamente aus Konglomeratstein (5. Jahrh. v. Chr.), die auf Konglomeratstein fundierten Porosmauern aus der Zeit Lykurgs, die Mauern römischen Ursprungs, das Hyposkenion des Phaidros (4. Jahrh. n. Chr.) und die Mauern mittelalterlichen Ursprungs deutlich voneinander geschieden. V. (nach F. Dutert, A. Baudry, R. Lanciani, M. Auer, L. Levy und H. Luckenbach) Forum Romanum mit dem Tabularium, Clivus Capitolinus, Porticus deorum consentium, Tempel des Vespasian, Tempel der Concordia, Tempel des Saturnus, Carcer, Basilica Julia, Rostra, Triumphbogen des Severus, Säule des Phokas, sonstigen Ehrensäulen, Curia Julia, Tempel des Castor, Marsyas, Puteal Libonis, Triumph-

bogen des Augustus, Tempel des göttl. Julius, Basilica Aemilia, Tempel der Vesta, Atrium der Vesta, Regia, Tempel des Antoninus und der Faustina. VI. Haus des tragischen Dichters in Pompeji mit den beiden anliegenden Strafsen, Vestibulum, Ostium, Laden, Atrium, Zimmer des Atriensis, Wohnzimmern, Schlafzimmern, Sommer- und Wintertriclinium, Peristylium, Viridarium, Küche, Latrine, Posticum, Alae und Fauces. VII. Kirche S. Paolo Fuori le Mura in Rom. VIII. Hagia Sophia in Konstantinopel IX. Moschee Tulun und Moschee des Sultan Hassan in Kairo. X. Dom zu Speyer mit Bezeichnung der Vorhalle des Königschors, des Hauptchors, der Taufkapelle, der Afrakapelle, der Katharinenkapelle. XI. (nach den Aufnahmen von F. Schmitz) Dom zu Köln. XII. Peterskirche in Rom; verschiedene Farben kennzeichnen den alten und den neuen Bau. Sämtliche Tafeln sind klar und übersichtlich und exakt gezeichnet; vermöge ihrer Gröfse können sie als Wandbilder benutzt werden. Auch wer die „Bilder zur Geschichte" nicht besitzt, wird sich der Grundrisse mit Erfolg zur Veranschaulichung der Anlage genannter Bauwerke bedienen können.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

Vakanzen.

Dortmund, Gymn. Obl. Französ. (Lat. für u. Cl.) N. E. Oberbgm. Schmieding.

Dortmund, Gymn. Hilfsl. f. alte Spr. u. Turnen. 2000 M. Meld. bis 15./11. Oberbgmstr. Schmieding.

Liegnitz, H. T. S. Obl. N. Spr. 3000—3900 M. u. 450 M. Wg. Magistrat.

Varel, landw. Schule. L. f. Engl., Deutsch, Gesch. 2100—3900 M. Dir. Dr. Gabler.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 14. November. Nr. 23, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

198) **Homeri Iliadis carmina** cum apparatu critico ediderunt **J. van Leeuwen J. f. et M. B. Mendes da Costa.** Editio altera et emendata. Pars prior. Carm. I—XII. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1895. XXIV, 334 S. gr. 8 mit 2 Tafeln.

Die radikale Homerausgabe haben wir schon mehrere Male in dieser Zeitschrift besprochen, können uns also über den ersten Teil einer zweiten Auflage kurz fassen. Sie ist eine vermehrte, indem zur Einleitung 7, zum Texte d. h. zum Apparatus criticus 52 Seiten neu hinzukamen; aber auch eine verbesserte ist sie. Gerade dem ersten Teile hatten noch viele Unvollkommenheiten angehaftet. Jetzt erhalten wir, zum Teil auf Grund der Forschungen Leaf's (Journal of philology 1890. 1891) in der Einleitung eine Übersicht über die ältesten und wichtigsten handschriftlichen Quellen der Homerüberlieferung, welche zwei Tafeln in willkommener Weise illustrieren; nur die Scholien sind S. XVII sehr stiefmütterlich behandelt. Die Einleitung enthält auch Hinweise auf Facsimilia, unter denen wir die zwei grofsen Seiten aus dem Townlejanus in Maass' Ausgabe der Scholia Townlejana vermissen. (Beiläufig! Das lateinische Ethnikon von München heifst Monacensis, nicht Monachensis.)

Der Apparat ist wesentlich vermehrt und verbessert. Unter den Notizen über die alten Lesarten fehlen häufiger die unbestimmten Angaben wie *αἱ κοιναί, αἱ χαρίεντες* u. dgl., welche gerade für die Entstehung der Vulgata Wichtigkeit haben. Auch die Interpunktion der Alten ist noch weiter zu erforschen (z. B. *Θ* 448, s. Schol. AB Townl.). *Ἤμελλον M* 34 konnte Zenodot durch Hesiod. Theog. 478. 888. 898 rechtfertigen. Manche Lesart hat keinen Wert, als um den Schreiber zu charakterisieren; *ἐγδούπησαν Λ* 45 wurde in *ἐκδούπησαν* „verbessert“, als in der Umgangssprache *ἐκδ-* umgekehrt zu (*ἐ*)*γδ-* geworden war.

Die kritischen Bemerkungen sachlichen Inhalts sind zahlreicher geworden; verschiedene regen an, aber manchmal — nodus in scirpo quaeritur; z. B. steht zu *E* 509 *χρυσάορος*: *Aureus ensis cur Apollini h. l. tribuatur non liquet.* Es ist doch bekannt, dafs die später üblichen Abzeichen der einzelnen Götter in der homerischen Zeit noch nicht ausgeprägt sind. Apollo war ehemals nicht blofs Bogenschütze, aber auch als solcher könnte er ein kurzes Schwert führen.

H 184 *ἐνδέξια*] *dextrorsum cur progrediatur praeco iusta causa non apparet; e conviviorum descriptione, ubi prima sedes a parte sinistra omnium erat honoratissima, unde initium pocula implendi faciebat pincerna, adverbium huc irrepsit.* Der Herold ging eben nach der Glücksseite, damit die Losung zum Glück gereiche; der Mundschenk thut es aus analogem Grunde, und dann erst wird die Stelle, wo er aus Aberglauben anfangen mufs, zum Ehrenplatz. — *K* 76 sq. *Voluitne poeta Nestorem propter instans ab hostibus periculum thorace indutum decubuisse?* Aber erstens liegt er sogar ohne Chiton im Bett (V. 131), und dann tragen die Helden der Doloneia statt des Panzers den (afrikanischen?) Fellüberwurf, der auch in vielen schwarzfigurigen Vasenbildern erscheint.

Würzburg. **Sittl.**

---

199) **K. F. Ameis, Anhang zu Homers Odyssee.** Schulausgabe. III. Heft. 3. Aufl. Herausg. von C. Hentze. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. 146 S. 8. ℳ 1.20.

Das vorliegende Heft enthält den kritischen und exegetischen Anhang zu Gesang XIII—XVIII. Wie in den vorausgehenden Heften wird durch Angabe der für jeden Gesang besonders wichtigen Litteratur und durch Nebeneinanderstellung der wichtigeren Lesarten und Erklärungen der einzelnen Stellen der Leser, besonders der die Ausgabe benutzende Lehrer

in den Stand gesetzt, sich hinsichtlich der von dem Herausgeber bevorzugten Lesart oder Erklärung ein Urteil zu bilden. Eine besondere Rechtfertigung der im einzelnen Falle getroffenen Wahl unterläfst der Herausgeber meistens; nur in einigen schwierigen Fällen, wie z. B. inbetreff der Wendung *εἴ ποτ' ἔην γε* (S. 75), *τῇ δ' ἄπτερος ἔπλετο μῦθος* (S. 108) und zur Erläuterung der Verse *ϱ* V. 231 und 232 (S. 115) läfst er sich auf eine eingehende Würdigung der einzelnen Erklärungen und auf Rechtfertigung des eigenen Standpunktes näher ein, den in den angeführten Fällen Ref. teilt.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

200) **Paul E. Rosenstock, Die Akten der Arvalbrüderschaft.** Eine Studie zur lateinischen Rechtschreibung. Progr. d. Gymn. zu Strasburg in Westpr., 1895. 27 S. 4.

Verf. ist sich dessen wohlbewufst, dafs er auf Grund der Arvalakten keine vollständig erschöpfende Darstellung des Entwickelungsganges der lateinischen Rechtschreibung zu geben vermag, weil die inschriftlichen Funde nicht ausreichend und der Wortschatz wegen der häufigen Wiederholungen zu beschränkt ist; er will daher auch keine abschliefsenden Ergebnisse bieten. Doch liegt eine Gewähr für die Sicherheit seiner Beobachtungen in der Thatsache, dafs das, was er gefunden, ziemlich genau mit dem übereinstimmt, was wir aus den Darstellungen Brambachs u. a. über den Gegenstand wissen. Die Arbeit R.s bekundet eindringenden Fleifs und ist mit Lust und Liebe zur Sache geschrieben; auch hat sich der Verf. ziemlich genau in der einschlägigen Litteratur umgesehen. Unerwähnt geblieben sind Weisweilers Abhandlung zur Erklärung der Arvalakten in Fleckeisens Jahrbüchern 137, 37 ff., Fabrettis paläograph. Studien, Leipzig 1877 und Weifsbrodts Observationes in S. C. de Bacchan. Gelegentlich fällt auch etwas Brauchbares für die Textkritik ab (z. B. *coinquendi* für *coinchuendi*). Dagegen begeht R. die schlimmsten Fehler, wenn er den Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft betritt. S. 12 leitet er alles Ernstes *κάϱκαϱον* von *ἕϱκος* ab und tischt die alte von mir (vgl. meine Preisschrift über die griech. Wörter im Latein S. 76 u. 83) längst abgethane Ansicht wieder auf, dafs *carcer* aus *κάϱκαϱον* entlehnt sei. Das Umgekehrte ist richtig, wie denn auch das gleichfalls sicilische *μοῖτος* trotz Varro l. l. 5, 36 lateinischen Ursprung (*mutuum*) hat. Nicht besser steht es um die Etymologie von *nuncupare* von *nomine*

capere, wobei Georges als Gewährsmann vorgeführt wird. Denn das noch nicht sicher erklärte Wort kann höchstens als Ableitung eines nicht mehr nachweisbaren Nomens *nunceps* (= *nomen capiens*) angesehen werden etwa wie *aucupari* von *auceps* (= *aves capiens*). Die italischen Mundarten sind nicht verwertet worden, obwohl sie hier und da wichtige Stützpunkte hätten abgeben können. Z. B. erklärt uns das osk. *kaispatar* warum *caespes* in den Arvalakten meist mit *ae*, nicht mit *e* geschrieben wird (vgl. C. D. Buck, Vokalismus der oskischen Sprache, Leipzig 1892, S. 147) und osk. *kersna* (= altlat. *cesna*), weshalb sich *cena* nur in der Schreibweise mit *e* findet.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

---

201) **Franz Schmidinger, Untersuchungen über Florus.** Besonderer Abdruck aus dem 20. Ergänzungsbande der Jahrb. f. klass. Philol. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. S. 781—816. 8. ℳ 1.20.

Fünf Untersuchungen sind es, die uns hier geboten werden: 1. über den Namen des Florus. 2. über seine äufseren Lebensumstände. 3. über stilistische Anklänge an Virgil. 4. und 5. Beiträge zur Textkritik und zur handschriftlichen Überlieferung. Sie sind verschieden an Umfang und Wert; für die bedeutsamsten halte ich 2 und 5: Dort wird u. a. der Nachweis geliefert, dafs Florus um das Jahr 122 in Rom war und in dieser Stadt seine Epitome verfafste, hier werden auf 9 Seiten abweichende Lesarten des cod. lat. Monacensis 6392 saec. XI verzeichnet, die um so willkommener sind, als der auf dem cod. Bambergensis und dem cod. Nazarianus saec. IX beruhende Text der Epitome noch nicht überall sicher festgestellt ist. Den in Nr. 1 erörterten Gedanken, dafs der Name Julius (IVLi) durch falsches Lesen des Abschreibers aus IV L. (quattuor libri) entstanden sei, halte ich für eine geistreiche Spielerei, die auf den ersten Blick besticht, aber bei genauerer Prüfung für nicht stichhaltig befunden wird; wahrscheinlicher kommt mir die Ansicht von M. Schanz, Röm. Litteraturgesch. III (1896) S. 64 vor. Die im 3. Abschnitte behandelten Anklänge an Virgil sind mehrfach auch andern römischen Autoren, selbst der vorvirgilischen Zeit eigentümlich, wie denn auch Schm. selbst an mehreren Stellen zugiebt, z. B. bei *mater* = Mutterstadt, das auch Catull, und bei *creare,* gebären, das auch Horaz gebraucht. So verwendet *classis* im Sinne von *navis* aufser Virgil und Florus auch Sallust, Hist. fr. 4, 6,

14 und Horaz c. 3, 11, 48, *coniugium*, der Gemahl auch Properz 2, 13, 20. Von den textkritischen Bemerkungen Schm.s (im 4. Abschnitte) sind besonders beachtenswert und überzeugend 37[16] die Erörterungen über *peragrare* und die zur Stützung zweifelhafter Lesarten herangezogenen Parallelen 11[3], 36[17] und 85[16].

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

---

202) Wilhelm Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnafs bis auf den zweiten Philostratus. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Kohlhammer, 1893/6. 349 u. 734 S. 8. ℳ 7. 20.

(Schlufs.)

Im neunten Abschnitt sodann giebt der Verfasser eine Übersicht über das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Elemente der attikistischen Litteraturperiode, wobei seltsamerweise Polemo und Herodes wieder unberücksichtigt geblieben sind. Dafs dieselbe vielfach nur provisorischen, ja in manchen Punkten recht problematischen Charakter hat und haben mufs, ist bereits eingangs angedeutet worden. Das entworfene Bild umfafst die Hauptgruppen: Lautlehre, Formenlehre und Syntax nebst den entsprechenden Unterabteilungen, wobei ich insbesondere auf die Vulgarismen (S. 580; 619ff.; 623; 632; 684) und Ingredienzien der niederen *κοινή* (S. 585f.) die Aufmerksamkeit lenken möchte. Weit zahlreicher finden sich wieder ins Leben gerufene Attikismen auf syntaktischem Gebiet als auf jenem der Formenlehre, in welch letzterer Beziehung einzig die Feststellung, dafs nur Älian die Form *Ἡρακλῆ* hat, allgemeines Interesse beanspruchen dürfte. Neu eingeführt scheint das gnomische Imperfekt. Sodann folgt nach Anführung der durch Grammatiker bezeugten Attikismen ein 886 Vokabeln enthaltendes Verzeichnis allgemein attischer Wörter, von denen indes gar manche wohl erst verifiziert werden müfsten. Daran reihen sich die bei Plutarch und Polybius fehlenden Wörter, aufgebaut auf den keineswegs völlig verlässigen Lexika von Wyttenbach und Schweighäuser; Weissenbergers Programm: „Die Sprache Plutarchs", I. Straubing 1895, ist noch nicht berücksichtigt. An diese schliefsen sich die den einzelnen von Schmid untersuchten Attikisten eigentümlichen Wörter, unter denen diejenigen, welche schon Plutarch hat, durch ein Sternchen, diejenigen, welche sich nur bei Polybius, nicht bei Plutarch finden, durch ein Doppelsternchen kenntlich gemacht sind. Das gleiche

Verfahren wird hierauf bei den dem Sprachschatz einzelner attischer Prosaiker entlehnten und aus den Tragikern, Epikern und Komikern geschöpften Wörtern beliebt. Auf Grund dieser Zusammenstellungen wird nachgewiesen, dafs die höhere Litteratursprache schon vor dem Aufblühen der Neusophistik einen sehr starken Zusatz von dichterischem Sprachmaterial aufgenommen hat. Mit der Betrachtung der nachklassischen Elemente nebst ihren Neu- und Umbildungen, deren erster Teil den Ableitungen (Subst., Adj., Adv., Verba a) Derivata b) Komposita) gewidmet ist, während der zweite, der, nachdem die Ableitungen mit I. bezeichnet sind, mit II. hätte ausgezeichnet werden sollen, noch einige Nachträge zu der früheren Übersicht syntaktischer Erscheinungen bringt, schliefst der Verfasser seine Arbeit, jedoch nicht, ohne zu einer Vergleichung der Kapitel Topik, Schematik und Satzbau mit der vorattikistischen Sprache seinerseits wenigstens das Material geordnet und gesichtet vorgelegt zu haben.

Noch halte ich es zur Vollständigkeit meines Referats für unerläfslich, die Nachträge und Berichtigungen, die Schmid allenthalben gelegentlich eingestreut hat, in knapper Zusammenfassung vorzuführen, wobei ich selbstverständlich von Fragen wie, ob *ει* oder *η* in der 2. Sg. Med. und Pass., absehe. Auch liefsen sich die Ergänzungen unschwer vermehren; so wird in den Wörterbüchern *παραιτέομαι* mit G. dessen, wovon man freibittet, auch aus Luk., *πεδινός* in der Ebene lebend aus Xen. (vgl. übrigens Bd. IV, 369 u. 724), *κατά* c. G. in *περί* c. G. verwandtem Sinn aus Pl Dem. u. a. belegt.

Aus Dio wird nachgetragen *ὄρουσις*; aus Luk. der ausnahmslose Gebrauch des att. Fut., der Imperfektform *ἐχρῆν* (Remacly), des 2. Aor. v. *εὑρίσκω* und der Schreibung *ἑώρακα*, ferner die Formen *δέδιμεν, δέδιτε* (Fritzsche) und *κατάσχε*, das periphrastische *ἐκ περιουσίας*, 2 Beispiele des gemischten Aor. *ἐδυσάμην*, je eines für *ἀπέλαυον, ἔφθορα, καὶ αὖ, προηγουμένως, πρός* als Stellvertreter des reinen Kasus, *ῥᾴδιον, μικρὸν ὅσον, μυρίος ὅσος* und 2 *ὀλίγος ὅσος*; für die Ellipsen wird jetzt auf Kersten de ellipseos usu Lucianeo verwiesen; aus Aristid. aufser Vervollständigung der Sammlung der Partizipialadverbien (S. 77 f.), wobei jedoch eine Bemerkung, dafs damit der Bd. II, 54 gezogene Schlufs hinfällig wird, ebenso wenig hätte unterdrückt werden sollen, als dies bezüglich der früheren Darstellung des Nom. abs. geschehen ist, Stellen für die Formen *βόες* und *ὀφρῦς* acc. pl., *βορέαν* und *βορέας* acc. pl., die

Kasus von ὄναρ, ὄρνις und υἱός (υἱεῖς einzige Akkusativform), die Schreibart χρῖμα (4), die Häufigkeit der Form ἀνθρώπειος, die (selteneren) offenen und viele kontrahierte Komparativformen (indes 16 Reden darauf nicht geprüft!), die kontrahierten Formen von λοῦμαι, die 117 Stellen mit der 2. und 3. P. Sg. und 3. Pl. des Opt. Aor. I. Akt., viele auf das Augment bezügliche (nur einmal ἤμελλον, Verhältnis von ἐχρῆν und χρῆν, ἑάλω, namentlich der komponierten Verba, z. B. ἀνάλωσεν, stets ἀπέλαυον, doppelt bei ἐπανορθοῦν etc.), die Gleichberechtigung der Part. δεδιώς und δεδοικώς neben konstantem Inf. δεδιέναι, die pass. gebrauchten Fut. ἀπαλλάξομαι, ἀνακλαύσομαι, ζημιώσομαι, κινήσομαι, παρισώσομαι, συνέξομαι, τιμήσομαι, anastrophiertes πέρι, viele Stellen mit ἕνεκα, καθάπερ, lokalem ἐπί c. D. und κατ' ἀρχάς, solche zum Beweise des starken Überwiegens der Form τήμερον (wie bei Philostr.), ein plural. Prädikatsverbum nach Subj. im Neutr. Pl., die Stellen mit Plur. von Eigennamen und der redenden Person, mit dem Pl. ἐλπίδες (darunter 3 aus Hiatusrücksichten?), viele mit der 2. P. Sg. bei allgemeinem Subj., ein Beispiel für selbständige Voranstellung des pronominalen Artikels, die Stellen mit dem Dat. beim Pass., 2 für den Dat. des Standpunkts, 3 mit absolut. Dat., 2 weitere mit dem Gen. des Reflexivs beim Superl., die Stellen mit περίεστί τινί τινος (darunter die Bd. II, 42 mifsverstandene), 3 imperativische Infinitive, neue Beispiele für δέ im Nachsatze, den attisch sein sollenden Pleonasmus mit εἶτα und satzverbindendes τὲ, alle mit τὲ-τὲ, je eines für die Erhaltung des Indefinits nach der Negation und für Fortsetzung der Negation durch einfache Negation, sowie für die Krasis τἀνδρὸς und κἀμαυτόν, viele Ellipsen von εἶναι, δεῖ etc., schliefslich Beispiele für eingelegte Exkurse, 6 der fig. extemporalis und 2 der Epikrisis. Auf Hiatusvermeidung werden angehängtes περ (3 ἧπερ, 1 ἥπερ, 2 ἐπειδήπερ) und 6 Stellen invertierter Wortstellung zurückgeführt. Der Wortvorrat dieses Autors wird durch folgende Ausdrücke (wo nicht anders angegeben, an 1 Stelle) bereichert: ἄγαλμα übertragen (kom.), ἀγοραῖος (2), poet. Verbindung von ἄγω, ἄθυρμα, ἀλέα (2, dicht.), ἀλλὰ-γέ, ἀλλ' ἤ, ἁμιλλητήριος (von Stephanus citiertes aristidisches Wort), ἄμμος, ἀνάβασις von Flüssen (4), transit. ἀνακλαίομαι (dicht.), ἀνακόπτω (2), ἀνήνυτος, ἀντεκπλήττω, ἀντικοσμέω, ἀνύτω, ἄπαυστος (2, trag.), ἀποιμώζω (trag.), ἀποκοσμέομαι, ἀπόρθητος, ἀποσεμνύνω, ἀποσημαίνειν πρός, ἄρα in auffälliger Stellung (4), ἀσκέομαι wachsen (von Krankheit), ἀσπαίρω, αὔλιον (dicht.? auch Xen.), αὐτὸ δὴ τοῦτο als Satzapposition, ἀφαρπάζω

(dicht.? auch Xen.), *γάνυμαι*, *γάρον* (kom.), *δένδρεσι* als einzige Form (2), *δεξαμενή*, *δέομαι* = müssen, *δή* (8 Beisp. für die beiden Arten, aber öfter), *διαισθάνομαι*, *διαπορθέω*, *διττός*, *ἐγκατακλίνομαι*, *ἐκ τοῦ παρόντος*, *ἐκκωφέω* (dicht.), *ἐκπλήκτως*, *ἐμπρησμός* (2), *ἐξέρομαι* (dicht.), *ἐξοιδέω* (2), *ἐξορχέομαι*, *ἐπαΐω*, *ἐπανθεῖν* mit Dat., *ἐπαινεῖν* in der oben bei Philostr. namhaft gemachten Bedeutung, *ἐπείγω*, *ἐπιλάμπειν*, *ἐπιτολμᾶν τινι*, *ἐπιχωρέω* und *ἐπινικάω* mit Inf., *ἐπιχωριάζειν* mit Dat., *ἐρράπτω*, *ἔρχομαι* (Imperf. *ἠρχόμην*), *εὔγεως*, *εὔθηρος*, *εὐρύχωρος*, *εὐστομέω* (dicht.), *ἔφησθα*, *ἔχει λόγος* es herrscht die Rede, *ζάλη*, *ἠιών*, *ἡμικοτύλιον*, *ἡμίτομος*, *ἠνέγκαμεν*, *ἠρινός* (3), *ἠχή*, *θεραπευτικῶς*, *ἰδού*, *καὶ ἄρα* (3), *καί τι καί* (2), *καλύπτρα* (dicht.? auch Herod.), *καταθρηνέω* (2, trag.), *καταπτήσσω* (trag.), *κατόρθωμα*, *κείμενος*, *κλέος*, *λεώς*, *λοιμώδης* (2), *μεστός* (5 fremdartige Verbindungen), *μετά* (zeitl. mit Brachylogie), *μονῳδέω* (kom.), *νάπη*, *νῆμα* (dicht.), *Νηρηίς* (2), *νύκτωρ* (2 mit Verweisung auf die umfassendere Stellensammlung von *Κόντος*), *νυνί* (20), *ὀλίγου*, *ὁμιλία* = Rede, *ὁμοῦ* (5), *ὀρεωκόμος*, *οὐ πάλαι*, *παράσχες*, *παρατέμνω* (kom.?), *παρεκλέγω*, *πέδη*, *περιδέξιος*, *περίρρυτος* (dicht.), *περιφοιτάω*, *πολύτεκνος*, *πολυφάρμακος* (ep.), *πονήρως χρῆσθαι*, *προκαταδύομαι* (2), *προμανθάνω* (dicht? auch Thuk.), *προσβάλλειν*, von der Luft, die einen anweht (2), *προσδιατρίβω*, *προσέοικα* (2), *προσηχέω*, *προσμελῳδέω*, *πρῶτος καὶ μόνος*, *ῥαΐζω*, *ῥάκιον* (kom.), *ῥάμμα* (dicht.), *σπήλαιον*, *σταδίους* (14 gegen 1 *στάδια*), *σταφίς* (spät dicht.), *συμπαρίσταμαι* (trag.), *συνδιαφέρω*, *συνείμαρται*, *συνεορτάζω*, *συνεπεμβαίνω*, *συνεπιλαμβάνω*, *σώζω* (2), *τέλειος* (5, dazu 1 *τέλεα* und 1 *τελέας*), *τέμπη*, *εὖ τίθεσθαί τι* (3), *ὑακίνθινος*, *φιλοικτίρμων*, *φοινίττω*, *φωσφόρος* (dicht.), *χαλκόστομος* (trag.), *χιλιέτης* (indes schwerlich von Pindar, sondern wohl von Plato und Aristoteles zu leihen genommen), *χρόνῳ ὕστερον*, *χωρίον* Landgut (sonst Gegens. zu *πόλις*), *χῶρος* (7, aber öfter) und *ᾤχετο ἀπιών*. Aus Älian werden in Bd. IV noch je eine Stelle für *εὐγλωττία* und absolutes *ἐνόν* und 2 für *ὑφαίνω* beigebracht, wobei ich noch *χαίνειν κατά τινος* vermisse.

Von den Berichtigungen hebe ich folgende heraus. Die Bd. I, 342 s. v. *παραυτά* citierten klassischen Beispiele werden jetzt als nicht sicher, *ἀκρωτηριάζω* bei Luk. als Vulgarismus bezeichnet, die I, 397 über *ἄχρι πρός* ausgesprochene Vermutung nach Krebs berichtigt. Die für Aristid. geforderte Änderung von *ἔστων* in *ἔστωσαν* wird in aller Form zurückgenommen, der Zweifel an der Richtigkeit der Phrase *λόγους ἐν*

μήκει aufgegeben, für ἐν σχήματι, früher in Abrede gestellt, 5 Beispiele erbracht. Statt ἀπομαραίνω ist im Sprachgebrauche Lukians das Med. zu setzen. διαγωνίζεσθαι und οὐ πάλιν, ersteres früher als xenophontisch, letzteres als äschineisch angesehen, werden mit Recht als allgemein attisch bezeichnet, desgleichen ἀμπελουργέω (bei Luk. unter den späteren Wörtern aufgeführt) und φοράδην (noch in Bd. III wie in Bd. I als dicht notiert). Ebenso werden πρανής, προτείνω, πῶμα, χαμαί und neben τυφόομαι τυφός aus der Zahl der poet. Wörter gestrichen und unter die attischen versetzt, umgekehrt ἀέναος, ἀνηβάω, ἀπόρθητος, ἀρραγής, ἀτρέμα, ἐμβριθής, dessen Adv. übrigens in den Wörterbüchern auch für Plato belegt ist, ἐμβριμάομαι, ἐνάπτομαι, εὔκαρπος, ἰκμάς, οἶμος, ὀλισθάνω, ὀφρύς, πανδαισία, πυθμήν, χρέος und die schon bei Aristid. als dicht. angeführten δείλαιος und θρέμμα den poet. beigezählt. διαπορθμεύω wird, da es Plato nur einmal hat, im Gegens. zu Bd. I und III in IV dem Herod., ἐκδικάζω (wohl weil bei Xen. mit δίκην) dem Luk., zugeeignet. Nur aus flüchtigem Versehen ist Bd. III λεωφόρος unter die poet. Ausdrücke geraten, wie sich aus IV, 251f. ersehen läfst, wo es richtig unter den platonischen figuriert. Die dicht. Ausdrücke πτόρθος und πτώξ, die sich in die späteren Autoren verirrt haben, sind aus eben diesem Grunde durch eckige Klammern ausgezeichnet. Mit Fug scheint mir auch das bisher als dicht. bezeichnete ὑπηλός den späteren Autoren beigemessen zu werden. Was aber an ἐξήγρετο poet. sein soll, verstehe ich nicht, ebenso wenig, warum Älian statt der att. Form ξηρός die jon. ξερός schreiben soll. Für σύν wird zwar die Benennung Jonismus ausdrücklich widerrufen, nichtsdestoweniger aber Bd. IV, 630 neuerdings von der att. Form ξύν gesprochen. Bd. II wird ἐξέρχεταί τινί τι zu den allgemein att. Ausdrücken gezählt, Bd. IV trotz Herod. und Pl. den poet. zugewiesen, noch auffälliger erscheint das gleiche Verfahren bei συσκιάζω u. a., aber wohl berechtigt bei der Phrase τελέω ἐς, für welche zugleich weitere Belege aus Luk. und Aristid. erbracht werden. Auch εὖρος wird (unter Anführung von Xen.) als poet. bezeichnet, vermutlich, um das Subst. mit εὐρύς unter gemeinsame Benennung zu bringen. Das als poet. aufgeführte ὑφειμένως dürfte xenophontisch sein. ἁπλοϊκός ist aus den spezifisch lukianischen Wörtern, ἐπιχαίνω aus der Liste der nachklassischen Bildungen zu streichen. Schon Bd. I, 344 ist übersehen, dafs πεπρωμένον auch bei Isokr. steht. Der metaphorische Gebrauch von φρύαγμα findet sich noch bei Luk. Bd. IV wird ἐπιλήθειν mit Recht auf Homer

zurückgeführt, dagegen Bd. III *ἐπιλανθάνεσθαι* auf Kallinus; aber des letzteren *λέληθε δὲ θούριδος ἀλκῆς* ist doch nichts anderes als eine Nachbildung des hom. *λελάσμεθα θούριδος ἀλκῆς* und seines Gegensatzes *μνήσασθε δὲ θούριδος ἀλκῆς*. Der philostratische Ausdruck *ἀνδρόφονος τῆς κεφαλῆς* von einem, der sich geschoren hat, möchte doch mehr witzig als poet. heifsen. In diesem Sinne kann auch *ἀπαρτᾶν ἑαυτὸν βρόχοι* für komisch gelten. In der IV, 370 angeführten Stelle aus der Kyropädie steht das Med. *περισπάομαι* aus gutem Grunde, weil mit reflexiver Bedeutung. Bei vielen andern Wörtern wie *ἀναχώννυμι*, *ἀποινάω*, *ἀφημερεύω*, *δωδεκάπηχυς*, *θεοφανία*, *τετραλογία* etc. über die Richtigkeit der angegebenen Entlehnungsquellen streiten zu wollen lohnt sich ebenso wenig als innerhalb dieses Rahmens Vervollständigung der Ergänzungen anzustreben.

Der Druck ist, abgesehen von vielen namentlich am Zeilenanfang mitunter samt den Buchstaben abgesprungenen Spiritus und Accenten frei von sinnstörenden Fehlern. Bd. III, 258, Sp. 2 Z. 6 steht Walfische st. Walfisch, S. 86 Z. 9 v. u. ist vor S. 3ff. einzufügen II, 2, desgleichen I vor 357 S. 325, Sp. 2 Z. 10. Bd. IV, 305 Sp. 2 Z. 12 v. u. mufs es st. 331 heifsen 269, S. 417 Sp. 2 Z. 11 v. u. st. die Redensart *ὅμοιος ἑαυτῷ* den Zusatz *ἑαυτῷ* bei *ὅμοιος*, S. 675 Z. 19: 373 st. 375. In der Fufsnote S. 265 fehlt das Verbum, S. 688 bei Dio *ἐγρήγορσις*. Nicht korrekt ist S. 593 die Zurückführung von *συνεωρτάζομεν* auf Analogie von *ὁράω*.

München. **Ph. Weber.**

---

203) **Alfred v. Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres.** Trier, Fr. Lintzsche Buchhandlung, 1895. (Sonderabdruck a. d. Westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Bd. 14.) 121 S. 8. Register und 5 Tafeln.

Es ist eine sehr schwierige, aber hoch verdienstliche Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, im Zusammenhange die Religion des römischen Heeres zu besprechen, denn die Spuren der Überlieferung, die auf eine besondere Gestalt der Religion im röm. Heere hinweisen, sind äufserst schwach und in ihrer Vereinzelung kaum verständlich. Auf Grund von zahlreichen Inschriften von Bildwerken, Münzen und Grundrissen der Lagerbauten giebt nun v. D. eine Darstellung der Heeresreligion oder vielmehr er läfst sie den Leser mit erarbeiten; denn das Buch will nicht

rasch gelesen und genossen, sondern sorgfältig studiert sein, dann aber gewährt es hohen Genufs den oft verschlungenen Pfaden der Untersuchung zu folgen. Bei aller Geschlossenheit dieses Buches will es dem Ref. doch scheinen, als betrachte es der Verfasser als Vorstudie zu einem gröfseren Werke, das in historischer Entwickelung auch diesen Teil des römischen Heerwesens behandeln soll. — Wegen zu grofser Fülle und Unzugänglichkeit des Materials wird es nicht möglich sein, hier eine Nachprüfung im einzelnen zu geben, es sei deshalb ein kurzer Überblick über den reichen Inhalt des Buches gestattet.

Im 1. Kapitel, das von den dii militares und dem Fahnenheiligtume handelt, wird zunächst aus zwei — nicht drei, wie der Verf. sagt — Inschriften unter Heranziehung einiger Stellen des Tacitus und Sueton und anderen geschlossen, dafs mit dii militares Jupiter, Mars und Viktoria bezeichnet sind. Aus Beschreibung von Reliefs wird ferner dargelegt, dafs die Bilder dieser Gottheiten bei den Fahnen aufgestellt waren, somit Zeugen besonders wichtiger Handlungen, z. B. der Unterwerfung besiegter Könige und Völker oder der Schwüre sein sollten, und dafs darum der Treueid für den Kaiser im Fahnenheiligtum geschworen sei.

An der Spitze des Göttervereins steht Jupiter optimus maximus, begleitet von den Göttern, die mit ihm die trias Capitolina bilden, Juno regina und Minerva, denen als besonderen Gottheiten von ganzen Truppenteilen niemals Altäre gesetzt worden sind, die vielmehr für das Heer immer nur in Verbindung mit Jupiter Capitolinus existieren. Das schliefst nicht aus, dafs von einzelnen Gruppen der principales — Chargierten — z. B. den Spielleuten oder Schreibern der Minerva als der Göttin der Kunst und sonst auch der Kriegskunst Altäre gesetzt wurden.

Mars, der Kriegsgott der Latiner, ward in der Kaiserzeit zum Mars ultor. Ihm, als dem Heeresgotte der neuen Dynastie, verlieh Augustus die Privilegien des Jupiter Capitolinus (vgl. Sueton, Aug. 29), aber auf den Altären des Fahnenheiligtums ist er in den beiden ersten christl. Jahrhunderten nicht genannt, erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts entwickelt sich seine Geltung als Hauptgott des Heeres. Und als Julian die alte Religion neu zu beleben gedachte, blieb Mars der höchste Gott des Heeres.

Die Victoria bezeichnet die persönliche Siegeskraft des Feldherrn. Erst das Heer des sinkenden Reiches verehrt nach Mars die Victoria als Schutzgottheit.

Neben diesen drei Gottheiten wurden im Heere einigen Personifikationen göttliche Ehren erwiesen. Fortuna, deren Bild zuerst von Vespasian auf Münzen gesetzt wurde, ward von demselben auch als Gottheit ins Heer eingeführt. Neben Virtus und Honos, Salus und Felicitas wurde die Pietas als Eigenschaftsgöttin verehrt, doch wohl, seitdem man den Titel pia fidelis an Truppenkörper verlieh, wofür die Ehrung der dalmatischen Legionen VII und XI durch Claudius das erste Beispiel ist. Bonus eventus wird am Ende des 2. Jahrhunderts erwähnt; ein Kult der Disciplina von Hadrian begründet.

Das 2. Kapitel, S. 45—67, handelt von den dii peregrini und den Lagertempeln der Hauptstadt. — Von besonderer Wichtigkeit sind die germanischen Kulte. Unter Merkurius und Herkules sind Wodan und Donar zu verstehen, Herkules ist der Gott des Sieges und der Hauptgott des Lagers. Diese Geltung des Herkules ist schon im 3. Jahr in die Lager des Westheeres eingedrungen, auch da, wo im Heere die germanischen Elemente nicht überwogen. Ja der Kaiser Maximianus nahm den Namen Herculius an, und es ist ein Zeichen für die Zukunft des Westreiches, dafs der Herrscher nach dem deutschen Gotte heifst. Keltische Gottheiten sind die Campestres, Schutzgottheiten der Reiterei der Auxilia, genannt nach dem campus, dem Exerzierfelde, wo sie ihren Tempel hatten. Illyrisch-thrakische Gottheiten sind Silvanus, Apollo und Diana.

Silvanus ist die römische Bezeichnung des Landesgottes von Illyricum, des griechischen Pan. Apollo und Diana die Hauptgottheiten der Westthraker. Landesgötter sind ferner Liber (Dionysos) für Dacien, Sedatus für Pannonien. Sedatus schien den Römern wesensgleich mit Vulkan, darum war er der Schutzgott der pannonischen Feuerwehr. Der brittische Cocidius ward mit Mars geglichen. Alle diese Götter, die in römischer Gestalt verehrt wurden, haben die Kulte der Unterthanen dem herrschenden Volke genähert, ohne den national-römischen Charakter des Staates und der Religion zu gefährden; anders war die Entwickelung der orientalischen Kulte im Heere, die unter dem Einflufs der Regierung, namentlich der des Elagabal Eingang fanden und sich im Heere behaupteten, weil die Verleihung des Bürgerrechtes an alle Nationen des Reiches sie rechtsfähig gemacht hatte. Mutmafslich ist es Kaiser Philippus Arabs gewesen, der den Kult des Asicus, d. h. des Mars des Ostens im Heere des Westreiches zu offizieller Geltung gebracht hat.

Zu den dei externi gehört Mithras, der trotz allgemeiner Vorbereitung

in allen Teilen des Reiches und unter den Soldaten selbst nie ein Heeresgott geworden ist. Er war ein Perser und sein Kult kein öffentlicher, solange der römische Staatsgedanke bestand. Völlig aufserhalb der rechtlichen Voraussetzungen der Heeresreligion steht auch der Christengott.

Im 3. Kapitel spricht der Verf. von dem Genius des Kaisers und den Heiligtümern der principales. In der Rangordnung des Lagerhimmels hat der Genius des Kaisers seinen Platz nach den unsterblichern Göttern. Der Principat betont durchaus nicht die Göttlichkeit des Genius im Fahnenheiligtume, vielmehr wird in Inschriften der Kaiser als Mensch und Regent genannt. Hadrian verfügte die Aufstellung der Statue des Cäsars im Fahnenheiligtume, Septimius Severus führte auch den Genius der Kaiserin in das Lager ein. Je niedriger später die Herkunft der Kaiser und je geringer ihr Recht an den Thron war, desto mehr wurde die Göttlichkeit des Herrschers betont. Unter Gordian wurde der Genius des Kaisers erste Gottheit des Lagers, Mars und Victoria erscheinen als seine comites. Unter Aurelian wurde die Göttlichkeit des Herrschers zum Glaubenssatze des vollendeten Dominats.

Es folgt die Besprechung der scholae, d. h. Nieschen-Kapellen, der principales, deren Lage aus den Grundrissen des Lagerplanes zu bestimmen ist. Ihre Aufzählung möchte aber, so interessant die Sache ist, hier zu weit führen, desgl. die Besprechung der Kap. 4—7, die von den nomina castrorum, dem Rechte der Heeresreligion, der Heeresreligion unter Diokletian und der unter den christlichen Kaisern handeln. Hoch wichtig ist das 8. Kap., von den Heeresgöttern der Republik. Hier geht v. D. aus von den Berichten, die bei Cicero de div. I, 35, 77, Liv. 22, 3, Plutarch Fab. 3 von den Wahrzeichen erzählen, die dem Flaminius vor der Schlacht am Trasimen zuteil wurden, dann legt er dar, dafs Jupiter feretrius und Jupiter stator Heeresgötter gewesen, und dafs wahrscheinlich durch Marius mit Beseitigung der alten Tierbilder des Wolf, Minotaurus, Rofs und Eber, neben Jupiter und Mars als dritte Gottheit Victoria nach dem Vorbilde der hellenischen Condottiers eingeführt sei. Jene Tiersymbole führen aber auf einen weit älteren Zustand der Religion zurück, sie stammen aus der Zeit, in der die Latiner ihre Götter noch in Tiergestalt verkörpert sahen. Jene alten Götter aber, Jupiter feretrius und Jup. stator, bezeichnen die doppelte Eigenschaft des Heeres, seine Schlagkraft und seine Widerstandskraft, Offensive und Defensive. Bezeichnend für die innerste Natur des röm. Heeres ist es, dafs der Gott der Verteidigung

nur der Hemmer der Flucht ist, dafs siegreicher Angriff das Lebensprinzip dieses Heeres, und der Gott des Angriffs der höchste der Götter des Heeres gewesen ist.

So entwickelt gewissermafsen rückwärts v. D. die Religion des röm. Heeres. Meine hier gegebene Skizze hebt nur die Hauptgedanken hervor, sie hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie Anregung giebt, mehr in v. Domaszewskis Buche selbst nachzulesen.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

---

204) **F. Knoke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland.** Mit 4 Karten, 5 Tafeln und 5 Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1895. 136 S. gr. 8. ℳ 5.

Knoke hat in seinen „Kriegszügen des Germanikus" die Ansicht vertreten, dafs die pontes longi, bei denen Caecina auf seinem Rückzuge im Jahre 15 von den Germanen angegriffen wurde, Bohlwege seien, und dafs allein die Bohlwege des Diepholzer Moores der Schilderung entsprächen, die Tacitus von dem Kampfplatz entwirft. In seiner neuen Schrift weist er die Annahme, die Bohlwege könnten mittelalterlichen Ursprungs sein, mit guten Gründen zurück. In der That läfst die technische Beschaffenheit, die sich stets gleich bleibt, wo immer diese Bohlwege in den Mooren Norddeutschlands gefunden werden, kaum eine andere Erklärung zu. Die Vermutung Prejawas, dafs einer der Bohlwege des Diepholzer Moores, der über 3 Meter tiefer liegt als der ihn kreuzende, dieses Höhenunterschiedes wegen etwa 3000 Jahre v. Chr. Geburt angelegt sein müsse, lehnt Knoke mit Recht ab. An andern Stellen freilich räumt er die Möglichkeit einer Anlage aus vorrömischer Zeit ein. Allein welches Volk sollte solche Brücken vor den Römern erbaut haben? Und wenn einmal zugegeben wird, dafs die eine oder andere Brücke auch aus früherer Zeit stammen könne, so ist kein Grund, die übrigen, die doch eine ähnliche Konstruktion zeigen, den Römern zuzuweisen.

Eine andere Frage ist es, ob unter den pontes longi solche Bohlwege zu verstehen seien. Knoke bleibt auch jetzt bei seiner früher ausgesprochenen Ansicht. Aber der Ausdruck des Tacitus mersaque humo verlangt an einen Erddamm zu denken, ebenso wie die Worte cetera limosa, tenacia gravi coeno auf Kleiboden, nicht auf Moor weisen. Und die Geschichte der Entdeckung der Moorbrücken, über die Knoke in dankens-

werter Weise Mitteilungen macht, beweist zur Genüge, wie der Irrtum entstanden ist.

Lipsius wirft in seinem 1607 erschienenen Kommentar zu den Annalen des Tacitus die Frage auf: Sind die pontes longi des Domitius noch heute vorhanden? und beantwortet sie bejahend. Noch heute, sagt er, ist der Weg in der Nähe der Ems sichtbar, limes manu factus, arenis magno opere congestis et palis trabibusque ad marginandum defixis; extrema palorum aevo detrita sunt, sed sub terra vel aquis reperiuntur. Er spricht also ganz deutlich von einem aus Sand aufgeschütteten Damm, der mitten durchs Moor gehe, nicht von einem Bohlwege. Auf Lipsius gestützt, hat der Geograph Alting 1697 in seinem Atlas einen Weg gezeichnet, den er von Vetera ausgehen und nach der untern Ems laufen läfst. Auch er denkt nicht an eine Moorbrücke, sondern an einen Sandweg. Ebenso findet sich dieser Sandweg, als pontes longi bezeichnet, auf einem Atlas von d'Anville (1784). Auf die Autorität von Lipsius hin hat also die gelehrte Welt 2 Jahrhunderte hindurch die pontes longi für einen Sanddamm durch das Bourtanger Moor gehalten. Als nun im Jahre 1818 in demselben Moor eine Moorbrücke entdeckt wurde, hielt man an der eingewurzelten Annahme, dafs die pontes longi im Bourtanger Moor sein müfsten, fest, nur sollte es jetzt nicht mehr der Sandweg des Lipsius, sondern der neue Bohlweg sein. Seit der Zeit hat man vielfach, unbekümmert um Lipsius und Tacitus, zunächst den Bohlweg im Bourtanger Moor, dann überhaupt jede neu aufgefundene Moorbrücke mit dem Namen: pontes longi belegt, bis schliefslich Knoke die echten pontes longi im Diepholzer Moor gefunden zu haben glaubte.

Selbst wenn man zugeben wollte, dafs die Beschreibung des Tacitus auf Moorbrücken passe, so würde die Meinung Knokes doch nur dann einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn sich ausschliefslich im Diepholzer Moor und auch da nur 3 oder 4 parallele Bohlwege fänden. Nachdem aber allein im Diepholzer Moor nicht weniger als 13 solcher Wege gefunden sind, die in den verschiedensten Richtungen das Moor durchkreuzen, ist kein Grund einzusehen, weswegen gerade einige von ihnen mit dem besonderen Namen pontes longi sollten bezeichnet worden sein.

Ebenso wenig überzeugend ist die Behauptung Knokes, dafs der von ihm gefundene Bohlweg bei Sassenberg, südlich von Iburg, die Brücke sei, die Caecina schlug, um zu dem Schlachtfeld vom Jahre 9 zu gelangen.

Welche Zeit würde es erfordert haben, um auf einer einzigen Brücke von 8—9 Fufs Breite ein ganzes Heer von 8 Legionen durchs Moor zu führen. Und selbst wenn es Knoke gelänge, noch mehrere Parallelwege nachzuweisen, wozu der Aufwand von Kräften und Zeit, wenn ein kurzer Marsch von 3/4 Stunden genügte, ost- oder westwärts das Moor zu umgehen?

Die Frage, wo die pontes longi des Domitius zu suchen seien, ist auch durch die neueste Schrift Knokes ebenso wenig endgültig gelöst, wie die nach dem Teutoburger Schlachtfelde. Sie kann auch auf dem Wege, den Knoke eingeschlagen hat, nicht gelöst werden, da er von der falschen Voraussetzung ausgeht, dafs die pontes longi Moorbrücken gewesen seien.

Bremen. **E. Dünzelmann.**

205) **Julius Asbach, Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schaefer.** Mit einem Bildnis Schaefers. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. 80 S. 8. ℳ 3. 60.

Der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln widmet der Verf. dies Lebensbild des als Lehrer wie als wissenschaftlicher Forscher gleich ausgezeichneten Mannes. Kommt die Veröffentlichung auch erst 12 Jahre nach dem Tode Schaefers, so werden doch gewifs viele dankbare Schüler und Verehrer des Forschers, der sich durch seinen „Demosthenes“ und die Geschichte des Siebenjährigen Krieges unvergängliche Denkmale gesetzt hat, das von pietätvoller Hand gezeichnete Bild mit wahrer Teilnahme begrüfsen. Es sei allen, die sich nicht blofs für die wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch für die Lebensschicksale eines stillen Gelehrten interessieren, aufs wärmste empfohlen.

Oldesloe. **Hansen.**

Vakanzen.

Dortmund, Gymn. Obl. Französ. (Lat. f. u. Kl.) N. E. Oberbürgermeister.
— — Hilfsl. f. alte Spr. u. Turnen. 2000 Mk. Oberbürgermeister.
Düsseldorf, R. S. Zwei Hilfsl.: 1) N. Spr., 2) Math. 1800 Mk. Dir. Prof. Masberg.
Sobernheim, Prg. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Schmidt.
Varel, landw. Schule. L. f. Engl., Deutsch, Gesch. 2100—3900 Mk. Dir. Dr Gabler.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 28. November. Nr. 24, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

206) **Fr. Stourač, Über den Gebrauch des Genetivus bei Herodot** (4. Fortsetzung). Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Olmütz. 1895. 22 S. 8.

Der Verf. hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Schulprogrammen den Genetiv bei Herodot zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen. Von diesen erschien das erste im J. 1888, und bis jetzt liegen vier Fortsetzungen vor. Alle fünf Teile beschäftigen sich mit dem von einem Nomen abhängigen Genetiv und zeichnen sich dadurch vorteilhaft vor ähnlichen Untersuchungen aus, dafs sie alle einschlägigen Beispiele möglichst vollständig sammeln, wobei auch auf die Überlieferung die nötige Rücksicht genommen wird, und dann nach den gewöhnlichen grammatischen Kategorieen ordnen, innerhalb deren sie alphabetisch aufgezählt werden. So kann man rasch und leicht sehen, in welchem Umfange Herodot die einzelnen Arten des von einem Nomen abhängigen Genetivs gebraucht hat, in welchem Verhältnis die einzelnen Gebrauchsarten ihrer Häufigkeit nach zu einander stehen, in welchen Ausdrücken die betreffende Gebrauchsweise bei unserm Geschichtsschreiber vorkommt, welche Regeln er bei ihrem Gebrauch beobachtet hat, kurz alle in Betracht kommenden Fragen finden auf diese Weise schnelle und sichere Lösung.

Der vorliegende letzte Teil behandelt den Genetivus subiectivus und obiectivus. Dafs man über die Auffassung eines von einem Nomen abhängigen Genetivs bisweilen schwanken kann, ist bekannt. Auch ich bin mit dem Verfasser nicht überall einverstanden. So glaube ich nicht, dafs man nach der Art und Weise, wie Herodot sonst den Genet. absol. ohne Subjekt anwendet, *διζημένων* VII 142, 4 als einen solchen auffassen kann. VIII 100, 14 *οὐ ξύλων ἀγὼν ὁ τὸ πᾶν φέρων ἐστὶ ἡμῖν, ἀλλ' ἀνδρῶν τε καὶ ἵππων* fasse ich als Gen. subiect., nicht obiect. „nicht der Kampf der Schiffe ist es, der uns die Entscheidung bringt, sondern der der Männer und Pferde". Dafs ich VII 40, 19: *ἅρμα ἵππων Νησαίων* nicht für Gen. obiect., sondern für einen Genetiv der Beschaffenheit halte, hat der Verf. selbst bemerkt. I 113, 6 *κοσμήσας δὲ τῷ κόσμῳ παντὶ τοῦ ἑτέρου παιδός* betrachte ich als Genet. possess. I 204,18 *μῖξιν τούτων τῶν ἀνθρώπων εἶναι ἐμφανέα κατά περ τοῖσι προβάτοισι* kann nur Gen. subiect. sein; ebenso III 101, 2. Auch in III 81,14 *ἡμεῖς ἀνδρῶν τῶν ἀρίστων ἐπιλέξαντες ὁμιλίην τούτοισι περιθέωμεν τὸ κράτος* kann ich keinen Genet. obiect. erkennen, sondern nur einen Genet. partit.: „eine Genossenschaft aus den Besten auswählen"; ebenso VIII 128, 17: *παρῆν δὲ καὶ τῶν ἄλλων Π. συμμαχίη = σύμμαχοι.* VII 137, 5 *κατὰ τὸν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων πόλεμον* ist meines Erachtens ein Genet. subiect. „in dem Krieg, den die Peloponnesier und Athener miteinander führten"; ebenso VII 51, 3 *σὺ δέ μευ συμβουλίην ἔνδεξαι* „den Rat, den ich dir gebe" und III 1, 5. VI, 109, 30 liest man jetzt *τὴν συμβολήν*, abh. von *τῶν ἀποσπευδόντων*. Besondern Dank verdient der Verf., dafs er S. 14 f. die Periphrasen mit *ποιεῖσθαι* u. S. 17 f. die mit *λόγος* gebildeten Redensarten übersichtlich zusammengestellt hat. Auch hat er es nicht unterlassen, S. 21 f. auf den Ersatz des Genet. subiect. und obiect. durch Präpositionen hinzuweisen.

Dafs bei einer solchen Untersuchung auch die Kritik nicht leer ausgeht, ist selbstverständlich; manche zweifelhafte Stelle wird endgültig entschieden, mehr als eine Lesart aufser Zweifel gestellt. VIII 83, 1 darf man z. B. *ῥήματα* nicht mit Stein u. Holder einklammern, wie die Sammlung der anderen Beispiele zeigt. Der Verf. möchte auch VI 54, 2 mit P R z. *παρά* weglassen; allein diese Vermutung wird durch die angeführten Beispiele nicht gestützt, da in diesen zum Verbum immer noch ein Particip tritt, was an unserer Stelle nicht der Fall ist. VI 133, 4 empfiehlt der Verf. mit Stein *λόγων*; ich halte trotz der hds. Über-

lieferung nur λόγον für richtig, das auch die Parallelstelle IV 167, 12 bestätigt. **J. Sitzler.** Durlach.

---

207) **Auswahl aus Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **C. Bünger.** Mit 1 Karte, 1 Farbendruckbild und 37 Plänen und Abbildungen. Leipzig, G. Freitag, 1896. L und 174 S. 8. Geh. ℳ 1.50; geb. ℳ 1.80.

Ob eine Auswahl aus der Anabasis notwendig oder wenigstens empfehlenswert, oder ob der unverkürzte Text den Schülern vorzulegen ist, will ich hier, wo eine Auswahl zur Beurteilung vorliegt, nicht ausführlich erörtern, sondern nur bemerken, dafs für eine wenig umfangreiche, einheitliche Schrift, wie es die Anabasis ist, meines Erachtens kaum zwingende Gründe vorliegen, dem Lehrer die Wahl des zu Lesenden zu erleichtern, resp. zu beschränken. Voller Text ist doch nicht mit der Forderung, alles zu lesen, verbunden.

Bünger geht in der Auswahl so weit, dafs er nicht blofs gröfsere Abschnitte von minderer Wichtigkeit fortläfst, sondern auch einzelne Paragraphen durch Ausscheidung einzelner Sätze und Satzteile kürzt, auch aus Reden und Verhandlungen manches aussondert. So wird dies Buch mehr eine Redaktion, eine „verbesserte“ Auflage des Xenophon als eine Auswahl. Beispielsweise giebt er von dem 6. Kapitel des 4. Buches folgendes: § 1—3 *ἀμέλεια.* § 5 *ἐπὶ δὲ τῇ* — 6 *ῇ ὑπερβολῇ*, § 7 von *συνεκάλεσε.* 10 die Worte *μετὰ τοῦτον Ξενοφῶν εἶπεν.* 11. 13 bis *παρέχειν.* 14—17. 19. — Den Exkurs V, 3 über Xenophons Aufenthalt in *Σκιλλοῦς* setzt B. an das Ende des Ganzen, obwohl er an der ursprünglichen Stelle gerade als Exkurs interessant ist.

Die Einleitung umfafst 38 Seiten, zwar ziemlich grofs gedruckt, aber doch für die erste Lektüre recht ausführlich; davon bilden 18 Seiten eine (Bünger sagt „kurze“) Darstellung der Geschichte des Perserreichs, 9 Seiten behandeln den jüngeren Cyrus, 7 das griechische Söldnerheer, 4 Xenophon. Einige Schüler der Obertertia werden wohl die Schilderung der persischen Verhältnisse mit Teilnahme lesen, für die Hauptmasse wäre eine kurze Darstellung entschieden mehr zu empfehlen.

Anmerkungen giebt B. nicht, dafür aber an der Seite Inhaltsangaben, die dem leichtfertigen Schüler die Rekapitulation des Gelesenen doch etwas zu sehr erleichtern. Der Inhalt der ausgelassenen Abschnitte ist nicht überall angegeben.

Recht reich ist die Beigabe der bildlichen Darstellungen, darunter ein paar bis jetzt noch nicht veröffentlichte Landschaftsbilder von Prof. Euting und Dr. Müller-Simonis. Ob sie alle für den Schüler besonderen Wert haben, möchte ich bezweifeln, zumal es nicht überall sicher ist, ob gerade die betreffenden Punkte von Xenophon auf seinem Zuge berührt sind; einige Bilder sind überdies zu Abschnitten gegeben, die im Texte ausgelassen sind: Landschaft im Tauros (zu I, 2, 18 ff.), der Amanos-Pafs (zu I, 4, Anfang); der Amanos-Pafs wird aufserdem gar nicht von Xen. erwähnt, da der I, 4, 1 genannte ein Küstenpafs ist. Bei den Bildern: „Landschaft im Tauros“ und „Im Lande der Taocher“ hätte die Gegend, welche dargestellt wird, genauer angegeben werden müssen.

Den Schlufs bildet ein Verzeichnis der Eigennamen, eine Zeittafel für den Zug der Zehntausend (die Daten lassen sich doch kaum so genau feststellen!) und eine Zusammenstellung der griechischen Mafse und Münzen. Auf der Karte läfst B. die Griechen westlich vom Bingöl-dagh und dann weit nach Osten und am Tschorukh wieder hinauf weit nach Westen ziehen. Ich halte diese Marschroute für wenig wahrscheinlich. Vgl. meine Anzeige von Strecker, Zug der Zehntausend, N. Phil. R., 1887, S. 286 ff.

Oldesloe. **R. Hansen.**

208) **Plutarchi Chaeronensis Moralia,** vol. VI, rec. **Greg. N. Bernardakis,** Lipsiae apud B. G. Teubnerum, 1895. 531 S. 8. ℳ 4.

In rascher Folge hat der bekannte Herausgeber der moralischen Schriften Plutarchs, Bernardakis, den 6. Band seiner Ausgabe erscheinen lassen. Hierbei ist er, unbeirrt um dieheftigen Angriffe vonseiten Wilamowitz-Möllendorfs (vgl. Index. schol. Gotting. Sommersem. 1889, p. 21 sowie Herm. XXV, 190 sqq.) dieselben kritischen Wege wieder gegangen wie in den früheren Ausgaben, wie ich glaube, nicht zum Nachteile seines Zieles, das er sich gesteckt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mich darüber zu verbreiten, inwieweit Bernardakis in seinem textkritischen Apparate den trefflichen Aufstellungen Treus bezüglich der Codices (siehe Gesch. der Überlieferung d. mor. Schriften, Waldenburg 1873, 1877 und 1881) gefolgt ist oder diese unbeachtet liefs, so viel jedoch mufs mit Recht anerkannt werden, dafs der Herausgeber in das Idiom Plutarchs eingedrungen ist und gegenüber einer irrigen Überlieferung häufig eine sinngemäfse und dem plut. Sprach-

gebrauche entsprechende Heilung von Loci depravati vornahm. Einige Stellen aber, die dringend einer Emendation bedürfen, hat derselbe trotzdem auch in der vorliegenden Ausgabe brach liegen lassen, weshalb sie im folgenden kurz berührt werden sollen: Mor. 956 C *οὐ μηδεμία ζωῆς φύσις ἄνευ ἵσταται* hat B. gleich Wyttenbach wieder aufgenommen, obwohl durch eine kleine Umstellung *ζωῆς ἄνευ φύσις ἵσταται*, wie einige Codd. in der That enthalten, der schwere Hiat und damit auch der Fehler gehoben ist. Warum gleich darauf Mor. 956 D *ὅσα τρυγῶμεν καὶ ἀμέλγομεν καὶ βλίττομεν ἐν φανερῷ κείμενα* das handschriftliche *βλέπομεν* weichen mufste, trotzdem die Concinnität von *βλέπομεν* zu *ἐν φανερῷ κείμενα* klar zutage tritt, vermag ich nicht einzusehen. Eine Elision *ἀναφαίνετ' ὑμῖν ἡ μὲν ἀνδρεία κτλ.* Mor. 988 C für *ἀναφαίνεται* widerspricht dem plut. Gebrauche; auch das vor dem folgenden *ὑμῖν* eingesetzte *ἀνεφάνη* entspricht nicht. In Mor. 997 F *μή τι γελάσαιμεν ἄν* ändert Bern. nach Cod. E (Parisinus) *γελάσωμεν;* allein die übereinstimmende Überlieferung ist *γελάσαιμεν*: offenbar liegt eine Haplographie [1]) vor und mufs aus der Endung *εν* des Verbums *ἄν* ergänzt werden, wie Herwerden schon gethan. Vergl. M. 1140 F, *ἄν εἴποι τις, κτλ.* Das Gleiche gilt auch bei M. 1046 B *οὐ γὰρ δήπου ... ἔγραψαν* (*ἄν*). Entschieden unrichtig ist *ἄν* = *ἐάν* mit Ind. in M. 1111 D *ἄν μήτ' ἦλθον ... μήτ' ἐγένοντο, κτλ.*, da diese Konstruktion bei Plut. sich nicht findet. Ich acceptiere Bernardakis' Vorschlag *εἰ*, weniger gefällt mir *αἴ*, wie es Usener will; obwohl letzterer an der besprochenen Stelle *ἄν* verwirft, schreibt er dennoch sonderbarerweise weiter oben M. 1109 E *ἄν περ εἰλικρινὲς ... ἀπέλιπον*, wo Madvig meines Erachtens allein die richtige Emendation *τὸ κριτήριον ἄν, εἴπερ ... ἀπέλιπον* giebt.

Die viel verderbte Stelle M. 1041 C *οὐ γὰρ κατ' ἰδίαν ἄδικοι συνεστήκασιν ἐκ πλειόνων* (*δὲ*) *τοιούτων τἀναντία πραττόντων*. (Wyttenb. *δρώντων*, Bernard. *λεγόντων*) hat Bernardakis wohl der Heilung näher gebracht, indem er das sinnlose *πασχόντων* strich und dafür *λεγόντων* einsetzte. Doch bleibt diese Stelle vor nach wie vorher eine crux.

In der ohne Zweifel pseudoplutarch Schrift [2]) De com. nat. fehlt bei den Dialogpartien der Name des einen Unterredners (der Name *Λαμ-*

---

1) Überhaupt läfst sich bei Plut. eine Reihe von Haplographien und Dittographien nachweisen, vgl. Stegmann, Krit. Beiträge zu Plut. Mor. p. 1, Anm.

2) Siehe hierüber Weissenberger, Die Sprache Plut. u. die pseudopl. Schriften, Gymn.-Progr., Straubing 1896, p. 49.

πρίας beruht lediglich auf einer Konjektur Amyots und Xylanders); doch bei Bernardakis finden wir nach dem Beispiele Wyttenbachs an sechs Stellen das Wort Λαμπρίας eingesetzt, ob mit Recht, mufs dem Herausgeber überlassen werden. In M. 1134 D ἐν δὲ τῷ ὀρθίῳ νόμῳ ... οὐκ ἔχομεν δ' ἀκριβῶς εἰπεῖν hätte die Lesart Volkmanns εἰ δὲ τῷ ὀρθίῳ νόμῳ ... οὐκ ἔχομεν ἀκριβῶς εἰπεῖν (Δ entstanden aus dem folgenden Α) aufgenommen werden müssen, da sie allein grammatisch entspricht.

Indes mögen diese wenigen Verbesserungsvorschläge und Ausstellungen genügen! Wie schon eingangs bemerkt, werden wir diesen neuerdings erschienenen Band mit Freude begrüfsen, da in ihm ohne jeden Zweifel ein bedeutender Schritt ad melius in der Ausgabe der mor. Schriften gemacht wurde. — Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, dafs auch sie noch nicht in jeder Hinsicht befriedigen kann; denn so lange zu den plut. Schriften kein apparatus criticus geschaffen ist — der von Bernardakis in dem 1. Bande der Moralia gegebene erscheint nur als ein schwacher Versuch — wird es eine Unmöglichkeit sein, eine den Anforderungen der heutigen philologischen Forschung völlig entsprechende Ausgabe zu veranstalten.

Straubing. **Weissenberger.**

209) **Karl Lincke, Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie.** I. Sokrates. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1896. 106 S. 8. ℳ 1.20.

Die „Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie" wollen durch Vorlegung wertvoller und passender Schriften und durch Einleitungen, die in kurzen Zügen Leben und Lehre der bedeutendsten Denker darstellen, ein möglichst klares und vollständiges Bild von der Entwickelung der Philosophie bei den Griechen geben, gewifs ein dankenswertes, von der humanistischen Schule lebhaft zu begrüfsendes Ziel. Das erste Heft ist Sokrates gewidmet; zwei weitere sollen die Bekanntschaft mit Plato und mit den politischen, ethischen und sozialen Grundsätzen der Griechen (neben Plato Aristoteles) vermitteln. Das vorliegende Heft enthält in gutem und korrektem Druck eine Auswahl aus Xenophons Memorabilien und Ökonomikos, sodann von Plato Apologie und Kriton. Für Auswahl und Anordnung der aus Xenophon entnommenen Stücke war die Einteilung der Memorabilien in die direkte Verteidigung des Sokrates gegen die Anklage, und in Erinnerungen an Sokrates, insbesondere an den

Nutzen seiner persönlichen Einwirkung auf Angehörige und Freunde, mafsgebend; es ist das freilich ein sehr äufserliches Einteilungsprinzip, das die in der Sache liegende Schwierigkeit, von der Persönlichkeit des Sokrates ein lebenswahr einheitliches Bild zu gewinnen, nicht verringert. Ganz kann ja allerdings diese Aufgabe überhaupt bestenfalls durch eine über den Standpunkt des Gymnasiums entschieden hinausgehende selbständige Rekonstruktion auf Grund des gesamten in den Xenophontischen und Platonischen Schriften niedergelegten Materials gelöst werden; der Aufgabe, Interesse und Verständnis für die Art und Bedeutung des Sokrates bei den Schülern zu wecken, wird die getroffene Auswahl gerecht. Dem griechischen Text ist eine Einleitung vorausgeschickt, die ihrem Zweck, über die griechische Philosophie einen orientierenden Überblick zu geben, gut entspricht; nur in der Zeichnung des Sokrates enthält sie ein seltsames Mifsverständnis, indem gesagt wird, das Dämonion sei ihm höchste sittliche Instanz, die Idee des Guten in göttlicher Gestalt gewesen: aus Xen. Mem. I, 1 geht doch unzweifelhaft hervor, dafs Sokrates vom Dämonion nur Antwort auf solche Fragen, die der Mensch nicht durch richtigen Gebrauch seiner Vernunft beantworten kann, insbesondere auf die Frage nach dem Erfolg einer durch die sittlichen Gesetze an sich weder geforderten noch verbotenen Handlung erwartet und erhalten habe; und dies wird durch Mem. IV, 8, wie durch Plat. Apol. p. 31 bestätigt; die höchste sittliche Instanz war dem Sokrates, darin sind Xenophon und Plato einig, die durch den richtigen Gebrauch der Vernunft gewonnene Überzeugung.

Cannstatt. **Th. Klett.**

---

210) **M. Annaei Lucani Pharsalia** cum commentario critico edidit **C. M. Francken.** Adiecta sunt specimina phototypica Ashburnhamensis, Montepessulani, Vossiani primi. Vol. I continens libros I—V. Lugduni Batavorum, 1896 A. W. Sijthoff. XLII und 224 S. 8.

Der Teubnerschen Textausgabe der Pharsalia von Hosius hat Francken eine gröfsere Ausgabe mit kritisch-exegetischem Kommentar folgen lassen, deren Erscheinen er damit rechtfertigt, dafs jene Textausgabe zwar mit ausgezeichneter Akribie hergestellt sei, aber doch nicht allen Anforderungen entspreche; einerseits erscheint ihm das dort angewandte kritische Verfahren zu konservativ, anderseits will er in seinem Kommentar eine

nützliche Ergänzung zur Textausgabe bieten. Sehen wir des Näheren zu, inwieweit seine Arbeit den Erwartungen, die sie erweckt, entspricht.

Die in gewandtem Latein geschriebene Einleitung giebt zunächst einen kurzen Überblick über die Lucanstudien seit Nic. Heinsius und verbreitet sich dann über die Handschriftenfrage. Im allgemeinen stimmt Fr. mit H. in der Wertschätzung und Klassifizierung der Codd. überein; nur mifst er der sogen. Paulinischen Rezension nicht dieselbe Bedeutung bei, wie Hosius nach dem Vorgange Steinharts; dagegen rückt er den Vossianus primus (V) wieder etwas mehr in den Vordergrund. Er sucht denselben einerseits gegen den Vorwurf der Interpolation zu verteidigen, was ihm jedoch kaum gelungen sein dürfte (vgl. dazu Steinhart, De emendatione Lucani, p. 15 sqq.), anderseits führt er — und hier scheinen dem Ref. die Gründe sehr beachtenswert — besonders mit Rücksicht auf die Verse, welche in V und demselben verwandten Codd. vorkommen, in der anderen Handschriftenklasse dagegen fehlen, einzelne Überlieferungen in V auf eine bis ins 5. Jahrhundert hinaufreichende Tradition zurück. — Zum erstenmal benützt ist der Cod. Ashburnhamensis, saec. IX., dessen Varianten der Herausgeber vollständig mitteilt. Dieser Cod. A gehört ohne Zweifel zu den besseren Handschriften des Lucan — der Bernensis ist eine Abschrift desselben —, aber er bietet wenig selbständige Lesarten und steht an Wert entschieden hinter dem Montepessulanus zurück. Fr. hat einzelne Lesarten aus A in seine Ausgabe aufgenommen; dieselben geben allerdings einen guten Text; allein wenn man sie mit der sonstigen Überlieferung vergleicht, gewinnt man doch den Eindruck, als beruhten sie auf Emendation. Bezeichnend dafür ist I, 695 *defecta* für *deserta*; zunächst mag *defecta* bestechend erscheinen, weil es sehr gut zu *lasso iacuit furore* pafst; und doch ist nach Ansicht des Ref. *deserta* allein richtig: das Weib, von dem hier die Rede ist, sinkt hin, nachdem der sie ermüdende *furor* von ihr gewichen; würde die prophetische Begeisterung (cf. V. 677: „urguentem pectora Phoebum") noch fortwirken, würde sie weiter sprechen. Ähnlich verhält es sich I, 74; hier wird durch Aufnahme von *repetent* statt *repetens* die Periode allerdings vereinfacht; allein eben deswegen scheint es gewagt, auf das einzige Zeugnis von A hin diese an sich naheliegende Verbesserung aufzunehmen; übrigens hätte Fr. dann besser gethan, hinter *mixta* zu interpungieren, so dafs *omnia mixta* Subjekt wäre. I, 193 *gressus* für *gressum* ist ohne Bedeutung. II, 693 dagegen scheint *taciti* für *tacitas* wieder unnötige Verbesserung,

durch welche die so häufige dichterische Hypallage beseitigt wird. Auch Korrekturen aus A hat Fr. in den Text gesetzt; von diesen sind V, 33 *ista* und 782 *belli* sehr ansprechend; dagegen verdient V, 99 *urgentibus* gegen *turgentibus* entschieden den Vorzug, da es besser in den Vergleich paſst.

Was im übrigen die Textgestaltung anlangt, so wird dieselbe vielfachen und energischen Widerspruch hervorrufen. Wenn Fr. zu I, 261 bei Erwähnung einer Konjektur Bentleys ausruft: „hoc est corrigere auctorem“, so gilt dieser Ruf auch ihm selbt, wenn er an so und so vielen Stellen ohne wirklich zwingenden Grund die Überlieferung verläſst und eigene oder fremde Konjekturen einsetzt. Sein Text weicht von dem der Teubnerschen Ausgabe unendlich oft ab; im ersten Buch mögen es ca. 100 Stellen sein, und ähnlich ist das Verhältnis in den übrigen Büchern. Ref. will keineswegs behaupten, daſs Hosius überall das Richtige getroffen hat; aber wenn man beide Ausgaben einer unbefangenen Würdigung unterzieht, wird man sich in der weitaus überwiegenden Anzahl der Fälle, wo beide im Text auseinandergehen, auf die Seite des letzteren stellen. Wir sehen hier von den Fällen ab, wo die Differenzen zwischen beiden zurückgehen auf Bevorzugung einer anderen Überlieferung, ja nach der gröſseren Wertschätzung der einen oder der anderen Handschriftenklasse, und heben zunächst nur einzelne Stellen heraus, aus denen Fr. unnötigerweise eigene Konjekturen in den Text setzte. I, 260 *mersus* st. *medius* mit einer ganz sonderbaren Erklärung; *medius pontus* = das Meer inmitten, nämlich zwischen Italien und Afrika, wohin die Singvögel gezogen sind, giebt einen ganz guten Sinn. V. 262 *dubias mentis* für *dubiae menti;* an dem kollektiven Singular *menti,* der die Stimmung des ganzen Heeres bezeichnet, ist ebenso wenig Anstoſs zu nehmen, wie an dem scheinbar absoluten Gebrauch des *urgentes;* denn zu diesem ist aus *dubiae menti* leicht zu ergänzen, was Fr. durch Konjektur herstellen zu müssen glaubt. Die Umstellung der Verse 325, 326 ist ebenso willkürlich, wie V. 332 die Aufnahme von *arescere* nach Claud. Ref. II, 8 statt des einstimmig überlieferten *mansuescere* (ähnlich II, 98). Wenn ferner Fr. V. 342 st. *sub quolibet* einsetzt *sub quo iubet* und hinter *triumphet* interpungiert, so zeugt dies von einer falschen Auffassung der ganzen Stelle. Sonderbar ist auch V. 408 die Lesung *Monoecum* st. *Monoeci* mit der Erklärung: *Circius facit, ut deus tutam stationem non habeat aut nautis offerat.* Es läſst sich zu *prohibet* doch leicht das Objekt

nautas ergänzen; freilich sagt Fr.: *id non potest omitti;* doch vgl. Cic. off. I, 16, 52: „non prohibere aqua profluente". V. 656 wird das überlieferte *fluerent,* für welches Fr. *furerent* einsetzt, gestützt durch Sil. XVII, 102: „fluit undique victor Mulciber". II, 11 ist *devinxit* für *divisit* konjiziert; allein *dividere* ist hier wie in den Verbindungen *dividere annum, horas* ganz wohl am Platz; es werden die guten und schlimmen Zeiten in der Weltgeschichte *(divisit mundum saecula iussa ferentem)* einteilend festgesetzt. Metrisch inkorrekt ist V. 85 *hunc Cimbris servato senem.* V. 133 ist *patrarent* st. *paterent* verkehrt wegen des vorausgehenden *menso* V. 172 hat Fr. *cum quo* st. *cum qua* geschrieben, weil er die Konstruktion mifsverstanden. V. 381 *finemque tueri* st. *tenere* ist wiederum nur Korrektur des Dichters, der *finem tenere* schrieb im Anklang an *cursum tenere.* V. 509 spricht gegen *ut stetit* st. *constitit* das *tamen* des Nachsatzes. V. 560 ist die Umstellung *ne vos* für *vos ne* deshalb überflüssig, weil *vos* durch den Rhythmus betont ist. III, 111 *melius di* für *melius quod* ist ganz willkürliche Änderung; die Ellipse nach *melius* ist nicht zu beanstanden. V. 410 ist ebenfalls unnötig wegen der Härte des Ausdrucks *perflantibus* st *praebentibus* zu setzen; ja wenn man alle wirklichen und vermeintlichen Härten beseitigen wollte! V. 524 ist *postratum* für *servatum* unmöglich; denn der folgende Dativ *bello* erfordert *servatum* = für den Krieg aufbewahrt, reserviert. Diese Beispiele mögen genügen. Auch die vielen Athetierungen von Versen werden wenig Beifall finden. Noch reichlicher als eigene Konjekturen hat Fr. solche anderer Gelehrten in den Text aufgenommen, auch da, wo ein zwingender Anlafs nicht vorlag; so I, 16, wo bei richtiger Auffassung der Worte von einem Pleonasmus des Ausdrucks nicht die Rede sein kann, 102, 115, 119, 186 u. s. w. — Sehr zahlreich sind auch die Vermutungen, welche Fr. am kritischen Kommentar untergebracht hat; von diesen läfst sich wenig Gutes sagen und ein grofser Teil derselben hätte ruhig ungedruckt bleiben können, so I, 85 *inturbata istis,* 284 *parili* für *facili* u. a. Die Lust und Freude am Konjizieren zeigen so recht Stellen, wie III, 682, wo es heifst: *admotus* p r o *adfixus praeferrem, si liceret.* — Doch würde dem Herausgeber Unrecht geschehen, wenn nicht auch auf einzelne wirklich gute Emendationen und Konjekturen hingewiesen würde; dahin rechnen wir z. B. I, 487 *ipsa* st. *ipsi* mit veränderter Interpunktion, III, 452 *damnum* st. *annum,* eine vortreffliche Verbesserung, 538 *superat* für *fuerat,* V, 504 *fessis* für *fessos,* 627

aether für *aër*. — Endlich seien noch einzelne Stellen hervorgehoben, an denen der Text Franckens nach Ansicht des Ref. das Richtigere gegen Hosius bietet; I, 295 Beibehaltung der Überlieferung *pronus* gegen die Konjektur *pedibus*. V. 333 *tandem* mit Bentley st *tamen;* II, 15 hat Fr. für *fati*, das wegen des Gegensatzes zu den vorausgehenden Versen kaum zu halten ist, mit Bentley *saltim* geschrieben; vielleicht dürfte sich, weil der Überlieferung näher liegend, *tantum* empfehlen: *tantum liceat sperare timenti.* Auch II, 230 hat Fr. mit Aufnahme von *orbemque petentes* für das überlieferte *olimque potentes* wohl das Richtige getroffen; denn der Zusammenhang der Stelle erfordert einen solchen Gegensatz, sei es nun *orbem* oder *solium petentes,* ersteres mit Oudendorp, letzteres mit C. van Jever (vgl. die Ausgabe von Weber z. St.); vgl. dazu auch Stellen wie I, 52, II, 61 (*uter imperet orbi*), 315, 318, 321, 563 u. v. a.

Was den kritisch-exegetischen Kommentar anlangt, so ist derselbe im allgemeinen recht wohl brauchbar und bietet in der That eine nützliche Ergänzung zum Text, wenn man auch nicht mit allen Erklärungen einverstanden sein wird; Bemerkungen, wie die zu IV, 65 *primus sol est oriens* dürften wohl als überflüssig wegbleiben. Im übrigen hätte der Verfasser jedoch besser gethan, anstatt so viele unnötige Konjekturen zu besprechen, der Exegese noch breiteren Raum zu geben; das hätte dem Ganzen nur zum Vorteil gereichen können.

In der Orthographie ist der Herausgeber nicht immer konsequent; er schreibt *moenia* und *maenia, urgeo* und *urgueo, Arctous* und *arctous* u. ä. Auch von Druckfehlern ist die Ausgabe nicht ganz frei; so hat sich Ref. u. a. aus der Praefatio unrichtige Versangaben notiert zu p. XVIII: VI, 121 st. 123, 136 st. 161; p. XIX: 177 st. 178; p. XX: 107 st. 137; im Text ist ihm aufgefallen I, 571 *manibus* st. *moenibus* und die falsche Stellung des Verses III, 285 hinter Vers 304. Endlich sei noch bemerkt, dafs die Angaben über Lesarten der Handschriften bei Fr. und H. nicht selten differieren. — Die äufsere Ausstattung der Ausgabe ist gut, doch dürfte der Druck im kritischen Kommentar ein etwas gröfserer sein.

Augsburg. **Bauer.**

211) **Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung, herausgegeben von **Georg Wissowa.** 1.—2. Halbband.[1] Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag. 8.

Im allgemeinen verdienen die meistens von Emil Szanto und Theod. Thalheim, der auch die attischen Redner behandelt, verfafsten Artikel alle Anerkennung. Sie sind sorgfältig und zuverlässig gearbeitet und überschreiten nicht, wie manche andere Artikel, den ihnen gebührenden Raum. Zu folgenden der etwa 70 Artikel, die vom 2. Halbbande in Betracht kommen, gestatte ich mir einige Bemerkungen.

Zu *ἀμελίου δίκη* Sp. 1822 von Thalheim ist zu bemerken, dafs diese spezielle Klage wenig wahrscheinlich ist, da mit einer *δίκη βλάβης* dasselbe Resultat erreicht werden konnte, wie ich im Jahresber. S. 176 zu *ἀγεωργίου δίκη* bemerkt habe. — Unter *ἀμφισβήτησις* Sp. 1954f. hätte Thalheim auf die abweichende Auffassung von Caillemer, die dieser in seinem Droit de success. légit. à Athènes, p. 159 sq. festgehalten hat, wenigstens hinweisen sollen. Vgl. Caillemers eingehende, aber nicht überzeugende Begründung im Artikel *ἀμφισβήτησις* des Dict. des antiq. von Daremberg und Saglio p. 240 sq. — Unter *ἀναδέχεσθαι* (Sp. 2018) im Sinne von Bürgschaft leisten (= *ἐγγυᾶσθαι*) fehlt *ἀνδοκά*, Bürgschaft bei Kauf, aus der zweitgröfsten Inschrift von Gortyn bei Comparetti, Leggi Nr. 152, Kol. VII, 19 (S. 256 und 284f.).

Leider fehlt ein Artikel *ἀναγραφεύς*, und doch kennen wir einen Beamten mit diesem Titel für Athen sicher für die Jahre 321—318 v. Chr., vielleicht auch noch für später nach den Andeutungen von Köhler, C. I. A. II. Suppl. p. 82 zu Nr. 299 c. Die Thätigkeit des *ἀναγραφεύς* betrifft die *ἀναγραφὴ τωγγραμμάτων* nach C. I. A. II, 191 (320 v. Chr.); vgl. auch Nr. 190, 192, 226—229, Add. 299 b (p. 414); Köhlers Suppl. 192 b, 192 c, 229 b, 229 c und 229 d 17. — Dazu kommt noch der *ἀναγραφεύς, ὃν ἂν δῷ ὁ ἀρχιτέκτων* in den eleusinischen Bauinschriften C. I. A. II. Suppl. 1054 b 33f., 1054 c 3f. (passim), 1057 b 4. — Was wir über die *ἀναγραφὴ τῶν ψηφισμάτων* ebenfalls hier erwarten würden, kann unter *ψηφίσματα* leicht nachgeholt werden. Ich möchte empfehlen, dafs namentlich Kirchners Indices zu Köhlers Supplem. verglichen wür-

1) Die auf die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer bezüglichen Artikel des 1. Halbbandes hat Ref. im Jahresber. üb. d. Fortschr. d. klass. Altertumswissenschaft Bd. 81 (1894) S. 171—179 besprochen.

den, die ja so viel besser sind, als die früheren Indices zum C. I. A., um von denen zum C. I. G. ganz zu schweigen.

Statt *ἀναιρεῖσθαι* würde das Stichwort Sp. 2029 wohl richtiger *ἀναιρεῖν* lauten, da das Aufheben einer Urkunde, nicht das „Wiederansichnehmen" das rechtlich Relevante ist. — Im Artikel *ἀγχιστεία* Sp. 2110 von Thalheim ist unrichtig, dafs Verf. von der konkreten Bedeutung „Kreis der näheren Verwandten" ausgeht, statt von der abstrakten Grundbedeutung „Verwandtschaft". Zur Bedeutung „Erbrecht", die Z. 60 behauptet wird, kommt *ἀγχιστεία* nicht; auch dort ist es „Erbberechtigung", die zum Erben berechtigende Verwandtschaft; vgl. die sehr bezeichnende Stelle Ps. Dem. g. Makart. XLIII, 50: *δίδωσιν ὁ νομοθέτης τὴν ἀγχιστείαν καὶ τὴν κληρονομίαν.*

Die zu *ἀνδραποδιστής* Sp. 2134 gegebene Ableitung dieses Wortes von *ἄνδρας ἀποδίδοσθαι* (nach Schol. Ar. Plut. 521) ist, so unsicher auch bis jetzt noch die Etymologie von *ἀνδράποδον* ist, jedenfalls unrichtig. Dafs wirklich nicht jedes *ἄγειν εἰς δουλείαν* als *ἀνδραποδισμός* gilt, läfst sich durch das Recht von Gortyn zeigen, wo erst nach Nicht-Erfüllung des auf Zurückgabe lautenden Urteils eine Bestrafung des Säumigen erfolgt (50 Stateren für einen Freien, 10 Stateren für einen Unfreien). Vgl. Grofse Inschr. von Gortyn I, 26ff. und dazu Bücheler-Zitelmann S. 89f. und Comparetti S. 146f. der grofsen Ausgabe.

Unvollständig ist der Artikel *ἀνδρεῖα* von Szanto Sp. 2137, denn es sollte erwähnt sein, dafs so nicht blofs die gemeinschaftlichen Männermahlzeiten der Spartaner genannt werden, sondern in Kreta, der Heimat dieser Institution, auch die öffentlichen Speisehäuser. Vgl. Busolt, Griech. Staatsalt.[2] S. 121f. und als Beweis für hohes Alter die Verleihung der *τροπὰ ἐν ἀντρηΐωι* an musische Künstler (entsprechend der athenischen *σίτησις ἐν πρυτανείῳ*) in der Inschrift von Oaxos bei Comparetti, Leggi Nr. 183, 15.

Der Artikel *ἀντιγραφεύς* Sp. 2423f. zeigt die nötige Vorsicht in der Behandlung. Es fehlt blofs zu Sp. 2424, 14 die allerdings nicht ganz sichere Stelle C. I. A. II, 865. Wichtig aber ist der von Thalheim übersehene *κεχειροτονημένος [ἀντ]ι[γρ]ά[φεσ]θαι τἀναλισκόμενα,* C. I. A. II. Suppl. 834 b col. I, 42, wo mir übrigens die Lesung *ἀπογράφεσθαι* nicht ganz unmöglich scheint.

Eine kleine Ungenauigkeit enthält der Artikel *ἀπόδρομος* Sp. 2820 von Szanto; denn *ἀπόδρομος* ist nicht „die regelmäfsige Bezeichnung"

im Recht von Gortyn, sondern findet sich nur einmal Kol. VII, 35, während δρομεύς für den dem δρομός noch angehörenden Jüngling mehrfach vorkommt.

Interessante Artikel, welche das Gebiet der Staats- und Rechtsaltertümer berühren, sind Alkmaionidai Sp. 1556 ff. von Töpffer, wichtig wegen Kleisthenes, Altar von Reich, wo Sp. 1689 f. über die Bedeutung des Altars bei der Reinigung von Blutschuld und Sp. 1690 f. über seine Bedeutung für das Asylrecht gehandelt ist. — Aufserordentlich viel Fleifs hat Cauer auf den Artikel Amphiktyonia verwendet, auf den ich lediglich verweisen mufs. — Für die Aufnahme des jungen Atheners in die Phratrie am dritten Tage, der sogen. κουρεῶτις, des Apaturienfestes vgl. den Artikel von Töpffer, Apaturia, bes. Sp. 2676 ff., wo zur Demotioniden-Inschrift die Abhandlung von Ussing, besonders aber die von Lipsius, Leipz. Stud. XVI, 161 ff. nachzutragen ist — Öhler, der auch den übersichtlichen Artikel ἀποδέκται Sp. 2818 f. verfafst hat, verdanken wir den ziemlich eingehenden Artikel ἀποικία, der allerdings noch der Ergänzung fähig wäre nach der Seite des Kolonialrechts auf Grund der Epoikie-Urkunde von Naupaktos (I. G. A. 321); denn, was für die Epoikie gilt, dürfen wir auch für die Apoikie annehmen.

In den römisch-rechtlichen Artikeln wäre gelegentlich Berücksichtigung analoger Erscheinungen des griechischen Rechtes erwünscht. So wäre s. v. *alimentatio* ein Hinweis auf die staatliche Unterstützung der Waisen gefallener Krieger in Athen, eventuell auch der ἀδύνατοι, am Platze gewesen. Jetzt läfst sich das nachholen unter δημοσίᾳ τρέφειν oder τροφή. Die Ausführungen hierüber in des Ref. Vormundschaft nach att. Recht S. 13—38 sind jetzt mehrfacher Ergänzungen bedürftig. — Namentlich scheint es mir dann, wenn das römische Recht die Bezeichnung eines Institutes aus dem Griechischen genommen hat, Pflicht des Bearbeiters, den Erscheinungen des griechischen Rechtes nachzugehen. So hätte sich zu *anatocismus (usurae usurarum)* ergeben, dafs auch in Athen die Berechnung von Zinseszinsen nicht üblich, wo nicht geradezu unbekannt war, wie sich an der Hand der Vormundschaftsrechnung des Demosthenes zeigen läfst. Ebenso hätten unter *antichresis* die griechischen Fälle von Antichrese Erwähnung verdient; vgl. z. B. Recueil des inscript. jurid. gr. I, p. 116.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, hier einen Wunsch anzubringen, der sich aufs ganze Werk bezieht. Es dürfte sich empfehlen,

zu jedem einzelnen Artikel den Namen des Verfassers zuzusetzen. Das wird in den meisten Fällen möglich sein, ohne dafs eine neue Zeile beansprucht wird. Dem Benützer wird aber viel lästiges Suchen erspart sein. Will ich wissen, wer für den Artikel Apollodoros (Nr. 9), Sohn des Pasion (Sp. 2848) verantwortlich sei, so mufs ich alle Artikel bis 41 durchfliegen, wo ich Kirchner als Verfasser finde, wenn ich nicht das zufällig wenig hervortretende Kirchner übersehe und auf Kärst bei Lemma 43 stofse.

Diese Ausstellungen und Ergänzungen, die ich im Interesse des hochverdienten Unternehmens angebracht habe, sollen mich nicht hindern, die vortreffliche Neubearbeitung aufs wärmste zu empfehlen.

Frauenfeld. **Otto Schulthefs.**

---

212) **L. Bornemann, Unsere höheren Schulen.** Beherzigenswerte Ausschnitte aus den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts von 1890". Ein Vortrag. Schriften der Einheitsschule (Realschule) Hamburg-Hohenfelde. V. Hamburg 1896. Heroldsche Buchhandlung. 23 S. 8.

Die vorliegende kleine Arbeit enthält eine gedrängte Übersicht über des Verf.s Stellung zu den Hauptpunkten, welche in der vor fünf Jahren abgehaltenen Berliner Konferenz über Fragen des höheren Unterrichts zur Sprache gebracht sind, und geht von der nicht abzuleugnenden Thatsache aus, dafs das Schlufsresultat derselben niemanden recht befriedigt hat, obwohl nicht wenige einzelne dort vorgetragene pädagogische Ideeen und Grundsätze verhältnismäfsig viel zur Klärung und freudigen Entwickelung unserer gesamten unterrichtlichen Zustände beigetragen haben. Nach einer kurzen Vorrede giebt Bornemann in drei Abschnitten die wichtigsten, zur Sache gehörigen Äufserungen der hervorragendsten Konferenzmitglieder und ihrer Anhänger wieder und schiebt stets an geeigneter Stelle Urteile und Wünsche ein, denen auch von den Gegnern immerhin eine gewisse Anerkennung nicht versagt werden wird. Im ersten Abschnitt wird Freiheit der Bewegung und Mannigfaltigkeit im Schulbetrieb, im zweiten Wahrung der Gesundheit und Erzielung von „Anstelligkeit" im praktischen Leben gefordert, wobei mit Frick das den Volksschullehrern so geläufige Anschauungsprinzig Pestalozzis, sowie Einführung der Gesundheitslehre mit Güfsfeldt und der Bürgerkunde mit Schiller in den höhern Unterricht warm empfohlen wird. Beide Gegenstände will Verf. mit Recht

in die deutschen, nicht in die schon so überladenen Geschichtsstunden verlegt wissen. Der dritte Abschnitt redet im Gegensatze zu der humanistischen Majorität der Schulkonferenz mit Schiller der einheitlichen Mittelschule als „Schule der Zukunft" das Wort, stellt das Deutsche in den Mittelpunkt des gesamten höheren Unterrichts, erachtet auch die deutsche Grammatik als Rückgrat alles Sprachunterrichts, anknüpfend an das oben erwähnte Schriftchen, für unbedingt formal bildend, gründet das humanistische Prinzip mit Frick, Helmholtz und Paulsen fast allein auf das Griechische, warnt vor einer allzu grofsen Wertschätzung des Lateinischen und erklärt die s. Z. beschlossene Empfehlung des lateinischen Unterrichts in den drei unteren Klassen der lateinlosen höheren Schulen für verfehlt, indem dadurch die Brücke zur Oberschule gänzlich abgebrochen und die einheitliche Mittelschule thatsächlich verworfen sei. Bornemann spricht sich auch noch weiter gegen das Institut des einjährigen Dienstes aus und wünscht, dafs durch Gründung von Freistellen seitens wohlhabender Bürger, die eine individuelle Behandlung der einzelnen Schüler am leichtesten zulassende Privatschule, die auch am einfachsten als einheitliche Mittelschule wirken könne, möglichst wirksam unterstützt werde.

Dresden. **Löschhorn.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 12. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

213) **Eugen Holzner, Studien zu Euripides.** Wien, Tempsky, 1895. 123 S. gr. 8. *M* 4.

Die genannte Schrift erstreckt sich auf Erklärungs- und Änderungsversuche zahlreicher Stellen aus sämtlichen Dramen des Eur. mit Ausnahme der Fragmente. Teils sucht der Verfasser hierin die überlieferte Lesart gegenüber anderen Forschern zu verteidigen, teils aber und zwar in den weitaus meisten Fällen setzt er bereits vorhandenen Konjekturen eigene Besserungsvorschläge entgegen. Wenn demnach der Verfasser fast ausschliefslich den Spuren fremder Beobachtung folgt, so schlägt er doch insofern einen besonderen Weg ein, als er, wie dies in der Vorrede ausdrücklich betont wird, grundsätzlich daran festhält, den Dichter aus sich selbst zu erklären und zu emendieren.

Ob dieser Weg, so beachtenswert er sein mag, ausschliefslich zum Ziele führt, ist eine andere Frage. Aus dem Umstande, dafs der Dichter einen ähnlichen Gedanken an einem anderen Orte ausspricht, läfst sich nicht ohne weiteres schliefsen, dafs er an der in Frage stehenden zweifel-

haften Stelle dieselbe Gedankenfolge beobachtet oder gar der gleichen Ausdrucksweise sich bedient haben müsse. Mag immerhin auf manch dunkle Stelle aus anderen gleichartigen Partieen erhellendes Licht fallen, ein zwingender Grund, die Emendation daher zu holen, ist nicht vorhanden. Dem Dichter können solch beschränkende Fesseln nicht zugemutet werden, während anderseits eine einzelne Stelle innerhalb des gegebenen Rahmens selbst ihre Heilung finden mufs. Es berührt daher eigentümlich, wenn wir vielfach der apodiktischen Behauptung des Verfassers begegnen, dafs in Rücksicht auf beigebrachte Parallelstellen aus dem Dichter an der behandelten Stelle so oder so gelesen werden „müsse“.

Trotz ehrlichen und möglichst objektiven Forschens wird Konjekturalkritik immer mehr oder weniger subjektiv bleiben; dies möge auch den Referenten entschuldigen, wenn er sich mit den wenigsten Konjekturen Holzners, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, befreunden kann. So erscheinen ihm, ohne dafs jedoch die Heranziehung einer Parallelstelle als Bürgschaft erforderlich wäre, beachtenswert die Änderungen zu Hel. 1285 *ποτὲ* für *πόσις*, I. A. 1344 *λυπώμεθα* für *δυνώμεθα*, Suppl. 1080 *εἰ δ' ἦν πρόδηλον* für *εἰ δ' εἰς τόδ' ἦλθον*; als evident geradezu die Änderung von *φθάνουσα* in *ἀνθοῦσα* im Scholion zu Andr. 781. —

In den meisten Fällen aber machen die Besserungsvorschläge Holzners den Eindruck der Gewagtheit. So ist es gewifs gewagt, wenn bei Emendationen zu Wörtern gegriffen wird, welche beim Schriftsteller selbst höchst selten, mitunter gar nicht belegbar sind. Dies gilt von den Emendationen zu Alc. 312 *ὃν οὐ προλείπει χὐπερορρωδεῖ πατήρ* für *ὃν καὶ προσεῖπε καὶ προσερρήθη πάλιν*; Hek. 490 *ψευδηγοροῦντας* für *ψευδῆ δοκοῦντας*; Hel. 961 *τορῶς* für *πόθῳ*; Hel. 1074 *κἄπονος δρόμος* für *καὶ νεὼς δρόμος*; Her. 498 *κωχούμεσθα* für *κεὐχόμεσθα*; I. T. 295 *δονούμενοι* für *θανούμενοι*; Ion 565 *οὐδὲν ἂν ἔτ' ἄνοιμεν ἄν* für *οὐδὲν ἂν δυναίμεθα*. Von den hier konjizierten Ausdrücken werden *ἄπονος*, *δονέω* bei Eur. gar nicht, *ὑπερορρωδέω*, *ψευδηγορέω*, die Nebenform *ἄνω* nur einmal gelesen.

Anderseits ist es bedenklich an Stellen zu rütteln, in denen wir spez. Euripideischen Ausdrücken oder Wendungen begegnen; dies gilt z. B. von *Τροίαν ἀθροίσῃ* in Hek. 1139, *ἐπῄνεσα* Med. 707, *ἐν αἰθέρος πτυχαῖς* Or. 1629. Die hiezu gebrachten Konjekturen sind daher abzulehnen.

Hart klingen ferner die Umdichtungen zu Hel. 1447 ... *χρὴ δ' ἐμοῦ 'ξελεῖν — τὰ λύπρ' ὀφείλω δ' οὐκ* ... oder zu Alc. 291 *καλῶς μὲν*

αὐτοῖς κάρτ᾽ ἔχειν ἧκον βίον — eine Konjektur, die zu ihrem Verständnis einer eingehenden Erklärung bedarf!

Als Beleg dafür, dafs Parallelstellen, die blofs auf äufserem Gleichklang beruhen, nur irreführen können, diene die mifsglückte Konjektur H. F. 300 *σοφοῖσι δ᾽ εὐκτόν* für das überlieferte *σοφοῖσι δ᾽ εἴκειν* „zu Weisen mufs man flehen". Zu diesem Versuche verleitete den Verfasser die dem Sinne nach grundverschiedene Stelle in Her. 458 „*τοῖς σοφοῖς δ᾽ εὐκὸν σοφῷ | ἔχθραν συνάπτειν*".

Erheiternd wirkt fast die Bemerkung zu Troad. 1242, woselbst Holzner im Gegensatz zu anderen Forschern eine positive Protasis verlangt, weil bei einer ähnlichen Stelle in Med. 540 die Protasis auch positiv sei. — Nicht minder die Konjektur zu Phoen. 397 „*καλοῖς βλέπουσαί γ᾽ ὄμμασι μέλπουσι δή* (sc. *ἐλπίδες*) für *μέλλουσι δέ*" nebst der vom Verfasser beigegebenen Übersetzung: „Mit schönen Augen uns anblickend singen sie uns prophezeiend".

Referent hätte auch gewisse briefliche Mitteilungen, die mitunter einem schlechten Witz zum Verwechseln ähnlich sind, mit Vorsicht aufgenommen. So billigt Stadtmüller die oben erwähnte Konjektur Holzners *ὡς δονούμενοι* zu I. T. 295, doch stellt er ihm auch *ὡς θολούμενοι* zur Verfügung; zu El. 719 schlägt er ihm *ὠγυγίου* für *ἐπίλογοι* vor und teilt ihm zu El. 1100 *τύχῃ γυναικῶν εἰς γάμους* seine Umdichtung in *τύχῃ μέλει τῶν εἰς γάμους* mit.

Obwohl demnach Referent den meisten Vorschlägen Holzners gegenüber sich ablehnend verhält, so erkennt er doch bereitwillig an, dafs derselbe allenthalben eine tüchtige Belesenheit in dem Dichter, Gewandtheit im griechischen Ausdruck sowie grofsen Scharfsinn in der Zergliederung zweifelhafter Stellen bekundet, der man wie gesagt bis zu einem gewissen Punkte gern folgt. Unbedingte Billigung dürfte dagegen Holzner in allen jenen Fällen finden, wo er die überlieferte Lesart gegenüber oft nur zu unbegründeten Anfechtungen oder auch abenteuerlichen Konjekturen — zumal denen Schmidts — in Schutz nimmt. Gewifs hätte sich Holzner gröfseren Anspruch auf Anerkennung gesichert, wenn er diesen Weg kräftiger verfolgt hätte, anstatt vielen leichthin aufgeworfenen Bedenken bereitwillig nachzugehen und die grofse Zahl von Konjekturen noch weiter zu vermehren.

Leipa. **Leop. Eysert.**

214|15 **Herodotos.** Für den Schulgebrauch erklärt von **K. Abicht.** Vierter Band. Buch VII. Mit zwei Karten. Vierte verbesserte Auflage. 204 S. 8. Fünfter Band. Buch VIII, IX und zwei Indices. Mit zwei Karten. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 218 S. 8. à ℳ 1.80.

K. Abicht, Übersicht über den Dialekt des Herodotos. Unter Beifügung der Einleitung aus dem ersten Hefte der Schulausgabe des Herodotos. 4. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 42 S. 8. 50 ₰.

K. Abichts Herodotausgabe ist allgemein bekannt. Es genügt daher, wenn ich hier darauf hinweise, dafs der Hrsg. bestrebt war, auch bei der Bearbeitung der 4. Auflage des 4. u. 5. Bandes, die die Bücher VII—IX umfassen, wieder die Ergebnisse der neueren Herodotkritik und Herodoterklärung zu verwerten und so sein Werk nach Kräften zu verbessern. Einige Druckfehler sind stehen geblieben, andere haben sich neu eingeschlichen, wie z. B. VII, 200 *μία* [*μούνῃ*] st. [*μία*] *μούνῃ*. VIII, 120 *ἐς ἀδείῃ* st. *ἐν*. IX, 93 *Λάκκωνος* st. *Λάκμωνος*. VIII, 43, 14: „10 mehr als bei Artemision“ st. 6. IX, 57, 8: „*ἱδρυμένον* verb. mit *λόχον*“, was unrichtig ist.

Die Übersicht über den Dialekt des Herodot hat insofern eine Änderung erfahren, als der Verf. zu einer anderen Ansicht über die Verba auf *άω* und *όω* gekommen ist. Er läfst diese jetzt ganz in attischer Weise kontrahieren; ebenso läfst er jetzt *εεαι* und *εεο* zu *εαι* und *εο* werden. Die Einleitung über das Leben und die Werke Herodots ist, soviel ich sehe, unverändert geblieben.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

216) **Hyperidis orationes sex** cum ceterarum fragmentis edidit **Fr. Blass.** Editio tertia insigniter aucta. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. LV u. 176 S. 8. ℳ 2.10

Die neue Auflage des Hyperides ist eine verbesserte und vermehrte, eine verbesserte, insofern der Herausgeber bestrebt war, durch eigene Vermutungen, sowie durch Benützung der Vorschläge anderer den Text dem ursprünglichen immer näher zu bringen, eine vermehrte, da seit dem Erscheinen der 2. Auflage zwei neue Reden aufgefunden wurden, nämlich die gegen Philippides und die gegen Athenogenes, die in die Ausgabe aufgenommen wurden. Aufserdem ist ein von H. Reinhold angefertigter

index vocabulorum beigefügt, für den man um so dankbarer ist, als der von Westermann infolge der neuen Funde nicht mehr vollständig und infolge der neuen Anordnung auch zu den früher schon bekannten Reden nur schwer brauchbar ist.

Von den beiden neu aufgenommenen Reden ist die gegen Athenogenes die vollständigste. Freilich fehlt auch von ihr der Anfang und das Ende, und auch in den anderen Teilen ist der Zusammenhang öfter durch gröfsere oder kleinere Lücken gestört. Manche davon sind durch den Scharfsinn der Gelehrten vortrefflich ausgefüllt worden, von anderen darf man dies noch erwarten. Im Folgenden will auch ich einige Beiträge dazu zu liefern versuchen.

§ 2 ergänzt der Herausgeber vor *φύσιν* den Gen. *ἀνθρώπου* und vermutet im Folgenden *γυναικὸς ἀναίδειαν*. Ich vermisse bei *φύσιν* den Artikel und halte *ἀναίδειαν* hier nicht für passend. Daher schlage ich *ἡμῶν τὴν φύσιν* und *γυναικείαν σοφίαν* vor. — Im Folgenden schreibt der Herausgeber *προσπεριέκοψεν αὐτῇ μέ τι εἰς παιδίσκην, τριακοσίας δραχμάς*, worin ich sowohl an der ungewöhnlichen Konstruktion von (*προσ*)*περικόπτειν* Anstofs nehme, als auch an *τί*, zu dem *τριακοσίας δραχμάς* Apposition sein soll. Mir gefällt besser: *προσπεριέκοψέ μου τῇ ἕξει εἰς π. τριακοσίας δρ.*; *ἕξις* in der Bedeutung „Gewandtheit, Geschicklichkeit“, wie schon Plat. Phaedr. 268 E. — § 5 ziehe ich *ἔγω γ'* der Lesart des Herausgebers *ἐγώ τ'* vor. — § 7 ändert der Herausgeber *ἀναδέξασθαι* in *ἀναδέξεσθαι*, meiner Meinung nach ohne Not, vgl. Demosth. 42, 12: *τὴν μὲν σύνοδον ... ὁμολογῆσαι ποιήσασθαι* und Xen. Hell. 2, 3, 6: *ὡμολόγησαν ... ἀπιέναι, τὰ δ' ἄλλα παραδοῦναι*. — § 8 schreibt der Herausgeber *γραμματεῖόν τι τὸ ἐγγεγραμμένον ἀνεγίγνωσκεν*. Ich halte weder *τί* für passend, noch glaube ich, dafs der Singular *τὸ ἐγγεγραμμένον* stände, wenn diese Worte mit *ἀνεγίγνωσκεν* zu verbinden wären; daher vermute ich etwa *πρὸ τοῦ* (oder *τὸ πρὶν*) *γεγραμμένον*, zu *γραμματεῖον* gehörig. — § 12 nimmt man mit Recht an der Verbindung *αὐτοῦ τούτου* Anstofs. Man könnte mit leichter Änderung nach *αὐτοῦ* Punkt setzen und *οὐκοῦν* oder *οὕτω* st. *τούτου* schreiben, zum folgenden *λέγε τὰς συνθήκας* gezogen. Da aber bei diesen Aufforderungen das Asyndeton Regel ist, so nehme ich ein Verderbnis aus *αὐτίκα τὴν τούτου* an. — § 18 liest der Herausgeber *προσαπολωλέναι αὖ δεῖ*, worin mir *αὖ* wenig passend erscheint; am besten gefällt mir *πῶς;* auch an das fragende *μή* oder *μῶν* liefse sich

denken. — Im Folgenden ist eine Lücke, die ich folgendermaßen ausfülle: *καὶ ὑπαχθεὶς ἐγὼ ὑπὸ τῆς βουλεύσεως ὑμᾶς πεπεισμένος εὔνους εἶναι ἐπὶ τούτοις κτλ.* Statt *προσαφείλου* würde ich das Imperf. de conatu schreiben: *προσαφῃροῦ.* Nach *ὥσπερ* läſst sich ergänzen *ὑπὸ σοῦ δῆθεν;* H. Weils *ὑπὸ κυνηγετῶν* kann ich nicht billigen. — § 19 kann in der Lücke nach *ὡς οὐκ ἐδύνατο εἰδέναι* etwa gestanden haben: *ὀφείλοντα ταῦτα Μίδαν ἀδήλως ὑπ' αὐτοῦ καὶ λάθρα δανεισθέντα.* — § 20 schreibt der Herausgeber vor *εἰπεῖν* mit Weil *ἅμα;* ich ziehe *ἔτι* vor. Auch mit *ἐξ ἄλλων τε πολλῶν*, das der Herausgeber in die Lücke nach *δῆλον* setzt, kann ich mich nicht zufrieden geben; der Zusammenhang verlangt eher *ἔκ τε τῶν εἰρημένων.* Nach *ἐγγυητήν* ergänze ich: *εἰ γὰρ ᾔδεις με πρὸς τὰ χρέα ὄντα ἱκανόν, οὐκ ἂν ἔδει ἐκείνου.* — § 21 wurde, wie ich glaube, die Stelle des Harpokration mit Recht zur Ergänzung beigezogen; allein man beachtete nicht, daſs Harpokration die Worte zwischen *ἀλλὰ* und *ὀμόσε* geradeso als belanglos auslieſs, wie *σοῦ* zwischen *λόγῳ* und *τούτῳ;* demnach ist zu lesen: *ἀλλ' οὐ μὲν δὴ ἐγὼ νῦν ὀμόσε κτλ.* Nach *ἐλθεῖν* ergänze ich: *εἰ ἀγνοεῖν λέγεις καὶ οὐκ εἰδέναι τῶν τε ἐράνων ἀποδιδόμενος καὶ τῶν χρεῶν τούτων οὐδέν. σκοπῶμεν δὴ τουτονὶ κτλ.* — § 25 läſst sich vielleicht folgendermaſsen herstellen: *χρῆσθαι δωρεάν. καὶ τὴν μὲν συκοφαντίαν ὡς λήσων δὴ ἐποιεῖτο, τῷ δὲ λόγῳ ἀπηλλάχθαι ἐδόκει ἀδικημάτων. καίτοι οὐδεὶς ὑμῶν ἂν πιστεῦσαι, ὡς, εἰ ἐν ἡδονῇ τούτῳ ἦν τὸν μὲν παῖδα διδόναι προῖκα, τοὺς δ' ἔχειν, οὐκ ἤθελον, ἀλλ' οὕτως ἐτετυφώμην, ὥστ' ἐπόθουν τετταράκοντα μνᾶς ἀναλῶσαι καὶ πέντε τάλαντα νῦν προσαπολέσαι κινδυνεύω.* — § 26 lieſse sich zur Ausfüllung der Lücke nach *ἔδωκεν* vielleicht an *ἀρῶ συνωρίδι τῇ γεωργῷ* denken; besser gefällt mir aber *χωρία πολλὰ ἤδη ἔτη γεωργῶ,* vorausgesetzt, daſs der vor *τη* als *ι* angegebene Buchstabe auch *ε* sein kann. — In der Lücke nach *συγγνώμην ἔχοιτε* stand wohl: *ψευσθῆναι τῇ ἐπιβουλῇ.* — § 27 folgte auf die Worte *τὰ δὲ τῆς ἀπάτης κέρδη αὐτῷ* offenbar die Begründung dafür, daſs er allen Schaden, Athenogenes alle Vorteile von der Sache habe. Ich lese daher: *εἰκὸς γὰρ τοῦ μὲν Μίδα αὐτὸν πολλὴν ὠνὴν πρᾶξαι, ὃν ἄκων φησὶν ἀπολῦσαι τοῦ πλέον ἕνεκα λαβεῖν· τοῦ δὲ παιδός, ὃν τότε προῖκά μοι ἔφασκε διδόναι, νῦν αὐτοῦ λαβεῖν ἀργύριον ἐθέλει πλέον τῆς ἀξίας κτλ.*, wobei *αὐτοῦ* das vorhergehende *τοῦ παιδὸς* wieder aufnimmt. — § 29/30 ist eine gröſsere Lücke, die sich ohne neue handschriftliche Hilfsmittel wohl nie ganz ausfüllen lassen wird. Den Anfang ergänze ich folgendermaſsen: *ἐκθρέψαι, εἰς ἀλλοτρίαν*

ξεέδωκε. ταχὺ δὲ πάλιν ἧκεν ἐν τῇ πόλει ἐργασόμενος, ἐπεὶ εἰρήνη (ἐ)γεγόνει αὐτῇ. τὰ γὰρ ὑμέτερά φασιν οἱ χρηστοὶ μέτοικοι οὗτοι ποιεῖν ἐν τῇ εἰρήνῃ παρόντες, ἐν δὲ τῷ πολέμῳ καὶ ἐν τοῖς κινδύνοις ἐκ πεφευγότες. καὶ οἱ μὲν ἐν Πλ. κτλ. — § 31 am Ende ist ohne Zweifel *ὠφεληθῆναι ὑφ' ὑμῶν* zu lesen. — § 36 schreibt der Herausgeber gut *πάσχειν μέλλει*; ich möchte dann fortfahren: *ἀνάξιον οὐδὲ τότε τὰ παθήματα ἀξιῶν φεύγειν. ἐγὼ δ', ἂν ἀποφύγῃ με νῦν κατηγοροῦντα, ἀπολοῦμαι.*

Durlach. **J. Sitzler.**

---

217) **Dionis Prusaensis quem vocant Chrysostomum quae exstant omnia** edidit apparatu critico instruxit **J. de Arnim.** Vol. II. Berlin, Weidmann, 1896. XIV u. 380 S. 8. ℳ 14.

Der 2. Band von J. von Arnims Ausgabe des Dio Chrysostomus enthält den Rest der Reden, denen der Hrsg. als Anhang beigegeben hat 1) *κόμης ἐγκώμιον*, 2) die Fragmente, darunter drei neue aus dem Florilegium des Maximus, die er Elters Güte verdankt, 3) die Zeugnisse und Urteile über das Leben und die Schriften des Dio, 4) Emperius' Abhandlung über die Verbannung des Dio und 5) Nachträge und Zusätze kritischer Art zu Bd. I, hauptsächlich den Rezensionen dieses Bandes entnommen.

Die Einleitung handelt über die Gotengeschichte des Dio, über seine verlorenen Schriften, sowie über den durch L. Parmentier bekannt gewordenen cod. Patmiacus. Diesen führte schon Parmentier auf den Archetypus von UBV zurück, und der Hrsg. zeigt auf Grund einer genauen Untersuchung der in ihm enthaltenen Lesarten, dafs er UB näher als V steht, aber zur Verbesserung des Textes des Dio, nichts Neues bringt. Sehr willkommen sind die am Schlusse des Buches beigefügten Indices, die die Überschriften tragen 1) nomina propria. 2) nomina historica. 3) historia aetatis Dioneae. 4) historia fabularis. 5) dei heroes et sacra eorum. 6) Homerus et loci Homerici. 7) scriptores poetae philosophi. 8) Dionis vita. 9) Dionis philosophia. 10) Varia.

Der vorliegende 2. Band, der sich würdig dem ersten anreiht, bringt die neue kritische Ausgabe des Dio Chrysostomus zum Abschlufs. Ich kann hier von der ganzen Ausgabe wiederholen, was ich bei der Anzeige des 1. Bandes in dieser Zeitschrift 1896 Nr. 10 S. 147 f. sagte, nämlich dafs sie die feste und sichere Grundlage bilden wird, auf der von jetzt an alle an Dio sich anschliefsenden Arbeiten ruhen werden.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

218) **Henry Nettleship, Lektures and essays.** Second series edited by F. Haverfield. Oxford, Clarendon press, 1895. XLIII und 269 S. 8. Mit Porträt. geb. 7 sh. 6.

Der 1893 verstorbene Oxforder Professor Henry Nettleship war bei uns als trefflicher Latinist geschätzt und geachtet; aber es dürfte wohl jeder in ihm einen Spezialisten, der sich eben nur die lateinische Philologie, im besonderen die Lexikographie und die Grammatiker erwählt hatte, erblickt haben. Diese Vorstellung wird durch die nach seinem Tode erschienene Sammlung vermischter Aufsätze wesentlich berichtigt. Dieselbe zerfällt in drei verschiedenartige Teile. Ein von der Witwe verfafster Nekrolog bildet die Einleitung; er wird durch ein Verzeichnis sämtlicher Schriften und Rezensionen (S. 255 ff.) ergänzt. Die mit Liebe geschriebene Biographie scheint, so viel ich beurteilen kann, die Bedeutung des Verstorbenen für die englische Wissenschaft treffend zu skizzieren. Inmitten von Einrichtungen, welche aus der früheren Betriebsweise humanistischer Studien erwachsen waren, proklamierte er die Forschung, die wissenschaftliche Arbeit. Nettleship ging nach Deutschland zu Jakob Bernays, Haupt und Hübner, um „arbeiten" zu lernen und knüpfte später zu Mommsen und Wölfflin Beziehungen an, die bis zu seinem Tode währten. Wir lernen in ihm einen eifrigen Bekämpfer des geisttötenden Examenwesens kennen, welcher für seine Wissenschaft das Streben nach Wahrheit als ideale Methode ansah. Was aber dieser theoretischen Betrachtungsweise das Starre, das ihr anhaften könnte, benimmt, ist ein gesunder nationaler Zug, der in Nettleships Litteraturansicht hervortrat. Ein Schüler sagt von seinem Unterricht (S. XXIII): „Er liefs mich zum ersten Mal klar erkennen, dafs Virgil und Horaz Litteratur waren wie Shelley und Byron; man fühlte, dafs er die alte Litteratur als ein ganzes und in ihrer Beziehung zur englischen und jeder modernen Litteratur kannte."

Von allem diesem zeugen nicht blofs die Biographie und seine Hörer und Freunde; es tritt auch deutlich aus den elf (mit Ausnahme des ersten bereits gedruckten) Aufsätzen dieses Bandes hervor. Nr. 2—6 stellen allerdings eine Nachlese zu der 1885 veröffentlichten Sammlung „Lectures and Essays on subjects connected with Latin Literature and Scholarship" dar und sie sind den meisten Fachmännern aus dem „Journal of philology" bekannt. „Die ursprüngliche Form der römischen Satura" (II., ein Aufsatz, der gesondert erschien) behandelt ein Problem, das nicht zum

Austrag gebracht werden kann, weil über die zweiteilige Entwickelung (der äußeren Form nämlich und des Inhalts) zu geringe Dokumente erhalten sind; einigermaßsen positiv können wir nur das Verhältnis von Lucilius und Horaz bestimmen, deren Unterschiede N. meiner Ansicht nach übertreibt. Auf denselben Gegenstand bezieht sich V. „Leben und Dichtungen Juvenals", worin der Satiriker mit berechtigter Nüchternheit gewürdigt wird; Domitian hat übrigens, wenn er auch Prachtexemplare der zeitgenössischen Dichtungen in Empfang zu nehmen geruhte, den Inhalt schwerlich anders als durch mündlichen Vortrag kennen gelernt. „Die litterarische Kritik im römischen Altertum" (III.) bringt allerlei Material, das bis auf Fronto reicht; für Dionysios und Quintilian wird mit Usener ein gemeinsamer Autor statuiert. Auf die Geschichte der lateinischen Sprache beziehen sich IV. „Die geschichtliche Entwickelung der klassischen lateinischen Prosa" und VI. „Das Studium der lateinischen Grammatik bei den Römern im ersten Jahrhundert n. Chr.". Der erstere Aufsatz geht besonders auf Ciceros Mitteilungen, die sonst zu wenig gewürdigt werden, näher ein. Der andere gipfelt in dem Versuche, Verrius Flaccus „de orthographia" als gemeinsame Quelle von Terentius Scaurus und Velius Longus nachzuweisen.

Neuer, wie gesagt, und darum interessanter sind einem deutschen Leser die Aufsätze, welche sozusagen die Lebensanschauung des Verfassers aussprechen, teils in persönlicher Hinsicht, teils als Aktenstücke zur Geschichte des höheren Unterrichtswesens, das sich auf englischem Boden in einer bedeutungsvollen Umgestaltung befindet. Was der Gelehrte vor Auge haben soll, lehrt I. „Johan Nicolai Madvig", ein Nekrolog, der auf der einen Seite Madvig wegen seines Strebens nach Wahrheit hochstellt, auf der anderen aber doch die nicht mehr zeitgemäße Begrenzung seines Arbeitens nicht verschweigt. Den oben berührten pädagogischen Gegenstand berühren die fünf letzten Vorträge, nämlich VII. „Über die gegenwärtigen Beziehungen zwischen klassischer Forschung und klassischem Unterricht in England", VIII. „Der moralische Einfluſs der Litteratur", IX. „Klassischer Unterricht in der Vergangenheit und Gegenwart", X. „Über das Prinzip der Autorität" (mittelbar angeregt durch Kardinal Newmans Skeptizismus), XI. „Die Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Litteratur" (über das alte Problem realer oder humanistischer Erziehung). Die schönen Worte über den Gegensatz von Examensarbeit und Forschung (S. 180 ff.) gehen zunächst die Engländer an, berühren

aber ein allgemeines Problem, das bei jeder Reform sich aufthut; N. handelt überhaupt von allen Problemen unserer Zeit mehr oder weniger eingehend und hat, was einem Detailarbeiter doppelt hoch anzurechnen ist, auch Verständnis für den Anschauungsunterricht. Man würde gewifs auch keine Urteile über Zola, Balzac, Thackeray, Tolstoi von ihm erwarten, jedenfalls keine so verständnisvollen.

Würzburg. **Stöttl.**

---

219) **M. Ladyżynski,** De quibusdam priscorum poetarum scaenicorum locutionibus, quae qualis, talis aa. pronominum, ut, ita aa. adverbiorum vices explent. Seorsum impressum ex commentariis societatis philologae, quibus inscribitur Eos vol. II p. 149—176. Leopoli sumptibus societatis philologae, 1895.

Die vorliegende Schrift ist eine von den besonders in Deutschland beliebten und leider auch von den Universitätsprofessoren vielfach begünstigten Sammelarbeiten, die wenig Geist, aber viel Fleifs erfordern, und die zwar für die Wissenschaft nicht ganz ohne Vorteil sind, bei denen aber die Ergebnisse keineswegs der aufgewandten Mühe entsprechen. Zu gunsten der Ladyżynskischen läfst sich sagen, dafs der Verfasser mit der einschlägigen Litteratur wohl vertraut und in den altrömischen Dichtern gut belesen ist. Er teilt seinen Stoff in vier ungleiche Abschnitte: im ersten (S. 3—7) bespricht er die verschiedenen Verbindungen, in denen die Hauptwörter *modus, pactum, exemplum* u. a. zur Bezeichnung der Art und Weise gebraucht werden, im zweiten (S. 7—26) führt er die Belege für den Gebrauch dieser Wörter bei den altlateinischen scenischen Dichtern vor, im dritten und vierten endlich (S. 26 – 30) zieht er die Schlüsse daraus, dergestalt, dafs er die Verwendungsweise bei Plautus mit der des Terenz u. s. f. vergleicht. Dabei fehlen natürlich die bei solchen Untersuchungen beliebten Zahlenverhältnisse nicht; z. B. wird daraus, dafs Plautus in 20 Stücken 66 mal *quomodo* gebraucht, Terenz aber in 6 nur 12 mal, d. h. dafs bei angenommener Gleichheit der Stückzahl sich die Proportion 66 : 40 herausstellt, der Schlufs gezogen, dafs jener das Vulgärlatein, dieser das urbanum dicendi genus bevorzuge. Wenn es keine besseren Beweise dafür gäbe, so würde es schlecht um diese Annahme stehen. Überdies kommen die Verbindungen *hoc modo, eodem modo, aliquo modo, ullo modo* u. a. bei beiden Dichtern gleich oft vor,

eine Mahnung, mit den aus solchen Zahlen gezogenen Schlüssen vorsichtig zu sein.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

220/221) 1. **Edward A. Freeman, Geschichte Siciliens.** Deutsche Ausgabe von **Bernhard Lupus.** I. Bd.: Die Urbevölkerung, die phönikischen und griechischen Ansiedelungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers und 5 Karten. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XXVI und 564 S. 8. 20 ℳ.

2. **Edward A. Freeman, Geschichte Siciliens** unter den Phönikiern, Griechen und Römern. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer die Beschreibung der Münzen enthaltenden Beigabe von **Jos. Rohrmoser.** Mit in den Text gedruckten Figuren und einer Karte von Sicilien. Leipzig, W. Engelmann, 1895. XVI und 420 S. 8. 7 ℳ, geb. 9 ℳ.

1. Ich habe wiederholt in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1894, 103 ff., 1895, 349 ff.) auf die hohe Bedeutung von Fr.s Geschichte Siciliens als einer historiographischen Leistung ersten Ranges hingewiesen und kann es daher nur mit der gröfsten Freude begrüfsen, dafs Teubners um die klassischen Studien so verdiente Verlagshandlung sich entschlossen hat, eine deutsche Ausgabe des Werkes zu veranstalten. Die Besorgung derselben wurde in die bewährten Hände von B. Lupus in Strafsburg gelegt, welcher seine volle Eignung zu einer solchen Aufgabe bereits durch seine musterhafte deutsche Bearbeitung von Holm-Cavallaris Topografia archeologica di Siracusa erwiesen hatte; sie soll in fünf Bänden die Geschichte der Insel bis zur Eroberung durch Rom umfassen, wozu als sechster Band die Normannen-Eroberung Siciliens kommen wird.

Es mufs hervorgehoben werden, dafs Lupus' Übersetzung, wie ich nach durchgängiger Vergleichung mit dem englischen Original urteilen kann, ganz vortrefflich ist; sie liest sich ungemein leicht und fliefsend und giebt, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, den in seiner Eigentümlichkeit reizvollen Stil Fr.s treu wieder. Dazu besitzt sie noch andere Vorzüge, welche ihr eine selbständige Stellung neben dem Original sichern; Lupus hat Fr.s öfter fehlerhafte Quellencitate eingehend revidiert und berichtigt und in einzelnen Punkten den Fortschritt der Forschung durch Zusätze aus später veröffentlichten Werken — der im Erscheinen begriffenen italienischen Ausgabe von Holms Geschichte Siciliens und Pais'

Storia della Sicilia — verzeichnet. Von besonderer Wichtigkeit sind die auf die jüngsten Entdeckungen über die Topographie von Sicilien bezüglichen Nachträge, wozu eine neue Karte des Gebiets kommt, sowie diejenigen über die strittige Nationalität der Elymer. Die Übersichtskarte von Sicilien des englischen Originals ist durch die praktischere, auch mit der modernen Nomenklatur versehene von H. Kiepert ersetzt worden; einen speziellen Schmuck der deutschen Ausgabe bildet das Bildnis Fr.s, das einen vollen Eindruck von dessen geistvollen Patriarchenkopf giebt.

Die Vorzüge, welche Fr.s Forschung und Darstellung auszeichnen, sind von mir schon bei früherer Gelegenheit berührt worden, sodafs ich mich diesmal kurz fassen kann. Wohl das interessanteste Kapitel ist das einleitende, in welchem der Verfasser mit meisterhaften Zügen und weitem Blick den Verlauf der Geschichte Siciliens, der sich ihm als einheitlicher herausstellt, aus deren geographischen Vorbedingungen, der zentralen Lage der Insel, die in Wahrheit ein Bindeglied zwischen Europa und Afrika bildet, und aus ihrem Charakter als Kolonialland entwickelt. Die intime Kenntnis des Landes, welche sich Fr. durch wiederholte Besuche Siciliens erwarb, kommt auch da in glücklichster Weise zur Geltung, wo er bei Besprechung der kolonialen Gründungen die Ortslagen schildert, oder wo er den Zusammenhang der physikalischen Verhältnisse mit der einheimischen Religion, speziell dem Kultus der Palici, darlegt. Dennoch möchte ich betonen, dafs Fr. in seinem ersten Band, so sorgfältig und mit Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente derselbe auch gearbeitet ist, nicht auf der vollen Höhe seiner Begabung steht; er war eben, ähnlich wie Grote, eine eminent politisch-historische Natur und sein divinatorischer Scharfblick und seine Kunst der Darstellung steigerten sich, je mehr er festen geschichtlichen Boden unter den Füfsen bekam. Das Widerspiel der einander entgegenwirkenden politischen Kräfte aufzudecken, einen Charakter nach allen seinen Seiten zu erfassen, darin bestand seine Stärke; dagegen lag ihm die Behandlung der älteren Völkerverhältnisse Siciliens, welche vielfach mit einer ungenügenden Überlieferung zu kämpfen hat, ferner. Es nimmt mich Wunder, dafs sich Fr. die für diese Dinge wichtige Quelle der Gräberfunde, die er ganz beiseite schiebt, entgehen liefs; und seine Ansicht, dafs die Sikaner und die Sikeler von einander zu trennen und erstere mit den Iberern zusammenzubringen seien, kann nicht auf Beifall rechnen. Dafür ist bei Behand-

lung der Phönikerfrage der allein richtige Standpunkt zur Geltung gebracht, welcher mit den von Movers und Duncker ausgehenden Phantasieen gründlich aufräumt.

2. Der beste Beweis dafür, wie man sich in Deutschland der Stellung Fr.s als Geschichtschreiber Siciliens bewufst wird, ist die Thatsache, dafs bald nach dem oben besprochenen Bande eine deutsche Übersetzung seines kleineren Werkes, welches nicht lange nach seinem Tode als Bestandteil der Sammlung „Story of the Nations" veröffentlicht wurde, erschien. Das sich zuerst aufdrängende Bedenken, dafs damit etwas Überflüssiges geschehen sei, trifft nicht zu; Fr.s gröfseres Werk kann nach seinem bedeutenden Umfang und streng gelehrten Charakter nur auf einen beschränkten Kreis von Lesern rechnen, wogegen sich das vorliegende Buch an sämtliche Gebildete wendet. Es ist eines der edelsten und besten Erzeugnisse populärer Darstellung, auf welches die Worte des Übersetzers ,um eine populäre Geschichte zu schreiben, mufs man den ganzen Stoff beherrschen und in seiner Gewalt haben" volle Anwendung finden; denjenigen, welche etwa tiefer in die Sache eindringen wollen, werden die jedem Kapitel vorausgeschickten Bemerkungen über die Quellen gute Dienste leisten. Aber auch die Gelehrten dürfen an ihm nicht achtlos vorübergehen, einmal weil Fr.s gröfseres Buch trotz allem ein Torso ist und wir, da auch Holms Geschichte noch nicht vollendet ist, an dem vorliegenden Werk überhaupt die einzig vorhandene Geschichte Siciliens bis zum frühen Mittelalter besitzen; und dann führt diese knapper gefafste und nicht mit der Masse der Einzelheiten belastete Darstellung leichter in die Ideen und grofsen Züge der Auffassung des Geschichtschreibers ein. Die Übersetzung selbst ist zuverlässig und gewandt; der Wert des Buches wird durch die beigegebenen Abbildungen und einen auf Bitte des Übersetzers von Ad. Holm hinzugefügten Anhang, welcher eine Beschreibung der wichtigsten Münztypen Siciliens im Altertum enthält, wesentlich vermehrt. **Heinrich Swoboda.** Prag.

222) **Chr. Herwig, Lese- und Übungsbuch für den griechischen Anfangsunterricht.** Dazu Vokabularium und Regelverzeichnis. 2. Aufl. Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig, 1895. 131 S. bezw. 167 S., 12 S. Vorbemerkungen.

Das Herwigsche Übungsbuch führt zuerst die Forderung der Lehrpläne streng durch, den griechischen Unterricht in Tertia möglichst bald

an zusammenhängende Lektüre anzuknüpfen. Es bietet von Anfang an nur zusammenhängende Lesestücke. Nach dreijähriger Wartezeit zur Einführung genehmigt, ist es in einem Jahre in erster Auflage vergriffen, dank seinen zahlreichen Vorzügen. Freilich ist der Anfang etwas schwieriger als in den Büchern, die mit Buchstabier- oder Accentübungen beginnen, indes für Tertianer nicht zu schwer und jedenfalls leichter als der Homer, mit dem ja auch schon der griechische Unterricht begonnen worden ist. Es kommt eben alles auf das Geschick und den Eifer des Lehrers an. Der Inhalt der Lesestücke ist ansprechend, die Vokabelauswahl vorsichtig. 104 prosaischen griechischen Lesestücken entsprechen 68 deutsche, Übungsstücke, welch letztere anfangs eng, später freier an die griechischen angelehnt sind. Ein Anhang bietet noch einige Seiten poetischen Lesestoffs in Trimetern, Hexametern und Distichen. Besonderes Lob verdient die Einrichtung und Ausstattung des Vokabelheftes. Wir glauben, das Herwigsche Lehrbuch wird bald noch mehr Freunde gewinnen, namentlich bei Lehrern, die nicht am Gängelbande geführt zu werden brauchen.

Arnstadt **B. Grosse.**

---

223) **Lateinische Variationen** nach Livius XXI und XXII. Zusammengestellt von einem Schulmanne. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1896. VII und 40 S. kl. 8. ℳ 0.80

Das Büchlein ist für die Hand des Lehrers bestimmt. Sein Verfasser hat die 81 Aufgaben, deren je eine für ein Scriptum berechnet ist, für den Unterricht in Untersecunda ursprünglich zu eigenem Gebrauche ausgearbeitet und dabei Inhalt und Phraseologie der Kapitel aus Livius angemessen verwertet. Die Benutzung denkt er sich so, dafs der in deutscher Übersetzung mitgeteilte Text zuhause oder in der Klasse übertragen wird. Eine systematische Verarbeitung grammatischer Pensen ist nicht beabsichtigt; doch giebt eine vorangeschickte Inhaltsübersicht an, welche grammatischen Regeln in den einzelnen Aufgaben hauptsächlich zur Anwendung kommen. Das Latein ist einfach, durchsichtig, ohne lange Periodisierung, und wenn wir es auch hier und da etwas sauberer gewünscht hätten, doch korrekt und fliefsend. Wir hoffen mit dem Verfasser, dafs mancher vielleicht schwer belastete Fachgenosse durch das Büchlein einige Erleichterung erhält, indem er die von einem anderen schon gethane Arbeit verwerten kann.

Hanau. **O. Wackermann.**

224) **Les Caractères de la Langue Latine par F. Oscar Weise.** Traduit de l'Allemand par **Ferd. Antoine.** Paris, Klincksieck, 1896. 295 S. 8.

Die französische Übersetzung der von der deutschen Kritik so beifällig aufgenommenen köstlichen „Charakteristik“ der lateinischen Sprache von Oscar Weise (Leipzig, B. G. Teubner, 1891) ist geeignet, auch deutsche Gelehrte in hohem Grade zu interessieren. Ist doch die Übertragung in die fremde Sprache ein schöner Beweis dafür, dafs deutsche Wissenschaft auch jenseits der Grenzen des Deutschen Reiches Anerkennung und Beifall finden. Es sei daher gestattet, mit einigen Worten bei der französischen Wiedergabe des deutschen Buches zu verweilen.

Die Übersetzung ist in einer Sammlung erschienen, die für den Gebrauch der Studenten bestimmt ist und den Franzosen zumal eine Reihe von deutschen Büchern zugänglich macht, z. B. Schriften von Ingerslev, Brambach, Schiller, Kraner, Berger, Meifsner, Bender, Köchly, Wex, Gardthausen. Doch irrt der Übersetzer offenbar, wenn er in der Vorrede S. II Weise zum Vorwurf macht, er wolle seine Schrift als Schulbuch angesehen wissen und den Schülern in die Hände geben. Wenn Weise auf S. IV seines Vorworts sagt: „es ist .. unverständlich, warum man der Schablone des rein gedächtnismäfsigen Einübens im Sprachunterricht nicht möglichst entraten soll, um dafür besonders in den oberen Klassen eine mehr vertiefende, mehr zum Nachdenken zwingende und anregende Lehrmethode zu wählen“, so denkt er offenbar nur daran, dem Lehrer Fingerzeige geben zu wollen, auf welche Weise er seinen Unterricht anregender gestalten kann.

Sonst zollt übrigens Herr Antoine, selbst Sprachforscher, Verfasser einer Syntaxe de la langue Latine und, wie manche eigne Bemerkung zeigt, ein feiner Kenner der lateinischen Sprache und Litteratur, unserm Gelehrten durchaus Anerkennung. Obwohl seine Übersetzung so frei ist, dafs sie mehr einer Bearbeitung gleicht, schliefst er sich durchweg an die Einteilung seines Originals an, dessen Übersichtlichkeit er noch dadurch erhöht, dafs er die Inhaltsangaben des Weisischen Buchs an den Kopf der einzelnen Kapitel setzt und die in der deutschen Schrift am Ende zusammengestellten Anmerkungen in den Text verwebt oder in Fufsnoten unterbringt. Seine durch eckige Klammern gekennzeichneten eigenen Zuthaten bestehen in Anführung von Belegen zu einer von Weise aufgestellten Behauptung (so S. 37. 51. 139. 171), Zufügung von Parallel-

stellen zu den Citaten Weises (vgl. z. B. S. 64. 78. 198. 205) Bezugnahme auf die französische Sprache (S. 99. 105f. 107. 267. 275), Erwähnung ähnlicher Erscheinungen wie der von Weise angeführten (S. 26. 40. 44. 249. 250), Ausführung eines von dem deutschen Gelehrten nur angedeuteten Gedankens (wie S. 7. 15. 33. 34. 39. 95. 158) und Erläuterung von Ausdrücken, die dem französischen Studenten wohl weniger geläufig sind (S. 19. 53. 120. 195). Nur an drei Stellen (S. 93. 103. 185) giebt er in einer Fufsnote einer von dem deutschen Verfasser abweichenden Ansicht Ausdruck. Dafs dagegen einzelne Bemerkungen Weises, die ein ungünstiges Licht auf den französischen Charakter werfen (wie S. 35 der deutschen Schrift die Glosse über la perfidie) unterdrückt werden, darf man dem Franzosen nicht verargen.

Die Ausstattung des französischen Büchleins ist ansprechend. Nur ist die Korrektur der griechischen Wörter recht flüchtig. Auch die deutsche Übersetzung von Äschylus Prom. 88—92 auf S. 15 enthält mehr als einen Fehler.

Nach alledem können wir dem deutschen Verfasser Glück wünschen, dafs ihm nicht nur das Vaterland, sondern auch das Ausland die verdiente Anerkennung zollt.

M. Erbe.

Vakanzen.

Barmen, Rg. Hilfsl. N. Spr. Dir. Lambeck.

Bremen, R. S. beim Doventhor. Hilfsl. Math., Nat., Turnen. 1800 bis 2400 M. Prof. Dr. Buchenau.

Hannover, H. T. S. u. Ln. S. Direktor (Phil.) N. E. Magistrat.

Solingen, R. S., Prog. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Heine.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 24. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

225) **Joh. Klasen, De Aeschyli et Sophoclis enuntiatorum relativorum usu capita selecta.** Diss. inaug. Tübingen 1895. 30 S. 8⁰.

Die Abhandlung ist rein grammatisch. Sie handelt in vier Kapiteln über die Relativsätze, die einen Ausruf bezeichnen, über die temporale und kausale Bedeutung der Konjunktion *ὡς*, über den Konjunktiv in den Relativsätzen, über die relative Verwendung des Artikels und das relative *ὥστε* besonders bei Äschylus und Sophokles. Die Arbeit ist weder, wie man nach dem Titel erwarten könnte, statistisch, noch bringt sie gerade neue Ansichten. Zwar ist S. 21 eine gewisse Identität der beiden Partikeln *κέν* und *ἄν* ihrer Bedeutung nach mit Recht angenommen, daſs aber *ἄν* genau dasselbe, wie *κέν* bezeichnet, und, wie dieses vom indefin. Pronominalstamme der Äoler und Dorier *κο-*, so jenes von dem der Attiker *ἀμο-* herkomme, ist dem Verf. unbekannt. Im Hermes 1890, S. 463, hat Ref. diese Ableitung des näheren begründet.

Weiſsenburg i. E. **H. Müller.**

226) **G. Hubatsch, Die Tragödien des Sophokles** in neuer Übersetzung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1896. X und 456 S. 8. ℳ 5. 50.

Das elegant ausgestattete Buch enthält die Tragödien des Sophokles in folgender Reihenfolge: Aias, Trachinierinnen, Elektra, Antigone, Kön Ödipus, Ödipus auf Kolonos, Philoktetes. Die Übersetzung selbst hält die Mitte zwischen der strengen Nachahmung der antiken Versmafse und einer Übertragung derselben in rein moderne Form. Daher ist der jambische Trimeter durch den jambischen Fünffüfsler, das Versmafs der modernen Tragödie, ersetzt. In den lyrischen Partieen ist ein Mittelweg eingeschlagen. Die antiken Rhythmen sind beibehalten, so weit sie ohne Zwang sich in unserer Sprache nachahmen lassen. Die künstlicheren Systeme jedoch, die sich mit den deutschen Betonungsverhältnissen nicht vereinigen lassen, sind unter möglichster Wahrung ihres Grundcharakters in ähnliche. einfachere verwandelt. Es sind in denselben Versen stets nur Trochäen mit Daktylen und Jamben mit Anapästen verbunden worden. Dagegen ist die genaue Übereinstimmung der Strophen und Gegenstrophen sorgfältig bewahrt geblieben. Drei Dinge erstrebte der Übersetzer vor allem, Wahrheit, Klarheit und Schönheit, also treue Wiedergabe des Sinnes, einen deutlichen und verständlichen Ausdruck, gefällige Form und Wohllaut der Verse. Da er nur eine Übersetzung bringen wollte, nicht auch einen Kommentar, so sind in den Anmerkungen breitere Erläuterungen und ästhetische Betrachtungen vermieden und ist nur angegeben, was zum sachlichen Verständnis der betreffenden Stellen hinzuzusetzen notwendig schien. Von den erklärenden Sophokles-Ausgaben ist in erster Linie die Wolff-Bellermannsche zurate gezogen.

Die Einleitung behandelt kurz den Ursprung der Tragödie, die Einrichtung des griechischen Theaters, den Chor, die griechische Tragödie, die drei grofsen Tragiker Athens und die Lebensumstände des Sophokles. Jeder Tragödie sind kurze Einleitungen von je etwa einer bis zweieinhalb Seiten vorausgeschickt und Anmerkungen von je etwa zwei bis dreieinhalb Seiten beigegeben. Die Übersetzung ist fliefsend, sie liest sich glatt und ist daher für Gebildete, die durch ihre Berufsgeschäfte verhindert, allmählich ihre griechischen Schulkenntnisse vergessen oder überhaupt kein Griechisch gelernt haben, sehr zu empfehlen. Gerade durch solche Übersetzungen wird das Band, das uns mit dem klassischen Altertum verbinden sollte, am ehesten festgehalten. Die 1419 Verse des Aias sind mit

1519 Versen, die 1248 der Trachinierinnen mit 1377, die 1510 der Elektra mit 1610, die 1353 der Antigone mit 1413, die 1530 des Kön. Ödipus mit 1622, die 1779 des Öd. auf Kolonos mit 1947, die 1471 des Philoktet mit 1589 wiedergegeben. Die Überschreitung der Sophokleischen Versanzahl erklärt sich aus der Wahl des jambischen Fünffüfslers an Stelle des jambischen Trimeters. Bei einem Übersetzer sollte man nicht von Kritik sprechen. Aber es mufs lobend anerkannt werden, dafs im allgemeinen gute Lesarten befolgt, auch offenbar unechte Verse, z. B. in der Antigone und anderswo, unterdrückt sind. Dafs hier noch mehr hätte geleistet werden können, thut dem Werke keinen wesentlichen Eintrag.

Hubatsch hat auch Homers Ilias neu übersetzt. Ihr wird nachgerühmt, dafs sie den Dichter in der Sprache der Gegenwart klar und verständlich und mit grofser Gewandtheit, aber auch mit einem leisen Anflug der Prosa unserer Zeit übertrage. Das entspräche etwa dem Urteil, das Ref. über die Sophokles-Übersetzung sich gebildet hat.

Weifsenburg i. E. **Heinrich Müller.**

---

227) ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΟΙΚΟΝΟΜΙΚΟΣ. The Oeconomicus of Xenophon with introduction, summaries, critical and explanatory notes and full indexes by **Hubert Ashton Holden,** M. A. fifth edition, London [New-York] Macmillan and Co. 1895. XXVIII u. 415 S. Kl. 8. Geb.

Es ist ein erfreuliches Zeugnis für den gesunden, praktischen Sinn der englischen Universitätslehrer, wenn sie das Studium von Xenophons Oeconomicus angelegentlich empfehlen und diese Schrift auch als Gegenstand öffentlicher Prüfungen verwenden. Das formale und sachliche Verständnis derselben in einer über die Anforderungen der Schule hinausgehenden Weise zu fördern, ist der Zweck der zur Besprechung vorliegenden Ausgabe.

In der Einleitung (p. IX—XXVII), welche über den Zweck des Oeconomicus, das Verhältnis desselben zu den Memorabilien, die Zeit der Abfassung und des Gesprächs, die in Betracht kommenden Personen, den Inhalt und den Text des Dialogs handelt, führt Herausgeber etwa folgendes aus:

Xenophons Oeconomicus ist nicht als ein theoretischer oder praktischer Führer für angehende Hausverwalter anzusehen, auch lag es nicht in des Verfassers Absicht, die sittlichen Theorieen seines Lehrers ohne weiteres

auf die Verwaltung des Hauswesens anzuwenden; das Buch ist vielmehr, ähnlich wie die Memorabilien und das Gastmahl, ein Beitrag zur Charakteristik des Sokrates, dessen Wert auf der persönlichen Beobachtung Sokratischer Denk- und Lehrweise beruht. Gegen die Annahme, daſs der Oeconomicus als ein integrierender Teil der Memorabilien oder als fünftes Buch derselben anzusehen sei, sprechen nicht nur formale Gründe, sondern auch das ausdrückliche Zeugnis des Cicero steht derselben entgegen. Verfaſst wurde der Dialog vermutlich in Skillus, wo sich Xenophon während der Jahre 394—368 aufhielt, und zwar nicht lange vor der Flucht. Wenn der Verfasser persönlich der Unterredung beiwohnte, woran nach Holdens Ansicht nicht zu zweifeln ist, muſs dieselbe trotz des Hinweises auf den Tod des jüngeren Cyrus in eine frühere Periode seines Lebens verlegt werden, in die Zeit, bevor er sich dem Zuge des Cyrus anschloſs. Ob der Name des Ischomachus, der wichtigsten Person nächst Sokrates, historisch oder fingiert ist, läſst sich nicht entscheiden. An eine übersichtliche Darstellung des Gedankenganges und der Gliederung der Schrift, welche die Gesamtauffassung leicht vermittelt, schlieſst sich sodann eine kurze Darlegung der Schwierigkeiten, welche die Überlieferung verursacht: neben den Handschriften, von denen keine älter ist als das 12. Jahrhundert, sind als Hilfsmittel unter anderem heranzuziehen die Excerpte des Stobaeus sowie die Kritik des Philodemus (De vit. lib. IX), während die Citate des Columella aus der Übersetzung des Cicero nicht geeignet erscheinen, Licht in die Gestaltung des Textes zu werfen; der Herausgeber selbst ist bestrebt gewesen, zwischen dem Konservativismus G. Sauppes und dem Kriticismus Cobets die Mitte zu halten. Den Schluſs der Einleitung bildet ein chronologisch geordnetes bibliographisches Verzeichnis der Ausgaben, Kommentare, Übersetzungen und einschlägigen Abhandlungen, zu welchen die epochemachenden Arbeiten von Joël „Der echte und der Xenophontische Sokrates“ (Berlin 1893) und Richter „Xenophon-Studien“ (Leipzig 1893) nachzutragen sind. (Vogels Dissertation „Die Oekonomik des Xenophon“ [Erlangen 1895] ist wohl erst nach Veröffentlichung der Ausgabe erschienen.)

Den mit kräftigen Typen gedruckten und nach gesunden Grundsätzen konstruierten Text (p. 1—92) begleiten kurz gefaſste kritische Fuſsnoten, die über das Verhältnis des Herausgebers zur handschriftlichen Überlieferung sowie zur Konjekturalkritik genügenden Aufschluſs geben. Der umfangreiche Kommentar, der Kernpunkt des Ganzen, der von p. 95—271

reicht, enthält aufser ausführlichen Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel eine Fülle grammatischer und sachlicher Belehrung, die auf ein tieferes Eindringen in den Schriftsteller und ein gründliches Verständnis desselben hinzielt. Wie in ersterer Hinsicht überall das Regelmäfsige im Wortschatz und Satzbau betont ist unter vergleichender Berücksichtigung der Meisterwerke der griechischen Prosa und Poesie, so wird die Sacherklärung durch Hinweise auf zuverlässige litterarische Hilfsmittel, zum Teil durch ausführliche Citate, die zugleich ein gutes Stück griechischen Kultus-, Staats- und Rechtswesens vorführen, in angemessener Weise unterstützt. Wenn auch nach dieser Seite hin des Guten hin und wieder zu viel gethan und der Bequemlichkeit des Lesers mitunter zu weit entgegengekommen wird, so verdienen doch die reichen litterarischen Kenntnisse des Herausgebers, die mit gleichmäfsiger Sicherheit des Urteils vorgetragen werden, unbedingte Anerkennung. Als eine willkommene Beigabe sind endlich die zum Nachschlagen bestimmten Indices zu bezeichnen (p. 275 bis 415), die nebenbei in knapper Fassung über Sachen und Namen, Grammatik und Gräcität schnell orientieren.

Alles in allem verdient die Ausgabe des bewährten englischen Philologen aus inneren und äufseren Gründen einem jeden, der sich mit griechischer Oekonomik beschäftigt, aufs wärmste empfohlen zu werden, wenn anders ein Buch, welches während eines Decenniums fünf Auflagen erlebt hat, einer Empfehlung noch bedarf.

Wernigerode a H. **Max Hodermann.**

---

228) **Sexti Pompei Festi de verborum significatu quae supersunt cum Pauli epitome.** Edidit **Aemilius Thewrewk de Ponor.** Pars I. Budapestini sumptibus academiae litterarum Hungaricae 1889. Berlin, Calvary. VIII, 632 S. gr. 8. ℳ 7.50.

Wenn die Besprechung dieses Buches erst jetzt erfolgt, nachdem es schon mehrfache Beurteilung erfahren, so hat dies seinen Grund darin, dafs man immer noch das Erscheinen des II. Bd. abwarten zu können glaubte.

Aus der Vorrede zum vorliegenden I. Teil, der nur den Text enthält, erfahren wir, dafs Thewrewk von Ponor durch eine Handschrift des Paulus, die sich in der Bibliothek des Matthias Corvinus befand, in seiner auch von anderen ausgesprochenen Ansicht bestärkt wurde, dafs man dem

kritischen Apparat Lindemanns wenig Glauben schenken dürfe und dafs zur Herstellung eines sicheren Textes die bekannten Handschriften des Paulus und Festus noch einmal zu vergleichen und noch andere bekannte beizuziehen seien. Er hatte sich demnach ein doppeltes Ziel gesteckt: Rekonstruktion des Textes in der Epitome des Paulus auf Grund reicheren handschriftlichen Materials einerseits und nochmalige Durchsicht des Farnesianus zur Feststellung der Überlieferung des Festus anderseits. Die Grundsätze, die für ihn bei der Lösung seiner ersten Aufgabe mafsgebend waren, hat er in den Melanges Graux (1884), S. 659—669 klargelegt. In dem Aufsatze „Codex Festi breviati Trecensis" untersuchte er das Verhältnis folgender für die Paulus-Epitome in Betracht kommender Handschriften: Monacensis 14734 (M) Vossianus 116 (L) Trecensis 2291 (T) Escorialensis O III, 31 (E) Guelferbytanus Augusteus 10, 3 (G) Vindobonensis 142 (V) Vossianus 37 (J) Vossianus 135 (R). Dabei kam er zu dem Resultate, dafs diese Handschriften sich in zwei Familien teilen MLTE und GVJR und dafs die der ersteren angehörigen die besseren Lesarten haben. Ganz besondere Beachtung verdiene der cod. Trecensis, der dem 10./11. Jahrhundert angehöre.

Das ist allerdings eine ganz andere Grundlage als die, auf welcher Lindemann und Müller ihren Text aufbauten. Von den fünf Handschriften, die sie zugrunde legten, der Münchener, zwei Wolfenbüttler, einer Berliner und Leipziger wurde von Lindemann eine Wolfenbüttler (Guelf. II), von Müller die Münchener fast ausschliefslich bevorzugt. Aber trotzdem Thewrewk von einem solch umfangreichen handschriftlichen Material ausging, so finden sich doch nicht so viele bedeutende Verbesserungen, als man erwartete. Es ist allerdings viel Neues in den Text aufgenommen worden, davon aber ist ein grofser Teil schon in Müllers kritischem Apparat angegeben.

Von den vielen Textveränderungen in der Paulus-Epitome, die eigentlich nur an der Hand des kritischen Apparates vollständig gewürdigt werden könnten, will ich nur einige besprechen. Vor allem fällt bei einer Vergleichung der Müllerschen Ausgabe mit der Thewrewks die in vielen Wörtern veränderte Orthographie auf. Der Verfasser hat mit Recht sich dabei nur von der handschriftlichen Überlieferung leiten lassen und deshalb *adfectare, adcrescere*, *inmolabantur* (*immollabant* 16 $_5$) *cf.*, *inrisio, conlectus* (*collectus* 22 $_{21}$. 56 $_{11}$. 76 $_3$) geschrieben, bei mehreren Wörtern findet sich Konsonantenverdoppelung, auch ist die Aspiration öfters ge-

setzt, wo sie gewöhnlich nicht steht, und unterlassen, wo man sie erwartet, z. B. *holeris, Hiberae, Thrasimennus, corda cet.* Sehr oft ist auch die Stellung der Wörter verändert, und wenn man Müllers kritischem Apparat Glauben schenken darf, wählte Th. meistens die Stellung, die sich im Guelferbytanus II, der von Lindemann bevorzugten Handschrift, findet (z. B. 1 15. 2 35. 6 11. 8 27. 21 29. 31. 22 9. 23 11. 25 28. 28 40. 32 9. 35 15. 46 32. 50 17. *cet.*) Von den wichtigeren Veränderungen erwähne ich nur folgende: 2 17 steht *appellatum*, während Müller *appellamus*, M und G *appellatur* haben. Thewrewks Lesart ist die richtige, da Paulus in seinem Auszuge öfters die Erklärung eines Artikels in der oratio obliqua vorbringt und besonders gerne die Reimprosa verwendet. Mit Recht schreibt er auch 16 5: *Ablegmina partes exterorum, quae dis immolabant.* Müller schrieb auf Grund der Handschriften M u. G *immolantur.* Die Verwandlung des Praes. in das Imperf. findet sich bei Paulus sehr oft und ist besonders hier am Platze, da er von einer nicht mehr bestehenden heidnischen Sitte spricht. Im Artikel *Angor* 6 15 schrieb Müller nach Scaliger ἀγχόνη, M hat *anchedellen, G. anchedellin*, Th. setzte die einleuchtende Lesart ἄγχειν τὴν δειρήν. Vielfache Veränderungen erfuhr der Artikel *Arillator* 15 23, richtig gestellt wurde 19 36: *Anticum veteres etiam pro ianua* (Müller *omnia*) *posuere,* auch 44 8, wo Th. schreibt: *Conceptivae feriae talia festa dicebantur*; Müller setzte *feriae ea festa*, während M u. G *ferialiae festa* überliefern. Gröfsere Verbesserungen finden sich auch 24 3. 28 23. 33 26. 38 36 *cet.* An mehreren Stellen möchte man gerne wissen, aus welchem Grunde gerade diese Lesart gewählt wurde, da sie von der gewöhnlichen Schreibweise des Paulus abzuweichen scheint. So schreibt Th. 21 36: *Aves dicuntur, quod inde veniant, unde nequis suspicetur,* M hat quis non, G non quis. Zweifelhaft erscheint die Änderung, die Th. 37 1 vornahm: *Unde Ianus nominatur id, quod fuerit omnium primum*, Müller schrieb *ideo, quod fuerit omnium primus* und notiert, dafs G *primum* hat, von einer Variante *id*, die mir unpassend scheint, spricht er nicht. Man möchte gerne der Müllerschen Lesart den Vorzug geben. Auch 50 14 dürfte er nicht mit Recht geändert haben: Unde adhuc sub diu fieri dicimus, quod non sit sub tecto, M überliefert *fit*, was zum vorausgehenden *sub diu fieri* besser pafst.

Wie Th. für den Text des Paulus durch genauere Prüfung eines reichlicheren handschriftlichen Materials eine sichere Grundlage gewann,

so suchte er auch den Festus richtiger zu gestalten, indem Eugen Abel auf seine Veranlassung den Codex Farnesianus in Neapel noch einmal verglich. Die vorliegende Ausgabe Thewrewks unterscheidet sich besonders dadurch von der Müllers, dafs er die Überlieferung ohne jegliche Veränderung, in dem er selbst die Abkürzungen unaufgelöst läfst, wiedergiebt und auch die Lücken nicht ausfüllt, was Müller, wenn auch nicht immer in der richtigen Weise, gethan hat. Manche Buchstaben und hie und da auch ein Wort konnte der arg verstümmelten Handschrift noch abgerungen und in den Text aufgenommen werden. Nicht genügend ist, wie Hülsen, W. f. kl. Ph. 1891, p. 682 nachweist, die Rekonstruktion der nur in Abschriften erhaltenen Quaternionen des Farnesianus. Da Th. im Jahre 1893 eine von ihm selbst besorgte Wiedergabe der erhaltenen Blätter des Farnesianus in 42 Lichtdrucktafeln erscheinen liefs (Codex Festi Farnesianus XLII tabulis expressis. Consilio et impensis Academiae litterarum Hungaricae edidit Aemilius Thewrek de Ponor. Budapestini, Typis Franklinianis), so hat er dadurch die beste Grundlage für jede weitere kritische Arbeit geboten. Überblickt man noch einmal die ganze Arbeit Thewrewks, so mufs man gestehen, dafs seine Ausgabe insofern einen Fortschritt bedeutet, als sie sich auf einer viel umfangreicheren und genauer geprüften handschriftlichen Unterlage aufbaut. Erscheint aber der II. Bd. nicht, der für manches erst die Lösung bringen mufs, dann wird man doch wieder lieber zur Müllerschen Ausgabe trotz ihrer Mängel zurückkehren.

München. **Neff.**

---

229) **Hermann Sauppes ausgewählte Schriften.** Mit dem Bilde Hermann Sauppes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. VII u. 862 S. 8. ℳ 26. —

Der vorliegende stattliche, vortrefflich ausgestattete Band enthält die wichtigsten der kleinen Schriften des am 15. September 1893 heimgegangenen grofsen Philologen Hermann Sauppe. Als Herausgeber zeichnet Konrad Trieber, der bei seiner Arbeit von F. Blafs, W. Dittenberger, R. Hirzel, U. Köhler und U. v. Wilamowitz unterstützt worden ist. Die Aufgabe, eine solche Auswahl zu besorgen, ist an sich undankbar: sowohl die Aufnahme des noch Wertvollen als auch die Ausscheidung alles der Vergänglichkeit jetzt schon Angehörenden unterliegt an gewissen Punkten immer dem subjektiven Ermessen, und fast jeder wird irgend etwas ver-

missen, der eine dies, der andere jenes. Von diesem Buche nun läſst sich jedenfalls sagen, daſs alles, was Trieber überhaupt aufgenommen hat, von ihm auf das gewissenhafteste für den Gebrauch des modernen Philologen zugerüstet worden ist. Bedauerlich mag sein, daſs der Herausgeber sich auf Sauppes gedruckten Nachlaſs beschränken muſste, daſs ihm die hinterlassenen Kollektaneen und handschriftlichen Bemerkungen Sauppes nicht zur Verfügung standen: so wird leider wieder ein Teil des Nachlasses in Einzelmitteilungen zersplittert. Aber auch so liegt in dem Bande die reiche Ernte eines langen, gesegneten Lebens vor, ein gutes Stück der Geschichte unserer Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert. Vieles von dem, was Sauppe in den kleinen Abhandlungen niedergelegt hat, ist dauernder Besitz der Wissenschaft geworden, anderes ist ja wohl beseitigt, nicht weniges aber wirkt jetzt noch lebendig fort in der Entwickelung des Augenblickes.

Die Hauptschrift der Sammlung ist die berühmte Epistola critica ad Godofredum Hermannum, das Buch, mit dem Sauppe einst in die Reihe der führenden Männer trat, die vor mehr als zwei Menschenaltern die Grundlagen einer wissenschaftlichen Kritik der Überlieferung legten. Hier ward von Sauppe mit aller Eindringlichkeit an mehreren einleuchtenden Beispielen gezeigt, daſs der Gebrauch, den man von den Handschriften eines Autors für die Herstellung des Textes zu machen hat, bedingt wird durch ihr Verhältnis zu einander, daſs eine Handschrift, die aus einer anderen erhaltenen abgeschrieben, wertlos ist, daſs Handschriften, die in den Lesarten verwandt sind, sich zu Klassen zusammenschlieſsen, daſs die Klassen und die einzelnen Handschriften einen bestimmten charakteristischen Wert oder Unwert besitzen, daſs neben den Handschriften die indirekte Überlieferung heranzuziehen ist, der, wenn es irgend angeht, ein fester Platz in der Geschichte der handschriftlichen Überlieferung anzuweisen ist, daſs auch die Korruptelen ihre bestimmten Arten haben, die wieder bestimmte Arten der Heilung erfordern — alles Dinge, die uns heute in Fleisch und Blut übergegangen sind. Damals aber waren sie epochemachend. Diese bahnbrechenden Gedankenreihen bilden den Kern von Sauppes gesamtem philologischem Schaffen. Sauppe ist immer reiner Philolog im alten Sinne gewesen. Die Schranken zwischen Geschichte und Philologie waren in der Zeit, in die seine Entwickelung fiel, noch nicht gesunken, und wenn er auch den Fortschritten der letzten Jahrzehnte mit vollem Verständnis folgte, so lehnte seine Thätigkeit sich doch immer an Texte

an, mochten das nun litterarische Erzeugnisse oder Inschriften sein: ihre Herstellung mit allen Mitteln der Recensio und der Emendatio, für die ihm ein aufserordentlich scharfer Spürsinn und die genaueste Kenntnis beider alten Sprachen zuhilfe kam, dann ihre Erklärung nach allen Seiten und im Anschlufs daran die schlichte Feststellung der aus diesem Material sich ergebenden Thatsachen — das waren die Ziele, die er sich steckte und die er anderen in Schrift und Vorlesung wies. So ist er Historiker selbst nicht gewesen, wohl aber hat er dem Historiker eine Fülle von sauber behauenen Bausteinen geliefert.

Im Mittelpunkte seiner Studien standen bis in die letzten Jahre hinein, in denen er sich noch mit der Absicht trug, die Epistola critica neu zu bearbeiten, die attischen Redner und das, was man noch immer mit einem unzutreffenden Namen die attischen Altertümer nennt. Hierher gehören vor allem die epigraphischen oder an Inschriften anknüpfenden Abhandlungen der Sammlung, De inscriptione Panathenaica, über die Mysterieninschrift von Andania, de Amphictionia Delphica et hieromnemone Attico, Attica et Eleusinia und andere, von denen mehr als eine ein Merkstein in der Entwickelung der Inschriftenkunde ist. Bemerkenswert ist eine frühe Abhandlung Sauppes: De causis magnitudinis iisdem et labis Athenarum, ein für seine Zeit vortrefflicher Überblik über die gesamte politische und Kulturgeschichte Athens, den damaligen Historikern der griechischen Geschichte weit überlegen, anmutig geschrieben, voll feinen Verständnisses namentlich für das vorthemistokleische Athen: für einen geschickten Lehrer auch heute noch von Ertrag für den Unterricht, so wenig sie auch Neues lehrt.

Von diesem Mittelpunkte aus richtete Sauppe seine Thätigkeit auf die verschiedensten Gebiete des klassischen Altertums, überall als Grundlage für die Herstellung eines Textes die methodische Verwertung der handschriftlichen Überlieferung, als Grundlage für weitergehende Folgerungen die vernünftige sprachliche und sachliche Erklärung der Quellen fordernd. Im Zusammenhang mit der rednerischen Litteratur stehen auch die bekannten Abhandlungen über die Rhetorik des Anaximenes und über die Rhetorik des Aristoteles; wichtige Historikerberichte über das perikleische Zeitalter werden analysiert in der Arbeit „Über die Quellen des Plutarch im Leben des Perikles“. Daran reihen sich zahlreiche Bemerkungen zu den griechischen Historikern des vierten Jahrhunderts, besonders zu Xenophon, über Platon — darunter beachtenswert ein kleiner Auf-

satz in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft von 1835, der mehr als vierzig Jahre vor Useners „Abfassungszeit des platonischen Phaidros“ den Weg zur Zeitbestimmung dieses Dialoges wies, aus späterer Zeit die Abweisung erfolgreicher Modethorheiten, wie des Bestrebens, die kleinen unechten Dialoge (Menexenos und Genossen) als echt zu erweisen —, zu Äneas Tacticus, die glänzenden Herstellungen Philodems, die Würdigung des Rhetors Caecilius in einer durch lebhaften Widerspruch gegen willkürliche litterarhistorische Kombinationen ausgezeichneten Rezension und vieles spätere Autoren Betreffende. Auf dem Gebiete der lateinischen Litteratur sind es besonders Plautus, Lucrez, Cicero, Florus, Velleius Paterculus, denen Sauppes Thätigkeit zugute gekommen ist: auch hier zeigt sich der gleiche methodische Zug, dieselbe pädagogische Ader, die der früh geübten Lehrthätigkeit Sauppes ihre Entwickelung verdankt.

Von dem klassischen Altertum wandte sich Sauppe gelegentlich der deutschen Litteratur zu, auch hier auf methodische Herstellung, Verbesserung und Erklärung der Dichtertexte dringend. Von den Emendationen, die Sauppe in dem berühmten Programme Goethiana vorschlägt, haben die meisten in den besseren Goetheausgaben Aufnahme gefunden, und wären die Grundsätze, die Sauppe in einer Rezension von M. Bernays' Buche „Zur Kritik des Goetheschen Textes“ Düntzer gegenüber ausspricht, in der grofsen Weimarer Ausgabe mehr beherzigt worden, so wäre uns in deren ersten Bänden manche dilettantische Leitung erspart geblieben.

Eine grofse Anzahl von Sauppes Arbeiten hat die Form von Rezensionen. Sauppe ist nicht nur ein äufserst fruchtbarer, sondern auch ein vortrefflicher Rezensent gewesen. Seine Art, bei jedem Buch, das er bespricht, zunächst einen klaren Überblick über den bisherigen status causae zu geben, dann den Punkt zu bezeichnen, an dem das besprochene Werk einsetzt, dessen Inhalt deutlich und erschöpfend zu erzählen, das Urteil über seinen Wert oder Unwert zu fällen, zu allen wesentlichen Problemen mutig Stellung zu nehmen und am Schlusse wichtigere Einzelheiten zu erörtern, wobei oft genug die Arbeit gethan werden mufste, die der betreffende Autor zu thun versäumt hatte — alles das ist auch heute noch, namentlich gegenüber der jetzt so vielfach beliebten flüchtigen Art von Berichterstattung, mustergültig. Lebhaftes persönliches Empfinden bricht nur selten durch seine sachliche, ruhig milde Schreibweise hindurch, so, wenn er einmal holländische Flüchtigkeit geifselt, oder wenn er die Anzeige von Haupts Virgil zu einem warmen Nachrufe an den verstorbenen

Freund benutzt. Diese absolute Sachlichkeit bewirkt, dafs man Sauppes Persönlichkeit in seinen Schriften kaum erkennt. Aber bei schärferem Hinsehen wird sie dennoch deutlich. Die wunderbare Klarheit des Denkens, die Wesentliches und Unwesentliches, Zusammengehöriges und Fremdes mit Sicherheit trennt, der alles durchsichtig ist und die darum selbst den Eindruck vollkommener Durchsichtigkeit macht, der gesunde Menschenverstand, der sich durch nichts beirren läfst, und, ihn ergänzend, ein überaus feines ästhetisches Gefühl, dazu zwar keine jugendlich überschäumende Begeisterung, aber eine stille gesättigte Freude am hellenischen Altertum, endlich, alles durchziehend, die unvergleichliche Reinheit der Gesinnung, der schlichte Adel des Herzens: das sind Eigenschaften, die die Lektüre des ganzen Buches zum Genufs machen. Man gewinnt aus ihm den Eindruck, den Sauppes ganzes Wirken in der letzten Zeit seiner Thätigkeit erzeugte, den am besten einige von Sauppe ans Licht gezogene Goethesche Verse bezeichnen:

„Und vollbringst du kräftig milde
Deiner Laufbahn reine Kreise,
Wirst du auch zum Musterbilde
Jüngeren nach deiner Weise."

Den „Ausgewählten Schriften" Hermann Sauppes gebührt ein Platz überall dort, wo die Liebe zum hellenischen Altertume lebendig, wo der Sinn für wissenschaftliche Forschung wirksam ist: sie sollten in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Göttingen. **Georg Wentzel.**

---

230) **F. Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen** der Republik und der Kaiserzeit. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. ℳ 3.20.

Dafs von diesem Buche, das neben einem chronologischen Verzeichnis S. 6—16 auf vier Tafeln 122 mustergültige Münzbilder bietet, nach wenigen Jahren eine zweite Auflage erscheint, ist ein Beweis, nicht nur für seine vorzügliche Zusammenstellung und Ausstattung, sondern auch dafür, dafs es beim Unterricht Verwendung gefunden hat. Freilich auf Gymnasien wird man nur selten Gelegenheit haben, aufser Tafel I die Münzbilder aus dem 2.—5. Jahrhundert zu verwerten, aber für junge Historiker und Numismatiker sind dieselben ein unentbehrliches Hilfsmittel, zumal Cohens siebenbändiges Werk schwer zugänglich ist. Auch

für diese wäre eine eingehendere Beschreibung der Münzen, etwa in der Weise, wie sie Pfeiffer in seinen antiken Münzbildern, Winterthur 1895, gegeben hat, sehr wünschenswert. Auf einige Punkte der Art, die mir besonders wichtig erscheinen, möchte ich kurz hinweisen.

Es bleibt unerklärt, was auf Nr. 1 bei dem Bildnis des Pompeius Magnus l. die Lekythos zu bedeuten hat. Was bedeutet bei Nr. 24 der r. vom Bildnis sichtbare gerade Stab, über dem noch ein Zeichen, vielleicht eine Zahl steht? Was ferner bei Nr. 103 der Speer neben dem Bilde des Probus? Auch das Relief des Schildes bedürfte hier m. E. einer Beschreibung. Weshalb ist auf Nr. 110 neben Maximian ein gezäumtes Rofs dargestellt? Unerklärt sind die Mondsicheln [1]) an den Schultern der kaiserlichen Damen, der Otacilia Nr. 76, Etruscilla Nr. 79; Salonina Nr. 88; dieselben erscheinen noch gröfser bei Severina Nr. 100. Bei dem Mangel eines brauchbaren Handbuches für römische Numismatik sind Erklärungen derartiger Dinge durchaus notwendig, wenn nicht ein grofser Teil der Münzbilder unverstanden bleiben soll. Auch auf die Verschiedenheit der Nrn. 53 und 54, 56 und 57, die doch je dieselbe Persönlichkeit darstellen, will ich hingewiesen haben. Dringend wünschenswert möchte es auch sein, dafs das Gewicht, speziell der aurei, angegeben werde.

Hoffentlich entschliefst sich der Herr Verfasser bei einer gewifs bald nötigen dritten Auflage die Textseiten des Buches in der angedeuteten Art zu vervollständigen und dadurch dasselbe noch viel brauchbarer zu machen.

Wolfenbüttel. **Bruncke.**

---

231) **Otto Meltzer, Geschichte der Karthager.** Zweiter Band. Mit drei Karten. Berlin, Weidmann, 1896. XII und 611 S. 8. ℳ 13. —

Siebzehn Jahre sind verflossen, dafs der erste Band von M.s „Geschichte der Karthager" erschien, welcher von der Kritik einstimmig als eine Leistung von bedeutendem wissenschaftlichen Wert anerkannt wurde. Der zweite Band hat länger auf sich warten lassen, als es der Verfasser selbst voraussah, er wird aber deswegen von der Öffentlichkeit mit um so gröfserer Freude aufgenommen werden; die Vorzüge, welche das Werk von Anfang an auszeichneten: umfassende Beherrschung der Quellen und

1) Genügenden Aufschlufs giebt auch Roschers Lexicon im Artikel „Men" nicht.

der neueren Litteratur, sorgfältige und umsichtige Erwägung aller bei der Feststellung der Thatsachen in Betracht kommenden Momente, weiter, historischer Blick kehren in ihm wieder und sind mit dem Fortschreiten der schwierigen Aufgabe noch mehr ausgereift.

Die Masse des zu bewältigenden Stoffes machte es unmöglich, was der Verfasser ursprünglich beabsichtigt hatte, in diesem zweiten Bande das Thema zu Ende zu führen. Derselbe zerfällt in zwei an Umfang fast gleiche Hälften (Bücher), von welchen das zweite Buch die Staatsverfassung und -verwaltung Karthagos behandelt — mit einem Anhang über die Topographie —, während das dritte Buch die geschichtliche Darstellung von den letzten Jahren des Agathokles bis zum Beginn des Hannibalischen Krieges weiterführt. Welche Schwierigkeiten eine Zusammenfassung der „karthagischen Altertümer“, an die sich seit Movers niemand mehr ernstlich heranwagte, der Forschung darbietet, ist bekannt genug; das Material dafür ist verschwindend gering, von einheimischen Quellen kann, einige phönikische Inschriften abgerechnet, die aber fast mehr Rätsel aufgeben als lösen, kaum die Rede sein: so bleibt allein die griechisch-römische Überlieferung, allen voran Aristoteles und Polybios, von welchen der erstere in seiner „Politik“ der karthagischen Verfassung einen kurzen Exkurs widmet. Da er aber deren Kenntnis bei seinen Lesern voraussetzt, so ist seine aphoristische Behandlung für uns vielfach unverständlich, um so mehr da es sich bei der Aristokratie Karthagos um einen viel komplizierteren Organismus handelt, als ihn das gangbare Schema der griechischen demokratischen Gemeinwesen darbietet. Der Verfasser hat das Möglichste gethan, um aus den zersprengten Trümmern der Überlieferung ein einheitliches und in sich stimmendes Bild zu gewinnen, in mancher Hinsicht, so was den Unterschied zwischen *γερουσία* und *σύγκλητος* und den Staatsgerichtshof der Hundertundvier anlangt, mit entschiedenem Glück; er ist der erste, zu betonen, dafs vieles an seinem Versuch hypothetisch bleiben mufs, ja man möchte manchmal eine entschiedenere Formulierung seiner Ansichten wünschen. Auf festeren Boden stützen sich die folgenden Kapitel über die Gliederung des karthagischen Reichs, dessen Finanzen (wo die herkömmliche Anschauung über das „Ledergeld“ berichtigt wird) und das Militärwesen; die Ausführungen über das letztere, besonders über die Söldner und die Numidier, sind einer der gelungensten Abschnitte des Buches und fördern unsere Kenntnis um ein Bedeutendes. Von besonderem Werte ist der Anhang, welcher sich mit der Topographie

der Stadt Karthago beschäftigt; dazu giebt M. in den Anmerkungen auf S. 520 ff. einen lehrreichen Überblick über die auf diesen Gegenstand bezüglichen Studien und Forschungen in der neueren Zeit. Auch diese ungemein schwierigen Fragen werden von dem Verfasser mit der gröfsten Sorgfalt behandelt und in einzelnen Punkten, so was die dreifache Befestigungsmauer und die Häfen anlangt, entschieden weiter geführt; bezüglich der Umwallung Karthagos möchte ich allerdings die Frage aufwerfen, ob sie nicht durch die Analogie weiter geführt werden könnte, welche die dreifache Befestigungsmauer der Burg von Susa darbietet, wie sie nach Dieulafoys Forschungen feststeht (am leichtesten orientiert man sich jetzt darüber bei Billerbeck, Susa 1893). Es ist zu bedauern, dafs M., wie es scheint, versagt blieb, seine Aufstellungen durch die Autopsie des Bodens zu ergänzen.

Das dritte Buch, welches, im Gegensatz zu dem vorhergehenden, bereits von vielen behandelte Dinge wieder darzustellen hat, erhält seinen selbständigen Wert dadurch, dafs die geschichtlichen Ereignisse vom Standpunkt Karthagos aus der Betrachtung unterzogen werden; damit und durch die erneute Nachprüfung der kritischen, besonders der quellenkritischen Fragen ergiebt sich dem Verfasser eine Anzahl von nicht zu unterschätzenden Verbesserungen der bisherigen Ansichten. Dies gilt bereits für die Erörterung über den vierten Vertrag Karthagos mit Rom, S. 230 ff. Ein Hauptgewicht legt M. darauf, im Gegensatz zu der landläufigen Meinung nachzuweisen, dafs Karthago weder den ersten punischen noch den Hannibalischen Krieg mit bewufster Absicht eingefädelt habe, dafs es — und bei dem ersten Kriege auch Rom — von den Ereignissen schrittweise immer weiter geschoben wurde. Was die Entstehung des ersten punischen Kriegs anlangt, so wirkt die Beweisführung des Verfassers im wesentlichen überzeugend, obwohl er meiner Ansicht nach für die in Messana sich abspielenden Ereignisse der sekundären Überlieferung noch immer zu viel Geltung einräumt Dafs aber, was M. mit der gröfsten Eindringlichkeit sich nachzuweisen bemüht, Hannibal nicht auf den Krieg mit Rom losgesteuert sei, erscheint, obwohl es mit bestechender Argumentation vorgetragen wird, im letzten Grund doch nicht als glaublich; wie schwer derlei Kontroversen bündig zu entscheiden sind, haben die jüngsten litterarischen Fehden über den Ursprung des Siebenjährigen und des Deutsch-französischen Krieges von 1870/1871 gelehrt, die sich doch auf ein ganz anderes Material stützen konnten. In Zusammenhang damit

steht, dafs M. eingehend die zweifache — freundliche oder feindliche — Tendenz darlegt, welche in der Überlieferung inbezug auf Hamilkar und Hannibal zu verfolgen ist und welche auf der einen Seite im wesentlichen durch Polybios, auf der anderen Seite durch die römische Tradition repräsentiert wird; er bemüht sich im einzelnen aufzudecken, welche Verschiebung die geschichtliche Wahrheit durch den römischen Standpunkt der Berichte erfahren hat. Anderseits liefert er, bei aller Anerkennung für den grofsen Geschichtschreiber, eine Reihe von beachtenswerten Beiträgen zur Kritik des Polybios. Diese Ausführungen, wie diejenige über Polybios' Methode S. 365 ff. gehören zu den vortrefflichsten Partieen in M.s Buch und bilden eine bleibende Bereicherung der Forschung. Wie fruchtbar sie auch für die in vielen Fällen strittige Feststellung des Thatbestandes sind, zeigen, um nur einiges herauszuheben, die Erörterungen über die Rolle, welche Xanthippos in Karthago spielte, dann über den sogenannten Ebrovertrag (S. 408 ff.) und über die römische Gesandtschaft wegen Sagunts (S. 605 ff.).

Ich schliefse mit dem Wunsche, es möge M. die nötige Mufse finden, sein grundlegendes Werk in nicht allzu ferner Zeit der Vollendung zuzuführen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

Vakanzen.

Bremen, R. S. beim Doventhor. Hilfsl. Math. u. Nat. und Turnen. 1800—2400 ℳ.

Lennep, Rprg. (ev.) Direktor. N. E. u. Wohnung. Meldung bis 10./1. 97. Bürgermeister Sauerbronn.

Oberhausen, Rprg. Lst. N. Spr. und Turnen. N. E. Dir. Dr. Poppelreuter.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Neue
Philologische Rundschau.

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in Bremen.

Jahrgang 1896, Nr. 26.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1896.

***Platons Ausgewählte Schriften.** Erklärt von *H. Bertram.*
1. Bd.: Apologie des Sokrates und Kriton. 2. Aufl. 2. Bd.: Protagoras. à ℳ 1. 3. Bd.: Euthyphron. 4. Bd.: Laches. à ℳ 60. —
***Sallust.** Erklärt von *J. H. Schmalz.* 1. Bd.: De bello Catilinae liber. 4. Aufl. ℳ 1. 2. Bd.: De bello Iugurthino liber. 3. Aufl. ℳ 1. 20.
***Seneca,** Epistulae morales selectae. Erklärt von *G. Hefs.* ℳ 1. 80.
***Sophokles' Antigone.** Erklärt von *G. Kern.* 3. Aufl. ℳ 1 —.
***— König Ödipus.** Erklärt von *G. Kern.* 2. Aufl. ℳ 1. —.
— Ödipus auf Kolonos. Erklärt von *Fr. Sartorius.* ℳ —. 80.
***— Elektra.** Erklärt von *G. H. Müller.* ℳ 1. 20.
***— Philoctetes.** Erklärt von *G. H. Müller.* ℳ 1. —
***— Aiax.** Erklärt von *R. Paehler.* ℳ 1. 50.
Tacitus' Annalen. Erklärt von *W. Pfitzner.*
1. Bd.: 1. u. 2. Buch. 2. Aufl. ℳ 1. 20. — *2. Bd.: 3. bis 6. Buch. 2. Aufl. ℳ 1. 50.
*3. Bd.: 11. bis 13. Buch. ℳ 1. 20. — *4. Bd. 14. bis 16. Buch. ℳ 1. 50.
***— Germania.** Erklärt von *G. Egelhaaf.* 2. Aufl. ℳ —. 60.
***— Agricola.** Erklärt von *K. Knaut.* ℳ —. 80.
***— Dialogus.** Erklärt von *E. Wolff.* ℳ 1. 20.
***Thucydides.** Erklärt von *J. Sitzler.* *Buch 1: ℳ 2. 10. — *Buch 2 und 7: à ℳ 1. 80. — *Buch 6: ℳ 1. 20
***Vergils Aeneis.** Erklärt von *O. Brosin.*
1. Bd.: 1. u. 2. Buch. 4. Aufl. — 2. Bd.: 3. u. 4. Buch. 3. Aufl. à ℳ 1. 30. —
3. Bd.: 5. u. 6. Buch. 3. Aufl. ℳ 1. 80. — 4. Bd.: 7. bis 9. Buch. 2. Aufl. ℳ 2. 10.
5. Bd.: 10.—12. Buch. Erklärt von O. Brosin u. L. Heitkamp. ℳ 1. 80
— Anhang hierzu. 3. Aufl. ℳ —. 30.
Xenophons Anabasis. Erklärt von *R. Hansen.*
*1. Bd.: 1. u. 2. Buch. 3. Aufl. — *2. Bd.: 3. bis 5. Buch. 2. Aufl. — 3. Bd.: 6. u. 7. Buch. à ℳ 1. 20.
— Hellenika. Erklärt von *R. Grosser.*
*1. Bd.: 1. u. 2. Buch. ℳ 1 20. — *2. Bd.: 3. u. 4. Buch. ℳ 1. 20. —.
*3. Bd.: 5. bis 7. Buch. ℳ 2. 10.
***— Memorabilien.** Erkl. von *E. Weifsenborn.* 1. Bd.: 1. u. 2. Buch. — 2. Bd.: 3. u. 4. Buch. à ℳ 1. 20.

Bachof, Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia. 2., auf Grund der Lehrpläne von 1892 gänzlich umgearbeitete **Auflage.** ℳ 2. 40.
Baumann, Platons Phaedon. Philosophisch erklärt. ℳ 4. —.
Frigell, Prolegomena in T. Livii l. XXII. XXIII. à ℳ 1. 20.
Hansen, Wörterb. zu Xenoph. Anabasis u. Hell. ℳ 1. 60, geb. ℳ 2.
Hansen, Vokabeln zu Xenophons Anabasis B. I, II, III, IV. à ℳ —. 60.
— — — — — — B V. ℳ —. 40.
— Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis. 1. Heft. Buch I. ℳ 3. —.
Kammer, Homerische Vers- und Formlehre. ℳ —. 80.
Köhler, Sprachgebrauch des Nepos in der Kasussyntax. ℳ —. 80.
Lange, Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen. 1. Heft: Buch I—V. ℳ 4. —.
Martens, Alphabetisch-etymologisches Vocabular zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. ℳ —. 80.
Martens und **Rieger,** Präparation zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Heft 1 und 2: à ℳ —. 50. Heft 3: ℳ —. 60.
Müller, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen im Anschlufs an Ciceros Rede für P. Sestius. ℳ —. 30.
— Aufgaben zu lateinischen Stilübungen im Anschlufs an Ciceros I. u. II. Philippische Rede. ℳ —. 40.
Netzker-Rademann, Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta im Anschlufs an die Lektüre des Cornelius Nepos. ℳ 2. —.
Päpke, Präparation zu Caesars Bellum Gallicum.
1. Heft: Buch I. ℳ —. 40. 2. u. 3. Heft: Buch II u. III. à ℳ —. 35.
Paetzolt, Lat. Übungsbuch im Anschlufs an Caesars Gallischen Krieg.
I. Teil: Buch I, c. 1—29; Buch II—IV. 2. Auflage. ℳ 1. —.
II. Teil: Buch I, c. 30—54; Buch V—VII. ℳ 1. 25.
Reuchlin, Regeln üb. d. Behandlung d. Dafs-Sätze im Lat. ℳ 1. —.
Schmidt, Vokabeln und Phrasen zu Homers Odyssee. Heft I: 1. Gesang. ℳ —. 40. Heft II: 2. Gesang. ℳ —. 60. Heft III: 3. Gesang. ℳ —. 60.
Schultefs, Vorlagen zu lateinischen Stilübungen (I: Variationen zu Cicero und Livius; II: Variationen zu Cicero und Tacitus.) à ℳ 2. 40.
Schulze, Skizzen hellenischer Dichtkunst. ℳ 2. 40.
Sitzler, Präparation zu Herodot Buch VI, Heft 1 u. 2 à ℳ —. 50.
— — Buch VIII. ℳ —. 80.
Tabellarisches Verzeichnis der hauptsächlichsten latein. Wörter von schwankender Schreibweise nach den neuesten Ergebnissen zusammengestellt Ein Anhang zu jeder lateinischen Grammatik. ℳ —. 35.
Wagener, Hauptschwierigkeiten de lateinischen Formenlehre in alphabetischer Reihenfolge. ℳ 2. —.
Weber, Griechische Elementar-Grammatik. ℳ 2 40.
— Lateinische Elementar-Grammatik I: Formenlehre. 2. Aufl. ℳ 2. 40.
— — II: Elemente der lateinischen Syntax. ℳ 1. 60.
— — III: Elemente der lateinischen Darstellung. ℳ —. 80.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **London Tea Company** in **München.** — Ferner: **Titel und Register zu Jahrgang 1896 der „Neuen Philologischen Rundschau“.**



